

H.p.f.540-5,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

H.p.f.540-5,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT
IN BILDNISSEN

H.p.f.540-5,
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

H.p.f.540-5,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

IN
BILDNISSEN

MIT BEITRÄGEN VON PAUL ANKEL, FRANZ BENTY, ERNST BERNER, WILHELM BÖLSCHÉ, HEINRICH BULLE,
JUL COMBICHAU, MAX CORNICELIUS, ED. ENGEL, HUGO FALKENHEIM, KARL FEDERN, WILHELM FÖRSTER,
WALTER FRIEDLÄNDER, HERMAN GRIMA, OTTO HAUSER, HARALD HÖFFDING, KARL JACOB, FRIEDRICH JODI,
ROBERT KAHN, LUDWIG KÄRMERER, GUSTAV KARPELES, GEORG KAUTMANN, FRANZ XAVER KRAUS, RUDOLF
KRAUSS, HELENE LANGE, KURD LASSWITZ, MAX LEHMANN, MAX LEHR, OTTO LIEBMAN, H. A. LIER, MAX
LORENZ, OTTOKAR LORENZ, VICTOR LOWINSKY, HEINRICH MAIER, ERICH MARCKS, FRIEDRICH MEINCKE,
MARIE MULLER, FRANZ MÜNCKER, RICHARD MÜTHER, CARL NEUMANN, HERMANN ONCKEN, PAUL OERTMANN,
JULIUS PAGEL, OTTO PFLEIDERER, ALOIS RIEHL, FRANZ RÜHL, LEOPOLD SCHMIDT, MAX SCHMID, HERMANN
SCHOLZ, GEORG STAMPER, WALTER STRÜCK, ERNST TROELTSCH, GURT WACHSMUTH, KARL WILKE,
OTTO N. WITT, JOHANNES WOLF, THEOBALD ZIEGLER U. V. A.

HERAUSGEGEBEN VON

KARL WERCKMEISTER



BAND V

BERLIN

KUNSTVERLAG DER PHOTOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT

1901

H.p.f.540-5, Titel

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-5,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

INHALTS-VERZEICHNIS

DES FÜNFTEN BANDES.

I. Bildnisse und Textillustrationen.

Hancock, George, gemalt von Gustav Richter	Bildnis Nr.	485
Hess, Reinhold, Naturaufnahme von W. Fechner, Berlin	" "	501
Hell, Alexander Graham, nach einer Naturaufnahme	" "	508
Hennippen, Rudolf von, nach einer Naturaufnahme von Jul. Braun, Berlin	" "	514
Berthelot, Pierre Eugène Marcelin, nach Naturaufnahme von Pierre Petit, Paris	" "	570
Bislerman, Alois Emmanuel, Naturaufnahme	" "	580
Bismarck, Otto von, Naturaufnahme von Jean Schäfer, Frankfurt a. M.	" "	593
Bismarck, Otto von, Naturaufnahme von Loescher & Pesch, Berlin	" "	594
Bismarck, Otto von, Naturaufnahme von Loescher & Pesch, Berlin	" "	595
Bismarck, Otto von, Naturaufnahme von Loescher & Pesch, Berlin	" "	596
Bismarck, Otto von, gemalt von Lenbach	" "	597
Bismarck, Otto von, gemalt von Lenbach	" "	598
Bismarck, Otto von, Naturaufnahme von Jul. Braun, Berlin	" "	599
Bismarck, Otto von, gemalt von Lenbach	" "	600
Böcklin, Arnold, gemalt von Lenbach	" "	589
Böcklin, Arnold, gemalt von Lenbach	" "	590
Böcklin, Arnold, Naturaufnahme von Lissner & Pesch, Berlin	" "	591
Böcklin, Arnold, nach der Original lithographie von S. Landsinger, München	" "	592
Bouquet, Paul, nach einer Naturaufnahme von Dezaire, Paris	" "	586
Bret Harte, Francis, Naturaufnahme von W. & D. Downey, London	" "	587
Bright, John, nach einer Naturaufnahme von Elliot & Fry, London	" "	554
Brückner, Anton, nach einer Naturaufnahme von J. Löwy, Wien	" "	544
Bruno, Heinrich, nach einer Naturaufnahme	" "	598
Blow, Hans von, gemalt von Lenbach	" "	488
Bussen, Karl Josias, gezeichnet von G. Richmond, gestochen von H. Robinson	" "	484
Burmester, Hermann, nach der Lithographie von Rud. Hoffmann	" "	518
Cauchy, Augustin Louis, gemalt von J. Koller, lith. von Belliard	" "	581
Cesari, Camillo di, nach einer Naturaufnahme	" "	489
Clenius, Rudolf, nach einer Naturaufnahme	" "	528
Cornelius, Peter, nach einer Naturaufnahme	" "	576
Cornu, Camille, nach einer Naturaufnahme von Nadar, Paris	" "	540
Böhrich, Maria Friedrich Rudolph, Naturaufnahme von Carl Günther, Berlin	" "	505
Diaz, Friedrich Christian, nach einer Naturaufnahme	" "	571
Dumas, Jean Baptiste André, nach der Natur lithographiert von Mourin	" "	494
Ebner-Eschenbach, Marie von, Naturaufnahme von Dr. Saffels, Wien	" "	517
Egidy, Christoph Moritz von, nach einer Photographie von Litscher und Pesch, Berlin	" "	559
Ehrenberg, Christian Gottfried, gemalt von Rodike	" "	481
Esmarch, Friedrich, Naturaufnahme von J. C. Schaarwächter, Berlin	" "	551
Field, Cyrus West, nach einer Lithographie von Groszeller	" "	555
Flourens, Gustave, nach einer Naturaufnahme	" "	496
Forschenbeck, Max von, Naturaufnahme von Lissner und Pesch, Berlin	" "	583
Fouadé, James Anthony, Naturaufnahme von Elliot & Fry, London	" "	555
Garibaldi, Giuseppe, nach einer Photographie von Alinari, Florenz	" "	515
Gegebauer, Karl, Naturaufnahme von Ed. Schütz, Heidelberg	" "	571
George, Henry, Naturaufnahme von Elliot & Fry, London	" "	495

Givok, Karl, nach einer Aufnahme vom Hochphotograph Boudry, Stuttgart	Bildnis No.	515
Glutz, Giuseppe, nach dem Stich von C. Reinhold	" "	504
Giese, Rudolf, Naturaufnahme von W. Höfer, Berlin	" "	527
Goncourt, Edmond de, Naturaufnahme von Nadar, Paris	" "	580
Goncourt, Jules de, nach einem Stich von Varin	Textill. S.	882
Gordon, Charles George, Naturaufnahme von Chalkley Gould & Co., Southampton	Bildnis No.	536
Grieg, Edvard, gemalt von Eric Werneck	" "	497
Hansen, Christopher, nach der Lithographie von Rud. Hoffmann	" "	545
Harrison, Edward von, nach der Steinzeichnung von Rud. Schalte in Hofe	" "	541
Hauptmann, Gerhart, nach einer Naturaufnahme	" "	494
Hehn, Victor, nach einer Naturaufnahme	" "	497
Heine, Heinrich, nach dem Gemälde von Moritz Oppenheim, lithographiert von Heine	" "	52
Heise, Otto, nach einer Photographie von Aug. Classens, Aachen	" "	535
Jackson, Andrew, nach einem Daguerreotyp lithographiert von Latosse	" "	480
Jacobson, Jens Peter, nach einer Naturaufnahme	" "	585
Kasteler, Wilhelm Emanuel Freiherr von, nach einer Lithographie	" "	538
Kierkegaard, Sören, gezeichnet von M. C. Kierkegaard	" "	525
Kinkel, Gottfried, gemalt von Götzburg	" "	483
Klinger, Max, Naturaufnahme von N. Penschel, Leipzig	" "	581
Kowalevsky, Sofia, nach einer Naturaufnahme	" "	581
Lassalle, Ferdinand, nach einer Naturaufnahme	" "	510
Leib, Wilhelm, nach einer Naturaufnahme	" "	547
Lermontow, Michael Jurjewitsch, nach der lithographierten Zeichnung von Gorbunow	" "	509
Liebermann, Max, Naturaufnahme von N. Penschel, Leipzig	" "	591
Lichtenzahn, Wilhelm, Naturaufnahme von Pinkan & Gehler, Leipzig	" "	505
Linde, Karl Paul Gottfried, Naturaufnahme von Fr. Müller, Halphotogr., München	" "	572
Loche, Rudolf Hermann, nach Photographie von Bernhard Peul, Göttingen	" "	577
Marius, Carl Friedrich Philipp von, gezeichnet von Kaulbach	" "	512
Mars, Karl, nach einer Naturaufnahme von Finkow & Gehler, Leipzig	" "	540
Marquardt, Gup de, nach einer Naturaufnahme	" "	521
Mazzini, nach einer Photographie von Alister, Rom	" "	521
Meissel, Adolph, gemalt von Eduard Magnus 1843	" "	545
Meissel, Adolph, Naturaufnahme 1891 von Brasch, Berlin	" "	546
Müller, Jean-François, gezeichnet von ihm selbst	" "	548
Mohrbach, Jacob, nach einer Naturaufnahme	" "	503
Monroe, James, gemalt von Vanderlyn	" "	487
Moxe, Friedrich Christian Adolf von, gezeichnet von Franz Krüger, lithographiert von Gentili	" "	537
Müller, Karl Otfried, nach der Kreidezeichnung von Ternite	" "	482
Munzen, Friderich, nach einer Aufnahme von van der Weyde, London	" "	504
Nietzsche, Friedrich, nach einer Naturaufnahme	" "	585
Nightingale, Florence, Naturaufnahme der London Stereoscopic Company	" "	508
Nobel, Alfred, Naturaufnahme von Götz Flormann, Stockholm	" "	529
Otto-Peters, Luise, nach einer Naturaufnahme	" "	511
Owen, Richard, Naturaufnahme von Elliot & Fry, London	" "	564
Preobwalsky, Nikolai Michailowitsch, Naturaufnahme von Glisen, St. Petersburg	" "	550
Rechter, Eugen, nach einer Naturaufnahme von J. Bratz, Berlin	" "	573
Riemann, Bernhard, nach einem Stich von Weger	" "	557
Ritschl, Albrecht, nach einer Naturaufnahme	" "	507
Ritschl, Friedrich Wilhelm, nach einer Naturaufnahme	" "	503
Rodheus, Karl, nach Graffs Lichtbild, lithographiert von Ruhbach	" "	493
Röntgen, Wilhelm Konrad, Naturaufnahme von Professor E. Hanfstaengl, Frankfurt a. M.	" "	519
Rosegger, Peter, Naturaufnahme von Fetzner, Teplitz	" "	500
Roth, Richard, nach der Lithographie von R. Weiss	" "	516
Saint-Simon, Claude Henri de, nach einem Stich von Perrot	" "	550
Salisbury, Cecil Marquis of, Naturaufnahme von Elliot & Fry, London	" "	569
Sardon, Victorien, nach einer Naturaufnahme von Nadar, Paris	" "	542
Schilling, Johannes, gemalt von Paul Klessing	" "	530
Schliemann, Heinrich, nach einer Naturaufnahme	" "	504
Schmuller, Gustav, gemalt von Klein Greviller	" "	539
Sigwart, Christoph, Naturaufnahme	" "	530
Simrock, Karl Joseph, nach einer Naturaufnahme	" "	519
Srinidberg, August, nach einer Photographie von Gehröder Andersen, Stockholm	" "	524
Suzermann, Hermann, nach einer Lithographie von Hans Feilner	" "	498
Thoma, Hans, Selbstbildnis	" "	561
Toussaint, Alexis de, nach der Lithographie von Chassorin	" "	491
Trause, Ludwig, Naturaufnahme	" "	532
Tschailowsky, Peter Iljitsch, nach einer Naturaufnahme	" "	597
Vardi, Giuseppe, nach einer Naturaufnahme von Piletti und Poyzel, Mailand	" "	510
Wagner, Richard, Naturaufnahme von Franz Hanfstaengl, München	" "	513
Wagner, Richard, Naturaufnahme von Franz Hanfstaengl, München	" "	514
Wagner, Richard, letzte Aufnahme	Textill. S.	799

Werner, Anton von, Naturaufnahme von W. Fischer, Berlin	Bildnis No. 373
Wichern, Johann Heinrich, nach einer Naturaufnahme	" " 374
Windschield, Bernhard, Naturaufnahme von Georg Brokesch, Leipzig	" " 378
Wisemann, Hermann, Naturaufnahme	" " 446
Woll, Friedrich August, gezeichnet und lithographiert von J. Woll 1821	" " 322
Zoll, nach einer Naturaufnahme von Nader, Paris	" " 541

II. Aufsätze.

Bameroff, George, von Karl Wilke	Seite 720
Beggs, Reinhold, von Paul Warncke	" 740
Bell, Alexander Graham, von Franz Bendt	" 858
Bennigsen, Rudolf von, von Georg Kaufmann	" 869
Berthelot, Pierre Eugène Marcelin, von Robert Kahn	" 861
Biedermann, Alois Emmanuel, von O. Pfleiderer	" 794
Bismack, Otto von, von Erich Mücke	" 607
Biskin, Arnold, von Carl Neumann	" 691
Bourget, Paul, von Otto Hauser	" 855
Bret Harle, Francis, von Karl Wilke	" 898
Brigh, John, von Karl Wilke	" 851
Braukner, Acton, von Leopold Schmidt	" 818
Brunn, Heinrich, von Heinrich Balle	" 877
Bulow, Hans von, von Leopold Schmidt	" 784
Bunsen, Christian Karl Josias, von Hermann Brunnhofer	" 716
Bunzeiter, Hermann, von Wilhelm Bilsche	" 775
Caschy, Augustin Louis, von Franz Bendt	" 883
Cavour, Camillo di, von Franz Xaver Kraus	" 727
Charnis, Rudolf, von Wilhelm Bilsche	" 830
Cornelius, Peter, von Leopold Schmidt	" 812
Carot, Camilla, von Richard Müller	" 826
Deacock, Martin Friedrich Rudolph, von Hermann Oncken	" 750
Dierx, Friedrich, von Walter Friedländer	" 861
Dumas, Jean Baptiste André, von Otto M. Witt	" 739
Eimon-Fachsenbach, Marie von, von Max Lorenz	" 774
Egdy, Christoph Meitz von, von Wilhelm Foerster	" 840
Ehrenberg, Christian Gottfried, von Wilhelm Bilsche	" 715
Esmarch, Friedrich, von Julius Pagel	" 801
Field, Cyrus West, von Franz Bendt	" 815
Faulstich, Gustav, von Eduard Engel	" 729
Fockelack, Max von, von Karl Jacob	" 897
Froude, James Anthony, von Georg Stämpfer	" 831
Garibaldi, Giuseppe, von Karl Wilke	" 706
Gauguin, Karl, von Wilhelm Bilsche	" 802
George, Henry, von Ed. Jull	" 737
Gerok, Karl, von Rudolf Krause	" 779
Gusti, Giuseppe, von Max Corniodius	" 748
Gzeit, Rudolf, von Georg Stämpfer	" 790
Genevrat, die Brüder, von Eduard Engel	" 881
Genies, Charles George, von Karl Wilke	" 804
Grieg, Edward, von Leopold Schmidt	" 885
Hasszeca, Christoph, von Franz Bendt	" 817
Harmann, Karl Robert Eduard von, von Hugo Jäkelstein	" 723
Hauptmann, Gerhart, von Max Lorenz	" 941
Hahn, Werner, von Hugo Jäkelstein	" 879
Heine, Heinrich, von Gustav Karppeles	" 770
Heze, Otto, von Franz Bendt	" 802
Jackson, Andrew, von Karl Wilke	" 721
Jacobson, Jens Peter, von Otto Hauser	" 839
Kettler, Wilhelm Emmanuel Preller von, von Walter Struck	" 800
Kierkegaard, Soren, von Harald Höffding	" 764
Kinzel, Gottfried, von Paul Warncke	" 715
Klinger, Max, von Max Schmid	" 885
Kruzensky, Sonja, von Helene Lange	" 824
Kussoll, Ferdinand, von Theobald Ziegler	" 811
Leib, Wilhelm, von Carl Neumann	" 802
Lermantow, Michael Jurjewitsch, von Th. Gommichau	" 762
Liebermann, Max, von Ludwig Kramerer	" 835
Liebkecht, Wilhelm, von Karl Wilke	" 813

Linde, Karl Paul Gottfried, von Robert Kahn	Seite 805
Lotze, Rudolf Hermann, von Viet. Lowinsky	„ 814
Martins, Carl Friedrich Philipp von, von Otto N. Witt	„ 250
Mars, Karl, von Karl Wille	„ 813
Maupassant, Guy de, von Max Lorenz	„ 714
Mazzini, Giuseppe, von Carl Neumann	„ 765
Mérimé, Adolphe, von Carl Neumann	„ 716
Millet, Jean-François, von Richard Muther	„ 814
Moleschott, Jakob, von Wilhelm Bißhac	„ 721
Monroe, James, von Carl Wille	„ 725
Motz, Friedrich Christian Adolph von, von Ernst Berner	„ 845
Müller, Karl Otfried, von Paul Ankel	„ 714
Nansen, Fridtjof, von Georg Stamper	„ 758
Nietzsche, Friedrich, von Alois Rühl	„ 801
Nightingale, Florence, von Marie Mellin	„ 700
Nubié, Alfred, von Franz Bendt	„ 729
Otto-Peters, Luise, von Helene Lange	„ 728
Owen, Richard, von Wilhelm Foltche	„ 834
Preobensky, Nikolai Michailowitsch, von Th. Commichau	„ 808
Richter, Eugen, von Carl Wille	„ 805
Rikmann, Bernhard, von Franz Bendt	„ 838
Rinchi, Albrecht, von Hermann Schloke	„ 754
Rinchi, Friedrich Wilhelm, von Carl Wachsmuth	„ 840
Robertus, Karl, von Hermann Oncken	„ 737
Röntgen, Wilhelm Konrad, von Franz Bendt	„ 777
Rosinger, Peter, von Otto Hauser	„ 843
Rothé, Richard, von Ernst Troeltsch	„ 773
Saint-Simon, Claude Henri de, von Fr. Jodl	„ 857
Salisbury, Cecil Margals of, von Georg Stamper	„ 859
Sardon, Victorien, von Eduard Engel	„ 810
Schilling, Johannes, von H. A. Lär	„ 780
Schliemann, Heinrich, von Th. Commichau	„ 811
Schmoller, Gustav, von Georg Stamper	„ 888
Sigwart, Christoph, von Heinrich Meier	„ 797
Simrock, Karl Joseph, von Paul Ankel	„ 759
Strindberg, August, von Otto Hauser	„ 786
Sulzmann, Hermann, von Max Lorenz	„ 243
Thomas, Hans, von Max Lohm	„ 845
Touqueville, Alexis de, von Georg Stamper	„ 771
Trampe, Ludwig, von Julius Fagel	„ 800
Tschuikowsky, Peter Iljitsch, von Leopold Schmidt	„ 857
Vasá, Giuseppe, von Leopold Schmidt	„ 74
Wagner, Richard, von Leopold Schmidt	„ 708
Wernat, Anton von, von Paul Warnke	„ 821
Wichern, Johann Hinrich, von Johannes Wolf	„ 847
Windeheid, Bernhard, von Georg Stamper	„ 794
Wisemann, Hermann, von Rochus Schmidt	„ 739
Wolf, Friedrich August, von Paul Ankel	„ 785
Zola, Emile, von Eduard Engel	„ 814

GESAMT-REGISTER.

A.

Andersee, Hans Christian, I, Bildnis No. 10, Text S. 20
Asperger, Ludwig, II, Bildnis No. 130, Text S. 205
Astig, Dominicus Prosper, I, Bildnis No. 27, Text S. 35
Austrouge, William George, IV, Bildnis No. 430, Text S. 692
Audi, Ernst Moritz, I, Bildnis No. 27, Text S. 34
Audin, Achse von, II, Bildnis No. 251, Text S. 314
Audin, Emma von, II, Bildnis No. 252, Text S. 314
Auler, Daniel François, II, Bildnis No. 468, Text S. 211
Auerbach, Bernhard, IV, Bildnis No. 364, Text S. 566
Augier, Louis, III, Bildnis No. 365, Text S. 431

B.

Auer, Karl Ernst von, II, Bildnis No. 287, Text S. 245
Balke, Honoré de, II, Bildnis No. 174, Text S. 223
Bamberger, Ludwig, IV, Bildnis No. 477, Text S. 707
Bancroft, George, V, Bildnis No. 485, Text S. 720
Barth, Heinrich, IV, Bildnis No. 410, Text S. 595
Bastian, Adolf, IV, Bildnis No. 480, Text S. 593
Baumgarten, Eduard, I, Bildnis No. 95, Text S. 110
Baur, Ferdinand Christian, II, Bildnis No. 222, Text S. 160
Berchez-Steve, Harriet, IV, Bildnis No. 420, Text S. 712
Berthouze, Ludwig von, I, Bildnis No. 57 bis 64, Text S. 57
Berthouze, Rudolf von, V, Bildnis No. 201, Text S. 748
Berg, Alexander Christian, V, Bildnis No. 308, Text S. 468
Berlin, Vincenzo, I, Bildnis No. 88, Text S. 90
Berthel, Friedrich Eduard, III, Bildnis No. 267, Text S. 220
Berthouze, Anton, Bildnis No. 272, Text S. 304
Berthouze, Joseph, IV, Bildnis No. 175, Text S. 648
Béranger, Pierre-Jean de, I, Bildnis No. 77, Text S. 85
Berthel, Hector, I, Bildnis No. 14, Text S. 19
Berthel, Camille, III, Bildnis No. 289, Text S. 403
Berthelot, Pierre-Eugène Marcotte, V, Bildnis No. 290, Text S. 851
Berthouze, Johann Jacob, I, Bildnis No. 67, Text S. 72
Bessel, Friedrich Wilhelm, I, Bildnis No. 84, Text S. 95
Betzner, Henry, IV, Bildnis No. 497, Text S. 591
Betzl, Peter Christian Wilhelm, III, Bildnis No. 251, Text S. 501
Beyle (Staudahl), Maria Maria, IV, Bildnis No. 426, Text S. 625
Biedermann, Anton, Bildnis No. 274, Text S. 304
Billich, Theodor, III, Bildnis No. 340, Text S. 483
Bismarck, Otto von, V, Bildnis No. 523 bis 600, Text S. 925
Bismarck, Albrecht, IV, Bildnis No. 488, Text S. 603
Blaue, Louis, III, Bildnis No. 460, Text S. 385
Blaucher, Gebhard Leberecht von, I, Bildnis No. 31, Text S. 51
Blaue, Robert, IV, Bildnis No. 380, Text S. 314
Blaucher, Johann Kaspar, IV, Bildnis No. 401, Text S. 580
Bloch, August, I, Bildnis No. 28, Text S. 40
Bloch, Arnold, V, Bildnis No. 589 bis 592, Text S. 501
Blochmann, François Adrien, I, Bildnis No. 103, Text S. 120
Blopland, Adolf, III, Bildnis No. 288, Text S. 267
Bloch, William, IV, Bildnis No. 428, Text S. 635
Bopp, Ernst, III, Bildnis No. 379, Text S. 479
Borne, Ludwig, I, Bildnis No. 46, Text S. 24
Borrig, August, IV, Bildnis No. 221, Text S. 620
Bourget, Paul, V, Bildnis No. 388, Text S. 421
Bouyer, Hermann von, I, Bildnis No. 61, Text S. 80
Bouvier, Adolphe, IV, Bildnis No. 375 bis 382, Text S. 569
Bouvier, Alfred Edmond, III, Bildnis No. 230, Text S. 131
Bouvier, Clemens, I, Bildnis No. 110, Text S. 150
Bret-Harck, Franz, V, Bildnis No. 529, Text S. 598
Bright, John, V, Bildnis No. 532, Text S. 531
Brockhaus, Friedrich Adolph, II, Bildnis No. 224, Text S. 265
Browning, Elizabeth, IV, Bildnis No. 456, Text S. 571
Browning, Robert, IV, Bildnis No. 455, Text S. 569
Brockner, Anton, V, Bildnis No. 124, Text S. 818
Browne, Heinrich, V, Bildnis No. 270, Text S. 697
Broyan, William Milton, III, Bildnis No. 330, Text S. 499
Buch, Leopold von, I, Bildnis No. 48, Text S. 41
Bucher, Ludwig, IV, Bildnis No. 459, Text S. 577

Buckle, Henry Thomas, IV, Bildnis No. 446, Text S. 653
Bulow, Hans von, V, Bildnis No. 482, Text S. 524
Bunser-Lybau, Edward, III, Bildnis No. 239, Text S. 475
Bunser, Carl Julius, V, Bildnis No. 484, Text S. 718
Bunser, Robert Wilhelm, I, Bildnis No. 98, Text S. 73
Burmeister, Hermann, V, Bildnis No. 118, Text S. 775
Burmeister, Adolph, IV, Bildnis No. 423, Text S. 664
Buschardt, Jakob, III, Bildnis No. 238, Text S. 151
Busch, Wilhelm, IV, Bildnis No. 240, Text S. 645
Byron, Lord George Gordon, I, Bildnis No. 8, Text S. 6

C.

Caillon, Jode Calhoun, III, Bildnis No. 384, Text S. 376
Caillon, Pyrame de, III, Bildnis No. 226, Text S. 398
Canning, George, I, Bildnis No. 208, Text S. 215
Cassini, Antonio, I, Bildnis No. 15, Text S. 25
Cassini, Giovanni, IV, Bildnis No. 469, Text S. 683
Casoli, Thomas, III, Bildnis No. 221 bis 223, Text S. 474
Casparner, Wilhelm Benjamin, III, Bildnis No. 209, Text S. 431
Cassini, Augustin Louis, V, Bildnis No. 381, Text S. 383
Cassini, Giovanni de, V, Bildnis No. 465, Text S. 227
Cassini, Adolphe von, I, Bildnis No. 22, Text S. 19
Campollon, Jean François, III, Bildnis No. 278, Text S. 285
Cassey, Antoine Eugène Alfred, III, Bildnis No. 326, Text S. 494
Cassey, Jean Marie, III, Bildnis No. 279, Text S. 384
Casparian, François René, I, Bildnis No. 105, Text S. 127
Caspari, Luigi, II, Bildnis No. 152, Text S. 195
Caspari, Adolphe Eugène, II, Bildnis No. 156, Text S. 203
Caspi, Frédéric François, II, Bildnis No. 207, Text S. 286
Cassner, Rudolf, V, Bildnis No. 358, Text S. 639
Cay, Henry, III, Bildnis No. 274, Text S. 380
Cebren, Richard, III, Bildnis No. 327, Text S. 405
Cedric, Samuel Taylor, II, Bildnis No. 131, Text S. 165
Ceoffe, Auguste, III, Bildnis No. 276, Text S. 380
Cestacci, Avel, I, Bildnis No. 79, Text S. 87
Ceppe, François, III, Bildnis No. 234, Text S. 474
Cerretti, Peter von, III, Bildnis No. 241 und 242, Text S. 245
Cerretti, Peter, V, Bildnis No. 370, Text S. 579
Cervi, Camille, V, Bildnis No. 310, Text S. 346
Cetta, Johann Friedrich, II, Bildnis No. 225, Text S. 264
Cesari, Gustave, III, Bildnis No. 248, Text S. 244
Cesari, Paul Louis, III, Bildnis No. 302, Text S. 422
Cesari, Victor, I, Bildnis No. 85, Text S. 95
Cesari, Ernest, II, Bildnis No. 205, Text S. 295
Cesari, George, I, Bildnis No. 30, Text S. 31
Cesari, Antonio Napoléon, III, Bildnis No. 239, Text S. 489

D.

Daguerre, Louis-Jacques-Mandé, III, Bildnis No. 270, Text S. 288
Dainmann, Friedrich Christoph, II, Bildnis No. 190, Text S. 229
Daischner, Johann Heinrich, III, Bildnis No. 200, Text S. 438
Daisner, Charles, II, Bildnis No. 177 und 178, Text S. 217
Dainton, Alfred, III, Bildnis No. 203, Text S. 415
Daisy, Jacques Louis, I, Bildnis No. 94, Text S. 28
Daly, Humphrey, III, Bildnis No. 605, Text S. 260
Daly, Franz, IV, Bildnis No. 437, Text S. 530
Dallinger, Franz, III, Bildnis No. 211, Text S. 437
Dalman, Eugene, I, Bildnis No. 100, Text S. 122
Dalman, Paul, II, Bildnis No. 150, Text S. 204
Dalman, Marie Friedrich Rudolf, V, Bildnis No. 308, Text S. 256
Dalman, Ludwig, I, Bildnis No. 119, Text S. 110
Dalman, Charles, II, Bildnis No. 125, Text S. 158
Dalman, Adolph, IV, Bildnis No. 203, Text S. 384
Daly, Friedrich, V, Bildnis No. 571, Text S. 684
Dalman, Benjamin, III, Bildnis No. 449, Text S. 684
Dallinger, Gustav, I, Bildnis No. 118, Text S. 130
Dalman, Gustav, I, Bildnis No. 76, Text S. 80
Dalman, Peter, III, Bildnis No. 250, Text S. 249

Dowe, Heinrich Wilhelm, II, Bildnis No. 205, Text S. 333
Dreese, Nikolaus, IV, Bildnis No. 185, Text S. 387
Ducelle-Heldorf, Josef Elisabeth Maria von, IV, Bildnis No. 363, Text S. 357
Duczyne, Adamus Gustav, I, Bildnis No. 74, Text S. 80
Du Bois-Reymond, Emil, IV, Bildnis No. 181, Text S. 337
Dumas, Alexander, der Ältere, III, Bildnis No. 288, Text S. 402
Dumas, Alexander, der Jüngere, III, Bildnis No. 289, Text S. 414
Dumas, Jean Baptiste, Antoine, V, Bildnis No. 461, Text S. 720
Dunant, Jean Henry, IV, Bildnis No. 479, Text S. 719

E.

Eber-Kochensack, Marie von, V, Bildnis No. 517, Text S. 774
Edison, Thomas Alva, III, Bildnis No. 307, Text S. 427
Egley, Christoph Moritz von, V, Bildnis No. 554, Text S. 840
Eisenberg, Christian Gottfried, V, Bildnis No. 451, Text S. 713
Eichendorff, Joseph Friedrich von, IV, Bildnis No. 383, Text S. 557
Eichhorn, Karl Friedrich, II, Bildnis No. 204, Text S. 377
Elliott George, II, Bildnis No. 121, Text S. 183
Emanuel, Georg Wilhelm, IV, Bildnis No. 424, Text S. 658
Emanuel, John, IV, Bildnis No. 438, Text S. 646
Emanuel, Friedrich, V, Bildnis No. 533, Text S. 801

F.

Favosy, Michael, I, Bildnis No. 101, Text S. 118
Favosy, Gustav Theodor, II, Bildnis No. 119, Text S. 139
Feyerabend, Anton, I, Bildnis No. 12, Text S. 29
Feyerabend, Ludwig, II, Bildnis No. 152, Text S. 245
Fickel, Johann Gottlieb, I, Bildnis No. 75, Text S. 87
Fichte, Ernst Wolf, V, Bildnis No. 423, Text S. 625
Fischer, Kuno, III, Bildnis No. 235, Text S. 356
Fischer, Gustav, V, Bildnis No. 209, Text S. 299
Fischer, John, II, Bildnis No. 200, Text S. 295
Fischer, Theodor, I, Bildnis No. 111, Text S. 153
Fischerbeck, Max von, V, Bildnis No. 583, Text S. 896
Fischer, Charles, IV, Bildnis No. 412, Text S. 599
Fischlin, John, IV, Bildnis No. 471, Text S. 697
Fitz, Robert, IV, Bildnis No. 415, Text S. 650
Fitzinger, Joseph, II, Bildnis No. 211, Text S. 287
Fitzinger, Ferdinand, II, Bildnis No. 195, Text S. 157
Fitzinger, Johann, V, Bildnis No. 425, Text S. 625
Fitzler, Friedrich, III, Bildnis No. 242, Text S. 370
Fitzler, James Anthony, V, Bildnis No. 531, Text S. 833

G.

Gabelberger, Franz Xaver, I, Bildnis No. 99, Text S. 116
Gade, Niels W., IV, Bildnis No. 491, Text S. 800
Gagere, Heinrich von, IV, Bildnis No. 307, Text S. 574
Gambetta, Léon, III, Bildnis No. 319, Text S. 493
Gardinali, Giuseppe, V, Bildnis No. 512, Text S. 796
Garnier, Karl Friedrich, I, Bildnis No. 110, Text S. 144
Gaulier, Théophile, III, Bildnis No. 247, Text S. 402
Gay-Lussac, Joseph Louis, II, Bildnis No. 214, Text S. 291
Gedderick, Edmund von, IV, Bildnis No. 428, Text S. 652
Gegenbauer, Karl, V, Bildnis No. 524, Text S. 802
Gendel, Emanuel, II, Bildnis No. 130, Text S. 172
Gensel, Antonsebastian, II, Bildnis No. 136, Text S. 194
George, Harry, V, Bildnis No. 487, Text S. 727
Gersdorff, Theodor, II, Bildnis No. 317, Text S. 320
Gerk, Karl, V, Bildnis No. 315, Text S. 779
Gerstner, Georg Gottlieb, II, Bildnis No. 202, Text S. 371
Gerstner, Friedrich Wilhelm, III, Bildnis No. 347, Text S. 487
Giarotti, Paolo de, III, Bildnis No. 301, Text S. 421
Giani, Giuseppe, V, Bildnis No. 500, Text S. 776
Glasstone, William Russell, IV, Bildnis No. 465, Text S. 687
Göbel, Michael, III, Bildnis No. 239, Text S. 344
Goebelmann, August Wilhelm, I, Bildnis No. 53, Text S. 52
Göbel, Rudolf, V, Bildnis No. 341, Text S. 590
Goethe, Wolfgang, II, Bildnis No. 25—29, Text S. 217
Gowol, Nikolaj Wladimirovich, IV, Bildnis No. 373, Text S. 517
Gucciarri, die Bruder, V, Bildnis No. 550, Text S. 851
Gurdon, Charles George, V, Bildnis No. 516, Text S. 804
Gürzer, Joseph, I, Bildnis No. 100, Text S. 120
Gusard, Charles, III, Bildnis No. 316, Text S. 427
Gutlich, Friedrich Christian, III, Bildnis No. 396, Text S. 512
Gutlich, Alfred von, III, Bildnis No. 391, Text S. 508
Gutzkow, Thomas, III, Bildnis No. 247, Text S. 354
Gutzkow, III, Bildnis No. 247, Text S. 417
Gyrgorowitz, Ferdinand, III, Bildnis No. 208, Text S. 300
Gyry, Edward, V, Bildnis No. 753, Text S. 989
Grillparzer, Franz, I, Bildnis No. 26, Text S. 31
Grison, Jacob, I, Bildnis No. 2, Text S. 1
Grison, Wilhelm, I, Bildnis No. 7, Text S. 1
Grütz, Gustav, III, Bildnis No. 349, Text S. 490
Grütz, Klaus, II, Bildnis No. 117, Text S. 245
Gruber, Hermann, IV, Bildnis No. 470, Text S. 641

Gutzow, François Pierre, II, Bildnis No. 225, Text S. 188
Gyry, Karl, III, Bildnis No. 133, Text S. 471

H.

Hackerel, Ernst, II, Bildnis No. 184, Text S. 246
Hafley, Jacques-Francois, III, Bildnis No. 105, Text S. 140
Hagenberg, Robert, IV, Bildnis No. 272, Text S. 362
Hagreen, Christoph, V, Bildnis No. 545, Text S. 817
Hagedorn, Karl August von, I, Bildnis No. 30, Text S. 30
Hagedorn, Friedrich Wilhelm, IV, Bildnis No. 473, Text S. 649
Hagermann, Edmund von, V, Bildnis No. 494, Text S. 732
Haag, Karl August, II, Bildnis No. 179, Text S. 235
Haag, Wilhelm, IV, Bildnis No. 171, Text S. 241
Haasemann, Gerhard, V, Bildnis No. 497, Text S. 741
Haasler, Maximilian, III, Bildnis No. 131, Text S. 186
Habel, Friedrich, II, Bildnis No. 101, Text S. 130
Habel, Adam Peter, I, Bildnis No. 99, Text S. 114
Haged, Georg Wilhelm Friedrich, I, Bildnis No. 18, Text S. 16
Hahn, Victor, V, Bildnis No. 504, Text S. 810
Hahn, Heinrich, V, Bildnis No. 281, Text S. 370
Hainholz, Hermann, I, Bildnis No. 15, Text S. 13
Haller, Johann Friedrich, II, Bildnis No. 102, Text S. 161
Haller, Christoph, II, Bildnis No. 100, Text S. 160
Haller, Christian Wilhelm, I, Bildnis No. 99, Text S. 157
Haller, Heinrich Rudolf, IV, Bildnis No. 202, Text S. 324
Haller, Georg, IV, Bildnis No. 205, Text S. 329
Haller, Paul, IV, Bildnis No. 418, Text S. 614
Haller, Ernst Theodor Assmann, II, Bildnis No. 189, Text S. 256
Haller von Fellenberg, I, Bildnis No. 41, Text S. 59
Haller, Aug. Wm., II, Bildnis No. 104, Text S. 142
Haller, Karl von, IV, Bildnis No. 306, Text S. 535
Haller, Ernst, IV, Bildnis No. 474, Text S. 648
Haller, David Christian, IV, Bildnis No. 429, Text S. 648
Haller, Victor, I, Bildnis No. 107, Text S. 150
Haller, Alexander von, I, Bildnis No. 23 u. 24, Text S. 34
Haller, Wilhelm von, I, Bildnis No. 35, Text S. 33
Haller, Thomas, II, Bildnis No. 191, Text S. 266

I.

Iber, Heinrich, IV, Bildnis No. 457, Text S. 797
Iber, Karl, I, Bildnis No. 97, Text S. 117
Iber, Jean Auguste Dominique, II, Bildnis No. 106, Text S. 128
Iber, Otto, V, Bildnis No. 515, Text S. 804

J.

Jackson, Andrew, V, Bildnis No. 480, Text S. 721
Jacobson, Jess Peter, V, Bildnis No. 588, Text S. 899
Jacobi, Moritz Hermann, IV, Bildnis No. 478, Text S. 799
Jacoby, Johann, IV, Bildnis No. 276, Text S. 372
Jaguard, Charles Marie, III, Bildnis No. 299, Text S. 418
Jafferson, Thomas, III, Bildnis No. 271, Text S. 378
Jäger, Edward, II, Bildnis No. 165, Text S. 217
Jäger, Rudolf, III, Bildnis No. 224, Text S. 307
Jäger, Joseph, IV, Bildnis No. 490, Text S. 686
Jahn, James Prescott, IV, Bildnis No. 571, Text S. 937

K.

Karl August Christian von S. Steffen-Wolmar, II, Bildnis No. 249, Text S. 255
Kaulbach, Wilhelm, I, Bildnis No. 56, Text S. 56
Keller, Gottlieb, I, Bildnis No. 94, Text S. 108
Keller, Julius, II, Bildnis No. 220, Text S. 299
Keller, Victoria Emmanuelle Freiin v., I, Bildnis No. 338, Text S. 809
Keller, Heinrich, IV, Bildnis No. 492, Text S. 504
Kierkegaard, Søren, V, Bildnis No. 523, Text S. 784
Kingsley, Charles, IV, Bildnis No. 475, Text S. 651
Kinski, Carl, V, Bildnis No. 483, Text S. 719
Kirchhoff, Gustav Robert, III, Bildnis No. 314, Text S. 443
Klein, Heinrich von, II, Bildnis No. 124, Text S. 155
Klein, Leo, IV, Bildnis No. 173, Text S. 169
Klinger, Max, V, Bildnis No. 284, Text S. 389
Klein, Ludwig, III, Bildnis No. 312, Text S. 203
Klein, Robert, III, Bildnis No. 241, Text S. 485
Klein, Friedrich, IV, Bildnis No. 400, Text S. 589
Klein, Theodor, II, Bildnis No. 188, Text S. 215
Klein, Ludwig, IV, Bildnis No. 422, Text S. 613
Klein, Joseph, I, Bildnis No. 521, Text S. 829
Klein, Adolf, I, Bildnis No. 71, Text S. 71

L.

Lacaze, Karl, II, Bildnis No. 209, Text S. 283
Lacaze, Franz, III, Bildnis No. 359, Text S. 417
Lacaze, Henry, III, Bildnis No. 459, Text S. 500
Lacaze, Alphonse Louis Paul de, I, Bildnis No. 7, Text S. 6
La Motte, Frédéric de, III, Bildnis No. 287, Text S. 390

Jager, Friedrich Albert, III, Bildnis No. 250, Text S. 309
Jaschke, Ferdinand, V, Bildnis No. 329, Text S. 371
Jaschke, Heinrich, II, Bildnis No. 310, Text S. 368
Jaschke, Wilhelm, V, Bildnis No. 325, Text S. 375
Jaschke, Antonius, I, Bildnis No. 308, Text S. 372
Jaschke, Franz, IV, Bildnis No. 421, Text S. 615
Jaschke, Gregor, I, Bildnis No. 118, Text S. 145
Jaschke, Richard, III, Bildnis No. 311, Text S. 342
Jaschke, Alois, Bildnis ohne Zeichn., V, Bildnis No. 309, Text S. 370
Jaschke, Ferdinand, de, IV, Bildnis No. 384, Text S. 559
Jaschke, Rudolf, III, Bildnis No. 318, Text S. 370
Jaschke, Max, V, Bildnis No. 324, Text S. 375
Jaschke, Justus, I, Bildnis No. 67, Text S. 77
Jaschke, Wilhelm, V, Bildnis No. 315, Text S. 373
Jaschke, Abraham, IV, Bildnis No. 307, Text S. 371
Jaschke, Jenny, II, Bildnis No. 322, Text S. 374
Jaschke, Karl Gottfried, V, Bildnis No. 323, Text S. 375
Jaschke, Hermann, IV, Bildnis No. 412, Text S. 608
Jaschke, Friedrich, II, Bildnis No. 388, Text S. 572
Jaschke, Josef, II, Bildnis No. 123, Text S. 152
Jaschke, Franz, II, Bildnis No. 124 und 160, Text S. 168
Jaschke, Franz, II, Bildnis No. 171, Text S. 212
Jaschke, Daniel, IV, Bildnis No. 411, Text S. 608
Jaschke, Henry, Bildnis No. 357, Text S. 514
Jaschke, Gustav Albert, I, Bildnis No. 28, Text S. 111
Jaschke, Rudolf, Bildnis No. 377, Text S. 574
Jaschke, Karl, III, Bildnis No. 378, Text S. 515
Jaschke, Josef, Bildnis No. 406, Text S. 609
Jaschke, John, IV, Bildnis No. 460, Text S. 688
Jaschke, Otto, II, Bildnis No. 419, Text S. 511
Jaschke, Charles, II, Bildnis No. 179, Text S. 222

M.

Macaulay, Thomas Hastings, III, Bildnis No. 349, Text S. 537
Mader, Johann Heinrich, IV, Bildnis No. 437, Text S. 625
Mader, Hans, IV, Bildnis No. 386, Text S. 573
Mader, Maria, II, Bildnis No. 76, Text S. 120
Mader, Alexander, II, Bildnis No. 150, Text S. 237
Mader, Heinrich, III, Bildnis No. 210, Text S. 434
Mader, Carl Friedrich Philipp von, V, Bildnis No. 302, Text S. 370
Mader, Karl, V, Bildnis No. 327, Text S. 376
Mader, John, II, Bildnis No. 166, Text S. 219
Mader, Karl, IV, Bildnis No. 241, Text S. 423
Mader, Gustav, de, V, Bildnis No. 490, Text S. 741
Mader, Johann, Bildnis No. 379, Text S. 579
Mayer, Julius Robert, III, Bildnis No. 353, Text S. 505
Mayer, V., Bildnis No. 317, Text S. 385
Meyersbach-Bertholdy, Peter, I, Bild No. 4, Text S. 4
Meyersbach, Adolph, V, Bildnis No. 345 und 346, Text S. 580
Meyersbach, August, Bildnis No. 347, Text S. 581
Meyer, Conrad Friedrich, II, Bildnis No. 160, Text S. 212
Meyerstein, Giacomo, I, Bildnis No. 49, Text S. 77
Michelet, Jules, I, Bild No. 80, Text S. 98
Michelet, Adrie, III, Bildnis No. 304, Text S. 423
Michelet, Francis, III, Bildnis No. 354, Text S. 507
Mie, John Stuart, II, Bildnis No. 170, Text S. 221
Mie, Jean-François, V, Bildnis No. 548, Text S. 844
Mitschlich, Edmund, I, Bildnis No. 100, Text S. 117
Mitt, Hugo von, II, Bildnis No. 428, Text S. 610
Mitt, Robert von, III, Bildnis No. 313, Text S. 411
Mittelehn, Jacob, V, Bildnis No. 305, Text S. 371
Möhrle, Helmut von, II, Bildnis No. 181, Text S. 149
Mörmann, Theodor, II, Bildnis No. 70, Text S. 10
Mörmann, James, V, Bildnis No. 487, Text S. 724
Mörmann, Charles de, III, Bildnis No. 283, Text S. 394
Morre, Thomas, I, Bildnis No. 58, Text S. 89
Morke, Edward, IV, Bildnis No. 404, Text S. 601
Morze, Samuel, M. H., III, Bildnis No. 300, Text S. 420
Motley, John Lothrop, IV, Bildnis No. 423, Text S. 621
Motz, Franz Christian Adolf von, V, Bildnis No. 372, Text S. 561
Müller, Friedrich Max, IV, Bildnis No. 408, Text S. 582
Müller, Johannes, I, Bildnis No. 83, Text S. 14
Müller, Karl Gustav, V, Bildnis No. 482, Text S. 714
Musset, Alfred de, III, Bildnis No. 331, Text S. 471

N.

Nastigtel, Gustav, IV, Bildnis No. 375, Text S. 541
Nasser, Hülff, V, Bildnis No. 304, Text S. 374
Nastrotov, I, IV, Bildnis No. 385 und 392, Text S. 587
Nastrotov, Nikolaj Alexandrovich, III, Bildnis No. 373, Text S. 577
Nasser, Horatio, Bildnis No. 141, Text S. 178
Nassau, John Henry, IV, Bildnis No. 431, Text S. 600
Nebner, Bernhard Georg, I, Bildnis No. 51, Text S. 72
Nestle, Friedrich, V, Bildnis No. 383, Text S. 571
Nestle, Florence, V, Bildnis No. 308, Text S. 370
Nebel, Alfred, V, Bildnis No. 300, Text S. 378
Nederkötter, Nikolaus, I, Bildnis No. 44, Text S. 43

O.

O'Connor, Daniel, IV, Bildnis No. 456, Text S. 677
Oswald, Hans Christian, III, Bildnis No. 264, Text S. 363
Oydenberg, Jacques, IV, Bildnis No. 398, Text S. 531
Olm, Georg Simon, III, Bildnis No. 280, Text S. 377
Olm, Lorenz, II, Bildnis No. 280, Text S. 377
Olm-Peter, Louis, V, Bildnis No. 321, Text S. 376
Oswald, Friedrich, I, Bildnis No. 12, Text S. 11
Oswald, Richard, V, Bildnis No. 334, Text S. 434

P.

Paganini, Niccolò, III, Bildnis No. 380, Text S. 584
Paganini, Charles Swartz, IV, Bildnis No. 473, Text S. 638
Paganini, Louis, II, Bildnis No. 135, Text S. 201
Paol, Antoni, I, Bildnis No. 90, Text S. 107
Palmis, Friedrich Christoph, II, Bildnis No. 223, Text S. 306
Palmis, Oskar, Bildnis No. 227, Text S. 344
Panteloff, Johann, Bildnis No. 17, Text S. 14
Panteloff, August, IV, Bildnis No. 108, Text S. 152
Panteloff, Alexander, I, Bildnis No. 23, Text S. 30
Panteloff, Elias, III, Bildnis No. 204, Text S. 297
Panteloff, Carl Theodor, III, Bildnis No. 203, Text S. 296
Panteloff-Hallermaier, August Graf, IV, Bildnis No. 396, Text S. 539
Panteloff, Edgar, Bildnis No. 328, Text S. 376
Panteloff, Carl, IV, Bildnis No. 422, Text S. 610
Panteloff, Carl Theodor, III, Bildnis No. 203, Text S. 296
Panteloff, Wilhelm, Bildnis No. 206, Text S. 299
Panteloff, Pierre Joseph, III, Bildnis No. 271, Text S. 376
Panteloff, Nikolai Mikhailowitsch, V, Bildnis No. 350, Text S. 508
Panteloff, Alexander, III, Bildnis No. 452, Text S. 641
Panteloff de Charriere, Pierre, III, Bildnis No. 349, Text S. 477

Q.

Quiser, Edgar, III, Bildnis No. 348, Text S. 490

R.

Radek, Wilhelm, I, Bildnis No. 31, Text S. 48
Radek-Felix, Ernst, I, Bildnis No. 130, Text S. 147
Radek, Ernst von, IV, Bildnis No. 425, Text S. 617
Radek, Ferdinand, I, Bildnis No. 47, Text S. 61
Radek, Leopold, I, Bildnis No. 114, Text S. 153
Radek, Christian Daniel, I, Bildnis No. 10, Text S. 17
Radek, Ernst, II, Bildnis No. 171, Text S. 219
Radek, Joseph, III, Bildnis No. 370, Text S. 514
Radek, Alfred, I, Bildnis No. 38, Text S. 50
Radek, Franz, I, Bildnis No. 25, Text S. 37
Radek, Adolph Ludolph, I, Bildnis No. 1, Text S. 4
Radek, Eugen, V, Bildnis No. 373, Text S. 500
Radek, Joseph Franz, Bildnis No. 280, Text S. 313
Radek, Ferdinand, Bildnis No. 470, Text S. 629
Radek, Constantin, V, Bildnis No. 537, Text S. 828
Radek, Ernst, I, Bildnis No. 37, Text S. 48
Radek, Adolph, V, Bildnis No. 307, Text S. 374
Radek, Friedrich Wilhelm, V, Bildnis No. 463, Text S. 849
Radek, Karl, I, Bildnis No. 47, Text S. 61
Radek, Karl, V, Bildnis No. 423, Text S. 617
Radek, Karl, III, Bildnis No. 318, Text S. 458
Radek, Wilhelm Konrad, V, Bildnis No. 516, Text S. 777
Radek, Albrecht von, I, Bildnis No. 711, Text S. 103
Radek, Wilhelm, II, Bildnis No. 319, Text S. 385
Radek, Peter, V, Bildnis No. 500, Text S. 643
Radek, Antonio, IV, Bildnis No. 435, Text S. 633
Radek, James Clara, II, Bildnis No. 300, Text S. 373
Radek, Hans Gabriel, IV, Bildnis No. 474, Text S. 629
Radek, Gustav, II, Bildnis No. 144, Text S. 184
Radek, Richard, V, Bildnis No. 210, Text S. 272
Radek, Karl von, IV, Bildnis No. 462, Text S. 634
Radek, Karl, II, Bildnis No. 281, Text S. 360
Radek, Anton, IV, Bildnis No. 374, Text S. 542
Radek, Friedrich, II, Bildnis No. 177, Text S. 213
Radek, Arnold, III, Bildnis No. 317, Text S. 460
Radek, John, II, Bildnis No. 198, Text S. 269

S.

Saint-Hilaire, Étienne Geoffroy, II, Bildnis No. 213, Text S. 280
Saint-Hilaire, Gustave, IV, Bildnis No. 379, Text S. 531
Saint-Hilaire, Claude Louis de, V, Bildnis No. 336, Text S. 487
Saintbury, Cecil Marquis de, V, Bildnis No. 369, Text S. 539
Saint, George, I, Bildnis No. 11, Text S. 10
Saint, David, IV, Bildnis No. 370, Text S. 516
Saint, Victoria, V, Bildnis No. 344, Text S. 410
Saint, Friedrich Karl von, II, Bildnis No. 180, Text S. 230
Saint, Gottfried, I, Bildnis No. 30, Text S. 37
Saint-Hilaire, Gerardo David, I, Bildnis No. 51, Text S. 63

Schäffel, Joseph Peter, II, Bildnis No. 140, Text S. 108
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph, I, Bildnis No. 89, Text S. 97
 Schiller, Friedrich, II, Bildnisse 137, 138, 139, Text S. 173
 Schilling, Johannes, V, Bildnis No. 255, Text S. 200
 Schinkel, Karl Friedrich, I, Bildnis No. 85, Text S. 35
 Schlegel, August Wilhelm, I, Bildnis No. 101, Text S. 120
 Schlegel, Maximilian Joseph, II, Bildnis No. 209, Text S. 207
 Schlegelschwarz, Daniel Friedrich August, I, Bildnis No. 91, Text S. 104
 Schlemmer, Heinrich, V, Bildnis No. 156, Text S. 151
 Schlozer, Friedrich Christoph, II, Bildnis No. 201, Text S. 273
 Schotteler, Gustav, V, Bildnis No. 186, Text S. 183
 Schumann, Karl, III, Bildnis No. 239, Text S. 313
 Schupfer, Johann Jacob, Adam, II, Bildnis No. 458, Text S. 480
 Schuster von Carlsfeld, Julius, III, Bildnis No. 206, Text S. 269
 Schütz, Friedrich, I, III, Bildnis No. 209, Text S. 309
 Schützlein, Christoph Friedrich, III, Bildnis No. 235, Text S. 322
 Schwanhauser, Arthur, I, Bildnis No. 9, Text S. 7
 Schwaner-Deustsch, Wilhelm, II, Bildnis No. 199, Text S. 261
 Schwaner, Peter, II, Bildnis No. 228, Text S. 194
 Schwanze-Dollfus, Hermann, IV, Bildnis No. 472, Text S. 502
 Schwabach, Christian, IV, Bildnis No. 480, Text S. 613
 Schwabmeier, Robert, II, Bildnis No. 175, Text S. 234
 Schwann, Theodor, II, Bildnis No. 227, Text S. 302
 Schwabstetter, Ludwig, II, Bildnis No. 131, Text S. 105
 Schwabstetter, Georg, IV, Bildnis No. 418, Text S. 656
 Schwab, Moritz, I, Bildnis No. 29, Text S. 107
 Scott, William, I, Bildnis No. 20, Text S. 17
 Seebö, August, III, Bildnis No. 305, Text S. 424
 Seelen, August, IV, Bildnis No. 434, Text S. 634
 Seeger, Gottfried, I, Bildnis No. 284, Text S. 273
 Seefelder, Adolph, I, Bildnis No. 92, Text S. 105
 Seiffel, Peter, Johann, III, Bildnis No. 120, Text S. 405
 Seidel, Philip H., III, Bildnis No. 203, Text S. 419
 Seemann, William T., III, Bildnis No. 208, Text S. 420
 Seidman, Sarah, II, Bildnis No. 208, Text S. 401
 Seiwald, Karl Theodor, Ernst, III, Bildnis No. 220, Text S. 453
 Seitzner, Werner, I, Bildnis No. 5, Text S. 5
 Seitzner, Heinrich, III, Bildnis No. 117, Text S. 448
 Segner, Christoph, V, Bildnis No. 330, Text S. 290
 Seiner, Karl August, V, Bildnis No. 207, Text S. 279
 Seison, August, IV, Bildnis No. 400, Text S. 639
 Seitz, Joseph, III, Bildnis No. 128, Text S. 236
 Seiwald, Johann, Theodor, II, Bildnis No. 108, Text S. 280
 Seitz, Anton Heinrich, IV, Bildnis No. 442, Text S. 635
 Seitzner, Theodor, II, Bildnis No. 124, Text S. 249
 Seiwald, Friedrich, II, Bildnis No. 206, Text S. 280
 Seitz, Ludwig, II, Bildnis No. 222, Text S. 304
 Seitzner, Gustav, I, Bildnis No. 24, Text S. 20
 Seitz, Anne Louise Genevieve de, I, Bildnis No. 27, Text S. 28
 Seitz, Heppel, IV, Bildnis No. 400, Text S. 370
 Seitz, Heinrich Friedrich, Karl, I, III, Bildnis No. 49, Text S. 47
 Seitzler, Carl August, II, Bildnis No. 211, Text S. 282
 Seitzner, Heinrich, IV, Bildnis No. 269, Text S. 334
 Seitzner, George, I, Bildnis No. 65, Text S. 71
 Seitz, Theodor, II, Bildnis No. 210, Text S. 305
 Seitz, David Friedrich, II, Bildnis No. 121, Text S. 151
 Seitz, Johann, IV, Bildnis No. 116, Text S. 600
 Seitzner, August, V, Bildnis No. 284, Text S. 380
 Seitzner, Hermann, V, Bildnis No. 290, Text S. 343
 Seitzner, August, IV, Bildnis No. 424, Text S. 666
 Seitz, Heinrich, I, III, Bildnis No. 147, Text S. 189

T.

Taube, Hippolyte, II, Bildnis No. 145, Text S. 186
 Taubert, Carl August, Christian August, I, Bildnis No. 107, Text S. 157

Nachzutragende Todesdaten.

Wilhelm George Anstettner, † 27. Dezember 1900 zu Neuwied.
 Friedrich Max Heller, † 28. Oktober 1900 zu Oxford.

Tasch, Eduard, IV, Bildnis No. 204, Text S. 295
 Tauscher, Alfred, II, Bildnis No. 125, Text S. 191
 Tauscher, Wilhelm August, II, Bildnis No. 134, Text S. 169
 Tauscher, Albert August, III, Bildnis No. 248, Text S. 331
 Tauscher, Adolph, II, Bildnis No. 124, Text S. 169
 Tauscher, Hans, V, Bildnis No. 201, Text S. 289
 Tauscher, Antonius, III, Bildnis No. 269, Text S. 318
 Tauscher, Henry, II, III, Bildnis No. 136, Text S. 188
 Tauscher, Albert August, I, Bildnis No. 4, Text S. 5
 Tauscher, Johann August, I, III, Bildnis No. 191, Text S. 242
 Tauscher, Ludwig, I, Bildnis No. 47, Text S. 61
 Tauscher, Albert, V, Bildnis No. 491, Text S. 751
 Tauscher, Greg Leo Nikolaus, IV, Bildnisse No. 372 und 395, Text S. 342
 Tauscher, Ludwig, V, Bildnis No. 512, Text S. 800
 Tauscher, Heinrich, I, III, Bildnis No. 148, Text S. 199
 Tauscher, August, V, Bildnis No. 367, Text S. 857
 Tauscher, Hans, II, Bildnis No. 161, Text S. 210
 Tauscher, John, III, Bildnis No. 305, Text S. 429

U.

Uhlend, Ludwig, II, Bildnis No. 198, Text S. 206

V.

Vanquelin, Louis Nikolaus, II, Bildnis No. 215, Text S. 292
 Vaufler, Benjamin, II, Bildnis No. 194, Text S. 253
 Vaufler, George, V, Bildnis No. 250, Text S. 264
 Vaufler, George, I, III, Bildnis No. 443, Text S. 609
 Vaufler, Rudolf, III, Bildnis No. 201, Text S. 252
 Vaufler, Friedrich Theodor, III, Bildnis No. 252, Text S. 349
 Vaufler, Karl, II, Bildnis No. 197, Text S. 267

W.

Wagner, Richard, V, Bildnisse No. 513 und 514, Text S. 708
 Wallack, Eusebius August, I, III, Bildnis No. 474, Text S. 702
 Wallace, Alfred August, II, Bildnis No. 181, Text S. 248
 Wallack, James, I, Bildnis No. 50, Text S. 59
 Wallack, George Friedrich, IV, Bildnis No. 467, Text S. 609
 Wallack, Carl Moritz, I, III, Bildnis No. 30, Text S. 37
 Wallack, Wilhelm, I, Bildnis No. 120, Text S. 114
 Wallack, August, II, Bildnis No. 270, Text S. 381
 Wallack, August, I, Bildnis No. 75, Text S. 82
 Wallack, Friedrich Gottlieb, III, Bildnis No. 335, Text S. 509
 Wallack, Carl Theodor, IV, Bildnis No. 444, Text S. 650
 Wallack, Arthur, Heinrich von Wallington, II, Bildnis No. 141, Text S. 180
 Wallack, Adolf, I, V, Bildnis No. 575, Text S. 871
 Wallack, Charles, II, Bildnis No. 190, Text S. 270
 Wallack, Hans, IV, Bildnis No. 284, Text S. 381
 Wallack, Johann Heinrich, V, Bildnis No. 330, Text S. 347
 Wallack, Adolph, III, Bildnis No. 113, Text S. 420
 Wallack, Ernst von, IV, Bildnis No. 367, Text S. 531
 Wallack, August, V, Bildnis No. 288, Text S. 399
 Wallack, Ludwig, IV, Bildnis No. 470, Text S. 702
 Wallack, Hermann, V, Bildnis No. 490, Text S. 759
 Wallack, Friedrich, III, Bildnis No. 287, Text S. 380
 Wallack, Friedrich August, V, Bildnis No. 321, Text S. 381
 Wandt, Wilhelm, III, Bildnis No. 201, Text S. 406

Y.

Yorch, Hans David Ludwig von, II, Bildnis No. 187, Text S. 214

Z.

Zeller, Eduard, II, Bildnis No. 128, Text S. 153
 Zeller, Carl Friedrich, I, Bildnis No. 177, Text S. 143
 Zeller, Emil, V, Bildnis No. 241, Text S. 314



Christian Gottfried Ehrenberg.

(Geb. am 19. April 1795 zu Delitzsch, gest. am 27. Juni 1876 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 48.)

In den vierziger Jahren gab es in Berlin einen höchst seltsamen Professor. Mit einem schlichten kleinen Kutscher aus Leinewand, einer Anzahl winziger Strängogläschen und einem Vergrößerungsglas bewaffnet zog er allwöchentlich nach der Gegend des Plötzensees hinaus. Wo in Gräben oder Tümpeln schmutziges Wasser stand, das sonst niemand liebte, da machte er Station, griff Proben aus dem Wasser auf, schaute mit der Lupe zu und zog fröhlich weiter. Ein lebenswürdiger Mann in schon reifem Alter. Er ist dem Berliner eine Wirbelgestalt fortan geworden, dieser „Naturforscher“ im Sumpf, der durch ein grosses Glas die Trübe auf irgend eine Wunderlichkeit sondierte. Das war Ehrenberg. Dem Laica erschien er wie der berühmte Schildbürger, der das Licht in einer Mausefalle heimtragen wollte. Er aber las über diese Beute ein Kolleg, bei dem die Spitzen der Gelehrsamkeit zu seinen Füssen sass. In diesem Kolleg liess ein Humboldt sich belehren, ehe er heim ging und die Feder zu seinem Buche vom „Kosmos“ ergriff. Schwer hielt es, dem Laien auch nur den Wissenszweig klar zu sagen, über den dieser Geisteskönig las. Mikrologie hat man ihn wohl genannt, die Lehre vom Kleinen. Es war das aber nicht philosophisch gedacht. Mikrozologie gab es dabei: Tierkunde des Kleinen, unscheinbar Winzigen. Oder Mikrogeologie: Erdkunde in Hinsicht auf die Arbeit dieses Winzigsten.

Man muss ein Stück zurückdenken, innerhalb des neunzehnten Jahrhunderts nur, aber recht zum Beweise, wie lang ein solches Jahrhundert ist. Heute, wenn wir etwas von Tierkunde hören, ist es so selbstverständlich, dass der Zoologe ein zusammengesetztes Mikroskop anwendet. Jedes anatomische Studium führt auf die Zelle, den Baustein jedes

lebenden Wesens. Die organische Zelle ist aber nur in verschwindenden Ausnahmen mit blossem Auge sichtbar. Das Vergrößerungsglas thut hier dem Forscher genau so gut wie dem Astronomen sein Fernrohr. Ungezählte Wesen giebt es gar, deren ganzer Leib aus nichts anderem besteht als einer einzigen Zelle. Kein Wunder, wenn ihre ganze Existenz unter unserer Schwelle liegt. Hier braucht der Anatom gar nicht zu zögern. Um das ganze Geschöpf zu sehen, zu beschreiben, ins System einzuordnen, ist das Mikroskop schon nötig. Solcher Wesen sind aber Luft, Wasser, Erde voll. Wo der Laie einiges Wasser und nichts sonst sieht, da wimmelt dem Mikroskopiker eine Milchstrasse formenreichsten Lebens vorbei. Heute fängt das an, selbst dem Laien etwas Selbstverständliches zu werden. Aber fünfzig, sechzig Jahre zurück, — und auf ähnlichen Erkenntnissen konnte ein glücklicher Kopf naturgeschichtliche Feldzüge aufbauen, die als wahre Alexanderzüge in die Annalen der Forschung klangen.

Das Mikroskop ist so alt wie das Fernrohr. Aber Jahrhunderte lang hatte der Tierkundige mehr damit gespielt, als es benutzte. Vollends der Geologie, der aus alten Gesteinsschichten die Erdgeschichte wieder aufbaute, wusste lange kaum, dass es ein solches Instrument gab. Dieses indifferente Vorspiel schloss erst endgültig in den dreissiger, vierziger Jahren. Von den verschiedensten Seiten machte man mit dem Mikroskop eines Tages Ernst. In dieser Kampfesreihe nun hat Ehrenberg einen nie mehr bestrittenen Ehrenplatz. Es war die Grossthat seines Lebens, dass er mit einem Ruck zeigte, welche ungleiche Ausdehnung das mikroskopische Gebiet besitze. Jeder Tümpel bei Plötzensee wimmelte von Leben in den seltsamsten Formen. Aber mehr. Auf ein Schiff im Ozean fiel Staub. Und dieser

Staub löste sich auf in die winzigen Gehäuse lebender Wesen. Der Kiel dieses Schiffes schütete die Welle und diese Welle leuchtete. Hinter diesen Leuchten standen Myriaden mikroskopisch winziger Lebewesen. Ein Amerikaner schickte Proben des Schlamms ein, den er aus sechstausend Metern Tiefe aus dem Ozean heraufgeholt. Dieser Schlamm bestand aus Schalen lebender Klein-Tiere. Ein Polarforscher sandte das Eis einer Ecke des märchenhaften Südpolar-Kontinents, und diese Eisprobe schwoll von Lebewesen in mikroskopischer Liliputgestalt. Aber mehr noch. Ein Bergmann schlug Gestein an — und dieses Gestein enthielt sich dem Mikro-Geologen als das gehäute Grab ungezählter, dem blossen Auge nicht erkennbarer Tier-Schalen. Tiere von mikroskopischer Kleinheit hatten Gebirge, Inseln, Festlandteile gebaut, hatten mitgeschafft an jenen ungeheuren steinernen Häuten der alten Erdwürbel, die wir geologische Schichten nennen. Welche Bilder, um das zu ermöglichen! Organismen, sich fortplanzend in einem quadratischen und immer so weiteren Verhältnis, Zwerge, deren tausend als Punkt vereint erst dem unbewaffneten Auge sichtbar wurden — und deren, ja wieviele, eine ganze Insel wie den Grundstock von Barbados aufgebaut hatten . . .

Ein reiches Gelehrentleben steht hinter dem Entwürfel dieses grandiosen Stückes Kosmos. Reich und doch zugleich schlicht. Ein deutsches Gelehrentleben der Humboldt-Zeit. Für seine Zeit auf der Höhe seines Erfolges war Ehrenberg ein Revolutionär. Uns heute ist er ein behäbiger Herr mit altväterischem Frack und mit Vatermördern. Ein Jahrhundert geht trotz seiner Länge — vielleicht auch wegen der Länge — rasch. Ein so gewaltiger Erweiterer des Kosmos konnte seiner Art nach nicht geschaffen sein zum Stubengelehrten. So ist Ehrenberg zuerst und sehr nachhaltig als Reisender berühmt geworden, der ganz andere Erdstrassen mit Glück durchquert hatte als die Entfernung Berlin-Pflanzensee. In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre war er in Afrika. Am Ende dieses Jahrzehnts begleitete er Humboldt auf seiner grossen Tour nach dem Atnai. Dann allerdings setzte er sich in

Berlin fest. Er lebte sich in eine Rolle ein wie ein König, in dessen Reich die Sonne nie untergeht, die Sonne einer neuen Wissenschaft. Nachdem sein Spezialgebiet durch eine Anzahl prachtvoller, historisch ältesten grundlegender Werke fest begrenzt und allgemein wie ein Monopol verkleidet war, empfing er, Jahr aus Jahr ein, ungezählte Stichproben aus aller Herren Länder. — Stichproben mikroskopisch zu untersuchenden Materials aus Luft, Wasser, Gestein, Tiefsee, Eis, Tierwelt, Pflanzenwelt — und sein Beruf war, das zu vergrössern, zu zeichnen, aktenmässig zu büchen — und dann freilich auch etwas darüber hinaus noch zu philosophieren.

Das Letztere war das schwächste. Seltsam: dieser originale Pfadfinder ohnegleichen, dem der Stein Leben gewann und der aus dem Staube eine Welt schuf, er entging, jenseits einer gewissen frühen Lebenshöhe, die er gewaltig überlebte, nicht dem irdischen Lose, als eigentlich denkender Naturforscher selber zu versteinern und zu verstauben. Seine engeren zoologischen Studien waren in einem grossen und verhängnisvollen Irrtum eingemündet. Er träumte von einer einheitlichen Organisationshöhe alles Tierischen und phantasierte sich auch jene Kleinsten, die sein Feldherrnblick zum erstmalig gesammelt, zu „vollkommenen Organismen“ um, was sie nicht sind und nicht sein können. Denn sie sind die schlichte Urform aller höheren Bildung, der Anfänger, der noch nicht Meister ist. Ehrenberg hätte gern jedes Infusorium zum Meister geweiht. Seine Hoffnung war, bei noch zunehmender Vergrösserung alle Organe der Grossen in diesen Kleinsten doch noch aufzufinden. Das musste schliesslich hoffnungslos Schiffbruch leiden, trotz der Ehrwürdigkeit dieses Patriarchen weiterweiterer Detailforschung. Und dazu kam, dass derselbe Mann, hier ein Trümer, anderswo unverbesserlicher Skeptiker blieb. Jenen ihm parallelen Siegestog mikroskopischer Anatomie, den die Entdeckung der tierischen und pflanzlichen Zelle einleitete, hat er nie geteilt, ja nie begriffen. So wurde sein Alter tragisch. Aber sein wahrer Ruhm konnte nie und kann nie verdunkelt werden.

Wilhelm Hesse.

Karl Otfried Müller.

(Geb. am 28. August 1797 zu Bries in Schlesien, gest. am 1. August 1840 zu Athen.)

(Hierzu Bildnis No. 482.)

Oberhalb von Platos Akademie, unweit der Geburtsstätte des Sophokles, im Felsgestein des Kolonos-Hügels, nordwestlich vor der Stadt Athen, kündigt eine Marmorsäule dem Wanderer

das Grab Karl Otfried Müllers. Sein Name ruft uns die Erinnerung wach an eine der glänzendsten Erscheinungen in der Geschichte der Altertumswissenschaft. Wenn wir in der Frage nach der

Aufgabe der klassischen Philologie eine doppelte Entwicklungsreihe in der Geschichte dieser Wissenschaft in Deutschland im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts zu konstatieren haben, so gehört Karl Otfried Müller mit aller Entschiedenheit zu der Richtung, die in August Büchli ihren Begründer und klassischen Systematiker, in Friedrich Gottlieb Welcker und in Ernst Curtius ihre begeisterten Herolde gefunden hat. Sein wissenschaftliches Ziel, wie das dieser Männer, war die Erkenntnis des klassischen Altertums, insbesondere des Griechentums in seiner Gesamtheit. Sich in das organische Leben eines Volkes zu versenken, den Geist, der aus Spruchwörtern und dem Sprachbau selbst, aus Künstlerbildern und Einrichtungen des geselligen Lebens auf gleiche Weise zu uns spricht, jenen geistigen Hauch, der alles, was römisch oder hellenisch ist, umzieht und zu einem harmonischen Ganzen gestaltet, zu verstehen suchen: das ist ihm, wie Karl Otfried Müller in einer Rezension vom Jahre 1837 ausführt, die wahre und erste Aufgabe der Altertumswissenschaft. Nicht die „Ermittelung einzelner Fakta, die sie in ihre Tabellen eintragen will, noch auch die Gewinnung abstrakter Formen, die es ihr etwa von den Erscheinungen abzuziehen gelingt“, nicht das Verständnis der alten Schriftsteller allein ist ihr Ziel, sondern die ganze, volle Auffassung des antiken Geisteslebens in Verstand, Gefühl und Phantasie. In diesem Sinne gefasst gewinnt ihm die Altertumswissenschaft erst die rechte Stellung und lebendige Kraft für die pädagogische Bildung der Jugend, so kommt sie aber auch in enge Verbindung mit der Philosophie und trägt ihr Teil zu der Geschichte des Menschengeschlechtes bei und damit zu dem grossen Ganzen menschlicher Erkenntnis überhaupt. Den Mann preist er glücklich, dem es beschieden sei, eine solche Geschichte des Altertums zu schreiben, die in vollendetem Bilde das gesamte Leben dieses grossen Kulturabschnittes der Menschheit umfasse. Und in dem kühnen Wagemut, der bei Karl Otfried Müller der Ausdruck seiner gewaltigen geistigen Kraft ist, fasste er schon in der ersten Breslauer Zeit, wesentlich beeinflusst durch Barthold Georg Niebuhrs römische Geschichte den Gedanken, selbst wenigstens den einen Teil dieser Aufgabe, die Geschichte des hellenischen Volkes, zu schreiben. Die Ausführung in ihrer Totalität ist ihm versagt geblieben. Aber was er zu Tode gefördert hat aus dem tiefen Schatze seines Geistes in rascher und doch unendlich gründlicher Arbeit, das gehört zu den wertvollsten Bausteinen unserer Wissenschaft, auf die man immer wieder zurückgehen muss. Seinen „Geschichten hellenischer Stämme und Städte“ (2 Bände; 1. Band 1820: Orchomenos und die Mynier; 2. und 3. Band

1824: die Dorier) und der kleinen, scharfsinnigen Schrift über die „Wohnsitze des makedonischen Volkes“ (1825), das er als einen eng mit den Hellenen verwandten Stamm erkannte, folgte das 1826 von der Berliner Akademie preisgekürnte Werk über „Die Etrusker“ (erschienen 1828), das bis zum heutigen Tage trotz aller heissigen Einzelforschung als Gesamtwerk noch nicht ersetzt ist. (Neue Ausgabe von W. Deecke 1877.)

War in diesen Werken vornehmlich die Absicht gerichtet auf das Gesamtbild eines Volkstammes, wie es sich aus äusserer Geschichte, Religion und Mythos, Sitten, Sitte und Kunst organisch zusammenschliesst, so widmete Karl Otfried Müller auch den Einzelgebieten, der Mythologie und Kunstarchäologie, der Erklärung der Schriftsteller und der Literaturgeschichte, eindringende Untersuchungen, alle „mit einer bewunderungswürdigen Fülle und herrlichen Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung“ geschrieben, wie sie nur wissenschaftliche Gründlichkeit zu geben vermag, die gepaart ist mit künstlerischer Gestaltungskraft. Zu nennen sind hier vor allem die „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie“ (1825), die zum erstenmale die Mythologie als historische Disziplin festlegte und die Bedeutung der Lokalmythen und Stammeslegenden für Entstehung und Erklärung betonten; sodann, durch eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen (*Minervae Pofiadis sacra* 1820; *de Phidias vita et operibus* 1827 u. a.) vorbereitet, jenes „Handbuch der Archäologie der Kunst“ (zuerst 1830, II. Ausgabe 1835, III. Ausgabe besorgt von F. G. Welcker 1848, Neu-Abdruck 1878), das bis heute als Gesamtdarstellung noch völlig unentbehrlich ist, und im Zusammenhang damit die „Denkmäler der alten Kunst“ (seit 1832 nach der Auswahl und der Anordnung K. O. Müllers gezeichnet und radiert von C. Oesterley). Fernerhin von kritischen und exegetischen Werken die Ausgabe von „Aeschylus' Eumeniden“ (1833), an die sich die erbitterte Fehde mit Gottfried Hermann anschloss, die Ausgaben von „M. Terentius Varro, de lingua latina“ (1833), von „S. Pompeius Festus, de verborum significatione“ (1839) und zuletzt dann als eine der prächtigsten Gaben, als ein „kostbares Vermächtnis für die ganze humanistisch gebildete Welt“, die „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders des Grossen“, leider unvollendet.

Von dem äusseren Lebensgange Karl Otfried Müllers seien hier nur wenige Daten mitgeteilt. Geboren am 28. August 1797 zu Brieg in Schlessen, auch er, wie so viele geistig hervorragende Männer unseres Volkes, der Sohn eines evangelischen Pfarrhauses, bezog Karl Müller (den Namen Otfried

legte er sich erst 1817 auf Rat seines Lehrers Buttman zur Unterscheidung selbst bei schon mit sieben Jahren nach glänzender Absolvierung des Gymnasiums die Universität, zuerst Breslau, wo ihm durch Heindorf bereits die Wichtigkeit der historischen Erkenntnis des Altertums anging, dann zwei Jahre später, Osnabrück, Berlin. Friedrich August Wolf blieb hier ohne Einfluss auf ihn, ja er stiess den Jüngling ab durch seine mehr kritisch zersetzende Methode, seine oft abschätzigen Urteile. Vieles verdankte er dagegen Philipp Buttmann, dessen „Mythologus“ eben im Entstehen war, und Solger, aber am innigsten und energischsten schloss er sich August Böckh an, dem Manne, dem er fast alles verdankt, wie er so oft freudig anerkennt: die gesamte geistige Richtung seiner Studien, die Methode der Forschung, die Erkenntnis von der umfassenden Aufgabe der Altertumswissenschaft. Ihm ist sein Erstlingswerk gewidmet, das im gleichen Jahre erschien wie Böckhs vielbewunderte „Staatsverwaltung der Athener“; „Aeginetorum liber“ (1817). Sein Einfluss aber ist weithin in allen folgenden Werken K. O. Müllers zu spüren bis zu seiner „Geschichte der griechischen Literatur“. Im Jahre 1818 nahm der eben Zwanzigjährige eine Stelle als Lehrer am Magdalenenum in Breslau an, aber schon im folgenden Jahre erhielt er durch Böckhs Vermittelung einen ehrenvollen Ruf als Extraordinarius der Altertumswissenschaften an die Universität Göttingen, als Nachfolger des nach Bonn gehenden Fr. G. Welcker. Ueber zwanzig Jahre hat Karl Ottfried Müller dann (seit 1823 bereits als Ordinarius) in Göttingen gewirkt als Lehrer, zu dessen Füssen sich Zuhörer aus allen Fakultäten scharten, gefeiert, als Mensch geliebt, als Schriftsteller von unerlässlichem, rastlosem Eifer. Einen längeren Urlaub benutzte er zu jener oft beschriebenen Reise nach Griechenland, dessen heiliger Boden ihm erst die „rechte volle Weib“ geben sollte zu dem

Hauptwerke seines Lebens, der „Geschichte des griechischen Volkes“. Im September 1839 verliess er Deutschland; durch Italien, über Florenz, Rom, Neapel und Sicilien, wo er überall freudigen Herzens schauend und rastlos lernend weilte, eilte er nach Athen, begrüsst von Ernst Curtius, der ihn in den folgenden Monaten treu begleitete. Einen längeren Aufenthalt in der griechischen Hauptstadt folgten Kreuz- und Querfahrten durch den Peloponnes, wo ihn neben den Resten einer grossen Vergangenheit vor allem die griechische Landschaft in ihrer wunderbaren Schärfe und Klarheit ergriff. Dann wandte er sich nach einem zweiten kurzen Aufenthalt in Athen nach Nordgriechenland, durchzog Bithonien und Phocia; aber in Delphi, wo er mit glücklichem Fingersinn Ausgrabungen veranstaltete, wurde sein allzeit rüstiger Körper von der tödlichen Krankheit erfasst, die ihn am 1. August 1840 zu Athen, wohin man ihn noch mit Mühe gebracht hatte, in den Jahren der schönsten Manneskraft dahinschaffen sollte. In feierlichem Begräbnis betete man ihn am folgenden Tage in der geliebten griechischen Erde, zu früh für seine Familie, die der baldigen Rückkehr des Gatten und Vaters entgegen sah, viel zu früh auch für die deutsche Wissenschaft, der sein rastlos strebender, sein unvergleichlich begabter Geist so vieles noch schuldig war. Wie eine laute Klage klingt es durch all die zahlreichen Nachrufe, die seinem Gedächtnis geweiht waren, dass dieser Mann, der nach einer ungewöhnlich frühen Beendigung seiner Lehrjahre wie ein leuchtendes Meteor an dem wissenschaftlichen Himmel emporgestiegen war, der als Schriftsteller, als Lehrer, vor allem aber auch als Mensch zu den Auserwählten gehörte, so früh den Nachen des Charon besteigen musste.

Seine ausserordentliche Persönlichkeit spricht auch lebendig zu uns aus dem Bilde Termites, das 1838 gezeichnet wurde und nach Böckhs Urteil im Ausdruck wahr, in der Aehnlichkeit überraschend ist.

Paul Ankel.

Gottfried Kinkel.

(Geb. am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, gest. am 18. November 1882 zu Zürich.)

(Pfeifer Bildnis No. 453.)

JOHANN GOTTFRIED KINKEL wurde am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn als Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren. Seine Kindheit hat er uns selbst beschrieben, und diese Schilderung, die er auf Veranlassung des Direktors der Strafanstalt zu Naugardt verfasste, während er dort gefangen sass, gehört zu dem Reizvollsten und Besten, was er geschaffen hat. Plastisch treten die Menschen

hervor, die seine Kindheit gestalteten, vor allem natürlich seine Eltern. Der poetische Sinn, der dem Sohn in so bedeutendem Grade eigen war, scheint den Eltern vollständig gefehlt zu haben. So heisst es in jener Schilderung: „Vor aller weltlichen Poesie hatte man in unserem Hause den tiefsten Abscheu, und kein Literaturwerk verlief sich unter die pergamentenen Holländer des Vaters oder die Andachtsbücher der

Mütter. Romane lesen galt für den Ausbund sittlicher Verdorbenheit So blieb jeder Hauch der Poesie, jede lebensvolle Anschauung weltlicher Geschichten ängstlich von mir abgewehrt, und mein Geist glich einem verküppelten Schmetterling, der seiner Puppe entkrochen und voller Sehnsucht nach der blauen Frühlingsluft dennoch die verwachsenen Flügel nicht auszubreiten vermag.“ Aber vielleicht war es gerade die Abgeschlossenheit und Einsamkeit, die seine Phantasie stärkte und ausbildete, indem er mehr als andere darauf angewiesen war, seinen Träumen nachzuhängen. Und ein wertvolles Gut vor allem nahm er mit aus der Kindheit und dem Elternhause, als er noch sehr jung auf das Gymnasium nach Bonn kam, nämlich die rücksichtslose Liebe zur Wahrheit, die sein ganzes späteres Leben charakterisiert.

Nach Absolvierung des Gymnasiums widmete sich Kinkel zuerst in Bonn, dann in Berlin und wieder in Bonn dem Studium der Theologie. Er trat während dieser Zeit in lebhaften Verkehr mit Geibel, Simrock und Freiligrath, bereiste 1827 nachdem er sich bereits im vorhergehenden Jahre als Privatdozent der Theologie habilitiert hatte, Italien und nahm 1830 die ihm angebotene Stelle als Religionslehrer am Bonner Gymnasium an. 1840 ward er Hilfsprediger in Köln, behielt aber seinen Wohnsitz in Bonn. Die fernvollendeten, inhaltreichen Predigten, die in dieser Zeit entstanden, hat er 1842 gesammelt und herausgegeben. Schon 1839 hatte er die bereits aus der Kindheit stammende Bekanntschaft mit Johanna Mockel, der Tochter eines Bonner Gymnasiallehrers, erneuert und mit ihr zusammen den sogenannten „Malkäferbund“ für Freunde der Dichtkunst gegründet. Die Jugendliebe hatte sich inzwischen mit dem Buchhändler Manhiex in Köln verheiratet, da aber die Ehe mit diesem ihr geistig nicht ebenbürtigen Manne ihr nicht zusagte, so ward auf ihren Antrag am 22. Mai 1840 die Scheidung ausgesprochen. Nach dem eode Napoléon durfte sie vor Ablauf von drei Jahren eine neue Ehe nicht eingehen; am 22. Mai 1843 aber, also genau nach Ablauf der drei Jahre, feierte sie ihre Hochzeit mit Gottfried Kinkel, nachdem sie zum Protestantismus übergetreten war. — Wegen seiner Liebe zu der geschiedenen Katholikin, wie auch wegen der in seinen Predigten mehr und mehr zu Tage tretenden freien Geistesrichtung hatte er schon seit längerer Zeit mancherlei Antipathie und Verfolgung zu erdulden gehabt — namentlich, nach seiner Verheiratung, entschloss er sich, da jede Anteilnahme nicht aufhörte, seinen Aemtern zu entsagen und sich der Philosophie zuzuwenden. Er begann Vorlesungen über Litteratur und Kunstgeschichte zu halten und gab letztere 1845

unter dem Titel „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern vom Anfange unserer Zeitrechnung bis auf die Gegenwart“ heraus. Aber leider erschien von diesem bedeutenden Werke, das ihm u. a. die Ernennung zum Professor der Geschichte der Kunst und Litteratur eintrug, nur der erste Teil, welcher der sächsischen Kunst gewidmet ist.

Kinkel hatte auf Grund dieses Buches auch einen Ruf nach Berlin erhalten, allein durch ein freisinniges Gedicht, das er zu derselben Zeit veröffentlichte, verscherte er diese Auszeichnung, seine Berufung wurde stufgehoben. Die in jenem Liede ausgesprochene Gesinnung aber bethätigte er bald darauf, als im Jahre 1848 der Sturm losbrach. Er übernahm die Leitung der Bonner Zeitung und redigirte sie in demokratischem Geiste. Als Abgeordneter der Zweiten Kammer, in die er von Bonn ausgesandt war, schloss er sich der äussersten Linken an und beteiligte sich nach Auflösung der Nationalversammlung an den Umrißen im Siegeskreise und an der Errichtung des Zeughauses zu Siegburg. Nach dem verunglückten Ausgange dieser Unternehmung flüchtete er in die Pfalz, wo er sich als Adjutant Fenner von Fenaeburg ebenfalls der revolutionären Bewegung anschloss, wie er auch an dem Aufstand in Baden teilnahm. An der Murg wurde er im Juni 1849 verundet und von den Preussen gefangen genommen, vom Kriegsgericht zu Rastatt zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, und vom König von Preussen wurde die Festungstrafe in Zuchthausstrafe umgewandelt. Sowohl diese Verschärfung als auch die harte Behandlung, die der Gefangene, besonders später in Spandau erfuhr, wo er mit dem Auswurf der Menschheit auf eine Stufe gestellt wurde, erregte seiner Zeit den allgemeinen Unwillen. Durch die kühne umsichtige Hilfe des damaligen Studenten Karl Schurz gelang es dem Unglücklichen im Jahre 1850, über Mecklenburg nach England zu entfliehen. Vorher war er noch wegen des Auftritts in Siegen vor die Kölner Assisen gestellt, infolge seiner geradezu hinreissenden Selbstvertheidigung aber freigesprochen worden.

Eine Reise nach Amerika, die er im Jahre 1851 unternahm, unterbrach den Aufenthalt in London, der zuerst sorgenvoll genug gewesen war. Seine treue Gattin Johanna, die durch Ertheilung von Musikunterricht dem Gatten die Sorgen zu erleichtern suchte, hat in dem nach ihrem Tode erschienenen Roman „Hans Hebes in London“ die Leiden der deutschen Flüchtlinge geschildert. — 1853 gelang es Kinkel, als Professor an der Hochschule für Damen in Bedford-Square eine auskömmliche und ihm zuzugende Stellung zu finden; fünf Jahre nachher gründete er die deutsche Zeitung „Hermes“, und in demselben Jahre 1858 traf ihn das harte Unglück,

seine Gattin zu verlieren, die an Herzkrämpfen litt und infolge eines derartigen Anfalles aus dem Fenster stürzte und starb.

1856 zum Professor der Archäologie und Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnicum zu Zürich berufen, vermählte er sich zum zweiten Male und starb in Zürich am 13. November 1882.

Gotfried Kinkels erste „Gedichte“ erschienen 1843 und enthielten die später einzeln herausgegebene rheinische Gedsichte „Otto der Schütz“, als deren Dichter er lange Zeit hindurch ausserordentlich gefeiert ward. Und nicht mit Unrecht, denn das kleine Epos zeichnet sich aus durch Einfachheit, Anmut der Form und künstlerische Abrundung und übertreibt weit die meisten andern hochberühmten lyrisch-epischen Gedichten jener Zeit, vor allem bergehoch die süssliche „Amaranth“ des Oscar von Redwitz. Kinkel hat auch in seinen späteren Arbeiten ähnlicher Art, wieden 1868 erschienenen „Grob-schmied von Antwerpen“ und seinem letzten Gedichte „Tanagra“ nie wieder jene Höhe erreicht. Dagegen findet sich unter den von ihm mit seiner Gattin zusammen 1849 herausgegebenen „Erzählungen“ eine kleine Arbeit in Prosa, „Margret“, die den Dichter als ganz hervorragenden Novellisten zeigt. Diese einfach schöne, ergreifende, wahrhaft meisterhafte Dichtung verdient viel mehr bekannt und genossen zu werden, als es der Fall ist, und es gebührt ihr, wie einzelnen der lyrischen Gedichte, z. B. dem herrlichen „Gruss an mein Weib“ oder dem stimmungsvollen „Abendstille“, ein Ehrenplatz unter den Schätzen der deutschen Nationalliteratur. Ja, auch einzelne seiner Balladen, wie „Dietrich von Bern“, und die „Windsbraut“, sind fast als vollendet zu bezeichnen. —

Der Anteil Einzelner an jenem Völkerfrühling der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht oder minder vergessen, und so ist denn auch

Kinkels Name lediglich als der eines Dichters seit langer Zeit gefeiert worden und auf die Nachwelt übergegangen. Gewiss hat er Werke geschaffen, die über den Durchschnitt emporragen, aber es ist doch nicht zu übersehen, dass sie trotz aller liebenswürdigen Vorzüge ihn nicht so hoch gestellt haben würden, wie es geschehen ist, wenn nicht sein Leben selbst sich beinahe zu einem höchst inhaltreichen, epischen Gedichte gestaltet hätte. Es fehlt seinen Schöpfungen besonders das Gepräge eines ursprünglichen Geistes, das vor allem den grossen Dichter macht. In der That blieben seine „Gedichte“ bis zu der Zeit seiner politischen Thätigkeit und ihrer Folgen ziemlich unbeachtet, und in den meisten seiner Dichtungen erscheint er wie ein völlig anderer, als in seinem äusseren Leben. Während letzteres ihm mutig, thatkräftig und kraftvoll zeigt, sind seine Werke durchweht von einem milden, sanften, fast weiblichen Geiste. In der zweiten Sammlung „Gedichte“, die er 1868 herausgab, finden sich allerdings mehrere, die seiner politischen Wirksamkeit oder vielmehr deren Folgen ihren Ursprung verdanken, aber sie stehen nicht hoch und erreichen z. B. Herwaghs Lieder ähnlichen Charakters weder an Schwung noch an Mäandlichkeit des Tons, wiewohl doch Herwegh bekanntlich durchaus nicht immer als kraftvoller Verfechter seiner Worte aufgetreten ist. Eine weniger feinsinnige Künstlernatur, als wir sie in Kinkel verehren, würde sich gewiss weit mehr zur poetischen Verwertung eines politisch so vielbewegten Lebens angeregt gefühlt haben; Kinkel aber erkannte wohl, dass das politische Gedicht nicht zu den höchsten Gattungen der Poesie gerechnet werden kann. Wie nun alles zusammengewirkt hat, wird er als Dichter weiter leben im Gedächtnis der Nachwelt, und, wenn der Ruhm das höchste ist „von des Lebens Gütern allen“, so ist ihm das Unglück zum Glück geworden.

Paul Warnke.

Christian Karl Josias Bunsen.

(Geb. am 23. August 1791 zu Korbach in Waldeck, gest. am 28. November 1860 zu Bonn a. Rh.)

(Hierzu Bildnis No. 454.)

Unter den Männern der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen ebenso bedeutend als gelehrter Bibelforscher, Kirchenhistoriker, Archäologe, Philologe und Orientalist, wie als Kirchenpolitiker und Diplomat, als Verteidiger der Gewissensfreiheit und religiösen Toleranz, als Philanthrop und Prophet von durchdringendem Scharfblick in die Zukunft. Schon als Studierender in Göttingen, wo er durch private

Unterweisung eines jungen Amerikaners, Astor, und als Lehrer des Hebräischen und Griechischen am Gymnasium sein Brot verdiente, zeichnete er sich durch die Lösung einer Preisaufgabe über das Erbrecht der Athener aus, die, lateinisch erschienen, ihm von Seite der Universität Jeus drei Monate später die philosophische Doktorwürde honoris causa eintrug. Im folgenden Jahre trieb er unter Beneke in Göttingen mit dem später so berühmt gewordenen

Lachmann germanische Sprachstudien, die er sodann unter Finn Magnussen im folgenden Jahre, 1815, in Kopenhagen fortsetzte, um sich des Isländischen und dessen nordischer Tochtersprachen zu bemächtigen. Noch in demselben Jahre woffen wir Bunsen zu Berlin in Gesellschaft Schliermachers, Buttmanns, Savignys, Reimers, Solgers, vor allem aber Niebuhrs.

Niebuhr sah er auch kurze Zeit nachher in Rom wieder, wohin er als Reisebegleiter eines Engländers gekommen war und wo er sich (im Juli 1817) mit der Tochter einer reichen englischen Familie verheiratete. Von diesem Jahre datiert auch der Beginn seiner Laufbahn im preussischen Staatsdienste. Niebuhr empfahl ihn 1818 zum Gesandtschaftssekretär und König Friedrich Wilhelm III. von Preussen, dem damals die Einführung einer neuen Kirchenagenda und Liturgie für seine Union am Herzen lag, zog in Rom Bunsen zu Rate und fand sich von ihm dermassen angezogen, dass Bunsen sehr bald (1821) zum geschäftsführenden Stellvertreter des auf ein Jahr beurlaubten Gesandten emporrückte und dann im Jahre 1827 zum preussischen Ministerresidenten beim päpstlichen Stuhl ernannt wurde. Nach einem langen Besuche in Berlin im Jahr 1827 folgte dann in Rom die Gründung des archäologischen Instituts, zu welchem Bunsen dem Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., die Anregung gegeben hatte. Um dieselbe Zeit gelang es Bunsen, der in Rom unter Champollion ägyptologische Studien trieb, den Kronprinzen auf den jungen Ägyptologen Lepsius aufmerksam zu machen, dem dann einige Jahre später das Glück zu Teil wurde, unter dem Schutze König Friedrich Wilhelms IV., und auf Kosten der preussischen Regierung seine epochenmachende ägyptische Expedition auszuführen. An der „Beschreibung der Stadt Rom“, die Niebuhr, Brundis und Platner herausgaben (1830—1843), war Bunsen, der nach Niebuhrs Tode im Jahre 1850 preussischer Gesandter geworden war, insbesondere mit der Darstellung der christlichen Altertümer beschäftigt. Es zweigte sich daraus für ihn das Spezialwerk ab: „Die Basiliken des christlichen Rom“ mit fünfzig Kupferafeln. In dem bald darauf (1837) folgenden Streit des Erzbischofs Droste Vischering wider den preussischen Staat stand Bunsen seiner Regierung treu zur Seite. Damit aber hatte er es mit dem Vatikan verdorben, sodass sein Rücktritt, den er bald darauf sich erbat, schon auf den 1. April 1838 erfolgen konnte.

Das Nächste war eine Reise nach England, während welcher er zum Gesandten in Bern ernannt wurde. Er blieb auf diesem Posten bis 1841. In diese Zeit fällt die auf Bunsens Betreiben erfolgte

Berufung Schellings, Staats, Cornelius und Mendelssohns nach Berlin, sowie die durch seine Vermittlung ermöglichte Stiftung des englisch-preussischen Bistums Jerusalem, eines Lieblingsideals des Königs Friedrich Wilhelms IV. Das Jahr 1841 war noch nicht zu Ende, als Bunsen zum preussischen Gesandten in England ernannt war. Dank seiner geistvollen, warmherzigen und thatkräftigen Persönlichkeit bildete dreizehn Jahre lang die gastreiche preussische Gesandtschaft einen intellektuellen Mittelpunkt der Gesellschaft. Nie vorher, nie nachher hat ein ausländischer Diplomat sich eine ähnliche Stellung in London geschaffen, seinem Lande soviel Sympathie erworben, und in allen Bestrebungen stand ihm seine bedeutende Gattin fördernd zur Seite. Friedrich Wilhelm IV. erwies ihm eine warme fast mystisch angehauchte Freundschaft, aber in vielen Fragen trennten sich die Ansichten der Beiden scharf. In diese Zeit fällt Bunsens Stiftung des deutschen Hospitals in London und sein beginnender Verkehr mit Max Müller, dessen Bedeutung er zuerst erkannte, dem er in der Folge die Herausgabe des Rigveda auf Kosten der Englisch-ostindischen Kompagnie und damit der gesamten Kulturwelt die Kenntnis der ältesten religiösen Lieder Indiens aus der Menschheit verschaffte. Das Scheitern der deutschen Einheitsbestrebungen von 1843 und die demselben folgende Reaktion, dann aber sein mutvolles Auftreten für die Rechte Schleswig-Holsteins und Deutschlands, die er in einer besonderen Denkschrift verteidigte, erschwerten sein kräftiges Wirken je länger je mehr. Und als er sich bei Ausbruch des Krimkrieges mit Entschiedenheit für ein Bündnis Preussens mit den Westmächten aussprach, war sein Fall besiegelt, er wurde noch in demselben Jahre 1854 durch den Einfluss der russischen Hofpartei abberufen, worauf er sich in Heidelberg niederliess. Nunmehr, ledig aller Amtspflichten, entwickelte er eine ebenso intensive als nachhaltige schriftstellerische Thätigkeit, warf unerschrocken seine „Zeichen der Zeit“ (2 Bde., 1855) und seine dreibändige Geschichtsphilosophie „Gott in der Geschichte“ (1857—58) ins Publikum, um gegen jegliche Uebergriife der Reaktion in Kirche, Schule und Staat das unverwundliche Recht der Gemeinde, als der Trägerin des Gottesbewusstseins auf Selbstregierung, zu verteidigen; Denselben Kampf für Gewissensfreiheit führte Bunsen auch in seinen übrigen Werken, als „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“, „Hippolytus und seine Zeit“ und in so manchen andern, in welchen er zugleich die weltgeschichtlichen Fälschungen hierarchischer Herrschaft aufdeckte. Als sein Hauptwerk, das er leider nicht mehr zu beendigen vermochte, betrachtete er sein „Bibelwerk für die Gemeinde“, abgeschlossen

durch Kamphausen und Holtemann (9 Bde. 1858–69). Im Herrenhaus erschien Bunsen nur ein einziges Mal, nämlich bei der Verkündigung der Regentschaft König Wilhelms I. am 25. Oktober 1858. Im Jahre 1860 liess er sich für dauernd in Bonn nieder, wurde aber schon am 28. November ein Opfer des Asthmas.

Nach ist diesem Geisteshelden ausserhalb seiner engheren Vaterstadt Korbach kein Standbild errichtet. Sein dauerndes Denkmal ist der Ausspruch: „Gemeinde und Gewissensfreiheit, Gewissensfreiheit und Gemeinde, das sind die Pole, durch deren göttliches Spiel das Leben allein geregelt und gegliedert werden kann.“⁴¹ Hermann Brunhater.

George Bancroft.

(Geb. am 3. Oktober 1800 zu Worcester, Mass., gest. am 17. Januar 1891 zu Washington.)

[Hierzu Bildnis No. 266.]

Der Geschichtsschreiber und Staatsmann George Bancroft ist ein Sohn des Neuenlandstaates Massachusetts. Am 3. Oktober 1800 wurde er zu Worcester geboren, wo sein Vater der Geistliche der dortigen unitarischen Gemeinde war. Zu Exeter in New Hampshire vorgebildet, bezog er das Harvard College zu Cambridge. Im Jahre 1818 wandte er sich nach Deutschland, um hier nacheinander die Universitäten Göttingen, Berlin und Heidelberg zu besuchen; besondere Anregung erhielt er durch Heeren, Eichhorn, Blumenbach und Schlosser. Nachdem er 1820 in Göttingen zum Doktor promoviert worden war, bereiste er Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich und kehrte 1822 nach vierjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück, wo er zunächst am Harvard College ein Lehramt für griechische Sprache und Literatur übernahm.

Im Jahre 1823 gründete Bancroft die Round Hill School zu Northampton und veröffentlichte einen Band Gedichte, die zum Teil in Italien entstanden waren. 1831 folgte eine Schrift über die Bank der Vereinigten Staaten, 1834 der erste Band seiner gross angelegten „History of the United States from the discovery of the continent“, die ihn fünfzig Jahre hindurch, wenn auch keineswegs ausschliesslich, beschäftigen sollte. 1838 ernannte ihn der Präsident Martin van Buren zum Zolldirektor in Boston, welches Amt Bancroft bis 1841 bekleidete. 1844 trat er, wenn auch schliesslich ohne Erfolg, als demokratischer Bewerber auf den Posten des Gouverneurs von Massachusetts hervor. Als James Polk 1845 Präsident wurde, erhielt das Sekretariat der Marine Bancroft, der die Sternwarte zu Washington und die Marineakademie zu Annapolis gründete, den ersten Befehl zur Besitzergreifung von Kalifornien erliess und den General Taylor zum Einrücken in Texas veranlasste. Diesen ersten Schritt zur Angliederung von Texas an die Union that Bancroft, als er auf vier Wochen auch das Kriegsamt verwaltete. In den Jahren 1846 bis 1849 vertrat Bancroft

die Regierung der Vereinigten Staaten in London, 1867 bis 1874 in Berlin. Als Gesandter beim Präsidium des Norddeutschen Bundes wie bei den süddeutschen Staaten beglaubigt, schloss er 1868 und 1869 Verträge über die wechselseitige Anerkennung der von deutschen Auswanderern in Amerika oder von Amerikanern in Deutschland erworbenen Nationalität. Im Juli 1874 kehrte Bancroft nach der Heimat zurück, wo er fortan während des Sommers zu Newport in Rhode Island und im Winter zu Washington seinen ständigen Wohnsitz hatte. In Washington ist er am 17. Januar 1891 gestorben.

In demselben Jahre, in welchem er sich vom öffentlichen Dienste zurückgezogen hatte (1874), erschien zu Boston der zehnte Band seines Hauptwerkes, das die Geschichte der Vereinigten Staaten bis zur 1776 erfolgten Unabhängigkeitserklärung fortführte. Die 1882 zu New York in zwei Bänden veröffentlichte „History of the formation of the constitution of the United States“ schliesst mit dem Jahre 1789.

Das 1883 bis 1885 zu New York in einer neuen sechsbändigen Ausgabe publizierte geschichtliche Hauptwerk Bancrofts vertritt ein ebenso gründliches als umfassendes Quellenstudium, für das der Verfasser in allen seinen Aemtern noch Müssa erlittigt hatte. Durch die mehrjährigen Universitätsstudien in Deutschland, die ausgedehnten Reisen in Europa und durch seine diplomatische Tätigkeit war Bancroft befähigt, einen tiefen Einblick in das geistige und staatliche Leben Europas zu thun und jene politische Erfahrung zu gewinnen, die seiner Geschichte der Vereinigten Staaten bleibenden Wert verleiht. Die 1895 zu New York erschienenen „Literary and Historical miscellanies“ sind eine Sammlung aller jener Beiträge, die der feinsinnige Essayist für die „North American Review“ geliefert hat. Dyer gab nach dem Tode des hervorragenden Historikers eine Nachlese der Schriften Bancrofts nebst einer Lebensbeschreibung des verewigten Geschichtsschreibers heraus. Karl Wille.

Andrew Jackson.

(Geb. am 15. März 1767 zu Waxsw, Südcarolina, gest. am 8. Juni 1845 zu Hermitage bei Nashville, Tennessee.)
(siehe Biada No. 486.)

ANDREW JACKSON ist einer der bemerkenswerthesten Männer, die die Vereinigten Staaten von Amerika bis heute hervorgebracht haben, denn mit seiner zweimaligen Präsidentschaft in den Jahren 1829 bis 1837 begünstigt nicht allein eine neue politische sondern auch eine neue wirtschaftliche Epoche in der Geschichte der Union; erst mit ihm konnten die unteren Schichten der amerikanischen Nation zur Herrschaft in Regierung und Verwaltung, ist er doch selbst nach Herkunft und Entwicklungsgang die beste Verkörperung dieser nationalen Demokratie.

Am 15. März 1767 zu Waxsw in Südcarolina geboren, das Kind irischer Eltern, wuchs Andrew inmitten des Waffenkriegs des Unabhängigkeitskrieges ohne sonderliche Schulbildung auf. Achtzehn Jahre alt, trat er in die Schreibstube eines Rechtsanwalts ein, ergriff 1786 zu Salisbury in Nordcarolina die Advokatur als Lebensberuf und liess sich 1790 in Nashville nieder. Als Tennessee 1796 unter die Staaten der Union aufgenommen wurde, erhielt Jackson das Amt des Generalprokurators und beteiligte sich an dem Eiftwurf der Verfassung des jungen Gemeinwesens. Er wurde alsbald von seinem Heimatstaat in das Repräsentantenhaus und schon 1797 in den Senat des Kongresses gewählt und bekleidete 1799 bis 1805 das Amt eines Oberrichters in Tennessee.

Im Jahre 1812 übernahm er den Oberbefehl über die heimischen Milizen, mit denen er die nach Tennessee vorgedrungenen und von den Spaniern unterstützten Creek-Indianer nach Florida zurückschlug. Als ein englisches Landungskorps unter Sir Edward Pakenham, einem Waffengeführten Wellingtons während dessen Feldzügen in Spanien, sich anschickte, New Orleans und damit die günstig gelegene Einfahrtspforte in das Mississippithal zu erobern, schickte Andrew Jackson als vom Kongress bestellter Generalmajor nicht nur alle Angriffe der erprobten Veteranen des kleinen Herzogs zurück, sondern brachte ihnen am 8. Januar 1815 eine entscheidende Niederlage bei, die dem Sieger hohen Feldherrnruhm gewann und ihn unter dem Namen „Old Hickory“ zum volksbeliebtesten Mann im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten machte.

Nicht minder entschlossen gieng er 1818 gegen den Indianerstamm der Seminolen vor, als diese in den Stöden der Union einen Einfall gemacht hatten; er trieb sie über die Grenze nach Florida zurück und verfolgte sie auch dort noch auf spanischem Boden.

zögerte auch nicht, die Plätze St. Marks und Pensacola einzunehmen, als er gewährte, dass die räuberischen Seminolen von dort Unterstützung erhielten. Dieses selbständige Vorgehen Jacksons erregte im Kabinett zu Washington nicht geringes Missfallen, doch unterblieb ein schärferes Verfahren gegen den eigenmächtigen General, da der Staatssekretär des Aeußern, John Quincy Adams, sich des Bedrohlichen annahm. Als Florida infolge des Vertrages von 1819 zwei Jahre später an die Union kam, wurde Jackson 1821 der erste amerikanische Gouverneur des Territoriums.

Bei den Präsidentswahlen des Jahres 1824 erhielt der von den Legislatoren von Tennessee und Pennsylvanien aufgestellte Jackson die meisten Stimmen, aber nicht die unbedingte Mehrheit, und das Repräsentantenhaus des Kongresses sprach sich in der entscheidenden Abstimmung für John Quincy Adams aus. Vier Jahre später unterlag dieser jedoch im Wahlkampf gegen Jackson, der mit 178 Stimmen gegen 83 die Oberhand behielt. Noch entschiedener war der Sieg von „Old Hickory“ im November 1832, wo von 288 Wählern 219 Jackson auf den Schild erhoben. Als der neue, aus dem niederen Volke hervorgegangene Präsident in das Weisse Haus seinen Einzug gehalten hatte, gieng er sofort daran, alle seine Gegner aus der Verwaltung der Republik zu verdrängen und die erledigten Aemter seinen politischen Anhängern zu übertragen. Während seit Washington nur 160 Amtseetzungen stattgefunden hatten, erfolgten jetzt innerhalb der kurzen Zeit von neun Monaten mehr als 1000 Entlassungen. Seitdem wurde es in der Union Brauch, bei jedem Präsidentswechsel nach dem Grundsatz: „Dem Sieger die Beute“ zu verfahren.

Von demselben Standpunkt aus ist auch der langjährige Kampf Jacksons gegen die Vereinigten-Staatenbank aufzufassen, die der Präsident als eine politische Institution ansah, die seinen Gegnern über Unterstützung Fehe und durch ihr „unamerikanisches Monopol“ eine stete Gefahr für die Demokratie und der Ausgangspunkt einer Geldaristokratie wäre. Als der Kongress 1832 den Beschluss fasste, der Bank ihren Freibrief zu erneuern, legte Jackson sein Veto dagegen ein; 1833 schritt der Präsident sogar dazu, aus der Bank die dort niedergelegten Staatsgelder zurückzuziehen. Wegen dieses Vorgehens stand der Senat nicht an, Jackson eine Rüge zu erteilen, die der Präsident mit lebhaftem Protest beantwortete; als Jacksons Parteifreunde die Mehrheit im Senat

erlangten, wurde übrigens die tadelnde Zensur der hohen Körperschaft gestiftet.

Die unbegrenzte Willenskraft ebenso wie die staatsmännische Einsicht Jacksons strahlten in hellstem Lichte in der Haltung der vollziehenden Gewalt gegenüber der „Nullifikationsbewegung“ in Südcarolina. Der ganze Süden war bereits seit mehreren Jahren freihändlerisch gesinnt. Als daher der Tarif von 1832 das Protektionssystem auf eine bessere Grundlage stellte, erklärte Südcarolina in einer Staatskonvention die Tarife von 1828 und 1832 für null und nichtig und untersuchte die Zahlung der Zölle nach dem 1. Februar 1833. Jackson liess sich vom Kongress mit ausserordentlichen Vollmachten ausrüsten, worauf er Truppen und Kriegsschiffe nach Charleston schickte. Ehe es jedoch zu einem bewaffneten Zusammenstoss kam, erklärte sich Südcarolina, das sich in seinem Widerstand völlig vereinzelt sah, bereit, den durch Henry Clay vermittelten gemilderten Schutzzolltarif vom 3. März 1833 anzuerkennen, der eine allmähliche Rückkehr zum Tarif von 1816 einleitete, der seiner Zeit nach die rückhaltlose Billigung der Südstaaten erfahren hatte.

Neue Zerwürfnisse zwischen Nord und Süd drohten seit dem Einsetzen der Antisklaverei-Bewegung 1831, die allerdings zu Beginn selbst im Norden der Union nur geringen Anhang fand. Nach erfuhren die Petitionen gegen die Sklaverei im Kongress eine entschiedene Zurückweisung durch die Knebelresolutionen des Jahres 1836, doch schon am 6. Februar 1837 trat im Abgeordnetenhaus John Quincy Adams nachdrücklich für das Petitionsrecht aller Bürger der Vereinigten Staaten ein, und nur ein Jahr später war im Norden die Stimmung zu

Gunsten der Abolitionisten völlig umgeschlagen. Doch war dies schon nach dem Rücktritt Andrew Jacksons.

Noch viel folgenreicher als jede Aenderung des politischen Systems war der gewaltige Umschwung auf wirtschaftlichen Gebiete während der „Regierung“ von Andrew Jackson. Durch den 1825 vollendeten Bau des Eriekanals waren die Farmer von Ohio, Indiana und Illinois in unmittelbare Verbindung mit dem Weltmarkt gebracht; 1828 hatte der Bau der Baltimore-Ohiobahn begonnen; 1830 wurde auf dem Erie-See eine tüchtige Dampferverbindung zwischen Buffalo und Detroit eröffnet. Fortan entwickelte sich New York zur ersten Handelsmetropole der grossen Republik. Die Eisenindustrie Pennsylvaniens nahm einen mächtigen Aufschwung. Handels- und Industriegesellschaften bildeten sich; in Ländereien, Eisenbahn- und Industrieaktien begann eine eifrige Spekulation. Gleichzeitig suchte das Grosskapital zur wirtschaftlich ausschlaggebenden Macht zu werden unter einem Präsidenten, dessen Erwählung gerade als ein Sieg des niederen Volkes über die Geldaristokratie betrachtet wurde.

Mit dem Auslande hatte Jackson vortreffliche Beziehungen unterhalten, auch mit Frankreich wurden 1835 die letzten Streitpunkte freundschaftlich erledigt. Am 4. März 1837 verliess der Sieger von New Orleans das Weisse Haus, in dem er mächtiger als ein Monarch acht Jahre hindurch geschaltet hatte, und zog sich in die ländliche Stille seiner Besitzung Hermitage bei Nashville in Tennessee zurück, wo er am 8. Juni 1845 sein thatenreiches Leben endete, während dessen er im Krieg und Frieden als ein geborener Führer der Massen gewirkt hatte.

Karl Wulke.

James Monroe.

(Geb. am 28. April 1758 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien, gest. am 4. Juli 1831 zu New York.)

(Hierzu Bildnis No. 489.)

JAMES MONROE, der entschlossene Vertreter des Selbstbestimmungsrechts der Neuen Welt gegenüber allen Einmischungsgelüsten des monarchischen Europas, wurde am 28. April 1758 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechte und rückte im Unabhängigkeitskriege bis zum Obersten auf. 1788 wurde er in die Gesetzgebende Versammlung seines Heimatstaates, 1789 in den Kongress der Vereinigten Staaten gewählt; 1790 entsandte ihn Virginien in den Senat der Union. Von 1794 bis 1796 und wiederum 1803 war er Gesandter in Paris;

hierauf ging er in diplomatischer Sendung nach Madrid und wiederholt nach London; erst 1808 kehrte er nach Amerika zurück. Es ist Monroe der Vorwurf gemacht worden, dass er der französischen Republik gegenüber zu wenig nachdrücklich für die Ansprüche seiner Regierung eingetreten sei, dennoch ist sein Name mit der Erwerbung Louisianas verknüpft, wodurch die Union die weiten Länder westlich vom Mississippi bis zu den Rocky Mountains gewann (1803). In folgeschwerer Stunde hat damals Monroe den Mut besessen, seine Vollmachten zu überschreiten, um der Union das ausgedehnte Hinterland des

Westens zu sichern. Unter dem Präsidenten James Madison bewährte Monroe als Staatssekretär (1812 bis 1817) und als Leiter des Kriegsdepartements (1814) eine kstblnige und feste Haltung; whrend des Krieges gegen England war er eifrig darauf bedacht, die Wehrftigkeit der Vereinigten Staaten zu strken.

Die Macht der Einzelstaaten zu vermindern, dagegen die der Zentralgewalt der Republik wesentlich zu erhhen, wurde der oberste Grundsatz Monroes, als er im Frhrjahr 1817 das Weisse Haus zu Washington bezog. Seine erste Amtsfhrung als Prsident fand eine so ungeteilte Anerkennung bei allen Parteien, dass seine Wiederwahl im Jahre 1820 fast mit Smmeneinhelligkeit erfolgte. James Monroe, ursprnglich ausgesprochener Demokrat, ist aber whrend seiner achtjhrigen Verwaltung stets besorgt gewesen, die auswrtige wie die innere Politik unbeeintrt von allen Parteisicksichten zu fhren. In dem 1818 mit Grossbritannien abgeschlossenen Vertrag verzichtete England auf sein Recht der freien Schifffahrt auf dem Mississippi. Durch die Festlegung der britisch-amerikanischen Grenze auf den 49. Grad nrdlicher Breite von Lake of the Woods bis zu den Rocky Mountains gab zwar die Union den nrdlichsten Strecken von Louisiana auf, erwarb aber dafur das ansehnliche Bassin des Red River of the North. Hinsichtlich Oregons, des Gebiets zwischen dem Felsengebirge und dem Stllen Ocean nrdlich von Kalifornien kam eine vorlufige Einigung dahin zu stande, dass fr die nchsten zehn Jahre beide Mchte das strittige Territorium gemeinsam besitzen sollten.

Durch John Quincy Adams, den Staatssekretär Monroes, mit Spanien eingeleitete Unterhandlungen fhrt zu einem am 23. Februar 1819 in Washington unterzeichneten Vertrag, wonach die Union Florida erwarb, dagegen auf Texas verzichtete, whrend die spanisch-amerikanische Grenze im Westen so festgesetzt wurde, dass sie an der Mndung des Sabine River begann, diesen aufwrt und dann zum Red River ging, lngs desselben westlich bis zum 100. Meridian, dann nordwrt zum Arkansas River lief, diesen Fluss bis zu seiner Quelle begleitete, von hier aus nordwrt sich fortsetzte bis zum 42. nrdlichen Breitengrade und schliesslich diesen bis zum Stllen Ocean folgte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten war die erste gewesen, die die vom Mutterland abgefallenen spanischen Kolonien Snd- und Mittelamerikas als unabhngige Staaten anerkannt hatte. Als aber Spanien sich anschickte, die Hilfe der Heiligen Allianz zur Rckgewinnung seines ehemaligen transatlantischen Kolonialbesitzes anzurufen, erklarte Monroe in seiner Jahresbotschaft vom 2. Dezember 1823, dass der amerikanische Kontinent hinfort nicht

mehr als Kolonisationsgebiet irgend einer europaischen Macht betrachtet werden knne und dass die Union jeden Versuch, das europaische Regierungssystem auf einen Teil der westlichen Halbkugel auszudehnen, als eine Gefahr fr den Frieden und die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten ansehen mtsse. Uebrigens sollte diese Erklrung nicht etwa auf die noch zu Recht bestehenden Kolonien Europas Bezug haben, wohl aber uneingeschrnkt auf die freien Staaten, deren Unabhngigkeit durch Nordamerika bereits vllkerrechtliche Anerkennung gefunden hatte. Gewiss geht die „Monroe Doctrin“ auf Washington und Jefferson zurck, gewiss hat der Staatssekretär John Quincy Adams die vom Prsidenten verlesene Erklrung verfasst, immer aber ist Monroe derjenige gewesen, der es gewagt hat, der interventionistischen Allianz der Monarchien Europas ein Halt zuzurufen, was um so kühner war, als gerade damals der Zar, die Seele der Heiligen Allianz, im Nordwesten Amerikas festen Fuss fasste, den dortigen Handel Russland vorzubehalten und sldwrt bis nach Oregon auszugreifen drohte. Obgleich Monroe von einem gemeinsamen Vorgehen mit dem britischen Minister des Auswrtigen, Canning, Abstand nahm, erreichte er 1824 den Abschluss eines Vertrages mit Russland, wodurch das Recht freier Schifffahrt und Fischerei auf dem Grossen Ocean sich beide Mchte zugestanden und 54 Grad 40 Minuten nrdlicher Breite als Scheidelinie zwischen den Einflussgebieten Russlands und Nordamerikas festgesetzt wurde.

Im Innern gelang es, die Aufregung zu beschwichtigen, die sich pltzlich der Gemüter bemchtigt hatte, als im Kongress die Frage der Ausdehnung jenes Gebiets zur Sprache kam, in dem die Sklaverei gestattet sein sollte. Zwar hatte eine Ordinance des Jahres 1787 die Sklaverei nrdlich vom Ohio untersagt, doch war dieses Gesetz nur in dem Gebiet ostlich des Mississippi in anerkannter Geltung. Als es sich um die Zulassung des Missouri-Territoriums als Staat handelte, beanspruchte ihn der sklavenhaltende Snden fr sich, was den unterschiedenen Widerspruch der Repräsentanten und Senatoren des Nordens hervorrief. Eine vorlufige Lsung fand die brennende Frage in dem durch Jesse B. Thomas von Illinois im Senat vorgeschlagenen Missouri-Kompromiss (1820), wonach Missouri zwar als sklavenhaltender Staat in die Union aufgenommen, im ubrigen aber in allen 1803 unter dem Namen Louisiana erworbenen Gebieten nrdlich von 36 Grad 30 Minuten nrdlicher Breite die Sklaverei fr immer verboten sein sollte.

In den Jahren 1817 bis 1821 wurden Mississippi, Illinois, Alabama, Maine und Missouri als Staaten in die Union aufgenommen, ein Beweis dafur, mit

wie schnellen Schritten die Besiedelung des Westens vor sich ging, da vier dieser Staaten westlich der Alleghenies liegen. Der Ackerbau treibende Westen und der industrielle Osten der Union forderten für ihre Erzeugnisse einen vermehrten Schutzzoll, und in der That erhöhte der trotz der Einsprüche des Soders zum Gesetz erhobene Tarif von 1824 die Sätze für Eisen, Wolle, Hauf, wollene und

leinere Waren von 25 auf 37 Prozent des Wertes. Nach seinem Rücktritt vom höchsten Amte der Republik (4. März 1835) machte sich Monroe um das Zustandekommen einer neuen Verfassung Virginians und die Begründung einer Hochschule in seinem Heimatstaat sehr verdient; im Jahre 1830 nahm er seinen Wohnsitz zu New York, wo er am 4. Juli 1831 aus dem Leben schied.

Karl Witke.

Hans von Bülow.

(Geb. am 8. Januar 1830 zu Dresden, gest. am 23. Februar 1894 zu Kairo.)

(Herrn Bildnis No. 488.)

Die epochenscheidenden Umwälzungen, die sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf musikalischem Gebiete vollzogen, hervorgerufen durch die Bestrebungen der sogenannten „romantischen“ Richtung, werden in der Geschichte der Tonkunst immer einen der denkwürdigsten Marksteine bilden. Wie jede wahrhafte, mit Naturerwendigkeit eintretende Revolution war auch diese Bewegung seit langem vorbereitet und nichts als das Ergebnis der Vergangenheit, mit der sie sich scheinbar in Widerspruch setzte. Das Neue in ihr aber war von so fremdartigem Eindruck, wenigstens für die Anschauungsweise der Zeitgenossen, dass es ganz ungewöhnlicher Mittel bedurfte, um es durchzusetzen. Nicht mehr sprach das Kunstwerk allein für sich; um den musikalischen Kern gruppieren sich bald allerhand kunstphilosophische, nationale und kulturhistorische Elemente, und die Sache wuchs sich bald zu einem Streitobjekt aller Gebildeten aus. In den oft erbitterten Kämpfen, in den Pfr. und Wider der Parteien war nicht mehr der ausübende Künstler der alleinige Verkünder der Wahrheit; Pädagogik und literarische Polemik waren berufen, an der Propaganda einen reichlichen Anteil zu nehmen. In dieser Zeit, die zugleich für die Pflege der klassischen Musik eine Zeit der Renaissance wurde, erstand der neuen Kunst ein Vorkämpfer, der musikalischen Entwicklung ein mächtiger Förderer in einem Manne, der die verschiedensten Geistes- und Charaktereigenschaften in einziger Weise in sich vereinigte. Dieser Mann war Hans von Bülow. Seine Mission war es, die neue Zeit heraufzuführen zu helfen, neue Quellen für die Erkenntnis und Wertschätzung vergangener Epochen zu erschließen und so das gesamte Musikleben von Grund aus umzugestalten. Diese Aufgabe hat Bülow, oft kritiklos angestaut, noch öfter unterschätzt, durch sein eigenes Beispiel und als Lehrer, Schriftsteller und Diener in unermitlicher, aufopfernder Hingabe

erfüllt. Obgleich selber kein produktiver Musiker von Bedeutung nimmt er dennoch in der Geschichte einen Platz ein zwischen den grossen schaffenden Geistern seiner Zeit.

In der Dresdener Altstadt, in dem Eckhaus Kohlmarkt 19 (jetzt Körnerstrasse 12) stand die Wiege Bülows; hier wurde er am 8. Januar 1830 geboren. Seine Familie war ein Zweig jenes alten Adelsgeschlechtes, das Deutschland schon mehr als einen berühmten Mann geschenkt hat. Der Grossvater war Soldat, der Vater, Eduard von Bülow, ein um seiner Novellen und Uebersetzungen willen hochgeschätzter, einst viel geleiteter Schriftsteller, ein Freund Tiecks und Genosse des romantischen Dichterkreises. Hans Guido — so lauten seine Taufnamen — wuchs mit einer einzigen Schwester, Isidora, auf, mit der er zeitlebens gute Kameradschaft hielt. Zahlreiche Krankheiten trübten schon dem Kinde, dessen Konstitution eine überaus zarte war, das Dasein und bereiteten ihm auf seinen späteren Lebensweg vor. Trotzdem kam er in der Schule rasch vorwärts. Sein lebhafter, aufgeweckter Sinn fand mancherlei Anregung im elterlichen Hause; auch Musik wurde hier gepflegt. Hans erhielt Klavierstunden von einer tüchtigen Lehrerin und später auch theoretischen Unterricht von Eberwein. Man freute sich seiner musikalischen Begabung, dachte aber nicht entfernt daran, dass sie für sein Leben von Bedeutung werden könnte. Erst nach einer Ricci-Aufführung im Jahre 1843 begann in dem Gymnasialisten das Interesse für Musik zu einer ernsten Neigung sich zu vertiefen. Ein in folgedessen bei Friedrich Wieg, der seit 1840 in Dresden lebte, begonnenes Studium musste nach vermutlich kurzer Dauer abgebrochen werden, als die Familie Bülow im Herbst 1846 nach Stuttgart übersiedelte. In der stillen württembergischen Residenz besandete Hans seine Gymnasialstudien. Aber trotz der Vorbereitungen

zum Abiturientenexamen gab er seine Kunst nicht auf, vielfach angeregt durch den trefflichen Violinisten und Komponisten Mollique und den um acht Jahre älteren Joachim Raff, mit dem er eine Freundschaft fürs Leben schloss. In die Stuttgarter Zeit fällt auch das erste öffentliche Auftreten Bülows als Pianist (1. Januar 1848).

Es waren trübe, unerquickliche Verhältnisse, unter denen der nun zur Selbständigkeit herangewachsene Jüngling sein Leben trat. Seine Eltern trennten sich nach mehr als zwanzigjähriger Ehe, und Eduard von Bülow heiratete eine nahe Verwandte. Aus Besorgnis für die Zukunft des Sohnes wider setzte sich die Mutter seiner Neigung zur Musik, die durch die Bekanntschaft mit Wagner zu leidenschaftlicher Liebe entfacht war. Hans sollte Jura studieren, um eine Beamten- oder Diplomatenaufbahn einzuschlagen. Er bezog die Universität in Leipzig und verlebte hier eine freundlose Studentenzeit bei seinen Verwandten, der Familie des Professors Frege. Seine freiheitliche Gesinnung, seine künstlerische Lebensauffassung vermauchte sich den bürgerlichen Anschauungen des konservativen Hauses nicht immer zu beugen, und die hereinbrechende Revolution, an der der junge Bülow schon aus Sympathie für Wagner innerlich lebhaften Anteil nahm, trug das Ihre dazu bei, die Gegensätze zu verschärfen. Im Herbst 1849 ging Bülow zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Hier sehen wir ihn als musikalischen Berichterstatter der demokratischen „Abendpost“ seine journalistisch-litterarische Thätigkeit beginnen, zugleich aber mit Eifer seine pianistischen Übungen auf eigene Hand betreiben. Endlich, nach längerem Aufenthalt in Ostlissausen, der Besingung seines Vaters in der Schweiz, kommt es im Herbst 1850 zur Entscheidung. Gegen den Wunsch der Seinen geht Bülow zu Wagner nach Zürich und versucht erst dort, später in St. Gallen unter Entbehrungen und Kleinlichkeiten, auf erbitternden Verhältnissen sein Glück als Opern-Kapellmeister. Sein unabweisbarer Entschluss, Musiker zu werden, stützte sich auf die Autorität Wagners und Liszts, der Leitsterne seiner Jugend, die nun auch seine Lehrmeister, seine Freunde wurden. Wagner führte ihn in die Kunst der Direktion und damit in die Welt einer neuen Musikauffassung ein; Liszt gab seinem bereits weit vorgeschrittenen Klavierspiel die letzte Weihe.

Dem harten Lehrjahre in der Schweiz folgten 1851–1853 zwei fruchtbringende Studienjahre in Weimar, nach deren Verlauf Bülow seine Laufbahn als Pianist begann. In der Natur seines Klavierspiels, das entgegen den bisherigen Gewohnheiten alles Virtuosenhafte verschmühte und, von einer vollkommenen unabhängigen Technik als selbstverständlicher Vorbedingung ausgehend, sich nur

in den Dienst echter und erstester Kunst stellte, lag es begründet, dass Bülow sich nur langsam, dann aber um so entschiedener durchsetzte. Die Erweckung historischen Sinnes und feineren Stillschüßels, absolute Treue gegen den interpretierten Autor, das waren die Ziele, nach denen er in seinem, allerdings von lehrhaftem Charakter nicht immer freien Spiele strübte. Zunächst wandte er sich nach Oesterreich, dann nach Karlsruhe und Norddeutschland. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Dresden übernahm er vorübergehend eine Privatlehrerstelle; 1853 folgte eine zweite grössere Tournee, bei deren Beendigung er sich in Berlin an Stelle Kullaks als erster Lehrer an das Stern'sche Konservatorium fesseln liess. Mit seiner Berliner Thätigkeit, die fast ein Jahrzehnt (1855–1864) umspannte, setzt nun Bülows propagandistisches und reformatorisches Wirken ein. Bald stand er an der Spitze der musikalischen Fortschrittspartei. Im innigen Verkehr mit Wagner, Liszt, Berlioz und ihren Werken hatte er wie kein anderer das Wesen der neuen Tonkunst erfasst; er wusste aber auch am besten, welche aufklärerische Arbeit es bedurfte, um ihr das Verständnis zu erschliessen. Mit der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit, Energie und Selbstopferung lud er diese Aufgabe auf sich, keine seiner reichen Gaben ihrem Dienste entziehend. Lehrend, musizierend und polemisierend trat er für alles Neue von Bedeutung ein; zugleich häufte er einen Schatz pädagogischer Erfahrungen, die er später in seinen Klassiker-Ausgaben dauernd verwertet hat. So steht bereits der ausgereifte Mann in seiner ganzen Originalität und Vielseitigkeit vor uns. Da auch die scharfen Kanten seiner Persönlichkeit, sein sarkastischer Witz und seine unvehöhlene Lust am Kampfe schon damals hervorstrahlten, so konnte es nicht fehlen, dass die Berliner Jahre bis zum Schlusse von steter, zum Teil in der Öffentlichkeit ausgeprägter Polemik erfüllt waren.

Die Beziehungen zum Weimarer Kreise waren infolge der Ehe, die Bülow mit Liszts Tochter Cosima eingegangen war, noch intimer geworden. Als Wagner durch die Gunst Ludwigs II. in München an die Verwirklichung längst gehegter Pläne ging, war auch für Bülow der Platz gefunden, an dem er seine Wirksamkeit in grösserem Stile entfalten konnte. Auf Veranlassung des Meisters wurde er zunächst als Vorspieler an den Hof des Königs berufen, 1857 aber zum Kapellmeister der Hofoper ernannt, nachdem er schon 1855 den „Tristan“ zur ersten Aufführung gebracht hatte. Diese Riesenthat und die historisch denkwürdige Premiere der „Meistersinger“ (1868) bilden die Rahmestiel seiner Münchener Kapellmeisterschaft. Dem Wagnerium hatte er dadurch zum

Siege verholfen, die bayerische Metropole aber für lange zum Mittelpunkt des modernen Musiklebens erhoben. Die Eingriffe Bülow's in die verrotteten Zustände der Opernbühne, noch mehr aber seine Verdienste um das Emporbliken der königlichen Musikschule, deren Reorganisation ihm übertragen worden war, lassen es tief bedauern, dass seiner Wirksamkeit schon 1869 ein so jühes Ende bereitet wurde. Der übermenschlichen Arbeitslast, die auf ihn ruhte, waren selbst seine Kräfte auf die Dauer nicht gewachsen, und zwar um so weniger, als er mit offenen und geheime[n] Intriguen der Gegenpartei beständig zu kämpfen hatte. Den schwersten Stoss aber gab ihm das Familiendrama, in das sich der Ahaungslose urplötzlich verwickelt sah. Seine Gattin trennte sich von ihm im Frühling des genannten Jahres und begab sich mit den Kindern in die Schweiz, um bald darauf eine neue Ehe mit Richard Wagner einzugehen.

Durch die Münchener Katastrophe ist in das Leben des Mannes, das lässt sich nicht leugnen, ein unheilbarer Bruch gekommen; die Folgen hat er wohl niemals ganz überwunden. Zunächst zog er sich nach Florenz zurück, um Ruhe und Gesundheit zu suchen; dann stützte er sich in eine feberhafte Thätigkeit. 1872 verliess er Italien, nicht ohne für deutsche Musik auch in fremden Lande segensreich gewirkt zu haben, und durchquerte sieben Jahre lang Europa und Amerika als wandernder Pianist und Dirigent, gleich bewundert und enthusiastisch gefeiert von der neuen wie von der alten Welt. Vorübergehend bekleidete er den Posten eines Operkapellmeisters in Hannover; im Herbst 1880 fand er dann eine bleibende Heimstätte in dem kunstsinnigen Meiningen. Als Intendant der herzoglichen Hofmusik war es ihm noch einmal vergönnt, wahre Wunder zu wirken. Die kleine, zu sich unbedeutende Kapelle erzog er zu einer vorbildlichen Körperschaft, mit der er Deutschland im Triumph durchreisen konnte, und an ihrer Spitze schuf er einen fast neuen Orchesterstil. So klar zergliedert, so ausdrucksvoll und sülgemüth hat man symphonisch noch nicht musizieren hören; alle Vorzüge des Solospiels schienen mit Zauberkräft auf die Massen übertragen. Bülow's Art zu dirigieren rief geradezu eine neue Kapellmeisterschule ins Leben, denn Laien aber eröffnete sie zum ersten Male das rechte Verständnis für so manches Meisterwerk von Bach und Beethoven bis zu Brahms und Wagner. Denn jetzt galt es nicht mehr, einer einzelnen Richtung zu dienen, jetzt konnte Bülow nur noch den Unterschied zwischen guter und

schlechter Musik. Mit gleicher Liebe umschloss er alles wahrhaft Schöne, wenn auch Beethoven, der nächst Wagner, und gerade durch Wagner, seinen Herzen von Jugend auf immer am nächsten gestanden hatte, seine höchste Gunst blieb. Mehr als ein jüngerer Komponist wurde von ihm erst zur Geltung gebracht, wie er denn auch jede deutsch-chauvinistische Regung von sich geißelt hatte. Dafür genoss er nun auch in allen Lagern die gleiche Verehrung, die gleiche Anerkennung seiner menschlichen und künstlerischen Bedeutung. Mag sich mancher an dem sanguinischen Temperament gestossen haben, das ihn mit dem Taktstock häufig auch das Wort ergreifen liess, mag er seiner Meinung zuweilen einen allzubarocken Ausdruck gegeben haben — das alles war bei Bülow durchaus originell, und keiner dieser Züge dürfte im Gesamtbild des Mannes fehlen. Und wo er übers Ziel schoss, gab er gewöhnlich nur sich selber preis; der Nutzen kam stets einer Sache zu gute. Um dieser vornehmen, echt ritterlichen Selblosigkeit willen erscheint uns der grosse „Kapellmeister des deutschen Volkes“ nicht nur als ein bewunderungswürdiger, sondern auch als ein lebenswerter Charakter.

Was Bülow im kleinen erreicht hatte, das wollte er nun auch mit reicheren Mitteln immer weiter ausbauen. Er legte 1885 sein Amt in Meiningen nieder und trat — gelegentliche Abstecher auf das Lehr- und Pianistengebiet nicht gerechnet — nur noch an der Spitze der grossen Philharmonischen Orchester von Petersburg, Berlin und Hamburg auf. Seit 1888 wohnte Bülow in Hamburg, wo er auch noch einmal mehrere Opernvorstellungen dirigierte. Das Hauptfeld seiner Thätigkeit aber in den letzten Jahren war Berlin. Hier nahm er im öffentlichen Kunstleben eine Stellung ein, wie kaum ein anderer Musiker vor ihm. Doch das Ende kam schneller, als man ahnen konnte. Nur seine ungewöhnliche Willenskräft hatte den völlig Erschöpften noch aufrecht erhalten. In Kairo, wohin ihn ein töckisch schleichendes Gehirnübel verscheuchte, schloss er nach unsäglichen Leiden am 12. Februar 1894 die Augen.

Bülow's Witwe, die geistvolle ehemalige Hofschauspielerin Marie Schanzer, die trau[e] Gefährtin seiner Triumph- und Leidensjahre, mit der er sich in zweiter Ehe im Jahre 1882 in Meiningen verbunden hatte, hat in den gesammelten Briefen und Schriften Bülow's dem grossen Taten ein würdiges Denkmal errichtet, dem Volk der Musiker aber einen köstlichen Schatz geschenkt, reich an wertvollen Erinnerungen aus einem wichtigen, stürmisch bewegten Zeitalterschnitt.

Leopold Schmidt.

Camillo di Cavour.

(Geb. am 10. August 1810 zu Turin, gest. am 6. Juni 1861 ebenda.)

(Hirsch Bildnis No. 483.)

Von den drei alle anderen überstrahlenden Staatsmännern des 19. Jahrhunderts steht Cavour zwischen Napoleon und Bismarck in der Mitte. Der Graf Camillo Benso di Cavour war am 10. August 1810 in dem elterlichen Palast in der Via Lagrange (jetzt via Cavour) zu Turin geboren, wenige Schritte von der Stelle, wo sein einstiger Mitarbeiter Vincenzo Gioberti das Licht der Welt erblickte. Er war der Sohn des Marchese Michele di Cavour und der Adele de Sellon, Tochter des Grafen Giovanni Gasp. de Sellon in Genf (gestorben 1846), durch welche Familienverbindung er die für seine Lebensrichtung so wichtige Beziehung zur Schweiz gewann. Ein älterer Bruder Camillo war der Stammvater des Geschlechtes, Marchese Gustavo di Cavour, der treue Freund Antonio Rosminis, durch dessen Tochter Giuseppina das Cavoursche Erbe nach dem Erlöschen des Mannesstammes auf die Familie Alfieri di Sostegno überging. Aus der Ehe der Marchesa Giuseppina mit dem letzten, 1897 verstorbenen Haupte der Familie Alfieri di Sostegno stammt die noch lebende Marchesa Adele und die Gemahlin des Staatsmannes Marchese Visconti-Venosta. Camillos Jugend und seine früheste Entwicklung ist jetzt durch die von Bertè (als Manuscript) bearbeiteten Tagebücher und biographischen Aufzeichnungen des Grafen in vorzüglicher Weise beleuchtet. Wir sehen daraus, wie früh und bewusst die Neigungen desselben sich der Politik, der Landwirtschaft, den grossen ökonomischen Fragen zuwandten, welche in den dreissiger Jahren angingen, die Geister zu beschäftigen. Wir entnehmen denselben, ebenso wie er, noch sehr jung, bereits den Hof- und Familientraditionen sehr entgegen, sich einer gemässigt liberalen Richtung zugewandt hatte, welche ihr Ideal für das staatliche Leben in der englischen Verfassung sah, gelegentlich seiner häufigen Reisen nach Paris und Genf aber doch auch sehr stark durch den französischen Doctrinarismus beeinflusst ward, wie andererseits kein Zweifel ist, dass der persönliche Verkehr mit Vinet und das Studium von dessen Hauptwerk „La Liberté des Cultes“ (1829 bis 1829) eine mächtige Wirkung auf ihn ausübte und ihn frühzeitig jenes Axiom beigebracht hat („In liberté est le premier besoin en religion“), dessen politischer Ausdruck die berühmte Formel „Libera Chiesa in libero stato“ wurde, durch welche Cavour das Verhältnis von Staat und Kirche ganz neu zu regeln und insbesondere die Interessen der Kirche mit dem italienischen Einheitsgedanken zu versöhnen gehofft hat. Auch die Beziehungen, welche Cavour

zwischen 1835 und 1836 in Paris mit den Führern des sogenannten liberalen Katholizismus anknüpfen konnte, waren in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung.

Der junge Cavour war 1829 in die militärische Akademie in Turin eingetreten und hat einige Jahre als Genieoffizier gedient. Nach der Revolution von 1830 trat er aus, da seine freisinnigen Ansichten ihn am Hofe unbeliebt gemacht hatten. Er widmete sich nun vorwiegend der Landwirtschaft, indem er eines der väterlichen Güter bewirtschaftete, dann aber dem Studium der Nationalökonomie und demjenigen der politischen Fragen. In Brüssel lernte er 1835 Gioberti kennen, mit dessen Ideen sich die seinigen so vielfach berührten, dass er in Turin mit Gobetti in Verbindung; seit 1837 wird er Publizist, indem er mit gleichgesinnten Freunden das Journal „Il Risorgimento“ gründete. Seit 1848 tritt er der praktischen Politik näher. Schon zu Anfang 1848 schlägt er vor, von Karl Albert den Erlass einer Konstitution zu verlangen, die in der That am 4. März promulgirt wurde und die Cesare Balbo, der Verfasser der „Speranza d'Italia“, als erster konstitutioneller Minister zu vertreten die Ehre hatte. Cavour unterstützte das Ministerium und rief zum Krieg gegen Oesterreich, der beinahe unglücklich endete und die Abdankung Karl Alberts herbeiführte. Seit Juni 1848 sass Cavour mit zeitweisen kurzen Unterbrechungen als Deputirter in der Kammer, wo er bald als das Haupt der gemässigten Opposition anerkannt war. Die Ministerien Giobertis und Massimo d'Azeglios erfreuten sich seiner lebhaften Unterstützung. Am 4. März 1850 hielt Cavour seine grosse Rede über die Abschaffung des Fortuit ecclesiasticum; sie ist, mit der Mitrazeden (1861), der vollkommenste Ausdruck seiner Ansichten hinsichtlich der Gewissensfreiheit. Von einer grossen Popularität getragen, trat jetzt (11. Oktober 1850) Cavour als Landwirtschafts- und Handelsminister ins Kabinett. In jene Zeit fällt sein Besuch am Lago maggiore, wo er Alessandro Manzoni bei Rosmini in Stresa begegnete. Im April 1851 übernahm Cavour die Finanzen und vermittelte den Eintritt Farinis ins Ministerium. Es war die Zeit, wo Giobertis Rinnovamento civile d'Italia erschien und der grosse Patriot die Einigung Italiens der Dynastie Savoyen als Aufgabe zuschrieb, während er Cavour als den kommenden Mann, als das grösste Instrument dieser Politik voraussagte. Differenzen mit seinen Kollegen führten den Austritt aus dem Ministerium Azeglio herbei, dem dann Cavour am 4. November 1852 als

Ministerpräsident folgte. Dies Ministerium führte zur Allianz Piemonts mit den Westmächten, zur Teilnahme am Krimkrieg und zu jener berühmten Rede auf dem Pariser Kongress (8. April 1856), wo Cavour die Interessen Italiens zur Debatte brachte. Damit war die Unabhängigkeitsbewegung eingeleitet, an deren Spitze Cavour jetzt unbestritten stand, und welche zu dem Kriege Frankreichs und Sardiniens gegen Oesterreich 1859 führte. Der Entschluss Napoleons III., nach Solferino Frieden zu schließen, bewog Cavour, aus dem Ministerium auszutreten (Juli 1859), welches er indessen schon im Januar 1860 neubildete. Inzwischen war die Annexion Toscanas, Parmas, Modenas und der Marken eine vollendete Thatsache; während sich Frankreich seinen Feldzug und die Zuwendung der Lombardie an Sardinien mit der Abtretung Nizzas und Savoyens bezahlen liess, die Cavour mit dem Gesetz über die Annexion der Emilia und Toscanas im April 1860 der Kammer vorlegen musste. Es folgte der Zug Garibaldis nach Sizilien und der Sturz der Bourbonen in Neapel; inwieweit Cavour an dieser Expedition im Geheimen beteiligt war, ist noch heute nicht ganz aufgeklärt, und jedenfalls zählt diese Episode zu denjenigen Blättern in Cavour's Biographie, welche einer scharfen Beurteilung nicht entgehen konnten. Es gilt das gleiche von dem Einfall in die Marken und Umbrien, welche der Weigerung Pius IX., seine Truppen zu entlassen, gefolgt war (September 1860), und deren Ausgang das Treffen bei Castelfidardo bezeichnet. Am 14. März 1861 liess sich Victor Emmanuel als König von Italien anrufen, worauf Cavour an die Spitze des ersten italienischen Ministeriums trat, dem u. a. Mamiani, De Sanctis, Minghetti, Ubaldo Peruzzi angehörten. Am 27. März liess Cavour durch die Kammer verkündigen, dass unter Wahrung der Würde und Unabhängigkeit des Papstes und der vollen Freiheit der Kirche, und unter Zurückweisung jeder Intervention Rom durch die nationale Stimmung als Hauptstadt Italiens erklärt werde.

Die letzten Jahre von Cavour's ministerieller Thätigkeit sind wesentlich von vier Gesichtspunkten beherrscht gewesen. Einmal von dem Bestreben, fortwährend Oesterreich ins Unrecht zu setzen und es zu einem Angriff zu verleiten, der Italien Venedig zubringen werde; zweitens von dem damit parallel gehenden Wunsche, sich Deutschland zu nähern: schon 1860 sagte er Preussen voraus, dass es einst den Weg Piemonts gehen werde. An dritter Stelle

galt es die Ugeduld einer starken Partei zurückzulassen, welche sofort Früchte einsammeln wollte, die erst später reifen konnten; endlich lag ihm am Herzen, den Katholiken Italiens und dem Papst selbst zu beweisen, dass der Verzicht auf das Temporale der Kirche selbst zu gut kommen müsse und dass diese sich unter der Herrschaft des Prinzips „Freie Kirche im freien Staat“ nur um so wohler fühlen dürfte. Ein Bestreben, das angesichts der zahlreichen Verletzungen der kirchlichen Interessen, wie sie die piemontesische Gesetzgebung, insbesondere die Lex Siccardi, gebracht hatte, zunächst von keinem Erfolge begleitet sein konnte.

Cavour erkrankte plötzlich nach einer lebhaften Parlamentssitzung des 29. Mai 1861 an einem perniciösen Fieber, dem er am 6. Juni unterlag. Sein alter Freund Fra Giacomo reichte ihm die Tröstungen der katholischen Religion, welcher Cavour nach zeitweiliger innerer Entfremdung sich später wieder innerlich durchaus zugehört hatte. Sein letztes Wort war: *Frato, libera Chiesa in libero Stato*: man sieht, was ihm vor allem am Herzen lag.

Camillo di Cavour hat, wie wenige Staatsmänner, an die Freiheit geglaubt; in dieser Hinsicht war er ein Idealist ohne Gleichen. Sein Vaterland gross, einig, frei zu sehen, war der grosse Gedanke seines Lebens. Weniger umfassend als Napoleon, weniger energisch und machtvoll als Bismarck, war er sicher selbstloser als beide. Keine oratorisch angelegte, noch weniger eine rhetorische Natur, ist er doch durch die Gewalt dessen, was er zu sagen wusste, einer der grössten politischen Redner des Jahrhunderts geworden. Er hatte, wie Manzoni sich einst ausdrückte, alles, was den wahren Staatsmann ausmacht: die ganze Klugheit und die ganze Unklugheit, die ein solcher haben soll. Sein Privatcharakter war in seltenem Masse intakt; sein Wesen einfach, allem Gemachten abhold, nicht ohne einen guten Anflug von Jovialität und Bonhomie. Sein Biograph Massari nennt sein Andenken „*magna imago tristium laetorumque*“. Man mag vom Standpunkte des geschriebenen Rechtes und der Legitimität so vieles als man will an seinen Werken und der Ausführung derselben im Einzelnen tadeln: sicher ist, dass er zu den Männern zählen wird, welche der Gegenwart ihre Signatur verliehen. In der weltgeschichtlichen Entwicklung führt eine direkte, das ganze nationale Leben Italiens umschliessende Linie herab von Dante zu dem Manne, der die „*Speranza d'Italia*“ der Verwirklichung zugeführt hat.

Franz Xaver Kraus.

Gustave Flaubert.

(Geb. am 12. Dezember 1821 in Rouen; gest. am 7. Mai 1880 ebenda.)

(Hierzu: Bildnis Nr. 436.)

Als einen Vertreter der Provinz in der französischen Literatur kann man Gustave Flaubert trotz seiner Geburt und des gelegentlichen Aufenthalts in Rouen nicht bezeichnen, denn den grössten Teil seines Lebens hat er in Paris und im engsten Verkehr mit den führenden Persönlichkeiten seiner Kunst zugebracht. Von besonderen Ereignissen in seinem äusseren Leben ist nichts Wichtiges zu melden; die denkwürdigen Einschnittspunkte bestehen in seinen drei erzählenden Hauptwerken.

Flaubert ist der Begründer einer neuen Ausdrucksform des Französischen, ja des europäischen Romans. Gleich in seinem ersten grossen Werke „Madame Bovary“ (1857) hob er sich, ähnlich wie Gottfried Keller in seinem Erstlingswerke, dem Grossen Heinrich, auf seine künstlerische Höhe. In dem 1859 folgenden Roman „Salammbô“ hat er sich nur sprachlich von einer neuen Seite gezeigt, und in der „Éducation sentimentale“ (1880) lässt sich, gelinde gesagt, kein Fortschritt über „Madame Bovary“ hinaus erkennen. Nicht den realistischen Roman des 19. Jahrhunderts hat Flaubert begründet, denn ihm ist zeitlich Balzac vorangeschritten; Flauberts Bedeutung ruht vor allem in der strengen Handhabung der Romansprache. Er steht hinter Balzac an dem Reichtum der Fiktion, an dem Höhenblick, der jenen eigen, weit zurück, übertrifft ihn aber ebenso weit durch die Ausgeglichenheit und künstlerische Echtheit der Sprache. In Frankreich, wo die sprachliche Seite aller Literatur von der Kritik wie von den Lesern überhaupt nahezu als das Wichtigste betrachtet wird, sichert die Sprachkunst Flauberts diesem nicht übertroffenen Meister der Form eine unvergängliche Bedeutung. Nichts kann in Frankreich so sicher auf bleibende Anerkennung zählen wie künstlerische Sprachmeisterschaft; vornehmlich aus diesem Grunde kann mit einem hohen Grade von Sicherheit Flaubert als einer der wenigen, sehr wenigen französischen Erzähler angesehen werden, die bis ins 20. Jahrhundert hinein Geltung behaupten werden.

„Madame Bovary“ enthält die unverhüllte Schilderung einer sogenannten „Unverständigen“ aus dem bürgerlichen Mittelkreise der französischen Provinz in ihrem Fallen von Stufe zu Stufe beim Kampf zwischen spießbürgerlicher Enge und lusterner Neugier nach dem romanhaften Treiben der Welt, also für die Provinzlerin der Pariser Welt. Die Gegenständlichkeit der Darstellung, nicht nur der Hauptperson, sondern auch aller Nebengestalten findet

schwerlich in irgend einem neueren Roman ihres gleichen; allenfalls liesse sich Tolstois „Anna Karénina“ zum Vergleich heranziehen. Die Wirkung dieser Darstellung ist eine unendliche Trostlosigkeit. Es war aber eine Ungerechtigkeit, Flaubert gerade wegen dieses Romans anzuklagen, dass er kein Herz habe für seine eigenen Geschöpfe. Er strebt, wie jeder grosse Dichter, zwar nicht persönlich im Vordergrund bei seiner Darstellung; von dem tiefen Mitleid aber, das selbst in den Meisterwerken sogenannter „objektiver“ Dichtung, bei Homer wie bei Goethe, aus der Seele des Dichters sich über seine Gestalten ergiesst, weist das Schlosskapitel von „Madame Bovary“ genug auf, um Flaubert von dem Vorwurfe gewollter Gefühllosigkeit zu entlasten.

In „Salammbô“ wollte der Dichter einmal die Macht der menschlichen Phantasie zeigen. Der merkwürdige Roman aus der altkarthagischen Geschichte verdankt seine Entstehung einer Reise Flauberts nach Tunis. Den Inhalt bildet die Eroberung des Ständerheeres, das die Karthager gegen Rom angeworben, und den Mittelpunkt die Tochter Hasdrubals, Salammbô. Alles in allem kann von dieser Dichtung, die Flaubert mehr Arbeit gekostet, als sein ganzes übriges Lebenswerk zusammengenommen, doch nur gesagt werden, dass es ein bis zu gewissem Grade gelungenes literarisches Kunststück ist. Der Roman leidet an dem Fehler aller Geschichtsromane: er erzeugt trotz dem ungeheuren Aufgebot von Wissen und Phantasie doch kein lebensrechtes und glaubhaftes Bild in der Seele des Lesers. In der Sprache freilich ist er wohl das Höchste, was selbst Flaubert geleistet hat, und er bezeichnet einen Gipfelpunkt der französischen Sprachentwicklung.

In „L'éducation sentimentale“ kehrte Flaubert wieder zum französischen Roman der Wirklichkeit zurück. Dass diese Dichtung selbst bei den Bewunderern Flauberts nicht dieselbe Geltung behauptet wie „Madame Bovary“, liegt wohl in dem gewollten Mangel an einer spannenden Handlung. Man mag sagen, was man will, — kein stofflich langweiliger Roman vermag auf die Dauer dem niederziehenden Bleigewicht zu widerstehen.

Die „Tentation de Saint Antoine“ (1874) war wieder ein Versuch im Phantastischen, aber kein reines Kunstwerk. Von einer eigentlichen Erzählung ist hier kaum noch die Rede; es sind lose aneinandergereihte Gesichte in sehr ausserlicher, aber auf die Dauer ermüdender Sprache. Drei kleinere Erzählungen, unter dem Gesamttitle „Trois contes“, 1877

erschienen, sind zur Seite geflagte Arbeitspapiere, die zu Flauberts Lebenswerk nichts Wichtiges hinzufügen.

Sein unvollendet hinterlassener Roman „Bonvard et Pécuchet“ (1881) behandelt Flauberts Lieblings-

stoff: die Plutheit der bürgerlichen Mittelklassen. Die Kraft der künstlerischen Gestaltung, der Schöpfergabe ist hierin schon versiegt, und so beweist dieser letzte Roman, dass Flaubert sein Leben als Künstler voll ausgelebt hatte.

Édouard Engel.

Jean Baptiste André Dumas.

(Geb. am 14. Juli 1800 zu Alais, gest. am 11. April 1884 zu Cannes.)

[Literar. Bildnis No. 491.]

DUMAS, den wir unbedenklich zu den bedeutendsten und verdienstvollsten Forschern des neunzehnten Jahrhunderts rechnen dürfen, hatte das Glück, seine wissenschaftliche Tätigkeit in einer Zeit zu beginnen, in der es nicht so Gelegenheiten zu schwerwiegenden Entdeckungen, desto mehr aber an Männern mangelte, welche im stande waren, die reiche Ernte, die ihnen zuwuchs, einzubringen. Er gehörte zu den ersten Erben des Vermögens, welches die Schöpfer der neubegründeten chemischen Wissenschaft im Anfange des Jahrhunderts der Menschheit hinterlassen hatten. Aber er hat es auch wie wenige andere verstanden, das ihm gewordene Erbe auszugestalten und zu vermehren und mit tausendfältiger Frucht wiederzugeben.

Dumas wurde als Sprössling einer alten und angesehenen südfranzösischen Familie zu Alais im Departement du Gard geboren und verbrachte seine Jugend unter den glücklichsten Verhältnissen. Er hatte die Absicht, sich der Marine zu widmen, musste dieselbe aber aufgeben, als durch die unglücklichen Ereignisse, welche zur Zeit seines Heranzwachsens über Frankreich hereinbrachen, das Einkommen seiner Eltern sehr geschmälert worden war. Er erwählte die Pharmazie als Beruf und wandte sich nach Absolvierung einer kurzen Lehrzeit in seiner Vaterstadt im Jahre 1816 nach Genf, wo er in einer Apotheke eine Anstellung fand, dabei aber so viel Zeit zu selbständigen wissenschaftlichen Studien zu erübrigen wusste, dass er sehr bald die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich lenkte. Insbesondere waren es physiologische Studien, welche er in Gemeinschaft mit J. L. Prévost ausführte, durch welche ein ganz neues Licht über die Vorgänge im tierischen Organismus verbreitet wurde. Alexander von Humboldt wandte diesen Forschungen sein ganzes Interesse zu und benutzte im Jahre 1823 eine Reise in die Schweiz, um den vielversprechenden jungen Gelehrten zu besuchen und kennen zu lernen. Dabei bestimmte er ihm, nach Paris überzusiedeln,

welches damals den Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen bildete.

In Paris, wo Dumas auf das freundlichste aufgenommen und von Männern wie Laplace, Arago, Brouniat u. a. in jeder Weise gefördert wurde, wandte Dumas sich wieder der reinen Chemie zu, mit der er sich schon in Genf gelegentlich beschäftigt hatte. Insbesondere war es das noch fast ganz unbebauten Gebiet der organischen Chemie, welches sein lebhaftestes Interesse erweckte und auf dem er, Schlag auf Schlag, die glanzendsten Erfolge erntete. Er zeigte, dass dieses verwickelte Gebiet mit anderen Mitteln und von anderen Gesichtspunkten aus durchforscht werden müsse, als das bis dahin fast ausschließlich bearbeitete Kapitel der Mineralchemie. Hier lag, dank den ausgezeichneten Forschungen von Berzelius und seinen Schülern, bereits ein reicher Schatz von Thatsachen vor, welcher zur Ausbildung gewisser Theorien und namentlich zu der Lehre von dem Dualismus in den chemischen Verbindungen geführt hatte. Dumas zeigte, dass diese Lehre auf die organischen Substanzen keine Anwendung finden könne, begründete aber seinerseits die Lehre von der Substitution und von den homologen Reihen, durch welche die Entwicklung der gesamten Chemie in ganz unberechenbarer Weise gefördert worden ist.

In dieser von ihm neu erschlossenen und in einer grossen Reihe von glänzenden Experimentaluntersuchungen ausgebauten Forschungsrichtung traf Dumas nicht selten mit Liebig zusammen, der um die gleiche Zeit in Deutschland neue Bahnen eingeschlagen hatte. In den mit dem grössten Eifer, aber auch mit ritterlicher Courtoisie geführten Controversen der beiden grossen Gegner ist Dumas wiederholt Sieger geblieben, während Liebig nicht zögerte zu erklären, „dass es der Mühe wert gewesen sei, sich in solcher Weise besiegen zu lassen“. Trotz aller Gegnerschaft ergänzten beide Männer sich in ihren Forschungen in der schönsten Weise und sie

können gemeinsam als die eigentlichen Begründer der organischen Chemie gelten, welche sich noch zu ihren Lebzeiten zu so gewaltiger Bedeutung entwickeln sollte.

Dumas war indessen keineswegs ausschliesslich Chemiker, sondern ausserordentlich bewandert auch in allen anderen Naturwissenschaften, so dass er vielfach auch auf nicht chemischem Gebiete den Anstoss zu bahnbrechenden Neuerungen gegeben hat. Dieser Umstand, sowie seine ganz ungewöhnliche Rednergabe machten ihn zu einem der einflussreichsten und bedeutendsten Mitglieder der französischen Akademie, welche ihn schon in jungen Jahren zu ihrem Mitgliede erwählte.

Grosse Dienste hat Dumas seiner Vaterlande auch als Politiker geleistet. Schon im Jahre 1828 wurde er zum Minister für Handel und Ackerbau berufen und während des ganzen Kaiserreiches gehörte er dem Senat an. In diesen Stellungen, sowie als Finanzminister von Frankreich und als Berater der städtischen Verwaltung von Paris entwickelte Dumas eine rege Thätigkeit. Er war es, der die Versorgung von Paris mit gutem Quellwasser durchsetzte und das Kanalisations- und Beleuchtungswesen der gewaltigen Stadt in einer Weise regelte, welche geradezu musterfähig war.

Getragen von einer unverwundlichen Gesundheit, unterstützt von einer erstaunlichen Arbeitskraft, war Dumas bis in sein hohes Alter ununterbrochen thätig. Sein reger Sinn für geschichtliche Forschungen veranlasste ihn, neben seiner Thätigkeit als Experimentator und Lehrer sich mit der Abfassung höchst sorgfältiger Biographien zahlreicher Fachgenossen und Naturforscher zu beschäftigen, welche, ähnlich wie die gleichartigen Arbeiten A. W. v. Hofmanns, einen sehr wertvollen Beitrag zu der Geschichte der Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert bilden. Unter Dumas' Leitung sind ferner die Gesamtausgaben der Werke von Laplace und Lavoisier veranstaltet worden. Die rein chemischen Werke von Dumas, unter welchen ein grosses Lehrbuch der angewandten Chemie das umfangreichste ist, zeichnen sich durch eine grosse Klarheit und Eleganz der Darstellung aus.

Eine kurze Krankheit im Herbst des Jahres 1883 veranlasste Dumas, den nachfolgenden Winter in dem milden Klima der Riviera zu verleben. Er verbrachte denselben in voller Frische und war im Begriffe, nach Paris zurückzukehren, als ganz plötzlich und unerwartet der Tod diesem reichen Leben ein Ende machte. Ein schönes Standbild des genialen Forschers ist ihm in seiner Vaterstadt Aiais errichtet worden.

Otto N. Witt.

Alexis de Tocqueville.

(Geb. am 29. Juli 1804 zu Verneuil (Seine et Oise), gest. am 16. April 1859 zu Cannes.)

(Hörsal-Bildnis No. 492.)

Im Januar 1835 erschienen in Paris zwei Bände unter dem Titel: *La démocratie en Amérique*, die als ein glänzender Erfolg in der Literatur der Wissenschaft vom Staate alsbald von allen Politikern Frankreichs, Englands und Nord-Amerikas rückhaltlos anerkannt wurden, und deren Wirkung heute nach 25 Jahren noch nicht völlig erschöpft ist. Der Verfasser dieser Bücher war der kaum dreissigjährige Alexis Clément de Tocqueville, der sich damit unmittelbar neben seinen grossen Landsmann Montesquieu stellte. Er hatte keine theoretische Abhandlung publiziert. Seine Schrift war eine historische That. Durchdrungen von Vaterlands- und Freiheitsliebe, waltete er die Achtung vor der Gerechtigkeit, die Liebe zum Gesetz, die Anhänglichkeit an Moral und seine Religiosität verbunden wissen mit der wahren politischen Freiheit. Als ein Liberaler von neuem Schlage stellte der köhne Denker vor seinen Landsleuten den Staat der Gleichheit und der Freiheit, wie er ihn in den Vereinigten Staaten in

unablässigen, tief in das Wesen des dortigen gesammten Lebens eindringendem Studium kennen gelernt, dem Staate der Gleichheit ohne die Freiheit gegenüber, wie er in Frankreich bestand, und verkündete in überzeugender Darlegung: nur die organische Einheit von Freiheit und Gleichheit, beruhend auf der engen Verbindung historischen Rechts und lebendiger Sitten, könne auf die Dauer das Wohl der Demokratie, die erst als Gesellschaftsverfassung der modernen Welt ansieht, verbürgen. Alexis de Tocqueville entstammte einem Adelsgeschlecht der Normandie. Melherbes, der der Guillotine verfallene Verteidiger des Suchzehnten Ludwig ist sein mütterlicher Grossvater. Am 29. Juli 1805 zu Verneuil, im Departement Seine et Oise geboren, sah der Knabe Napoleon auf dem Gipfel und im Sturze. Sein Vater ist nach der Restauration Präfekt von Metz, dann von Amiens und von Versailles, eine religiös angelegte, edle, milde Natur und ein historischer Schriftsteller, ward er Pair von Frankreich. Der Jüngste von drei

Beiden erflößt Alexis im Elternhause eine gute Erziehung, auf dem Metzser Kollegium eine mangelhafte klassische Ausbildung, gewinnt 1822 einen Preis für Rhetorik und studiert die Rechte. Aus Brufen, die er 1826 auf einer, gemeinsam mit einem seiner Brüder unternommenen italienischen Reise schreibt, erkennen wir den tiefen, frühreifen, poetisch und wissenschaftlich begabten Geist, der in Sicilien den Grundlagen der Volkswohlfahrt nachsinnig, und dem Napoleon nur so gross erscheint, als ein Mensch ohne stützliche Gesinnung, es zu sein vermag. 1826 Instruktionsrichter, 1830 Hilfsrichter (suppléant) beim Tribunal zu Versailles führt er sich trotz enger Arbeit verwirrt bei der praktischen Anwendung des Rechts; seine geistige Anlage leitet ihn zur Erkenntnis der ursächlichen Verknüpfung der positiven Rechtsätze mit dem Geistesstrom des Volkslebens, dessen Richtung er erfassen und bestimmen will. Das Problem, vor dessen Lösung die nivellierte französische Gesellschaft in jenen Tagen stand, war, die Vereinigung der freiheligen Institutionen mit einer den französischen Ueberlieferungen würdigen, starken monarchischen Regierung zu versuchen, die Gleichheit mit politischer d. h. beschränkter und deshalb ökonomischer Freiheit zu verbinden; und Tocqueville hat dieser Aufgabe, die er in kosmopolitischen Sinne erfasste, sein Leben geweiht. Die Revolution und der Despotismus haben in seinen Augen Frankreich erniedrigt; aus der gründlichen Erfassung der Gesellschaft in der jungen angelsächsischen Demokratie Nord-Amerikas will er für sein Denken Gewinn und Frucht für sein Vaterland gewinnen. Ohne Begeisterung hat er Louis Philipp den Amtseid geleistet, und am 10. Mai 1831 treffen wir ihn in Begleitung seines Jugendfreundes und Amtsgenossen Gustave de Beaumont im Hafen von New York. Beide sind von ihrer Regierung heauftragt, zum Zwecke der Reform des französischen Gefängniswesens, das System der Sondershaft in Nordamerika zu studieren. In den Gefängnissen von New York, Pennsylvania und Connecticut wird dieser Auftrag bis ins einzelne auf das gewissenhafteste ausgeführt, allein das breite Leben, alle häuslichen, bürgerlichen, sozialen, wirtschaftlichen, geistigen, kirchlichen und religiösen Verhältnisse sucht Tocqueville in ihren Beziehungen zu den politischen Institutionen des Landes, nicht selten auf beschwerlichen Reisen durch Urwaldgebiete, zu erkunden, und aus den damaligen Zuständen der Union erwachsen ihm bald die Grundgedanken für seine Auffassung dieser Demokratie. In dem Glauben, geknüpft an den menschlichen Fortschritt, dem eine religiöse Anschauung zu Grunde liegt, tritt ihm bei den Nord-Amerikanern der Glaube an die schliessliche Unfehlbarkeit der Majorität entgegen, der dann seinerseits die Vollbelehrung bedingt und die Be-

sorgung der gemeinsamen Angelegenheiten durch die Bürger der einzelnen Gemeinden, woraus die Idee der Gesetzmäßigkeit entspringt, die den damaligen Amerikanern jene stützliche Würde gab, die Tocqueville so sehr bei den Franzosen vermisste. Freilich ist er nicht blind gegen die Schäden amerikanischen Lebens, die seit jenen Tagen nicht unerheblich gewachsen sind, und keineswegs bittet sein historischer Sinn eine Uebertragung der dortigen Einrichtungen nach Frankreich für möglich, wo die Gewohnheit wahrer Freiheit, deren Rückgrat die Selbstverwaltung der Gemeinden ist, fehlt. Aber Tocquevilles Seele ist von dem Streben erfüllt, die Mittel zur Wohlfahrt der Völker aufzufinden. 1832 nach Frankreich geistig bereichert und gekräftigt zurückgekehrt, geben die jungen Juristen eine genaue Darstellung des amerikanischen Strafsystems, unter scharfer Kritik der in Frankreich bestehenden Deportation. Als aber Beaumont wegen der Weigerung, eine ihm als unwürdig erscheinende Stellung der Staatsbehörden zu vertreten, bald darauf seines Amtes entsetzt wurde, teilte Tocqueville das Geschick des Freundes und trat im Mai 1833 aus dem Staatsdienst aus, um von nun an als Gelehrter und politischer Schriftsteller zu leben. Er widmete sich zunächst der Ausarbeitung seines Werkes über die „Demokratie in Amerika“, das ihn in die erste Reihe der politischen Denker seiner Zeit führen sollte. Da er in seiner durch sichere Beweisführung und einen nervigen, lebendigen Stil ausgezeichneten Darstellung, dem Ausdrucke einer geschlossenen sittlichen Persönlichkeit, einheitlich im Denken und Handeln, über den Parteien stand, so konnten alle Parteien Gedanken des Autors aufnehmen, der durch die induktive Forschungsmethode und die nachdrückliche Betonung des Selbstgovernment, die englische Auffassung von politischer Freiheit veränderte und mit dem Blicke des politischen Genius, den Kern der Dinge erfasste. In Deutschland freilich konnten Tocquevilles Gedanken vor 1848 noch wenig Aufnahme finden. Mit dem Moutylon-Preise von der französischen Akademie 1836 belohnt, ward Tocqueville 1838 Mitglied der „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften“ und 1842 des „Institut de France“. Von 1839—1851 finden wir ihn in der Kammer, wo er der gemäßigten Opposition angehörte. In dem Duell zwischen der königlichen Partei, geführt durch Guizot und dem sogenannten tiers parti, an dessen Spitze Thiers stand, in dem die parlamentarische Geschichte der Julimonarchie sich abspielte, konnten die Ideen eines Tocqueville, die Unterordnung der Zentralregierung unter die gesetzgebende Gewalt, die Ausdehnung der politischen Rechte auf die Gemeindeverbände, nicht zur Geltung gelangen. Wenigleich kein

glänzender Redner wie Lamartine, Villermain oder Berryer, hat Tocqueville doch Ansehen im Parlament sich erworben durch seine echt freisinnigen Anschauungen über die Entwicklung Algeriens als einer Ackerbaukolonie wie über die Freiheit des Unterrichts neben der Freiheit der Kirche. Er bekämpfte den Sozialismus in der Constituante von 1848 und war selbst kurze Zeit (2. Juni bis 31. Oktober) 1849 Minister des Auswärtigen unter der Präsidentschaft Louis Napoleons, dem er dann freilich nicht lange zu dienen versuchte. Nach dem Staatstreich des 2. Dezembers verhaftet, aber bald befreit, wird der Politiker, der in seiner ländlichen Heimat das alte Familienpatriziat in ein echt demokratisches Patroanat verwandelt hat, der in der Kammer, obgleich er tiefer blickte, als die meisten seiner Zeitgenossen, doch nur den Warner spielen konnte, zum Geschichtsforscher. Er will den wahren Gründen der sozialen Zustände Frankreichs nachspüren, das die Unfähigkeit zur Freiheit stets von neuem auf die Bahn der Revolution treibt. Nach umfassendem, auch in Deutschland ausgeführten Quellenstudium erschien 1856 sein Werk: *l'ancien régime et la révolution*, dem er Studien zur französischen Geschichte des 18. Jahrhunderts vorausgeschickt hatte. Tocqueville ist den Spuren des ancien régime im

einzelnen nachgegangen und zeigte, wie seit dem 16. Jahrhundert alle selbständigen Korporationen in Frankreich durch die absolute Monarchie zerstört wurden und so ein politisch machtloser Adel und eine machtlose Kirche entstanden; die feudalen Reste hat dann die Revolution zerstört, ohne die Zentralisation der Verwaltung durch die politische Freiheit zu ersetzen. Bei aller Anerkennung des geistigen Schwunges, der in der grossen Bewegung liegt, kommen die geistigen Urheber der Revolution bei Tocqueville doch nicht in ihrer vollen Wirkung zur Geltung. Seine künstlerische, gefeilte, originelle Schreibart und seine politisch-soziale Grundauffassung hat auf Taines Arbeiten merklichen Einfluss geübt.

In Tocqueville, der am 16. April 1859 an den Folgen eines Lungenöbels zu Cannes in den Armen seiner edlen Gattin Marie geb. Motley starb, hatte die echte altfranzösische Ritterlichkeit in Verbindung mit moderner freier Denkungsart einen typischen Ausdruck gefunden. Wollen und Können war bei ihm in glücklichem Gleichgewicht, und seine geistige und stilkliche Charaktergrösse als Bürger wie als Mensch muss bei dem, der sein an Freundschaft und Liebe wie an selbst errungenen Erfolgen reiches Leben betrachtet, Bewunderung und Sympathie erregen.

Georg Stampfer.

Karl Rodbertus.

(Geb. am 12. August 1803 zu Greifswald, gest. am 6. Dezember 1875 zu Jagetzow.)

[Hierzu Bildnis No. 433.]

KARL JOHANN RODBERTUS ist für die Geschichte des deutschen Volkes weniger als praktischer Politiker von Bedeutung, denn vielmehr durch eine theoretische Wirksamkeit, die für unsere Gegenwart und alle Zukunft folgenreich geworden ist. Er ist einer der Väter des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus, und zwar ist er der Sozialist der organischen Staatsidee, wie sie von der Staatsphilosophie Schellings und Hegels gefasst wurde; aber indem er über die blosse Spekulation hinweg sich der Kritik der bestehenden Zustände zuwendet, ist er zugleich einer der ersten gewesen, der in Deutschland der „sozialen Sphinx“ furchtlos ins Auge geschaut hat.

Wie der Vater von Rodbertus bald nach der Geburt seines Sohnes seine juristische Professur in Greifswald mit der Bewirtschaftung seines mecklenburgischen Rittergutes vertauschte, so hat auch dieser die Anträge seiner juristischen Staatslaufbahn nach der Julirevolution früh wieder verlassen, um den

landwirtschaftlichen Beruf zu ergreifen. Auf dem 1834 erworbenen Rittergute Jagetzow (im pommerschen Kreise Demmin) bewährte er sich vier Jahrzehnte hindurch als praktischer Landwirt; vor allem aber sandte aus der Stille des Gutshofes der „Denker von Jagetzow“, inzwischen noch durch Reisen und nationalökonomische, historische und philologische Studien umfassend gebildet, seine umwühlenden Ideen in die Welt. Die erste Anregung, damit öffentlich hervorzutreten, gaben ihm die englische Chartistenbewegung und die Tumulte von Birmingham im Juli 1839. Von seinem damals verfassten, aber von der Augsburger Allgemeinen Zeitung zurückgewiesenen und erst nach seinem Menschenalter aufgetauchten Artikel „Was wollen die arbeitslosen Klassen?“ hat man für Deutschland eine neue Phase sozialer Ideen datiert. Hier bereits sind die Grundlinien für das Programm seiner staatswirtschaftlichen Betrachtungen gezogen, dessen Zielen und Mitteln er sein Leben lang getreu geblieben ist: in seiner Lohn-

theorie unbedingt von Ricardo abhängig, will er den Anteil der Arbeiterklassen am gesellschaftlichen Gesamtprodukt proportional der steigenden Produktivität der Arbeit erhöht wissen, damit der Arbeiter, den Wechselfällen der Konjunktur entzogen, auch am Genuss der Früchte der fortschreitenden Kultur teilhaben kann, nicht bloss formell, sondern auch materiell befreit wird. Er sucht dieses Ziel zu erreichen durch die gesetzliche Wertbestimmung aller Güter nach der in ihnen enthaltenen Arbeit und die Schaffung eines dieser Wertbestimmung entsprechenden Arbeitsgeldes. Dem Staat legt er die Lösung der sozialen Frage in die Hand.

Wenngleich Rodbertus seine Theorie schon bald weiter ausbaute, so beschäftigen sich seine meisten Schriften der vierziger Jahre mit agrarpolitischen und finanzpolitischen Tagesfragen, zu denen er auf Grund seiner praktischen Erfahrungen Stellung nahm. Seine bedeutendsten agrarpolitischen Arbeiten stammen erst aus seinen letzten Lebensjahren, wie die Schrift „Zur Erfüllung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes“ (1868/9), eine Empfehlung des Rentenprinzips, der Abschaffung der hypothekarischen Kapitalverschuldung des ländlichen Grundbesitzes und ihres Ersatzes durch Rentenschulden. Schon früh verdankte er diesen Bestrebungen seinen Eintritt in die Selbstverwaltung und weiterhin seine Entsendung in den Provinziallandtag von 1847, als dessen Mitglied er auch in den zweiten Vereinigten Landtag Preussens vom April 1848 eintrat. Gleich darauf auch in die preussische Nationalversammlung gewählt, begann er seine an momentanen Kammererfolgen reiche, aber an bleibendem Gewinn arme staatsmännische Tätigkeit. Als Führer der konstitutionell-demokratischen Gruppe des linken Centrums in der vordersten Reihe parlamentarischen Einflusses, hielt er zwar an dem formalen Prinzip einer Vereinbarung der Verfassung zwischen König und Volk fest, liess sich aber durch seinen Doktrinarismus praktisch bald an die Seite der republikanisch gesinnten Linken unter Waldeck treiben. Zu einem grossen Teile erklärt sich seine radikale Haltung in der innerpreussischen Politik als Konsequenz seiner Auffassung der deutschen Frage; wegen seiner bedingungslosen Anerkennung der Souveränität des Frankfurter Parlaments schied er aus dem Ministerium Auerwald-Hansemann, in das er Ende Juni eingetreten war, schon nach einigen Tagen wieder aus. Schliesslich führte die Annahme seines Antrages vom 31. Oktober, die preussische Regierung wolle die Centralgewalt zum Einschreiten gegen die österreichische Reaktion veranlassen, das Ende der Nationalversammlung und die Berufung des Ministeriums Besenberger herbei. Und ähnlich verhängnisvoll verliert seine Tätigkeit in der im

März 1849 zusammentretenden Zweiten Kammer: bald nachdem sie seinen Antrag auf Anerkennung der deutschen Reichsverfassung am 21. April zum Beschluss erhoben hatte, wurde sie von der Regierung aufgelöst.

Seitdem zog sich Rodbertus von der Beteiligung am öffentlichen Leben ganz zu seinem Berufe und vor allem zu seinen Studien zurück. Allerdings gelangte er nicht dazu, wie Marx die Summe seiner nationalökonomischen Überzeugungen in einem Hauptwerke systematisch abzuschliessen, sondern in zahlreichen Monographien suchte er, unter häufiger Wiederholung, das Problem immer von einer neuen Seite anzufassen. Nachdem er schon 1842 in der Schrift „Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände“ die Grundzüge entworfen hatte, gab er nach der Revolution die Ausführung in seinem Hauptwerk, den berühmten vier „Sozialen Briefen“ (1850/1) an seinen Parteigenossen von Kirchmann (der letzte erst nach seinem Tode veröffentlicht). An der hier vorgetragenen Lösung hielt er bis in seine letzten Arbeiten, wie im „Normalarbeitsvertrag“ (1871), fest. Von der systematischen Grundlegung schritt er sodann zur historischen Begründung seines Systems fort in seinen Studien zur römischen Agrar- und Steuerentwicklung (1864–74 veröffentlicht), bei aller einsichtigen Konstruktion glänzende und an Anregungen reiche Leistungen einer tiefgründigen staatswissenschaftlich-historisch-philologischen Bildung. Als praktischer Politiker dagegen hielt er fortan seine Person in vorsichtiger Reserve zurück; trat er auch noch 1861 mit den alten Parteifreunden Lothar Bucher und v. Berg gegen Mazzini für eine Entscheidung der nationalen Frage im grossdeutschen Sinne ein, so wurde es ihm immer mehr zur Regel, allein aus der Zurückgezogenheit seines Studierzimmers auf die Kämpfer an der Front einzuwirken. Seine Anknüpfungen suchte und fand er dabei auf allen Seiten, so in den Jahren 1863/4 mit Lassalle, als eine Art stiller Kooperationspartner des grossen Agitators, wenngleich er der Einführung rein politischer Fragen in den wirtschaftlichen Konsumptionskampf der Arbeiter als einer Verfälschung des Hauptzieles dauernd widerstrebte und auch in seinem „Offenen Brief an das Komitee des deutschen Arbeitervereins zu Leipzig“ (1865) davon abriet. Nach 1870 hoffte er wiederum alles von dem sozialen Kouligum der Hohenzollern und der bewunderten Staatskunst Bismarcks und trat in Verbindung mit den für sozialistische Gedankenkreise zugänglichen Konservativen, ohne darum seine lose Beziehung zu Hasenclever und der sozialdemokratischen Internationale abzubrechen. Auf sein staatswirtschaftliches Ideal kam es ihm in erster Linie an, herab erst auf die politische Form, in der und vermittelt

deren es verwickelt werden konnte; und was er brauchte, war der centralisierte Staat, der die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen fähig war, mochte er in der konstitutionell-demokratischen Form, für die er selber 1848 gekämpft hatte, oder in einem starken Königtum oder selbst in einer sozialistischen Republik verkörpert sein. Wie er als Geschichtsphilosoph in unmissiger Uebertreibung des Schelling-Hegelschen Staatsbegriffes in aller Menschheitsgeschichte nur den fortschreitenden Sieg der staatlich centralisierten Organisation der Gesellschaft über die individuellen Bildungen erblickte, so ist das omnipotente Staatswesen, das am Ende aller Entwicklung steht, die Voraussetzung seines Zukunftsideals, die Erfüllung des goldenen Zeitalters; eine reine Utopie. Das einzige Heilmittel für die Unvernunft und Unsittlichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist und bleibt für ihn die staatliche Lohnregulierung mit Hilfe des Normalarbeitstages und einer Organisation des Tauschverkehrs, die mit Anweisungen auf Produkte nach Messgabe der in ihnen steckenden Arbeitszeit operieren sollte.

Die politische Bedeutung von Rodbertus liegt überwiegend in der mittelbaren, in dieser Beschränkung aber um so tieferen Nachwirkung. Als Staatsmann ohne Erfolg, als Geschichtsphilosoph von einseitiger Uebertreibung, als Theoretiker des Wirt-

schaftsprozesses ganz in der Methode der älteren englischen abstrukt-deduktiven Nationalökonomie eines Adam Smith und Ricardo befangen, bleibt er einer der bahnbrechenden Geister, die zuerst in der sozialen Frage die Lebensfrage der modernen Civilisation erkannt haben. Einer der schärfsten Gegner des schrankenlosen Freihandels hat er, von einem warmen Herzen für die unteren Klassen geleitet, als Pflicht des Staates und als höchsten Staatszweck verkündigt, sittliche Ideen im Wirtschaftsprozess der Gesellschaft zu verwirklichen. Und so wenig sein utopisches Ideal sich jemals erfüllen wird, in der Richtung auf seinen bureaukratischen Staatssozialismus, den Fr. Engels wohl als preussischen Bureausozialismus verspottete, bewegt sich doch die neuere preussisch-deutsche Sozialgesetzgebung, allerdings nur vermöge der von Rodbertus stets mit deutlicher Abweisung verpörrten kleinen Mittel. Rodbertus selber hat, als er am 6. Dezember 1875 auf seinem Gute, ein rühmter müder Kämpfer, starb, die Anfänge dieser neuen Entwicklung nicht mehr erlebt, aber ein Hauch seines Geistes lebt in den Ideen, die seit der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1861 in der Sozialpolitik des Deutschen Reiches zu immer segensreicherer Geltung gelangt sind; dieser pommerische Rittersgutsbesitzer hat sie mitgeschaffen.

Hermann Oncken.

Karl Robert Eduard von Hartmann.

(Geb. am 23. Februar 1842 zu Berlin.)

(Hieron. Böhm's No. 494.)

Im Jahre 1869 erschien ein philosophisches Werk von einem unbekanntem Verfasser: „Die Philosophie des Unbewussten“ von Eduard von Hartmann. Es erregte ungeheures Aufsehen und erlangte einen beispiellosen literarischen Erfolg: 1875 konnte bereits die siebente Auflage erscheinen. Mancherlei Umstände wirkten hierbei zusammen, erfreuliche und unerfreuliche; aber dass die letzteren vorwiegend seien, konnte nur voreingenommene Gegnerschaft behaupten. Zwar ähneln viele, wie der Autor selbst beklagte, ihr metaphysisches Bedürfnis befriedigt, wenn sie die unter Schopenhauers Einfluss stehenden populären Kapitel über die Liebe und das Elend des Daseins durchblättern und gewissen dilettantischen Modestimmungen damit Nahrung gegeben hatten; die rasch aufpriessende wissenschaftliche Literatur über das Werk bewies jedoch handgreiflich, dass es auch im philosophischen Sinne ein Ereignis genannt werden durfte. Schon das

Motto: „Spekulative Resultate nach induktiv-wissenschaftlicher Methode“ traf den Nagel auf den Kopf; zur Lösung der eigentlich dringenden Aufgabe der Zeit, der Versöhnung des falschen Gegensatzes zwischen Philosophie und Erfahrungswissenschaft, verkündete es in glücklicher epigrammatischer Fassung ein ebenso einfaches wie einleuchtendes Programm, und zu seiner Verwirklichung lieferte der Inhalt des Buches eine Fülle bedeutsamer Beiträge durch philosophische Verarbeitung eines umfangreichen Thatsachenmaterials. Aber Hartmann gab der Philosophie noch etwas Wichtiges, nämlich einen neuen systematischen Grundgedanken. Die beiden letzten grossen Systeme der deutschen Philosophie waren in einen Zwiespalt mit einander geraten, der die Existenz der Philosophie selbst zu gefährden schien: Hegel hatte in dem Walten des bewussten Geistes den Grund des Weltprozesses gefunden, Schopenhauer dagegen in dem blinden Willen.

— 72b —

H.p.f.540-5, 735

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

Hartmann erkannte klar die geschichtliche Notwendigkeit, diese beiden tiefen, aber einseitigen Kernwahrheiten in einem abergreifenden Prinzip zu vereinigen: Sein „Unbewusstes“ ist der gemeinsame Ursprung, aus dem blindblütiges Wollen und zwecksetzendes Denken gleichermaßen entspringen sind. Aus dem Verhältnis, in das diese beiden Mächte nach Hartmann tiefeninnigen, aber auch phantastischen Erörterungen zu einander treten, ergibt sich für ihn weiterhin die Verblüdung von optimistischer und pessimistischer Weltbetrachtung. Sein Bestreben geht dahin, dem alten Rätsel der Verkettung von sinnvollen und zweckwidrigen Faktoren im Weltlauf in beiderlei Hinsicht gerecht zu werden, indem er den Wert des Kulturfortschritts und der Weltentwicklung mit Hegel in vollen Umfange anerkennt, zugleich aber mit Schopenhauer die Erlösung vom Dasein als letztes Ziel hinstellt.

So war die grosse Wirkung des Buches darin begründet, dass in einer ideallosen Zeit wieder einmal ein leidenschaftlich nach Wahrheit ringender Denker entstanden war, der den Mut und die Kraft besass, die schwierigsten Probleme in ihren Tiefen aufzuwühlen und die originalsten Gedanken unserer Heroen schöpferisch weiterzuführen. Die Ausführung freilich zeigte nicht nur auffallende Widersprüche, sondern auch deutliche Spuren eines geistigen Gährungszustandes. Das Befreunden darüber, wie so Bahnbrechendes zusammen mit so Unhaltbarem zu Tage treten konnte, legte sich indessen bald, als bekannt wurde, dass die „Philosophie des Unbewussten“ das Erstlingswerk eines 27jährigen Artillerieoffiziers sei, sie war eben „ein Jugendwerk mit den Fehlern und Vorzügen eines solchen“, wie Hartmann in den freimütigen Aufzeichnungen, worin er späterhin seinen Werdegang erzählte, selber erklärt hat. Mit 16 Jahren Abiturient des Berliner Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, hatte er sich für die militärische Laufbahn entschieden, weil er in ihr „eine bestimmte Berufsheldigkeit“ sah, die ihm doch daneben die erwünschte Masse für geistige Fortbildung liess. Aber schon 1862 musste er wegen eines unheilbaren Knieleidens, das er sich im Dienste zugezogen hatte, als Premierleutnant seinen Abschied nehmen. Die Beschäftigung mit Malerei und Musik liess ihn unbefriedigt; „bänkelt an allem, nur an Eiern nicht: dem Gedanken“ — begann er Ende 1864 die Philosophie des Unbewussten zu schreiben, lediglich um seinem Drange nach Erkenntnis zu genügen, ohne zu ahnen, wie weit die Arbeit sich ihm unter den Händen ausspannen würde. Gleichzeitig füllte er die Lücken seiner philosophischen und naturwissenschaftlichen Bildung durch eifriges Studium der einschlägigen Literatur aus. April 1867 war sein Werk vollendet; das Manuskript blieb ein reichliches Jahr im Palte

liegen, nur die zufällige Bekanntschaft mit einem passenden Verleger gab den Anstoss zum Drucke des Buches, das den Namen Eduard von Hartmanns zu seiner eigenen Ueberraschung über Nacht berühmt machen sollte. Seitdem liegt Hartmanns Leben im wesentlichen in seinen Schriften beschlossen; auf sonstige Hinaustreten in die Öffentlichkeit hat er verzichtet und Versuche, ihn für einen akademischen Lehrstuhl zu gewinnen, von vornherein abgelehnt. Das Glück, das er der Begründung seines Hausstandes verdankt, hat er in seiner Autobiographie mit warmen Worten geschildert.

Die ständige Reihe seiner nachfolgenden Werke zeugt von einer rastlosen Gedankenarbeit, die durch Tiefe, Reichhaltigkeit und unausgesetzte Selbsterkritik in gleicher Masse Bewunderung erweckt; durch seine Weiterentwicklung ist Hartmann allmählich der selbständigste und vielseitigste Denker der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts geworden. Seine Schriften dienen, auch wo sie zunächst als Bearbeitungen einzelner Gebiete der Philosophie auftreten, in letzter Linie der immer umfassenderen Begründung seines grossangelegten „konkret-monistischen“ Systems. Am frühesten hatte er in der Naturphilosophie Gelegenheit, seine Ideen zu erproben und zu befestigen. 1872 erschien nämlich eine anonyme Schrift „Das Unbewusste vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie“; sie wurde von hervorragenden Naturforschern als die glänzendste Widerlegung Eduard von Hartmanns gerühmt. In der zweiten Auflage nannte sich der Verfasser: es war kein anderer als — Hartmann selbst, der auf diesem Wege den unaufsehbaren Beweis seiner Beherrschung der naturwissenschaftlichen Denkweise erbracht hatte und zugleich in ergänzenden Auseinandersetzungen mit doppeltem Nachdruck seine Ansicht über die philosophische Ver tiefung der empirischen Forschung geltend machen durfte. In dieser Absicht verfasste er neben anderem 1875 seine Schrift „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus“, die geistvollste Kritik, die der darwinistischen Theorie von philosophischer Seite zu Teil geworden ist: eine gerechte Würdigung ihrer Bedeutung, zugleich aber eine scharfsinnige Darlegung der Unzulänglichkeit ihrer mechanischen Erklärungsversuche. Nicht minder wertvoll ist die Bereicherung, die Hartmann der Erkenntnistheorie zugeführt hat. Die Fortbildung derselben war gleichbedeutend mit der Aufgabe, das dauernd Wahre in Kants unsterblicher Errungenschaft festzuhalten, jedoch über seine subjektivistische Haltung hinaus die Ueberzeugung von der realen Existenz der Welt in einwandfreier Weise zu sichern. Die Klärung dieses in seinen Konsequenzen entscheidend wichtigen Punktes hat Hartmann aufs nachhaltigste gefordert. Die reife Frucht seiner grundlegenden Untersuchungen

aber enthält sein Hauptwerk, die „Kategorienlehre“, das die für die naturphilosophische, die erkenntnistheoretische und die metaphysische Sphäre massgebenden Prinzipien durch den Bereich ihrer Wirksamkeit hindurch verfolgt und daraus den definitiven Grundriss einer in sich geschlossenen Weltanschauung gewinnt. In seiner vollendeten Architektur wie auch in der Energie der begrifflichen Durchführung stellt dieses Werk einen würdigen Abschluss der grossen philosophischen Prinzipienlehren unseres Jahrhunderts dar.

Von seinen übrigen Arbeiten sind die hervorragendsten dem Ausbau seines Lehrgebäudes gewidmet. Seine „Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins“ wird durch die folgerichtig fortschreitende kritische Charakteristik aller auf diesem Felde hervorgetretenen Theorien, deren relativen Wert und Unwert sie an der Hand einer innerlich zusammenhängenden Entwicklung der sittlichen Tatsachen des individuellen und des geschichtlichen Lebens meisterhaft aufzeigt, trotz begründeter Bedenken gegen das pessimistische Schlusskapitel zu dem instruktivsten Lehrbuch der Ethik, das unsere philosophische Literatur besitzt. Seine ausgedehnten Werke über Aesthetik und Religionsphilosophie zeichnen sich durch stetes Zurückgehen auf die Wurzeln der Hauptprobleme, scharfsinnige Erörterungen im einzelnen und grossen Ideenreichtum aus. Vorzüge, die in den gelungensten Partien, z. B. bei der tiefdringenden Analyse des religiösen Bewusstseins, oft mächtige Wirkung hervorbringen; beide Werke bezeichnen einen entschiedenen Fortschritt in der prinzipiellen Behandlung ihrer Gebiete, wenn auch ihr Verfasser den ihm weniger zusagenden Erscheinungen nicht immer gerecht wird und hier wie auch anderwärts mitunter die imponierende Bedeu-

tung seiner Leistung durch unbegreifliche Paradoxien schädigt. Wie Hartmann durchgängig auf die geschichtlich gegebenen typischen Formen des philosophischen Denkens Bezug nimmt, so hat er auch in besonderen Monographien seinen Standpunkt durch historisch-kritische Beleuchtung verwandter und gegenwärtiger Richtungen den Zeitgenossen zu gründlicherem Verständnis gebracht. Ausser seiner inhaltsschweren „Geschichte der Metaphysik“ kommen hier namentlich seine Schriften zur philosophischen Bewegung des letzten Menschenalters in Betracht; sie verkennen zwar bisweilen das individuelle Gepräge anders gearteter Denker zu Gunsten einer virtuos gehandhabten strafflogischen Kritik, aber in ihrer Gesamtheit bieten sie dem Historiker der Zukunft für die Darstellung unserer heutigen Philosophie eine nicht übertroffene Vorarbeit. Fügen wir noch hinzu, dass Hartmann auch zu den bewegenden Fragen des öffentlichen Lebens vielfach in eigenen Publikationen Stellung genommen und besonders in seinen lehrreichen Betrachtungen über unsere politischen Aufgaben und Zustände trotz unvermeidlicher gelegentlicher Fehlgänge überall einen klaren und gesunden Blick für die realen Bedingungen des Staatswesens gezeigt hat, so dürfte das Bild dieses noch in voller Schaffenskraft unter uns lebenden Mannes in den wesentlichsten Zügen bestimmt sein. Das Urteil über seine Gesamtleistung, ihre Stellung im modernen Kulturleben überhaupt, hängt in der Hauptsache von dem Schicksal ab, das der spekulativen Philosophie künftighin beschieden sein wird; sollte die Wissenschaft, wie es ja den Anschein hat, von selbst genügsamer Einzelforschung sich wieder mehr und mehr zu gedanklicher Synthese wenden, so wird auch Eduard von Hartmann ein Ehrenplatz unter den geistigen Führern der Nation nicht vorenthalten werden.

Hugo Falkenheim.

Henry George.

(Geb. am 2. September 1839 zu Philadelphia, gest. am 29. Oktober 1897 zu New York.)

(Hörzu Bildnis No. 495.)

Zu den merkwürdigsten und grossartigsten Tatsachen der Geschichte des 19. Jahrhunderts gehört die ungeheure numerische Entfaltung und räumliche Ausbreitung der angelsächsischen und der russischen Rasse. Und inmitten dieser so glanzvollen Entwicklung das Auftreten prophetischer Geister, die während ihre Stimme erheben, auf die stolzen Felsen der Kolosse zeigen und die Völker neue Wege gehen heissen. Der grosse Volksrichter und Prediger, der in Russland Tolstoj heisst, ist im Reich der

angelsächsischen Welt Henry George. Im tiefsten Grunde verwandte Naturen — verwandt durch praktische Konsequenz, Mut, Ausdauer und Begeisterung für unpersonliche Ziele — spiegeln sie doch im äusseren Zuschnitt ihres Lebens wie in den Formen ihres Wirkens die tiefste Verschiedenheit der Kulturgebiete, in denen sie wurzeln.

Tolstoj verkörpert den ethisch-sozialen Gedanken, der auf den Höhen des Lebens, in durchgebildeter Innerlichkeit, sich entzündet und langsam

das Volk einzubrennen sucht; George ist ein Kind des Volkes, von dessen Mithalten und Kümpfen ihm nichts erspart geblieben ist, der reinste Typus des Mannes, der ohne Gunst und Glück in Wahrheit „sich selbst gemacht hat“ — sich selbst, als ideale Person und geistiger Führer, nicht als Kellner und Genussumsch.

Als das älteste von zwölf Kindern kam er am 2. September 1839 zu Philadelphia zur Welt. Sein Vater war ein kleiner Verleger, der namentlich für die Episkopal-Kirche arbeitete. Die Mittel waren gering, die Familie zahlreich; er konnte dem Ältesten keine höhere Bildung geben lassen. Nach kaum vollendeter Schulzeit, mit dreizehn Jahren, musste Henry hinaus ins Erwerbleben. Er begann als Comptoirjunge, ging dann als Matrose zur See, machte mehrere grosse Reisen, erlernte in den Pausen die Setzerei und betrat, bald nachdem er grossjährig geworden war, die journalistische Laufbahn. In Kalifornien, wohin ihn seine Seereisen verschlagen hatten, that er sich mit einigen Kameraden zur Herausgabe einer Zeitung zusammen, bei welcher sie zugleich Verfasser, Setzer, Drucker und Geschäftsführer waren, und deren Lokal auch als Wohnung diente. Diese kümmerliche Gründung genogte dem Lebensnute des jungen Mannes, um sich zu verheiraten. Das Geld für die Hochzeit, das Geld für die Anfänge des Haushalts, war geborgt und bald musste George, um existieren zu können, seine Selbstständigkeit aufgeben und wieder an den Schulasten zurückkehren. Er lebte als Arbeiter in den einfachsten Verhältnissen. Erst vom Jahre 1865 an begann er wieder für Zeitungen zu schreiben. Er entdeckte seinen wahren Beruf als Schriftsteller. Lange kommt er freilich über die journalistische Tagesfröhe nicht hinaus. Aber der grosse Zug des amerikanischen Zeitungswesens hilft ihm doch vorwärts. Eine Reise nach New York, die er Ende der sechziger Jahre im Auftrage des „San Francisco Herald“ unternimmt, wird das entscheidende Ereignis seines Lebens. Nicht durch die literarischen Verbindungen, die er im Osten anknüpft, sondern durch den gewaltigen Eindruck, den die sozialen Verhältnisse der Riesenstadt, die furchtbaren Kontraste zwischen überhöhtem Reichtum und herzzerreisendem Elend, auf ihn machen. Was Tausende und Tausende von denkenden und gutgesinnten Menschen als ein Unabänderliches, als einen grausamen Nebenerfolg der Kultur zu betrachten und zu ertragen sich gewöhnt hatten, das fällt in seine Seele wie ein rasendes brennendes Feuer. Zu dem Eindrucksvollsten, was dieser Meister volkstümlicher Beredsamkeit geschrieben, gehört vielleicht das siebente Kapitel seiner „Sozialen Probleme“, wo er die Frage aufwirft: „Ist unsere bestehende Gesellschaftsordnung wirklich in Naturgesetzen begründet und darum die beste mögliche?“ Aus dieser

Frage entwickelt sich in jahrelangem Denken und in immer schärferer Kritik der liberalistischen National-Ökonomie der Stoff seines ersten grösseren Werkes „Fortschritt und Armut“. In stetem Kampf mit dem Leben, unter wechselnden Schicksalen als Herausgeber und Redakteur von Zeitungen, war es im Jahre 1879 fertig geworden, und als es vollendet war, schien es eindrucklos zu Boden zu sinken. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Auf einer Reise in Irland, die er als Korrespondent des „World“ ausübte, wird er als verdächtiger Agitator wegen seiner kurz vorher veröffentlichten Schrift über die irische Frage festgenommen. Die kurze Haft war eine grossartige Reklame für den Verfasser eines Buches, das bis dahin niemand hatte kaufen wollen. Jetzt widmete die „Times“ seiner Lehre einen Artikel: einige Tage später war die Auflage verkauft und George im ganzen Bereich der englisch-redenden Welt ein berühmter Mann — der plötzlich gefundene Führer und Sprecher einer Partei, zu der überall, in Grossbritannien, in Amerika, in Australien, tausend Ansätze vorhanden waren. Der Grundgedanke aller modernen Rechtsphilosophie, Kampf gegen die Privilegien, trat bei George in einer neuen Form auf, oder wenigstens in einer Form, welche den Zeitgenossen neu und packend erschien. An Stelle des vielgescholtenen mobilen Kapitals und der Industrie erschien hier der private Grundbesitz als schlimmster und verheerendster Ausbeuter. Der klassischen Lehre Ricardos und seiner Schule vom Steigen der Grundrente mit Zunahme der Kultur, die George angesichts der englischen und amerikanischen Städteentwicklung, angesichts der Konzentration des englischen Grossgrundbesitzes, angesichts des riesigen Wachstums der Bodenwerte in dem sich rasch hervorblühenden Amerika, mit den gewaltigsten Beispielen illustrieren konnte, wird hier eine unerwartete Wendung durch die Frage gegeben, wem diese Steigerung denn eigentlich zu gute komme, und wie es möglich sei, dass der steigende Reichtum immer grössere Armut im Gefolge habe. Die Beantwortung dieser Fragen führt zur Aufhebung des absoluten Eigentumsrechts an Grund und Boden, d. h. zum Gedanken der „Nationalisation“. Das Volk, der Staat, ist der wahre Besitzer seines Bodens; die sogenannten Besitzer dürfen nur Pächter sein. Alle Steigerung der Grundrente, in welcher George den reinsten Typus des arbeitslosen Einkommens sieht, muss daher dem Staate zufallen und ist in der Form einer Grundsteuer zu erheben, welche so ergiebig sein wird, dass sie in vorwärts schreitenden Staaten an die Stelle aller andern Abgaben treten kann. Diese Gedanken, welche die erste Schrift „Fortschritt und Armut“ stellenweise noch etwas schwerfällig in begrifflicher und polemischer Auseinandersetzung mit der herrschenden Volks-

wirtschaftslehre darlegt, hat George in seinen späteren Schriften und auf grossen Agitationsreisen durch alle Gebiete der anglo-amerikanischen Kultur mit steigender Volkstümlichkeit und rednerischer Gewalt des Ausdrucks weiter gebildet. Die zauberhafte Wirkung dieser Persönlichkeit, die in drei Kontinenten heimlich und gefeiert war — nicht als Träger von Macht und Amt, sondern nur als Anwalt eines grossen sozialen Reformgedankens — hat nicht ihresgleichen. Derselbe Mann, der in Schottland und Irland wie ein Triumphator begrüsst wurde, dessen Bücher in London Auflage über Auflage erlebten, hat auf die konstruktive Gesetzgebung Neuseelands den grössten Einfluss geübt und konnte zweimal mit den herrschenden Parteien den Kampf um die Würde eines Mayors von New York — vielleicht das wichtigste Amt in Amerika nach dem des Präsidenten — aufnehmen.

Man kann das wohl begreifen. Seltene Eigenschaften waren hier vereinigt. Praktisches Wissen, unbeschwert von blosser Gelehrsamkeit; scharfe Logik des Gedankens und rednerische Kraft des Ausdrucks; unerbittliche Bekämpfung derer, die ihn als Träger der sozialen Schuld erscheinen, und

grenzenlose Uneigennützigkeit im Dienste seiner Sache. Er fühlte sich als Werkzeug Gottes zur Erlösung der darbenenden Menschheit, und doch ist nirgends ein mystischer Zug in seinem sozialen Denken: er ist auch in seinen begeistertsten Darlegungen der nüchternste Utilitarier, welcher weiss, dass man soziale Reformen um des diesseitigen nicht um des jenseitigen Lebens willen erstrebt. Er will die Kultur verbessern und vollenden, aber nicht wie Tolstoj aufheben; er will den Gewinn, der aus Fortschritten der Gesamtheit stammt, dieser auch zu gute kommen lassen, aber keineswegs das Privatkapital beseitigen und alle Arbeit sozialisieren. Was an seinen Gedanken, abgelöst von der Persönlichkeit des nimmer rastenden, gewaltigen Agitators, lebendige Kraft behalten, wie weit sich der Nationalismus gegenüber dem Sozialismus im weiteren Sinne behaupten, welche Modifikationen beide bei ihrer Umsetzung in gesetzgeberische Praxis erfahren müssen — dies ist eine Frage, die niemand mit Sicherheit entscheiden kann. Genug, wenn es wenigstens unserer sozialen Technik nicht an genialen Erfindern fehlt, welche die Menschheit immer wieder daran erinnern, dass ihr Schicksal schliesslich doch in ihrer eigenen Hand liegt.

V. Jodl.

Hermann Wissmann.

(Geb. am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O.)
(Hierzu Bilds. No. 496.)

HERMANN WISSMANN wurde am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O. als Sohn des damaligen Regierungsassessors, späteren Regierungsrats Hermann Wissmann und seiner Frau Elise, geb. Schach von Witteman, geboren. Seine Schulbildung erhielt Wissmann in Langensalza, Erfurt, Kiel, Neu-Ruppin und schliesslich auf dem Kadettenkorps in Berlin. Nach bestandenen Päläntis-examen hiernächst trat Wissmann in das Mecklenburgische Füsilier-Regiment No. 90 zu Rostock ein, in dem er nach bestandenen Examen Offizier wurde. In der Heimat bereits als junger Leutnant erworbene spätere Afrikaforscher zwei wertvolle Auszeichnungen und zwar erstens die Rettungsmedaille am Bande für Rettung eines Menschen aus Lebensgefahr und zweitens den Königlich-kronenorden IV. Klasse für Rettung zweier Menschen aus Lebensgefahr.

Von einschneidender Bedeutung war die Bekanntschaft des Afrikareisenden Pogge, die Wissmann in Rostock machte. Sein lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften, der Wunsch, sich als Forscher

zu betätigen, bewogen den jungen Offizier, die sich ihm bietende Gelegenheit zu benutzen, Pogge auf seiner im Auftrag der Deutschen Afrikagesellschaft unternommenen Expedition nach gründlicher wissenschaftlicher Vorbereitung als Geograph zu begleiten.

Aus dieser mit Pogge im November 1880 angetretenen Reise wurde die erste von einem Deutschen vollführte Afrikadurchquerung und die erste von West nach Ost — das weitaus Schwierigere — vollbrachte Afrikadurchquerung überhaupt. Auf seiner ersten Reise befand sich Wissmann in Begleitung Pogges nur von Loonda bis Nyangwe. Von dort aus kehrte Pogge zu der von ihm früher am Lulua gegründeten Station zurück, während Wissmann, nachdem es ihm gelungen war, unter Ueberwindung grösster Schwierigkeiten die nötige Anzahl Träger für einen Marsch durch gänzlich unbekanntes Gelände an sich zu fesseln, allein nach Osten weiterzog. Er erreichte Ende Juli 1882 den Tanganika und betrat am 14. November 1882 in Saadani die Ostküste des durchquerten Kontinents. Im April 1883 erstattete der erfolgreiche Forscher in Berlin Bericht über

seine Reise, die er mit kaum nennenswerten Mitteln (20 000 Mark) in so epochenmachender Weise durchgeführt hatte.

Der Leutnant Wissmann hatte sich durch seine mit ausserordentlichem Geschick durch gänzlich unbekanntes, von Fremden nie betretene Gebiete, noch dazu, ohne in Konflikte mit den Eingeborenen zu geraten, vollführte Reise den Ruf eines der bedeutendsten Afrikaforscher erworben. Kein Wunder, dass der König der Belgier Wissmann das Anerbieten machte, in seinem Privatdienste das Kongobecken zu erforschen. Wissmann trat daher nach nur sechsmonatlichem Aufenthalt in Deutschland, begleitet von 7 Europäern, die Reise nach Westafrika im November 1883 wieder an. Das hochbedeutsame praktische Resultat dieser bis zum Juli 1885 währenden Expedition war die Erforschung des gewaltigen Kasai, des letzten noch unbekanntem grossen Flusses auf unserem Planeten, eines Stromes, der an Wassermasse die Donau weit übertrifft.

Nach Rückkehr an die westafrikanische Küste nützte die erhebliche, während der Reise eingetretene Verschlimmerung der asthmatischen Beschwerden, an denen Wissmann litt, den Forscher, Erholung in Madeira zu suchen. Aber schon nach kurzem Aufenthalt daselbst brach der rastlose Reisende zu neuer Forschung wieder auf, und zwar trat er seine dritte grosse Afrika-reise, aus der die zweite Afrikadurchquerung wurde, von Banzas am Kongo aus am 8. Januar 1886 an. Auf dieser Reise lernte Wissmann die Folgen des verbrecherischen Treibens der durch die fluchwürdigen Sklavenjäger das Land verheerenden Araber kennen; Gegenden, die er auf seiner ersten Reise als gut bebaut und dicht bevölkert kennen gelernt hatte, sah er öde und verlassen wieder. In Queliwan erreichte der Reisende auf dem Wege über den Tanganika, Nyassa, Sambesi, Schire im August 1887 den indischen Ocean.

Nach Wissmanns Rückkehr in die Heimat erging an ihn die Bitte seitens eines Komitees, das sich zur Befreiung Emin Paschas gebildet hatte, die Führung einer Hilfsexpedition nach Waddai zu übernehmen. Wissmann nahm zwar an, konnte aber die ihm zugedachte Aufgabe nicht ausführen, da die deutsche Regierung einen ungleich wichtigeren Auftrag dem inzwischen zum Hauptmann beförderten Afrikaforscher zuwies, nämlich die Niederwerfung des Araberaufstandes in Ostafrika als Kaiserlicher mit grossen Vollmachten ausgestatteter Reichskommissar.

Wie er hier, im wesentlichen ebenfalls mit den geringen ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Mitteln rechnend, aus dem Nichts heraus die deutsche Schutztruppe für Ostafrika, eine farbige

Truppe unter dem Kommando deutscher Offiziere und Unteroffiziere, als erste deutsche Kolonialtruppe ins Leben rief, wie er mit ihr in kürzester Zeit, die auf ihm gesetzten Hoffnungen glänzend rechtfertigend, den Aufstand niederwarf, eine geregelte Verwaltung schuf, die bis dahin erhiterten und feindselig gesinnten Araber und Eingeborenen in der grossen Masse wenigstens zu unsern Gauen völlig umstimmt, wie er in der Auswahl und Ausnutzung von Persönlichkeiten und in der Behandlung ganzer Volksstämme stets das Richtige zu treffen wusste und ausserordentliches Geschick bewies, wie er als Organisator Glänzendes leistete, das ist mit wenigen Worten nicht abzutun, sondern ist in den Annalen der Geschichte zu lesen. Belohnt wurde Wissmann von seinem kaiserlichen Herrn für seine Thaten und Leistungen in jener Periode durch eine Reihe von Auszeichnungen, unter denen insbesondere die schon im November 1880 erfolgte Verleihung des Charakters als Major und seine Erhebung in den erblichen Adelstand im Jahre 1891 zu erwähnen sind.

Im April 1891 durfte Wissmann bei der Umwandlung des Reichskommissariats in ein Gouvernement dem neu ernannten Kaiserlichen Gouverneur die Verwaltung des Schutzgebietes mit dem stolzen Gefühl übergeben, dass das Menschennützlichste in 9 Jahren getan war.

An die vierte grosse Afrikathat Wissmanns, die Niederwerfung des Araberaufstandes mit der ersten deutschen Schutztruppe, die fortan in die Kaiserliche Schutztruppe für Ostafrika überging, reichte sich alsbald, nachdem der Reichskommissar kurze Zeit der Erholung in Deutschland verbracht hatte, eine fünfte in ihrer Art ganz neue Unternehmung, die Wissmann zur weiteren Unterdrückung des fluchwürdigen Sklavenhandels im Inneren Deutsch-Ostafrikas ins Werk setzte: der Transport eines Dampfers, des „Hermann von Wissmann“ in das Gebiet der zentralafrikanischen Seen.

Mit gewohnter Meisterschaft brachte Wissmann, unter dessen Begleitern nur sein früherer ihm zu einem treuen Freund fürs Leben gewordener Adjutant, Dr. Bumiller, erwähnt sei, den Dampfer durch das Sambesi- und Schire-Flussgebiet nach dem Nyassa, woselbst er nun schon seit Jahren gute Dienste leistet, und wo die Wissmannsche Expedition die Station Langenburg begründete. Gegen die sklavenraubenden Stämme am See bestand die Wissmannsche Expedition siegreiche Gefechte. Im Jahre 1894 kehrte Wissmann von dieser ihm neuen Lorbeer einbringenden Reise zurück nach Deutschland. Hier wurde ihm von der Universität Halle die Doktorwürde h. c. verliehen. In demselben Jahre heiratete der Reisende die Tochter des jetzt verstorbenen, um die koloniale Sache ebenfalls

sehr verdienten Geheimen Kommerzienrats Lungen, Hedwig Lungen. Aber die Zeit der Ruhe war nur kurz, denn bereits im Jahre 1895 erging der Ruf an Wissmann, seine bewährte Kraft abermals in Deutschsüdafrika als Gouverneur im Dienst des Reiches zu verwenden. Im wesentlichen in friedlicher Arbeit war hier der die Araber, Lader und Eingeborenen aufs genaueste kennende Forscher zum Segen des Ganzen thätig. Insbesondere ist aus der Zeit seines Gouvernements die Vorbereitung der Huttensteuer, einer gewichtigen tief einschneidenden Massnahme, zu erwähnen. Die Gesundheit Wissmanns hatte aber durch den langen, an Aufregungen reichen Tropenaufenthalt derart gelitten, dass unser Forscher um Enthebung von seinem Posten bitten musste. Er wurde daher im Jahre 1896 in Genehmigung seines Gesuches zur Disposition gestellt.

Seitdem unternahm Wissmann zum Studium der Kolonisierung, angeregt durch sein Interesse für die dortige Natur- und Tierwelt, Reisen nach Sibirien und Südafrika, wie vordem schon nach Indien.

Endlich neuerdings hat der unermüdete Reisende in Weissenbach bei Liezen in Steiermark

ein herrliches Waldgut, vom Thal der Enns bis hoch in die steirischen Alpen hinaufgehend, erworben, wo er, sein Glück an der Seite seiner Gattin, die ihm zwei Kinder schenkte, findend, in der Bewirtschaftung seines Besitzes und auf der Jagd Erholung von den Einküessen eines fast 20-jährigen, raschen, zum grossen Teil in der tropischen Wildnis verbrachten an Mühe, Arbeit und Lorbeeren überreichen Lebens sucht, dabei regen Anteil an den grossen, unsere Nation bewegenden überseeischen Fragen nehmend. Seine Teilnahme an der von ihm selbst angeregten, den afrikanischen Wildschutz betreffenden Londoner Konferenz als Delegierter der deutschen Regierung sei noch besonders erwähnt.

Von den Werken Dr. Hermann von Wissmanns sind in erster Linie anzuführen: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika“, „Im Innern Afrikas, die Erforschung des Kassa“, „Meine zweite Durchquerung Aequatorialafrikas“, „Afrika, Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten“, schliesslich das zur Zeit erscheinende Jagdwerk: „In den Wildnissen Afrikas und Asiens“.

Rochus Schmidt.

Gerhart Hauptmann.

(Geb. am 15. November 1862 zu Salsbrunn in Schlesien.)

(Hierzu Bildnis No. 407.)

Wie hoch man die Bedeutung Gerhart Hauptmanns für die Entwicklung der deutschen Literatur auch einschätzen mag, das steht unbedingte fest: von den Dichtern, die aus der naturalistischen Schule emporstrebten, ist er allein zur Vollendung und Meisterschaft gediehen. Er ist der Klassiker des Naturalismus.

Worin liegen nun die Vorzüge, die ihn über mitstehende Genossen so hoch emporgehoben haben? Die Wesenheit des Naturalismus liegt in der unmittelbaren Anschauung der Natur und der objektiven Wiedergabe der natürlichen Verhältnisse in Situationen und Charakteren. Hauptmann besitzt in der That als Künstler eine weitgehendste Objektivität, eine vollkommene Hingabe der Persönlichkeit an die Natur und das aus der Natur zu abstrahierende Kunstwerk; er besitzt Seelenweite und Seelenruhe, alles in allem das, was Schopenhauer so schön die „Meeresküste des Gemüths“ genannt hat. Mit solchen Eigenschaften wäre seine Seele aber doch nicht mehr als ein kostbarer, vollkommen ebener Spiegel, der getreulich widerspiegelt, was

er von aussen aufgenommen hat. Solch ein Spiegel ist klar, aber kalt. Der Dichter indes hat noch das Mitleid, das Mitleiden mit den von ihm erschauten Geschöpfen. Durch dieses Mitleiden kommt er erst zum Verständnis ihres innersten Lebens und zur Möglichkeit, dieses Leben in seiner Eigenart vor uns hinzustellen. Kein Künstler kann ohne jenseitiges Mitleid irgend ein Wesen vor uns stellen, so dass wir mit ihm fühlen und es darum begreifen. Wenn nun aber Hauptmann die Gabe hat, seine Wesen ganz besonders deutlich und greifbar zu gestalten, so liegt das an einer merkwürdigen und vorzüglichen Zweifelt seiner künstlerischen Fähigkeit. Neben der poetischen Begabung besitzt er die plastische. Es ist kein Zufall, dass Hauptmann zunächst wählte, zum Bildhauer berufen zu sein und mehrere Jahre dieser Kunst nachging. Vermöge dieser plastischen Begabung verfallt der Dichter, wenigstens von der Zeit seiner Reife an, niemals in tonenden und abstrakten Wortschwall, sondern er wirkt stets durch ein deutliches Bildnissbild eindrucksvoll auf unsere Augen, oder — richtiger ausgedrückt

— er wirkt durchs Auge mehr, weniger durchs Ohr, auf unsere Seele. Es gibt einen besonders merkwürdigen und charakteristischen Beweis für unsere Behauptung: jene holden Verse, die in „Hanneles Himmelfahrt“ die Engel sprechen, sind nicht rein lyrisch im gewöhnlichen Sinne; es strömt keine Seele wie in Tönen aus, sondern Bild reißt sich an Bild, z. B.:

Das goldene Boot auf den Aeckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen,
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Und noch charakteristischer ist die Schlussstrophe:

Es leuchtet von unsern Füssen
Der grüne Schein unsrer Heimat;
Es blühen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Gerade in dieser Fähigkeit zu plastischer Herausarbeitung der Charaktere und Situationen liegt die bewingende Bühnenwirksamkeit; und jene Fähigkeit mit ihrer Wirkung verdeckt nahezu völlig, dass Gerhart Hauptmann eigentlich gar kein Dramatiker im tiefsten und reinsten Sinne dramatischer Kunst ist.

Das Wesen dramatischer Kunst ist Handlung. Das ist eine bekannte, alzu bekannte, aber darum doch wahre Behauptung. Handlung nun kann in ihrem letzten und tiefsten Grunde auf nichts anderem beruhen, als auf einer Zwiespaltigkeit und Gegensätzlichkeit des Weltprozesses. Es ist der ewig und überall wiederkehrende Gegensatz zwischen dem Ein und dem All. In der geschichtlichen Entwicklung der Völker zeigt sich das als Gegensatz zwischen Individuum und Staat, auf die Spitze getrieben im Anarchismus und Kommunismus. In der dramatischen Kunst ist es stets das Gegenspiel und das Gegenwirken zwischen der Einzelpersonlichkeit und irgend einer Kollektivmacht, die — in verschiedenen Zeitaltern — bald Schicksal, bald stitliche Weltordnung oder sonstige heisst. Solchen Gegensatz fühlt der geborene Dramatiker auch in sich von vornherein wirksam, und demgemäss sieht er das ganze Leben in der Fülle aller Geschahnisse als Bewegung im Gegensatz. Hier nun wird der schwache Punkt in Hauptmanns dramatischem Können sichtbar. Für diesen naturalistischen Bühnendichter verengt sich das weltumschliessende Schicksal zum zeitumspannenden sozialen Milieu. Und ihm gegenüber steht nicht der Held, der dem Schicksal die Stirne bietet und

die Wage hält, sondern die schwache, verlorene Einzelpersonlichkeit, die mit dem Milieu ringt und in den Verhältnissen sich nicht zurechtfindet. So schwach sind Johannes Vockerath, Crampton, Hannele und Florian Geyer; „denn auch der kommt mit recht spielen, und so schlug man ihm die Laute am Kopfe entweil“. Und ebenso schwach sind auch Schluck, der Fuhrmann Henschel und nicht am wenigsten der Glockengiesser Heinrich,

„Der Sonne ausgesetztes Kind,
Das heim verlangt“.

Vereinigt aber ist alles, was Hauptmann kann und nicht kann in den „Webern“, wo die Einzelpersonlichkeit in eine Zahl ärmster, gedrücktester, schwächster Wesen aufgelöst ist, die ihr soziales Schicksal erleiden. „Die Weber“ bedeuten den Höhepunkt naturalistischer Kunst und sind zugleich das am meisten gelungene und charakteristische Werk, das der Klassiker des Naturalismus geschaffen hat. Die Unzulänglichkeit des Naturalismus liegt in der Enge der Weltanschauung, in dem Verzicht auf ein Weltgeschick, an dessen Stelle das nur einen geringen Zeitraum umspannende und kennzeichnende Milieu meilstens sozialer Art tritt; parallel dazu steht die Unfähigkeit, eine heldenhafte Persönlichkeit von überragender Grösse ihr Schicksal erfahren zu lassen. Es soll nicht verkann werden und es sei als Behauptung wenigstens hier ausgesprochen, dass des Dichters beide letzten Werke „Fuhrmann Henschel“ und „Schluck und Jau“ Anzeichen eines erweiterten Gesichtskreises und einer umfassenderen Weltanschauung vertreten. Es ist nicht ohne innerste Bedeutung, dass Fuhrmann Henschel schliesslich wälzt, mit dem durch weisse, eizende Wolken gespenstisch leuchtenden Mondschein schimmere so etwas wie ein geheimnisvolles Weltgeschick durch das geöffnete Fenster in seine Kellerwohnung hinein. In wiefern Gerhart Hauptmanns dramatische Kunst sich in solcher Richtung zugleich zu vertiefen und erheben vermag, muss noch eine Frage bleiben. So wäre es denn auch vermessend, dem Dichter die Unsterblichkeit in den Menschenherzen künftiger Generationen heute schon mit Sicherheit zuzusprechen. Der Unsterblichkeit in der Literaturgeschichte als Klassiker des Naturalismus aber kann der Dichter der „Weber“ jetzt schon vollkommen gewiss sein.

Max Lucius.

Hermann Sudermann.

(Geb. am 30. September 1857 zu Malsicken bei Heidekrug in Ostpreussen.)

(Hierzu Bildnis No. 498.)

Ein merkwürdiger Zufall oder eine geheimnisvolle Verkettung hat es gefügt, dass gleichzeitig mit Gerhart Hauptmann eine andere genau entgegengesetzte Dichterpersönlichkeit zu hohem Ruhme emporgekommen ist: Hermann Sudermann. Er ist durchaus kein Naturalist im Sinne des schlesischen Dichters. Er hat nicht die Ruhe, jene „Meeresstille des Genies“, die empfangene Bilder getreulich widerspiegelt. Er spiegelt nicht Gestalten wider, sondern er schafft selber welche. Er schöpft sie aus dem Innern heraus vermöge einer der Seele eingeborenen Gestaltungskraft. Sudermann ist in seinem Verhältnis zur Aussenwelt männlich, Hauptmann weiblich. Jeder ist im Schaffen mehr handelnd, dieser mehr leidend. Sudermann ist der Herr und Schöpfer seiner Figuren, während Hauptmann in gewissem Sinne ihr Sklave ist. In dieser Schöpferfähigkeit liegt ein Vorzug, der aber leicht in einen Nachteil umzuschlagen vermag. Die Schöpferfähigkeit aus dem Innern heraus kann nämlich zu einer gewissen Willkür führen, so dass der Dichter nicht nur zum „Herrn“, sondern zum „Macher“ seiner Geschöpfe wird, der mit seinem Stoff und seinen Gestalten spielt. Dichterische Gestalten müssen sich stets mit einem gewissen Schmerze von ihrem Schöpfer losringen, weil sie nämlich ein Stück seiner Seele sein sollen. Nur dann erscheinen sie lebensvoll, lebena-wahr und lebensnotwendig. Sudermanns schöpferische Selbstherrlichkeit ist in der That nicht immer der Gefahr ertrunken, ein Spiel zu bieten, statt ein Opfer darzubringen. So reden denn die Widersacher mit einem Schein des Rechts von „Mache“, wo es sich in Wahrheit um ein im Verhältnis zum Werk zu überlegenes Können handelt.

Ich glaube überhaupt, dass man die ersten Dramen Sudermanns nicht allein von ästhetischen, sondern auch besonders von sozial-psychologischen Gesichtspunkten aus zu werten hat. Und da treten dann wohl neben der „Ehre“ besonders „Sodoms Lüste“ und vielleicht auch „die Schmetterlings-schlacht“ an eine hohe Stelle. Alles in allem aber vertritt ich die Ansicht, dass Sudermann in alle diese Bühnenwerke noch nicht das Sein und Wesen seiner ganzen Persönlichkeit hineingelegt hat. Er steht als Sozialpsychologe und besonders als Satiriker mit meistens recht wenig freundlichem Lächeln über seinen Gestalten und deren Schicksalen, ohne darin mit innerster Anteilnahme völlig aufgehen zu können.

Sein ganzes Können hat Sudermann erst in der Johannes-Tragödie entfaltet. Sie ist das einzig vollgültige historische Drama, das die moderne Literatur

überhaupt hervorgebracht hat. Die naturalistische Kunst ist dazu nicht im Stande, denn sie ist nicht von Ideen bewegt und vermag sich darum auch nicht zur Höhe weltgeschichtlicher, idealer Geschehnisse zu erheben. Als der Dichter der „Weber“ versuchte, aus den Elendstiefen des heimischen Riesengebirges zur Alpenhöhe weltgeschichtlicher Geschehnisse emporzusteigen — im Florian Geyer — stürzte er. Sudermann dagegen hat im „Johannes“ erst seine ganze Kunst entwickeln können. Dieses Drama ist bedeutend sowohl durch seine Gestaltfülle wie durch seinen Ideegehalt. Johannes ist der geniale Reaktionär, der einzig und allein voll Kraft und Grosse aus einer Welt der Verkommenheit und Fäulnis emporkragt, der zur Busse ruft und mit den Busstüchtigen unter Führung eines Messias mit dem Schwerte in der Hand ein Reich der Macht und Reichheit begründen will. Was nun kann solch ein Johannes dem bedeuten, der, statt mit dem Schwerte, mit dem Wort und der That der Liebe kommt, nicht, um Reiche zu gründen und ein Volk zur Herrlichkeit zu führen, sondern um arme Menschenseelen zu erlösen und zum ewigen Frieden zu geleiten? Dieser über das Persönliche weit hinausgehende, die Welt durchziehende Gegensatz macht die Tragik des Johannes-dramas aus.

Nachdem Sudermann in diesem Drama gezeigt hatte, was er kann, wenn er sich auf die Höhe eines bedeutenden, seiner Kraft angemessenen Gegenstandes schwingt, stieg er in die Tiefen seines eigenen Selbst und schuf in den „drei Reiterfedern“ sein persönlichstes, aus innerster Bedrängnis der Seele geborenes Werk. Publikum und Kritik haben diese Dichtung abgelehnt. Dennoch, oder vielmehr gerade darum sei hier kühnlich die Behauptung ausgesprochen: „Die drei Reiterfedern“ sind das wertvollste Dichtwerk unserer Zeit, das sicherlich auch über kurz oder lang als solches allgemein anerkannt werden wird und muss. In dem Gegensatz zwischen dem von geradezu Bismarckschen Realismus erfüllten Lorbeer und dem deutschen romantischen Trübner Witte wächst diese Tragödie der Romantik zu einer wahrhaft nationalen Bedeutung aus. Die feinsten Wurzeln dieses Werkes aber liegen in der ostpreussischen Heimat des Dichters. Hier gedeiht dieser schrankenlose, weltumspannende Mysticismus, und daneben liegt hart und hell ein nüchterner Rationalismus. So wurde Kant der Kritiker der „reinen Vernunft“ und hing doch den „Traumen eines Geistesabsters“ nach. Herder und Hamann sind weitere Beispiele für jenes so schwer

mit einander ausgleichende Nebeneinander. Und Sudermann ist ein neuer Fall. Die vielen, die meisten sehen in ihm vor allem den Rationalisten, den kühlen Berechner theatralischer und gar noch anderer Erfolge; der Mystiker aber, in dessen tiefstem Innern schwüle Flammen duster Lohes, ergreift ihnen, Viele ärgern sich über das Lächeln, das konventionell und nichtssagend, wenn nicht gar verletzend, um den wohlfrisierten Bart spielt; wenige aber ahnen etwas von der düstern, selbstqualerischen Seele, die mit jenem Lächeln an der Oberfläche

vielleicht wenig gemein hat. In das nicht jedem begreifliche und gefällige Gewebe des ostpreussischen Charakters kommt nun noch der besonders schwere Einschlag eines holländischen Fadens. Sudermann stammt nämlich in väterlicher Linie aus einer holländischen Menonitenfamilie. Alles in allem haben wir hier — in den Werken und im Manu, — noch ein Problem, das um so schwerer zu lösen ist, als Hermann Sudermann sich selber noch in innerster Bewegung befinden dürfte mit dem Ziel und der Aufgabe, sich in sich selbst zurechtzufinden.

Max Lorenz.

Guy de Maupassant.

(Geb. am 5. August 1850 auf Schloss Miramezil, Seine-Inférieure, gest. am 6. Juli 1893 zu Passy bei Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 499.)

... in de ses grands malheurs parer
qu'il eût en des grands succès. (Schöner)

GUY DE MAUPASSANT ist am 5. August 1850 auf dem Schloss Miramezil in der Normandie geboren. Bevor er unter Plauberts Anleitung in die Welt der Literatur trat, bekleidete er eine wenig bedeutungsvolle Stelle im Marineministerium. Körperlich soll er gedrungen, kräftig, schlank, ausdauernd und zäh wie ein normännischer Bauer gewesen sein. Geistig war er von der Mutter her, die an Nervenerkrankungen litt, nicht ganz intakt. Unter sehr heftigen und anhaltenden Kopfschmerzen hatte er schwer zu leiden, so dass er durch Aether Linderung suchte. Im Dezember 1891 kam der Wahnsinn bei ihm zum Ausbruch. Er glaubte zum Grafen ernannt zu sein und verlangte als solcher angesprochen zu werden. Bald wurde er, nach einem Selbstmordversuch, in die Irrenanstalt nach Passy gebracht. Hier ist er am 6. Juli 1893 gestorben. Im ganzen kaum ein Dutzend Jahre ist Maupassant literarisch thätig gewesen und hat in dieser Zeit etwa zwei Dutzend Bände herausgegeben. Denn er war nicht nur ein tiefer und regsamer Geist, sondern auch ein heisser und fruchtbarer Schriftsteller von innerstem Beruf, dem Schreiben Lebensbedürfnis ist.

Maupassant wird von vielen, auch von solchen, die ihn genau zu kennen glauben, als ein besonders lustiger und belustigender Schriftsteller angesehen. Man hat ihn einen modernen Boccaccio genannt; und andere wieder haben gerühmt, dass in ihm die berühmte gallische Heiterkeit neue und vollkommenste Triumphe feiere. So kann man urteilen, wer von seinen Novellen dieses oder jenes Stück für sich allein betrachtet. Wer dagegen tiefer in Maupassants Wesen geschaut hat, kann keine Seite lesen, ohne — bei aller Lustigkeit an der Oberfläche — einen tragischen Ton aus

der Tiefe emporklingen zu hören. Dieser glänzende Erzähler zahlloser Zweideutigkeiten ist eine in höchsten Masse tragische Persönlichkeit.

Jede den Durchsicht überragende und sich dem Genie mehr oder weniger nähernde Persönlichkeit setzt sich aus zwei Faktoren zusammen: zunächst hat sie die Fähigkeit des intensivsten Mitlebens und Mitfühlers mit allen individuellen Erscheinungen des Lebens. Nichts ist ihr fremd, alles versteht sie, weil sie das Leben der Individuen, ja sogar im gewissen Sinne das Leben der Tiere und Pflanzen in einer grossen, weiten, viel umfassenden Seele mitlebt. Auf diesem Mitleben beruht die Menschenkenntnis der Dichter, die Charakterisierungskunst der Maler und Bildhauer. Aber neben und über diesem Mitleben mit den tausend Einzelercheinungen giebt es in der Seele des Genies noch eine einheitliche, für sich bestehende Existenz, ein höheres, tiefer und weiter reichendes Sein, und dieses Sein durchschaut klar das vergängliche Scheinwesen, die Flüchtigkeit und Nichtigkeit all der ungezählten tausend Einzelercheinungen, die da werden und vergehen — wer weiss wozu. Erst der Künstler, der dieses höhere Sein besitzt, der sozusagen der Weltseele teilhaftig ist, vermag ebra, hoch über den Tag hinaus in die Ewigkeit ragende Kunstwerke zu schaffen. Wir haben für das, was hier gemeint ist, eine ganz triviale darum aber allgemein verständlich gewordene Redensart. Es kommt für den Künstler darauf an, „das Vergängliche und Zufällige im Lichte des Ewigen erscheinen zu lassen“. Dieses „Ewige“, dieses höhere, wahre, unvergängliche Sein nimmt nun bei den einzelnen Künstlern verschiedenste Gestalt an. Bei Tolstoi ist es der Glaube an das Reich Gottes, bei Ibsen die Zuversicht auf ein sogenanntes „drittes Reich“, das den Zwiespalt unseres

bisherigen Lebens und der bisherigen Geschichte in einer höheren Einheit aufzulösen wird; bei Schüller könnte man es „ästhetische Weltordnung“ nennen. Bei Maupassant nun gestaltet das Problem sich so: Die Fähigkeit des Mitfühlens und Mitlebens hat er, wie kaum ein anderer. Er lebt tausend Leben, in ihm regen sich und wachsen tausend Triebe so stark und elementar wie in den Menschen nicht nur, sondern auch wie in den Tieren und Pflanzen. Er gesteht selber einmal: „Ich fühle es, dass in mir etwas von Leben aller Lebewesen ziert, dass alle Instinkte und alle verworrenen Triebe, auch der untergeordneten Geschöpfe sich in mir regen, mit einer Liebe, die zugleich tierisch und erhaben, verächtlich und heilig ist; ich liebe alles, was lebt und wächst, alles, was man sieht. . . . Wenn es schön ist, wie heute, dann rollt in meinen Adern das Blut der alten Faune, die froh und übermütig umhertollt; ich bin dann nicht mehr der Bruder der Menschen, sondern der Bruder aller Wesen und aller Dinge.“ Dieser animalische Maupassant ist es, der der Natur- und Menschenwelt bis ins innerste Herz schaut, weil er sie selber im Herzen trägt. Und er weiß ganz genau, wie wechselvoll und vergänglich, wie flüchtig und nichtig die Fülle all der unzähligen Einzelscheinungen ist, wie alles vergeht: Liebe und Sonne, Tag und Nacht, Fröbling und Winter, Frucht und Blüte. Aber warum vergeht das Alles? Und was bleibt? Gibt es nichts Höheres, Beständigeres, Ewiges? Da haben nun die Tolstoi und Ibsen und die vielen anderen ihren Glauben und ihre Träume. Maupassant hat Nichts. Es gibt nur einen leeren Raum und eine Dunkelheit, daraus gespenstisch alle die unzähligen Lebewesen emporzutauchen, um wieder zu verschwinden. Was da die andern sich vorzaukeln, sind Traumbilder, die im Dämmer liegen. Maupassant aber will hell sehen und klar erkennen, und da sieht er eben — nichts. Es ist ein philosophischer, aufs innerlichste empfundener Nihilismus, der den untersten Grund im Wesen Maupassants ausmacht. Da er mit seiner unbestechlich klaren Augen ein Höheres und Ewiges im Leben nicht zu erkennen vermag, muss er sich notwendigerweise in seinen Taten und Treiben an die Fülle der flüchtigen Einzelscheinungen halten, und an sie als Notbehelf klammert sich die ganze animalische Triebkraft seines Wesens mit einer Liebe, die zugleich Haas ist, mit einer Liebe, die unterdrückt, vergewaltigt, irret, aber nicht betrachtet und beruhigt. Dieses Leben der Sinne nimmt den animalischen Menschen ganz gefangen, verstrickt und verzerrt ihn in tausend Lüste und Leidenschaften. Der andere, der höhere Mensch hat nichts, denn er sich hingeben kann. Er liebt in Nacht, in Leere, in Einsamkeit. Die Einsamkeit ist das fürchterliche Leid

in Maupassants Leben, wofür er immer und immer wieder in erschütternde Klagen ausbricht: „Nur in ein einziges von allen Geheimnissen des Menschenlebens bin ich wirklich eingedrungen und das ist dies: die fürchterliche Qual in unserem Dasein rührt daher, dass wir ewig einsam sind und alle unsere Anstrengungen und Bemühungen zielen nur darauf ab, dieser Einsamkeit zu entfliehen“. Dieses von allen guten Geistern verlassene Gefühl der Einsamkeit entspringt im letzten Grunde seiner nihilistischen Weltanschauung. Und diese nihilistische Weltanschauung wurzelt in seiner natürlichen Veranlagung zur Klarheit und Hellichtigkeit, die sich mit der Dämmerung nicht begnügt, sondern die Dinge schwarz oder weiss sieht. Maupassant hatte nicht die Goethesche fromme Gabe, „sich einem Höheren, Unbekanntem aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben“. Dieser tapfere Normanne wollte Herr seiner selbst und seines Lebens bleiben. Da es ihm aber doch nicht gegeben war, das Leben ganz zu durchleuchten und zu beherrschen, stürzte er in seine abgründigen Finsternisse und wurde eine Beute des Welnsaus.

Als Mensch musste Maupassant untergehen, vermochte er sich und die Welt nicht zu meistern. Als Künstler aber war es ihm vergönnt, ein Herr und Meister unbeschränkter Könnens zu sein. Es ist die Klarheit und Schönheit der Form, worin dieser Helfsichtige ungeschmälerte Triumph feiert. An Präzision des Ausdrucks, Durchsichtigkeit und Ebenmass des Satzbaus, Wohlklang der Worte und auch an Schlichtheit und Anschaulichkeit der Darstellung wird Maupassant von keinem Zeitgenossen erreicht. Und man glaube nicht, dass die Schönheit der Form einem Kunstwerk so ausserlich anhaftet, wie man Goldschmuck auf die Nase am Weihnachtsbaum klebt. Die Schönheit der Form stammt aus einem Rhythmus der Seele, aus einem wie von einer göttlichen Hand eingepflanzten Trieb nach Ordnung, Frieden, Harmonie, aus der Sehnsucht nach etwas Reinerem, Schönerem, als es im Wirrwarr der Welt zu finden ist. Als Mensch in der Welt mochte sich Maupassant verzweiflungsroll als „être perdu“ betrachten. Dem Künstler bei der Arbeit künstlerischer Gestaltung verlieh jener Rhythmus der Seele unstreitig reichsten Trost. Es giebt die eigene Stimmung wieder, wenn Maupassant im „Bel-Ami“ den Dichter Norbert de Varennes voller Verzweiflung ausrufen lässt: „Ich bin ein verlorenes Wesen. Ich habe nicht Vater und Mutter, nicht Bruder und Schwester, nicht Frau, nicht Kinder, nicht Gott“. Und nach kurzen Schwisgen fuhr er fort: „Ich hab' nur den Reim“. („Moi, je suis un être perdu, je n'ai ni père, ni mère, ni frère, ni sœur, ni femme, ni enfants, ni Dieu“. T ajouta, après un silence: „Je n'ai que la rime“). Max Lorenz.

Giuseppe Giusti.

(Geb. am 13. Mai 1809 zu Montecatini, gest. am 31. März 1850 zu Florenz.)

(Literar. Bildnis No. 506.)

GIUSEPPE GIUSTI ist für Italien ein Dichter von unvergesslicher nationalhistorischer Bedeutung. Er ist einer von den Männern gewesen, welche die nach 1830 immer schwerer über dem Lande sich lagernde Stieflast der Fremdherrschaft reinigen halfen; seine Stürze waren in diesen Tagen der Ohnmacht politische Thoren. Und dieser Satiriker ist vor allem unvergesslich als ein guter, edler Mensch, der in seinem kurzen Leben unter den Besten seines Landes sich Freunde gewann.

Spät erst kam er zur klaren Erkenntnis, in welchen Formen seine früh hervorretende poetische Begabung einen Ausdruck finden könnte, der ihm selber, seiner Zeit und seinem Volke am meisten gemäss sei. Am 13. Mai 1809 wurde er in Montecatini, einer kleinen zwischen Pavia und Pistoia gelegenen Ortschaft geboren. Einem wohlhabenden pescinischen Geschlecht gehörte der Vater, der Cavaliere Donatello an; der Grossvater war ein Lieblingsminister des Grossherzogs Leopold I. gewesen. Der Knabe hatte eben nöthig gesprochen gelernt, da prägte ihm der Vater den Gesang des Inferno ein, der das Schicksal des Grafen Ugolino erzählt; und dadurch vielleicht, hat Giusti später selbst gesagt, sei in ihm der erste Grund gelegt worden zu seiner Liebe und seinem unaufhörlichen Studium der Göttlichen Komödie. Dante ist auch als Satiriker Italiens grösster Dichter. Diese Satire aber nachahmen zu wollen, dazu könnte niemand ernstlich denken; nirgends ist Dante persönlicher, nirgends gewaltiger als hier. In dem Briefe, dem die Aeusserung über Dante entnommen ist — er ist in jeder Hinsicht eines der wertvollsten selbstbiographischen Dokumente, das wir von Giusti besitzen — und auch sonst noch hat der Dichter selber auf seinen von früh auf unstillen Bildungsgang hingewiesen. Von achten bis zum dreizehnten Jahr hatte er Wohnung und Unterricht bei einem Priester in Montecatini, einem heftigen, im Grunde gütthigen und auch leidlich gelehrten Manne. Liebe und eine vollkommene Kenntnis der Orthographie, keinen Schimmer Latein, trotz beständigen Unterrichts darin, einige Ahtung von Geschichte, in der er nicht unterrichtet wurde, und im ganzen Unlust, Grull, Ueberdruß, die innere Ueberzeugung, zu nichts tauglich zu sein: das war nach Giustis eigenem Zeugnis der Ertrag dieser fünf Jahre. Erst in Florenz, im Istituto Zucagni, in das er dann übergang, begann er Unterricht und die eigene Arbeit lieb zu gewinnen; in Andrea Francini, einem

genauen Kenner Virgils und Petrarca's fand er einen freundlichen und gewissenhaften Lehrer, den einzigen, wie er später erkannte, „der ihm ein wirklicher Lehrer gewesen ist, und den er immer von ganzem Herzen geliebt und dankbar verehrt hat“. Ihm hat er seine Sammlung toscanischer Sprichwörter gewidmet, deren Vollerpung beide Männer nicht erleben sollten. Auch Florenz verliess der Knabe nach zehn Monaten schon wieder, besuchte auf ein Jahr ein Collegio in Pistoja, dann wieder ein anderes in Lucca; schliesslich nahm ihn der Vater nach Montecatini zurück und liess ihn hier für das Aufnahmeexamen der Universität Pisa durch einen Geistlichen vorbereiten. In Pisa blieb, man dürfte nicht sagen studierte, er vom November 1826 ab zunächst drei Jahre. Das Studium der Rechte, zu dem ihn der Vater geübt hatte, war ihm zuwider; viel häufiger als die Bank der Universität suchte er die des „Hosareu“, einer beliebten Studentenkneipe, auf. Der Vater holte ihn daher nach Hause zurück, nach Pescia, wohin er vor einiger Zeit übersiedelt war. Nach dreieinhalbjährigem Aufenthalt im Elternhause finden wir Giusti von neuem in Pisa. Er begann trotz aller Versprechungen das alte Leben wieder, konnte aber schliesslich im Juni 1834, nach nur vierzehntägiger Vorbereitung, endlich seinen juristischen Doktor machen. Was er trotzdem in all diesem Wirrsal seiner Studentenjahre fürs Leben gewonnen zu haben glaubte, hat er später in dem „Erinnerungen an Pisa“ überschriebenen Gedicht mit heiterem Selbstgefühl ausgeführt.

Zu jener Zeit aber quälten ihn noch immer Unruhe und Zweifel, was eigentlich aus ihm werden sollte. Dass er nicht zum Juristen bestimmt sei, fühlte er immer mehr, obwohl er nur wenige Monate nach seinem Examen in Florenz in die juristische Praxis eintrat. „Ich habe immer wenig Selbstgefühl gehabt und wenig von mir gehofft“ — so schreibt er in jenem autobiographischen Briefe — „aber in jener Zeit war die Ueberzeugung, rein gar nichts wert zu sein, so stark in mir, dass ich innerlich jeden auslachte, der zu mir von meiner Begabung sprach. Bei alledem fühlte ich wie einen unaussprechlichen Drang in mir, mit einer gewissen Annäherung über Litteratur zu reden, in allerlei Büchern herumzulesen, bald Verse, bald Prosa niederzuschreiben.“ Mit andern Worten: der Dichter, der in ihm längst schon nur noch unruhig geruht hatte, liess sich durch keinen Mangel an Selbstvertrauen und Ausdauer länger zurückhalten, Verse zu machen hatte

er schon früh, schon mit zwölf Jahren begonnen; sein erstes Gedicht, das gedruckt wurde (im Jahre 1826) war eine Canzone „per la festa del Crocifisso“. Die Gedichte der nächsten Jahre lassen seine Begabung schon deutlich hervortreten, zeigen ihn aber noch unselbständig ganz verschiedenen fremden Einflüssen hingegeben; und auch nachdem er 1831 mit dem Gedicht: „Worte eines Rates an seinen Fürsten“ seinen eigenen Weg gefunden hatte, dauerte ein gewisses Zögern und Schwanken bis zum Jahre 1833 noch an. Sich selbst untreu werden konnte der Dichter aber nun nicht mehr. Die gegen den auch heute noch berüchtigten Herzog Franz IV. von Modena gerichtete Satire: „Die Dampfguillotine“ und die andere: „Resignation und Vorsatz, mein Leben zu ändern“ (nämlich ein politischer Heuchler und Streber zu werden), beide aus dem Jahre 1833, sind die ersten der von ihm in die Sammlung seiner Satiren aufgenommenen Gedichte. Diese Sammlung erschien erst viele Jahre später. Zunächst liess er seine Scherz, wie er sie nannte, ungedruckt von Mund zu Mund durch ganz Italien fliegen. Einer vom andern lernte oder schrieb sie ab; es war, als sei die Kunst des Druckens noch nicht erfunden. Erst nachdem man 1844 von Lugano einen unberechtigten, mit fremden Nachahmungen untermischten Druck unter Giustis Namen hatte ausgehen lassen, entschloss er selber sich, eine Auswahl von 32 dieser satirischen Verse herauszugeben; 6 kleinere rein lyrische Dichtungen hatte er schon das Jahr zuvor veröffentlicht.

Das ganze soziale Leben des damaligen Italiens in allen seinen Schichten zieht in dem Spiegel dieser Giustischen Satire an uns vorüber: Reaktionärer Despotismus unter Oesterreichs Einfluss oder matte Bewegunglosigkeit der Herrscher, Gewissenlosigkeit der Minister und der von ihnen abhängigen Beamten, der herabgekommene Adel, das mit schmutziger Geldgier zu äusserlichem Ansehen heraufstrebende Bürgertum. Vom Ausland hereingekommene wissenschaftliche und soziale Utopien verspottet er, die Weltreichs-Humanitarier, wie die, welche den Frieden unter allen Umständen wollen, trifft sein bitterster Hohn. Denn er selber will ja vor allem sein Land eing, unabhängig nach aussen, frei im Innern haben. Was dem entgegensteht aus allen Kräften zu bekämpfen, achtet er für seine und jedes Italieners nötigste Pflicht. Dieser Dichter zeigt einen nicht gewöhnlichen politischen Scherfblick und Sinn für das Mögliche. Er glaubt nicht an den idealen Papst der Neugelerten; er spricht sich schon früh für ein

das Land einigendes Königtum aus und sagt 1828 offen, das Ideal der Republik habe Aporetel, die ihn bedenklich machten. Die Befreiung des Landes vom Joch der Oesterreicher, der Tedeschi, war sein wie jedes wahren Italieners erster und letzter Wunsch; und doch ist eines seiner schättesten Gedichte: Sant' Ambrogio, der hehrlichen Sympathie mit den im Dienste des Despotismus gegen den eigenen Willen sein Land bewachenden oesterreichischen Soldaten entsprungen.

Der Hohn dieser unerücklichen, vieltimigen Satire kam aus einem weichen contrasteten Herzen. An moralischer Grösse lässt der Satiriker Giusti Heine nicht nur, auch Beranger, an die er ganz natürlich den Leser zuweilen denken liess, weit unter sich. In der ergreifenden poetischen Selbsterprüfung, die er wenige Jahre vor seinem Tode Gino Capponi gewidmet hat, spricht er aus: was nach aussen als Lachen erscheint, ist in seinem Innern Schmerz. Oft ist es viel mehr die Poésie der Gesinnung, der Eindruck in uns, dass ein edler, wahrhaftiger Mensch hinter diesen Dichtungen steht, was uns festhält und wieder zu diesen Versen zurückzieht, nicht eigentlich ihre poetische Kraft und Schönheit rein ästhetisch genommen. Giusti wollte auch als Dichter vor allem seinem Lande in die Höhe helfen. 1848, als er schon zu elend war, um als Soldat gegen den Feind zu stehen, schrieb er an die ihm befreundete Marchessa Luise d'Azeglio: „Ich gäbe meine Gedichte und mein ganzes vergangenes Leben daran, an Stelle des letzten Freiwilligen zu sein, der jetzt dorthin (in die Lombardei) geht.“ Auch als Deputierter der beiden ersten gesetzgebenden Versammlungen der neuen konstitutionellen Regierung — in die das dankbare Volk ihn wählte, ebenso wie nachher in die konstituierende unter Guerrazzis Regiment — konnte er, wenigstens zum Teil, wegen seiner geschwächten Gesundheit nicht zur gebührenden Geltung kommen. Die völlige Rekluse dann hat er nicht mehr erlebt; im Hause Gino Capponis ist er am 31. März 1850 einem Blutsturz erlegen.

Er nahm manchen wissenschaftlichen und dichterischen Plan, den man gern von ihm ausgeführt sähe, mit sich ins Grab. Seine wertvolle Sammlung toskanischer Sprichwörter hat nach seinem Tode Gino Capponi herausgegeben. Die noch immer beste Ausgabe seiner Gedichte lieferte Carducci schon 1859 und 1860. Carducci, der den „Gesang Italia's bei der Besitznahme des Kapitols“ gedichtet hat, hat Giusti's Satire mit noch grösserer poetischer Kraft erneuert.

Max Cornelius.

Reinhold Begas.

(Geb. am 15. Juli 1831 zu Berlin.)

(Hierzu Böhm's No. 261.)

Selten mögen von Anfang an alle Bedingungen zur Entfaltung künstlerischer Anlagen so günstig gewesen sein, wie bei Reinhold Begas. Als Sohn des Malers Karl Begas am 15. Juli 1831 geboren, wuchs der Knabe in einer Umgebung auf, die alle in ihm schlummernden Geistesgaben wecken musste. Im Hause des Vaters verklangen die Gebesen der Kunst, vor allen Schinkel, Rauch, Schadow und Wichmann. So wies ihn alles, was ihn umgab, ebenso sehr wie sein Talent zur Kunst, und 1838 trat er, durch Ludwig Wichmann vorgebildet, in Rauchs Atelier als Schüler ein.

Indessen fand er sich, obwohl er mit aufrichtiger Bewunderung und Ehrfurcht zu dem gefeierten Meister aufblickte, durch die in dieser Schule allein herrschende kalte Kunst bald wenig befriedigt. Noch freilich war er sich wohl selbst nicht klar darüber, dass die Rauchsche Kunst ein Ziel bedeute, dass er neue Bahnen finden und gehen müsse, um Werke von dauerndem Wert zu schaffen, um neuen Zielen zuzustreben, um seiner eigenen Natur gerecht zu werden. Da ward ihm, nachdem er schon 1852 auf der akademischen Ausstellung eine Gruppe „Hagar und Ismael“ gezeigt hatte, im Jahre 1854 durch den Freiherrn von Oppenheim in Köln der Auftrag, eine grosse Gruppe „Amor und Psyche“ zu Rom in Marmor auszuführen. Eine neue Welt that sich dort nicht nur vor seinen Augen sondern auch vor seiner Seele auf, eine freunde und ihm doch schon vertraute, eine Welt, in der sich seine Natur zugleich heimisch fühlte, die Welt Michelangelos.

Rastlos arbeitend, im Verkehr mit ebenbürtigen Gefährten, wie Arnold Böcklin und Anselm Feuerbach, genoss er ländliche Jahre. Leben und Kunst waren ihm immer aufs engste verwandt, und mit dem Augen des Künstlers nahm er auch alles blühende Leben unter dem sonnigen Himmel Italiens in sich auf; diese Jahre wurden ihm zu einer Zeit der Saat, deren schöne Blüten sich sehr bald zeigten, 1858 bereits erregte Begas auf der Berliner akademischen Ausstellung grosses und berechtigtes Aufsehen mit seinem schon realistisch und äusserst manierlich durchgeführten meisterhaften Jugendwerke „Pan tröstet die verlassene Psyche“ und liess dieser Arbeit bald andere ähnlichen Charakters, wie „Pan als Lehrer des Flötenspiels“, folgen.

Nach Berlin zurückgekehrt schuf er zunächst mehrere treffliche Porträtbüsten und erregte einen wahren Sturm der Eruistung durch die wichtige,

erschütternde Gruppe „Borussia, Handel und Industrie beschützend“, die er als Krönung für die von Hitzig ererbte neue Börse in Berlin ausgeführt hatte. Nun war es offenbar, dass die Rauchsche Acra durch eine neue abgelöst werden, dass diese neue Kunst eher auf den Pfaden fortschreiten würde, die in Berlin Anders Schillter gegangen war, dass nicht mehr der feierliche, fast zum Dogma erstarrte Neoklassizismus in der deutschen und zunächst in der Berliner Plastik herrschen sollte, sondern die reine lebensprühende Natur.

Schon um diese Zeit war der Ruhm des jugendlichen Meisters so weit gedungen, dass er als Lehrer an die Kunstschule der alten Misenstadt Weimar berufen wurde. Es mag dem Südländer und Dränger zuerst schwer geworden sein, diesen Ruf in die von den stolzen Erinnerungen klassischer Zeit durchwehte Stadt zu folgen, musste er sich doch sagen, dass, wo ein Alter von so ewiger Jugend seine Stütze hat, für neue Jugend nur schwer Boden zu erringen sein werde. Trotzdem ging er nach Weimar und um so freudiger, als mit ihm auch Lenbach und Böcklin berufen worden waren. Allein er hatte sich nicht getöscht — sehr bald verliessen die beiden Freunde die Stadt der — freilich verständlichen und berechtigten — Pietät, und 1862 kehrte auch Begas in das mehr und mehr emporblühende Berlin zurück.

Inzwischen hatte er sich an dem Wettbewerb um ein Denkmal Friedrich Wilhelm III. für Köln beteiligt und mit seinem kraftvollen Entwurf den ersten Preis von 5000 Mark errungen. Wenn ihm aber dort der schönste Lohn der Arbeit, die Ausführung, versagt blieb, zum grossen Schaden der Stadt Köln, so ward ihm besseres Gelingen bei einem anderen bedeutungsvolleren Wettstreit, zu dem er ebenfalls noch 1862 von Weimar aus in die Schranken trat, dem um das Schillerdenkmal zu Berlin. Freilich musste er auch hier zwei Jahre lang ringen und nach der ersten allgemeinen Konkurrenz in einer zweiten engeren gegen Rudolf Siemering Sieger bleiben, ehe ihm — 1864 — die Ausführung übertragen wurde.

Sein Werk, das 1871 enthüllt wurde, bedeutete freilich eine scharfe und gründliche Absage gegen alles, was man zu jener Zeit an Monumentsplastik in Berlin gewohnt war. Die ganze, unbeiträt ihren eigenen Weg gehende Persönlichkeit eines Genies trat hier lack hervor mit dem sicheren Bewusstsein des Sieges. Schon die Komposition, die Verhältnisse des Ganzen waren damals ungewohnt und neu, neu auch war die realistische Individualisierung jeder der

vier an Sockel angebrachten Idealgestalten, Geschichte und Philosophie, Lyrik und Drama. Und welche zwingende Macht besetzt die Gestalt, das energische lorbeerbeschnückte Haupt des Dichters, welche eine Fülle von Geist und Leben speit aus ihm! Ja, selbst die Behandlung des Marmors war neu oder doch ungewöhnlich; in noch höherem Grade aber war das der Fall in den Arbeiten, die der Künstler in der nächsten Zeit schuf, und von denen „Susanna“, „Merkur“ und vor allem die berühmte, wildbewegte Gruppe „Der Raub der Sabinerin“ genannt werden müssen.

Der Ruhm des Künstlers war nun weit und breit begründet und gefestigt. 1873 hatte er mit der „Susanna“ auf der Wiener Weltausstellung einen grossen unbestrittenen Erfolg errungen. Freilich musste auch er Niederlagen erleben, so u. a. 1872 bei der Konkurrenz um das Berliner Goethedenkmal und 1878 bei dem Wettbewerb um das Liebigdenkmal in München. Allein im grossen und ganzen ist sein Leben doch ein einziger grosser Sieg gewesen. Seine Schöpfungen stehen durchweg so hoch, dass die zeugnössische Kritik vor ihnen verstummt, weil ihr hier etwas seine Zeit Überbregendes gegenübersteht. Ein Erfassen der lebendigen Persönlichkeit, wie es sich in den zahlreichen Bildnisbüsten von Begas offenbart, in dem Porträt Adolf Menzels, Kaiser Wilhelm I. und seines Enkels, in denen Bismarcks und Moltkes, ein solches Nachfühlen des Innenlebens bedeutender Menschen setzt eine bedeutende Persönlichkeit voraus. Niemand auch findet sich Kleinliches, überall hat dieser Künstler eben nur das gegeben, was von Wert, von Wichtigkeit war, aber überall gerade deshalb den Eindruck des Lebens festgebannt. Und wie ein würdiger Nachfolger des grossen Andreas Schiöter, dessen Masken sterbender Krieger auf sie herabblicken, spricht zu uns aus den markigen Kriegergestalten im Lichtofen des Zeughauses aus den Standbildern der Natur, der Kraft und der gewaltigen Borussia, welche eine hinreissende lebenssprühende Phantasie redet zu uns aus der grossartigen Komposition des Berliner Schlossbrunnens, was für eine Gestaltungskraft aus den einzelnen Figuren, die in so grosser Zahl in dieses Werk hineingefügt sind, aus dem göttlichen Neptun, der das Ganze krönt, aus den Beckfischen Fabelwesen, die seinen Thron, die Muschel, tragen, aus den Tieren des Meeres zu seinen Füssen, aus den die deutschen Flüsse personalisierenden Frauen am Rande des Beckens und — nicht zuletzt — aus den zahlreichen Putten, die in vielfachen, dem Kinderleben mit so treuer Beobachtung und prickelndem Humor abgelauchten Stellungen das Grossartige so freundlich unseren Herzen näher bringen! Gern und oft hat er auch

sonst aus dem Leben des Kindes die Motive seiner Kunst genommen, so schon in der wundervollen Gruppe „Venus und Amor“, in den Gruppen „Musik und Malerei“ am Rubenschen Hause zu Berlin und in dem Fries, mit dem er seine eigene Villa in der Stülerstrasse schmückte, und auf dem er seine Lieblingsbeschäftigungen veranschaulicht hat, Bildhauerei und Malerei — denn auch ein hochbegabter Maler ist dieser Begasdote — Jagd und Fischfang.

Ein anderes Kinderbild von seiner Hand, ein ernstes, aber nicht minder meisterhaftes, ist das Abbild des kleinen Prinzen Sigismund von Preussen über dessen Grabe im Mausoleum der Friedenskirche zu Potsdam. Ein ergreifendes Werk, das freilich zurücktritt gegen das von unsterblicher Schönheit besetzte Grabdenkmal von Begas' Hand, das im gleichen Raum den Beschauer unwiderstehlich fesselt, den Marmorsarkophag, auf dem die edle Gestalt des Kaisers Friedrich hingestreckt ruht. Dieses Werk ist neben dem wundervollen Grabdenkmal des frühverstorbenen Sohnes des bekannten Stroussberg, vielleicht eines der vollendetsten, die der Meister geschaffen.

Ihm war es dann bekanntlich auch vorbehalten, in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches das neue Reich und seine Schöpfer an weithinleuchtender Stelle zu verherrlichen. Er schuf die sieggesährte Germania hoch über dem Portal des Reichstagsgebäudes, die in stiller Majestät auf dem von einem tauhaarsenden Genius und einem schwertragenden Jüngling geföhrten Rosse einherreitet. Er auch arbeitet jetzt an dem gewaltigen Denkmal Bismarcks, das vor dem Reichshause aufgestellt werden soll, und er war es, der in dem imposanten Reiterbilde des alten Kaisers gegenüber dem Einsanderschen Portal des Berliner Schlosses ein Denkmal der Liebe und des Dankes schuf, die das deutsche Volk immerdar für den Erwecker seiner Macht und Herrlichkeit empfand und empfinden wird. In diesem Standbild, das vielleicht bei entgegen gesetzter Stellung, weiter vom Schlosse fortgerückt und dann ohne die von Hahnhuber geschaffene Halle, besser zur Geltung kommen würde, hat der Künstler sein grösstes Meisterwerk geschaffen, ein Meisterwerk, wie es keinem der Lebenden sonst gelungen wäre. Das ist mit den mächtigen Löwen, mit den riesenhaken Gestalten des Krieges und des Friedens und mit den stimmungstiefen Reliefbildern am Unterbau, mit der in edelstem Grössenverhältnis gehaltenen Gestalt des Reiters und dem das Ross föhrenden, schwebend schreitenden Genius eine Schöpfung, die den Namen Reinhold Begas zu den fernsten Zeiten tragen wird, ein Denkmal zugleich von höchster deutscher Kunst, wie jenes kraftstrotzende Reiterbild des Grossen Kurfürsten von Andreas Schiöter.

Paul Wernke.

Carl Friedrich Philipp von Martius.

(Geb. am 17. April 1794 zu Erlangen, gest. am 13. Dezember 1868 zu München.)

(Hier: Bildis No. 59.)

PHILIPP VON MARTIUS, der in seinen Lebensschicksalen und den Zielen, welche er verfolgte, an seinen Zeitgenossen Alexander von Humboldt erinnert, gehört wie dieser zu der Gruppe von Gelehrten, welchen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die dankbare Aufgabe zufiel, Südamerika in naturwissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen. Durch seine Reisen in Brasilien ist er weiten Kreisen bekannt geworden, sein wissenschaftlicher Ruhm aber gründet sich auf die bewunderungswürdige Energie, mit welcher er den ganzen Rest seines Lebens der sorgfältigsten Verarbeitung des während dieser Reisen in überreicher Fülle gesammelten Materials widmete.

Martius stammte aus einer angesehenen, seit mehreren Generationen in Franken sesshaften Familie, welche ihren Ursprung auf den berühmten italienischen Astrologen Galeottus Martius von Padua zurückführt. Er genoss seine erste Erziehung in seiner Vaterstadt Erlangen und absolvierte daselbst auch seine akademischen Studien. Im Begriffe, sich dem ärztlichen Stande zu widmen, gab er diese Absicht auf den Rat befreundeter Naturforscher auf und übernahm eine Stellung als „Hilfswort“ im botanischen Garten zu München, welcher gerade damals von dem Könige Max Joseph I. begründet worden war. Der König, welcher selbst in Südamerika gewesen war, trug sich mit dem Plane der Entsendung einer naturwissenschaftlichen Expedition nach jenem Lande und brachte denselben zur Ausführung, als sich ihm im Jahre 1817 durch die Abordnung einer ausserordentlichen österreichischen Gesandtschaft nach Brasilien die Gelegenheit dazu bot. Der Zoologe Spix und der jugendliche Botaniker Martius wurden für die geplante Forschungsreise auserwählt und traten, im Anschluss an jene Gesandtschaft, am 10. April 1817 von Triest aus ihre Reise an. Sie verblieben volle drei Jahre in Brasilien und unternahm von der Küste aus drei grosse Expeditionen in das damals noch sehr wenig bekannte Innere des an Naturwundern so reichen Landes.

Im Dezember des Jahres 1820 trafen die beiden Forscher wieder in München ein, wo der König sie mit Ehrenbezeugungen überhäufte. Ohne Zögern wurde die Abfassung eines ausführlichen Reiseberichtes begonnen. Da Spix bald nach seiner Rückkehr starb, so wurde dieser Bericht von Martius allein, unter lebhafter Teilnahme seitens des Königs und mit

finanzieller Unterstützung durch denselben, zu Ende geführt. In diesem Berichte sind die Erlebnisse der beiden Forscher, sowie ihre allgemein wissenschaftlichen Beobachtungen niedergelegt. Die volle Verwertung der von Spix gesammelten zoologischen Daten wurde durch seinen frühen Tod verhindert, doch sorgte Martius für die Verarbeitung der mitgebrachten Sammlungen durch andere Zoologen. Dagegen benutzte er selbst das von ihm zusammengetragene botanische Material zur Abfassung einer Reihe von höchst kostbaren und bedeutenden Werken, von welchen das umfassendste, die vielbändige „Flora Brasiliensis“ ihm bis zu seinem Tode beschäftigte und unter Benutzung des gesammelten Materials noch heute weitergeführt wird. Weniger umfangreich, aber wissenschaftlich vielleicht noch bedeutender ist die in drei starken Foliobänden erschienene „Historia naturalis Palmarum“, eine grundlegende Monographie der Familie der Palmen, in welcher diese wichtige Pflanzengruppe kritisch bearbeitet und in 383 verschiedenen Arten auf das genaueste beschrieben und abgebildet wurde.

Kurz nach seiner Rückkehr aus Brasilien zum Konservator des Münchener Botanischen Gartens und zum Mitgliede der Akademie, 1826 auch zum Universitätsprofessor ernannt, widmete Martius sich seiner sonstigen Thätigkeit bis zum Jahre 1854, wo er sich in den Ruhestand versetzen liess. Später lebte er ausschliesslich seinen Forschungen, sowie seinen Pflichten als ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Als solcher hat er eine grosse Zahl von bemerkenswerten Reden allgemein wissenschaftlichen und biographischen Inhalts gehalten.

Als gefeierter akademischer Lehrer, als unermüdlicher Forscher und fruchtbarer Schriftsteller hat Martius sich europäischen Ruf und grosse Anerkennung erworben, welche in einer Fülle ihm erwiesener Ehrungen zum Ausdruck kam.

Bis in sein hohes Greisenalter bewährte sich Martius die volle Frische des Körpers und des Geistes. Wenige Wochen vor seinem Tode reiste er nach Berlin, um sich an den Festlichkeiten zu beteiligen, welche die dortige Akademie für seinen Freund Ehrenberg veranstaltete. Eine kurze Krankheit brachte dieses reiche, von ungewöhnlichem Glück begünstigte, aber auch von hoher Begeisterung für die erwählten Aufgaben gerragene Leben zum Abschluss.

Otto N. Witt.

Jakob Moleschott.

(Geb. am 9. August 1822 zu Herzogenbusch, gest. am 26. Mai 1895 zu Rom.)

(Hierzu Bildnis Nr. 563.)

Es giebt keine Spezialforschung ohne allgemeines Denken. Jede schlichteste Einzelbeobachtung berührt schliesslich Fragen der Weltanschauung, und ob der Forscher selbst es nun weiss oder nicht, sie kommt auch schon zu stande nur im Zusammenhang mit grossen, tieferen Problemen, die ihm bewusst oder unbewusst besitzen und führen. Nur darin unterscheiden sich einzelne Epochen der Forschung scharf von einander, dass in der einen die Weltanschauung und Allgemeinanschauung stärker als ein Produkt, ein organisches Gewächs lange fortgesetzter bestimmter Forscherarbeit erscheint, während in anderen grosse Grundsätze einfach schon überliefert sind, denen man dann die einzelnen Thatsachen mehr oder minder anzubequemen sucht. In der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts ist das sehr deutlich. Auch in ihr kein Fund ohne tieferes Denken, weiteres Beziehen. Aber in den ersten fünfzig Jahren führt man noch sehr stark, dass die Weltanschauung des Naturforschers diktiert ist durch die Traditionen einer Zeit, deren herrschende Denkrichtung an und für sich noch keine eigentlich naturwissenschaftliche, sondern eine teils abstrakt-philosophische, teils ästhetische war. Erst nach rund fünfzig Jahren unausgesetzten Erstarrens der Naturforschung im Jahrhundert selbst zeigt sich dann ein Umschwung: der Naturforscher fängt an eine Weltanschauung zu Grunde zu legen, die wenigstens in auffälligen Zügen als sein eigenes Werk erscheint, nach Seziersaal und Retorte riecht. Wir gehen jetzt ins zwanzigste Jahrhundert inmitten einer solchen Steigerung dieser neuen Richtung, dass unser abstrakt-philosophisches, ästhetische, soziale Denken überall anknüpft, sie schon wieder als die herrschende Tradition zu empfangen.

Keine Gestalt unter den neueren Naturforschern bezeichnet jene Wandlung so deutlich wie Jakob Moleschott. Es charakterisiert seine Uebergangsgestalt, wie ausgesprochen er auf der einen Seite selbst noch auf ästhetischen Traditionen stand. Man kann nicht an Moleschott denken, ohne auch seinen Lebensfreund Hermann Hettner zu nennen, den genialsten Geschichtsschreiber der ästhetischen Blüte des achtzehnten Jahrhunderts. Und man kann nicht an Moleschott denken, ohne dass das Bild eines hellen, gastfreundlichen Hauses auftaucht, in dem klassische Dichtungen vorgelesen werden und Beethoven gespielt wird, und dessen Hansberr das schöne Wort spricht, dass Goethe „die Sonne gewesen, die alle Ereignisse meines Lebens, die heiteren

und die finsternen Lese, beschienen hat“. Dabei aber zählt Moleschott zu den Begründern des modernen naturwissenschaftlichen Materialismus — dieser Denkrichtung, die in der Welt nur noch naturgesetzliche Thatsachen anerkannte, als solche Thatsache aber auch erfasst zu haben glaubte, dass der Geist des Menschen lediglich eine Kraftäusserung der Materie sei, ein Produkt der stofflich greifbaren Gehirnmasse, dass diese Masse genau so produzierte, wie ein geheizter Ofen Wärme oder der Dampf einer Lokomotive eine bestimmte Bewegungskraft. In dieser reichen, mit Talenten aller Art fast verschwenderisch üppig bedachten Perenitätlichkeit hatte doch der wügende und zerlegende Naturforscher, der vom Toten ausging und von ihm aus erst das Lebendige zu begreifen suchte, für alle entscheidenden Fragen der Weltanschauung zeitweilig unbestritten die Oberhand. Und so verkörperte sich grade in ihm jener Wechsel der Dinge mit einer so nachhaltigen Kraft, dass Moleschott schon heute das etwas erstarrte Antlitz eines Typus trägt. Seine Werke gelten als ein Manifest, wobei hinzukommt, dass er, durch Fähigkeit wie Liebe ein gehobener Vollmann, zugleich jene Aera vollständiger, gemeinverständlicher Naturlehre einleitete, die ebenfalls mit den fünfziger Jahren beginnt. Es lagen auch da tiefe Zusammenhänge. Den Augenblick, wo die erstarrte Naturforschung sich auch in Besitz einer originalen, von ihr selbst aus neu zusammenfassenden Weltanschauung glaubte, hatte sie eine ganz andere Handhabung und einen ganz anderen Zweck für die Berührung mit der breiten Masse der Gebildeten. In Moleschott begegnete sich dieser logische Zug der Zeit aber grade mit den ausgesprochensten Talenten als Popularisator, die zum Teil wieder eben dem ästhetischen Menschen in ihm, dem feinen Stilisten und dichterisch überschauenden, herausarbeitenden Darsteller verdankt wurden. Er war in jeder Hinsicht der berufene Mann eines Moments unserer Geistesentwicklung, den wir in unserm Fortschritt nicht missen dürfen — mag auch die weitere Bahn dieses Fortschritts noch so sehr wieder ihren besonderen Weg beschreiben.

Vor anderen namhaften Materialisten seines Jahrhunderts hatte Moleschott nicht nur ein gut Teil originalen Denkens, sondern vor allem auch die höchst solide Basis als echter Forscher und Fachmann grade auf den wichtigsten und umstrittensten Gebieten der Physiologie voraus. Rein philosophisch ist er, wie er in seiner prächtigen

Ehrlichkeit selbst am schärfsten betont hat, vielfältig und man darf wohl sagen grundlegend von Feuerbach beeinflusst gewesen. Als Naturforscher hat er sich in seinen frischen Jahren so gut wie ganz selbständig und im Widerspruch zu mächtigen, herrschenden Autoritäten durchgekämpft, wobei ihm eine eigentümlich verwickelte unsere Bahn eher zur Förderung als zum Hemmnis gereichte. Von Geburt war er Holländer. Aerzte und Apotheker waren seine Vorfahren gewesen. Vom ersten Tage seiner Studienwahl an war er Arzt, und er ist dem praktischen Beruf neben all seinen philosophischen und fachphysiologischen Studien und Erfolgen buchstäblich bis auf seinen Tod treu geblieben. In dem Manne lag neben allen hohen Geistesinteressen, denen seine viel umfahrenden Bücher galten, ein unerschöpflicher Reichtum an persönlicher Menschengüte, an aufopfernder Hilfsbereitschaft, und der brauchte den Arzt, um sich ausleben zu können. Der starke Impuls seines ebenso rastlosen Geistes trieb ihn freilich noch weit darüber hinaus. 1827 verließ er eine gute Praxis in Utrecht, um sich in Heidelberg als Privatdozent zu habilitieren. Sehnsucht nach der höchsten wissenschaftlichen Laufbahn und Sehnsucht zugleich nach Deutschland, das er von Jugend an als seine weitere Heimat betrachtete, mischten sich in dem Entschluss. Ausgezeichnete physiologische Detailarbeiten machten seinen Namen im Fach rasch und rühmlich bekannt. Er schien berufen, als Professor die Zierde einer grössten deutschen Universität zu werden. Da erschien 1852 das populär gedachte Buch „Der Kreislauf des Lebens“. In Wahrheit war es eine philosophische Bombe. Der Materialismus, in einer Form, wie sie so nackt seit den Tagen La Mettrés nicht versucht worden war, aber abgeleitet diesmal aus der modernen physiologischen Lehre vom Stoffwechsel als Glaubensbekenntnis eines Naturforschers. Der verwegene

Privatdozent wurde von seiner Behörde gemassregelt und legte sein Amt nieder. Für die akademische Laufbahn war er in Deutschland damit verloren. Trotzdem trieb es ihn unentwegt in diese Bahn. Er ging nach damals berüchtigtem Muster auf ein paar Jahre als Professor nach Zürich. Doch auch das war nur eine Brücke. 1861 wird er Professor in Turin. Der Holländer, dem sein Land nicht deutsch genug gewesen war, wurzelt fortan fest in Italien. Als Rom wieder die weltliche Hauptstadt Italiens geworden war, siedelte er dorthin über. Seine Person war aber schon lange selber ein Mittelpunkt geworden. Man hatte und hielt ihn jenseits der Alpen nicht trotz, sondern wegen seiner freien Anschauungen. So lange er lehrte, galt er als eine Art Symbol dessen, was im nicht päpstlichen Italien möglich war an Lehrfreiheit und an Freigeisterei überhaupt. In einer Form, die bei völlig verschiedenen Naturen, doch in manchem Zuge an die spätere Rolle Dubois-Reymonds in Berlin gemahte, hat er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens hauptsächlich durch einzelne formvollendete Reden über zusammengefasste naturwissenschaftliche Probleme gewirkt. Es war nicht mehr allzu viel, was er sehr allmählich so gab, aber über jeder Seite lag ein klassischer Hauch. Philosophisch hat er sich über den „Kreislauf des Lebens“ hinaus nicht mehr verriest. Seine älteren populären Schriften sind heute etwas in den Hintergrund geraten, leider und zu Gunsten von Nachfolgern, die weit schwächer waren. In den sichersten Jahren ein wahres Genie für feine Polemik, bot er im Alter das Bild eines echten Weisen dar, der an Darwin erinnerte. Seine Selbstbiographie, deren Vollendung der Tod hinderte, armet in jeder Zeile das Bekenntnis dessen, was er unzweifelhaft gewesen ist: eines durch und durch lautereren, ehrlicheren Idealisten.

Wilhelm Böttche.

Fridtjof Nansen.

(Geb. am 10. Oktober 1861 auf Store Freen bei Christiania.)

(Hierzu Bildnis No. 104.)

Das Streben, die nördlichen Gebiete des Globus kennen zu lernen, reicht weit in die Vergangenheit zurück und wirkt noch heute fort. Die Polarforschung der letzten Jahrzehnte ist charakterisiert durch Anlage von Polarstationen für meteorologische und magnetische Beobachtungen, sowie durch die wissenschaftliche Erforschung einzelner arktischer Gebiete. An einer solchen

Aufgabe erprobte auch Fridtjof Nansen vorerst seine Kraft, ehe er seinen kühnen Plan zur Erreichung des Nordpols entwarf.

Dieser moderne Wikinger ist einer alten Seemannsfamilie entsprossen. Auf dem Gutshofe Store Freen in Vestre Aker wurde er am 10. Oktober 1861 geboren. Als Knabe schon an körperliche Ausdauer gewöhnt, ist er der Typus des anspruchslosesten

Burschen im nördlichen Norwegen, doch erwacht in ihm bald ein reger Ehrgeiz, ein Drang, durch systematisch betriebene Abhärtung die Herrschaft über seinen Körper zu gewinnen, der durch eine aufrichtige Freude am Naturzustande wächst. Höchste Elastizität und Ausdauer des Körpers und des Geistes verbunden mit feuriger Energie des Willens ist das Wesen schon des jungen Nansen, der 1880 das Abiturienten-Examen mit dem Prädikate „sehr gut“ in den Naturwissenschaften, der Mathematik und der Geschichte ablegte, um sich dem Studium der Zoologie zu widmen. Zugleich ein tüchtiger Jäger, Schneeschuhläufer und Sportsmann, geht er im Frühjahr 1882 auf dem Seehundsfänger „Viking“ ins Eismeer, wo er das Tierleben scharf beobachtet. Nach seiner Heimkehr finden wir ihn als Konservator der naturgeschichtlichen Abteilung des Museums zu Bergen unter Dr. Danielsen mit einer Untersuchung der Myzostozoen beschäftigt, die ihm 1883 Joachim Friele's goldene Medaille eintrug, doch begnügt er sich mit der Kupferen. Im Frühjahr 1886 studiert der junge Naturforscher auf der zoologischen Station Prof. Dohrn's in Neapel den feineren Bau des zentralen Nervensystems bei den niedersten Wirbeltieren, den Lanzettfischen und dem Schleimaal und legte in den Jahresberichten des Bergener Museums 1886 und 1887 die Resultate seiner nach neuen Methoden geführten zoologischen Arbeiten nieder. Das Problem der „grossen Eiszeit“ zog seinen Wagemut bald lebhaft an, und um hier Neues zu erkunden, ergreift er im Herbst 1887 den Gedanken einer Durchquerung Grönlands von Ost nach West. Nordenskjöld war 1870 50 km weit, sieben Tage ins Innere vorgedrungen, bis zu 700 m über dem Meeresspiegel und hatte auf einer zweiten Tour 1883, 117 km von der Küste, keine eisfreien Oasen gefunden, doch hatte der Amerikaner Peary 1886 mit Schneeschuhern und Schlitten sich 160 km von der Küste entfernt und 23 Tage auf der Höhe von 2400 m über dem Meere verweilen können. Aus dieser bewundernswürdigen Expedition hoffte Nansen für seinen eigenen Plan Nutzen zu ziehen. Trotz Abmahnungen von Grönlandfahrern, durch den Kopenhagener Grosskaufmann Augustin Gamel mit 5000 Kronen unterstützt, unternahm Nansen auf dem Robbenfänger „Jason“ im Frühjahr 1888 von Island aus, mit umsichtiger Ausrüstung, in Begleitung des Kapitäns Swerdrup, des Leutnants Dietrichsen, Kristian Transas und zweier Lappländer seine Forschungsreise. Am 17. Juli ward die Ostküste Grönlands auf 65 $\frac{1}{2}$ ° n. Br. und 2 $\frac{1}{2}$ Meilen Entfernung gesehen und das Schiff verlassen. Man ward am Sermelikkfjord vom Lande abgetrieben und konnte erst Ende Juli den Treibeisgürtel durchbrechen. Auf ungemein schwieriger, durch Sturm stark gehemmter Bootfahrt nach

Norden ist die Expedition am 3. August auf 62° 45' n. Br. und erreicht, nachdem sie sich zwischen riesenhafte Eisbergen hindurchgewunden, am 10. August den Umiuiksfjord, von wo aus mit fünf festen Schlitten der Aufstieg auf Inlandeis begann. Ohne Rückzugslinie erstieg man bei 40° Kälte dieses Eis, sah am 21. August, nach entbehrungsreicher Tour zuletzt das nackte Felsgestein, erreichte am 3. September 8960 Fuss Höhe, und am 19. September erscheint die zerklüftete Randzone des Inlandeises der Westküste. Endlich, am 24. September, gelangt die Expedition zum Fjord. Nach fünf tägiger Fahrt im lecken Boot auf dem Ameralikfjord sind Nansen und Swerdrup am 3. Oktober in Neu-Herrnhut und Romman über Land nach Godthaab, während die übrigen Teilnehmer vom Ameralikfjord abgeholt werden. Man überwinterte in Godthaab, wo Nansen das Leben der Eskimos studierte. Die Inselgestalt Grönlands ist nach Nansens Forschungstour kaum noch zweifelhaft. Die viele tausend Meter dicke Eisdicke, die ohne jegliche Spur von Leben in der Mitte gewölbt, über Grönland liegt, bringt uns einen wichtigen Abschnitt aus der Geschichte unseres Erdballs zur Anschauung. Nansen gab eine anziehende Darstellung dieser Expedition in seinem Werke: „Auf Schneeschuhen durch Grönland“, Hamburg 1890; ihre wissenschaftlichen Resultate hat er mit Mohn 1892 in „Petermanns Mitteilungen“ niedergelegt. Schon nach Beendigung seiner Grönlandwanderung mag in Nansens Geist der Plan gereift sein zur Nordpolexpedition, durch deren Ausführung sein Name Weltuhren erlangt hat. Mit Unterstützung der norwegischen Regierung ward diese Expedition durchgeführt. Die „Fram“, das Expeditionsschiff, wurde nach Nansens Angaben stark genug gebaut, um jeder erwarteten Eisprassung im Polargebiet Widerstand leisten zu können, und die Forschungsreise wurde nach jeder Richtung hin auf das Sorgfältigste vorbereitet. Am 22. Juli 1893 fuhr die „Fram“ mit ihrer Besatzung, unter Swerdrups Führung von Wardø aus zum sibirischen Eismeer, wo man sie einfrieren liess. Nansen hoffte, im Verlaufe von drei Jahren, auf diese Dauer war die Expedition durchweg berechnet, sich durch die Strömung nach Norden streifen zu lassen und so entweder über den Pol hinweg oder nahe daran vorüber, ins ostgrönländische Meer zu gelangen. Seine Erwartung hat sich durchaus als richtig erwiesen. Das grandiose Unternehmen ist technisch geglückt, da es die Möglichkeit weiter Driftfahrten zeigte; denn das von Eismassen umschlossene Schiff folgte der Meeresströmung, allen Angriffen des Eises hat es getrotzt, zudem hielt die zweckmässige, reichliche Nahrung der Mannschaft den Skorbut fern, und da keine Niedrigschlagenheit herrschte, konnten

die ausgedehntesten wissenschaftlichen Beobachtungen über Magnetismus, Temperatur, Winde, Meereszeiten und Meeresorganismen dauernd gemacht werden, Boote, Schützen und Hunde erwiesen sich im ganzen für selbständige lange Reisen im Polargebiet als geeignet. Am 22. September 1893 lies die „Fram“ sich unter $78^{\circ} 50'$ n. Br. und $133^{\circ} 37'$ östl. L. einfrieren. In nordwestlicher Richtung getrieben, hatte sie im Januar 1895 die grössten Eispressungen zu bestehen. Am 14. März 1895 verliessen Nansen und Johansen das Schiff, um mit Booten und Hundeschützen weiter dem Nordpol zu vorzustoßen. Sie kamen nur langsam vorwärts, und da die Drift bald stark südwärts ging, musste man, nachdem $80^{\circ} 14'$ n. Br. erreicht war, am 8. April umkehren, und kam südwestwärts nach Franz-Josephsland. Ungünstige Eisverhältnisse hemmten das beabsichtigte Vordringen nach Spitzbergen, wo die Forscher Walrossjäger zu treffen hofften und so mussten sie auf Franz-Josephsland in einer aus Treibholz gebaueten, 2 m langen und 3 m breiten, etwas in den Boden gegrabenen Hütte überwintern. Bären geben die Nahrung. Im Mai 1896 brachen dann die Reisenden nach Süden auf, trafen am 17. Juni Jackson und konnten auf dem „Windward“ zwischen Franz-Josephsland und Nowaja Semlja am 12. August Vaadö erreichen. Die „Fram“ erreichte am 16. Oktober 1895, auf $85^{\circ} 57'$ n. Br. und $67^{\circ} 0'$ östl. Länge den nördlichsten gemessenen Punkt, wurde indessen bis Mai 1896 festgehalten, um darauf nach

Süden zu weihen, und an Finnmarks Küste im August zu landen. Die topographischen Resultate Nansens, die Verbesserung des Kartenbildes an Sibiriens Nordküste sind neben die geologischen zu stellen, die in der Erkenntnis der Spuren ausgedehnter ehemaliger Vergletscherung Sibiriens liegen; die bedeutendsten Ergebnisse der Expedition liegen indessen in der Korrektur unserer Vorstellungen über die Tiefenverhältnisse, wie über Temperaturverteilung und die Meeresströmungen des nördlichen Polarmeeres. Im Norden Spitzbergens sinkt nach Nansen der Meeresboden bis zu 3800 m Tiefe ab. Da dies Gebiet mit einer schon bekannten Tiefsee in Verbindung steht, so ist wohl die Nansensche Annahme gerechtfertigt, der Nordpol selbst liege in solchem Tiefseegebiet. Hinsichtlich der Temperaturen des Polarmeeres, fand die „Fram“, dass bis etwa 200 m Meerestiefe die Temperatur bis $-0,5^{\circ}$ betrug, tiefer stieg die Wärme dann bis zu $+0,5^{\circ}$, und erst unterhalb 1000 m Tiefe fanden sich dann wieder Temperaturen unter 0° . Die erwärmte Temperatur der polaren Meerestiefen ist wohl durch untergesunkenes Wasser des Golfstromes zu erklären, wozu deren höherer Salzgehalt stimmt, der diesen Schichten des Golfstromes dem Wasser des Polarmeeres gegenüber grössere Schwere gibt. Seine Polarexpedition hat Nansen in dem Werke „Durch Nacht und Eis“ 1897 beschrieben, und er ist gegenwärtig eifrig mit der Bearbeitung ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse beschäftigt. Georg Stamer.

Albrecht Ritschl.

(Geb. am 25. März 1812 zu Berlin, gest. am 20. März 1889 zu Göttingen.)

(Hierzu: Bildnis No. 563.)

ALBRECHT RITSCHL, nächst Schleiermacher der hervorragendste protestantische Theologe des 19. Jahrhunderts, ausgezeichnet durch theologische Gelehrsamkeit, war seit der Mitte der siebziger Jahre von wachsendem Einfluss auf die evangelische Kirche. Um seine Fahne schart sich fast die gesamte jüngere theologische Welt, soweit sie für die geschichtliche Auffassung der christlichen Religion und für den selbständigen Betrieb der theologischen Wissenschaft eintritt.

Ritschl ist am 25. März 1812 als Sohn des Konsistorialrats und Predigers an der Marienkirche zu Berlin, späterer Bischofs der evangelischen Kirche und Generalsuperintendenten von Pommern, geboren. Er absolvierte das Gymnasium in Stettin

und widmete sich zuerst in Bonn dem Studium der Theologie, wo Nitzsch den massgebenden Einfluss ausübte. 1841 zog er nach Halle. Hier standen sich die Vertreter des absterbenden Rationalismus, Wegscheider und Gesenius, und die frischen Kräfte einer eben aufstrebenden, in der preussischen Union wurzelnden und vom Pietismus ungerügten neuartigen Vermählungstheologie, Tholuck und Müller, gegenüber. Ritschl trat zu Tholuck in persönliche Beziehungen, die er zeitlebens hochhielt, ohne ihm wissenschaftlich zu folgen. In der philosophischen Färbung war die Hegelsche Philosophie vertreten. Diese damals alles beherrschende Denkweise übte auch auf Ritschl ihre Anziehungskraft. Zwar hat er sich dem Zauberbann des absoluten Denkens

niemals vollständig und bedingungslos hingegeben, aber die ungemessene Anregungskraft, die Kraft der Gesichtspunkte und der wissenschaftlichen Schulung, die von Hegel ausging, verfehlte auch bei ihm nicht der nachhaltigen Wirkung. Seine Messstunden widmete er im Umgang mit Robert Franz und zum Teil unter dessen Leitung der Musik, verkehrte im Elternhaus der nachfolgenden Frau Charlotte Duncker, deren Bräutigam Max Duncker ein Führer der akademischen Jugend war, und schloss mit Nöschmann, dem späteren Direktor des Halleschen Stadtgymnasiums, innige Freundschaft.

Nachdem er noch in Halle den philosophischen Doktor gemacht und im April 1844 das erste theologische Examen in Siccardi abgelegt hatte, ging Ritschl in Vorbereitung auf die akademische Laufbahn zu weiterem Studium nach Heidelberg, wo er Richard Rothe hörte, und von da nach Tübingen. Dort lehrte Chr. Ferd. Baur, der berühmte Dogmenhistoriker und unumstrittene Haupt der Tübinger Schule, dort gab Zeller die vielgelesenen theologischen Jahrbücher heraus, und neben ihm wirkten in gleicher Gesinnung Schweigger und R. Köstlin. In diesem Kreise bildete sich Ritschl als theologischer Charakter aus, zunächst noch ganz im Anschluss an seine Lehrer der Hegelschen Methode huldigend, aber dabei seine Freiheit wachend, die in dem starken Unabhängigkeitsgefühl einer überaus kräftigen und ursprünglichen Anlage ihre natürliche Wurzel hatte. Die Frucht des Tübinger Aufenthalts war eine Schrift über „das Evangelium Marcions und das kanonische Evangelium des Lukas“.

Mit Hilfe dieser Schrift erwarb er 1846 die Licentiatenwürde und habilitierte sich in Bonn. Preussen erschien ihm trotz der verworrenen kirchlichen Verhältnisse als das bevorzugte Land, dem er dienen wollte. Ritschl hat sich immer als Norddeutscher gefühlt. Erst Ende des Jahres 1853 wurde er ausserordentlicher Professor. Doch hatte er inzwischen sein wissenschaftliches Können durch sein erstes grosses Buch über „Die Entstehung der altkatholischen Kirche“ vor aller Welt erwiesen. An der zweiten Auflage dieses Buches (1857) sollte sich der Bruch mit Baur vollziehen. Dieser verstand das Christentum als sozusagen natürliches Produkt aus einer allgemeinen Bewegung der Ideen und bestimmte das apostolische Zeitalter aus dem Widerstreit zweier Richtungen, die auch für die Entstehung der altkatholischen Kirche massgebend sein sollten, der jüdenchristlichen und der paulinischen. Ritschl setzte dieser Konstruktion seine eigene abweichende entgegen. Das Christentum war ihm die spezifische Wirkung der überlegenen Persönlichkeit Jesu Christi. Im apostolischen Zeitalter fand er nicht nur Verschiedenheiten, sondern auch mehr Gemeinsames.

Die Entstehung der altkatholischen Kirche aber erklärte er gerade aus einem Abweichen von Paulus und einem Zurückgehen auf die gesetzliche Linie in Lehre und Verfassung. Was Baur in der Kunst des Zergliederns vermocht habe, vermochte Ritschl in der Kunst des Zusammenschauens, und der Gefahr, die Religion idealistisch zu verflüchtigen, trat Ritschls historischer Realismus mutig und entschieden entgegen.

Nach seiner Verheiratung und gleichzeitigen Ernennung zum ordentlichen Professor der Theologie (1859) blieb Ritschl noch fünf Jahre im Dienst der Bonner Universität. Aber erst mit der Uebersiedelung nach Göttingen, wo er bis an sein Lebensende gewirkt hat, erreichte er den Höhepunkt seiner Laufbahn. Schon lange hatte er sich dem systematischen Fache zugewendet und in der Schrift „de ius Dei“ und in zwei Aufsätzen, betreffend „die Aussage über den Heilswert des Todes Jesu im Neuen Testament“, einem besseren Verständnis der Versöhnungslehre vorgearbeitet. Jetzt fügte er „Geschichtliche Studien zur christlichen Lehre von Gott“ in drei Artikeln hinzu und errichtete endlich im Jahre 1870 auf diesen Fundamenten den stolzen Bau seiner „Christlichen Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung“, die in drei Bänden nicht Geringeres bot als einen Grundriss der christlichen Weltanschauung. Die Eigenart dieses Buches wirkte überwiegend; zunächst indem es allen spekulativen Anwandlungen grundsätzlich den Abschied gab. Religion muss aus sich selbst verstanden, nicht aber aus fremden, wenn auch umgekehrt höheren Prinzipien abgeleitet werden. Ferner, der positive Charakter der christlichen Religion besteht in ihrem unelastischen Zusammenhang mit der Person Jesu Christi, dessen geschichtlich erkennbares Wirken die Offenbarung Gottes ist. Endlich, alle Lehrsätze des christlichen Glaubens müssen sich dadurch legitimieren, dass sie eine ethische Spitze haben. Das grosse Werk ist heute noch eine Urkunde von unerschöpflicher Bedeutung. Einen Auszug gab Ritschl in dem „Unterricht in der christlichen Religion“. In den Jahren 1830—86 folgte die „Geschichte des Pietismus“, den Ritschl als katholischer zu erweisen suchte, und über den hinweg und zurück er die Wege zu Luther und dessen reformatorischen Grundgedanken bahnen wollte. Seine letzte Arbeit war eine Studie über die katholische *fides implicita*. Als die Georgina Augusta ihr 750jähriges Bestehen im Jahre 1887 beging, hatte Ritschl aus dem Verlangen der Universität die Feier als Rektor *magnificus* zu leihen. Sein unbestechlicher Charakter und seine seltene Geistesgegenwart haben ihm nicht nur bei dieser Gelegenheit die allgemeinste Achtung erworben. Er starb am 20. März 1887. Hermann Scholz.

Martin Friedrich Rudolph Delbrück.

(Geb. am 16. April 1817 zu Berlin.)

(Pflanzl. Bildnis No. 567.)

MARTIN FRIEDRICH RUDOLPH DELBRÜCK war schon durch seine Abkunft dem preussischen Königshause und dem preussischen Staate nahe verbunden, denen er in einem langen und reichen Leben die bewährtesten Dienste als Staatsmann leisten sollte. Sein Vater war der milde Theologe Friedrich Delbrück, der von 1800–1809 die Erziehung des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm, der nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., leitete, bis er durch militärische Gouverneure abgelöst wurde; er gehörte nach den Worten Ranke's „der liberalen Tendenz des Jahrhunderts an, von welcher eine entgegengesetzte Partei den Umschlag in die Revolution befürchtete“.

In dieser Luft wuchs der Sohn auf. Schon die Anfänge seiner Beamtenschaft verliefen so rasch und glänzend, dass sie, wie wir aus den Gedanken und Erinnerungen Bismarck's erfahren, dem wenig älteren altnährlichen Junker von seiner ehrsüchtigen Mutter als Vorbild empfohlen wurden: mit 16 Jahren bezog er 1833 die Universität (Halle, Bonn, Berlin), mit 20 Jahren trat er als Assessor beim Land- und Stadgericht Halle ein, mit 25 Jahren wurde er als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen. Bald darauf ging er 1844 in das vortr. Ludwig von Ranke neugeschaffene Handelsamt über und wurde 1849 in der zu einem selbständigen Handelsministerium ausgebildeten Behörde zum vortragenden Rat ernannt.

So gelangte er frühzeitig in das Ressort, in dem er seinen eigentlichen Beruf finden und seine glänzenden Lorbeeren pflücken sollte. Wenn man den preussischen Zollverein als die wirtschaftliche Vorstufe der politischen Einigung Deutschlands auffasst, so ist gerade Delbrück, der verwaltende preussische Staatsmann in der letzten Hälfte der Zollvereinspolitik, auf diesem Wege zu grösseren Aufgaben, zum deutschen Staatsmann erwachsen. Wie Motz und Maassen als die Begründer des Zollvereins fortleben, so steht er als sein Vollender in der Epoche der deutschen Reichsgründung da.

Auf diesem Gebiete vornehmlich bewegt sich seine Thätigkeit in der ersten Epoche seines politischen Lebens, von 1849–1866. Er gewann in seinem Ressort, dank seiner aussergewöhnlichen Geschäftskennntnis und Gewandtheit, bald einen Einfluss und eine Unabhängigkeit, die ihn zur unbestrittenen Autorität in Zollvereinsachen machten; seitdem er 1859 zum Ministerialdirektor aufgerückt war, traten

nach seine ministeriellen Chefs vor ihm in den Schatten. Das ganze Wesen dieser Persönlichkeit war zu ihren Aufgaben in besonderer Masse befähigt. „Ein Charakter von seltener Zuverlässigkeit“, sagt H. v. Sybel, „niemals in trüger Ruhe, aber immer in sicherem Gleichgewicht; ein Geist, durchaus erfüllt von dem Drange nach klarer Verständigkeit, nach klaren Gedanken, klaren Zwecken, klaren Verhältnissen. So fasste er jede Aufgabe mit erschöpfender Gründlichkeit, stets auf wissenschaftliche Prinzipien gestützt, stets auf praktische Durchführbarkeit bedacht, ein Theoretiker, der niemals doktrinierte wurde, ein Praktiker, der niemals der Routine verfiel, ein Techniker, der sich streng auf das Gebiet, wo er Meister war, beschränkte.“

Delbrück's erste politische Leistung war der am 7. September 1851 erfolgte Abschluss der geheimen Verhandlungen über den Eintritt des Steuervereins, Hannovers und Oldenburgs, in den preussischen Zollverein zum 1. Januar 1854: eine schon wegen des Gewinns der Nordseeküste wichtige Abrundung des Zollvereinsgebietes, und gerade damals von politischer Bedeutung, weil dadurch Preussen von den schutzzöllnerisch gesinnten und der österreichischen Auffassung zuneigenden süddeutschen Staaten unabhängig gemacht und die drohende Gefahr einer Sprengung des Zollvereins beseitigt wurde. Die gegen Oesterreich gerichtete Spitze des handelspolitischen Kampfes offenbarte sich noch deutlicher in der zweiten grossen Aktion Delbrück's. Es war der Abschluss der westeuropäischen Handelsverträge: der Anschluss Preussens an den englisch-französischen Handelsvertrag von 1860 und die Durchführung einer liberalen Tarifreform. Die liberale Tendenz des auf Grund der gegenseitigen Meistbegünstigung und Ermässigung der Zollerlasten, über den Kopf der übrigen Zollvereinsstaaten hinweg, geschlossenen Vertrages mit Frankreich vom 29. März 1862 entsprach den freihändlerischen Ueberzeugungen Delbrück's; sie war eine Nothwendigkeit in der damaligen Entwicklung der Weltwirtschaft, durch die wirtschaftlichen Bedürfnisse Preussens, vor allem aber auch durch die politische Sicherstellung gegen Oesterreich bedingt. Die Wendung war eine stidliche Waffe für den Wunsch Oesterreichs, in den Zollverein einzutreten und Preussen hier die leitende Stellung aus der Hand zu nehmen. So galt Delbrück's Arbeit am Zollverein wiederum zugleich dem höhern Ziel: ihn in bewusster Weise als Mittel zum Zweck, zur Herbeiführung der deutschen Einheit unter

preussischer Hegemonie zu bezweifeln. Er handelte in dem neunjährigen Kampfe um das Schicksal des Zollvereins nicht nur als der Techniker, der in seinem Spezialgebiet Genüge fand, sondern als preussisch-deutscher Politiker, niemals darüber in Zweifel, dass die Süddeutschen doch durch das Schwergewicht der Dinge zur Nachgiebigkeit werden genötigt werden. Um so schärfer bestand er darauf: keine Konzessionen an Oesterreich, die später die preussische Wirtschaftspolitik wiederum hemmen und zu ähnlichen Krisen führen könnten. Als daher Oesterreich seinen neuen Handelsvertrag mit Preussen wiederum als Vorstufe einer späteren Zolleinigung aufgefasst und eine darauf zielende Klausel aufgenommen wissen wollte, leistete Delbrück unbedingten Widerstand. Während Bismarck aus Gründen der allgemeinen Politik damals keinen Bruch wünschte, machte Delbrück, von der Unmöglichkeit eines Eintritts Oesterreichs in den Zollverein fest überzeugt, die Ablehnung der Klausel zur Frage seines Verbleibens im Amte. Der König entschied für Delbrück. Die Folge war der Sturz des preussenfreundlichen Ministers Rechberg und das Ende des Zusammenwirkens der in der schleswig-holsteinischen Frage verbundenen Grossmächte (Oktober 1864). Bismarck sah in der Wendung einen durch Ressortorgansliebe verschuldeten politischen Fehler; er hätte im Augenblick Rechberg geru noch im Amte gehalten, weil dieser alles aufgeboten haben würde, den Krieg zu verhüten. Er musste jedoch später selbst zugeben, dass es bei der Unvermeidlichkeit des Krieges ein Glück war, dass die Anbahnung des Bruches damals, unter verhältnismässig günstiger Konstellation, geschah.

Nach den Ereignissen von 1866 und der Errichtung des Norddeutschen Bundes war Delbrück nach seiner Erfahrung im Zollverein der gewiesene Mann, die von Bismarck geschaffene Vorstufe des Reiches im Innern auszubauen. Er wurde am 13. August 1867 zum Präsidenten des Bundeskanzleramtes und zum Stellvertreter des Bundeskanzlers ernannt, er wurde Chef der neuen Behörde, die alle durch die Bundesverfassung dem Bundespräsidium überwiebenen Zweige der Verwaltung — Post und Telegraphen, Konsulatswesen, Aufsicht über das Zoll- und Steuerwesen, handelspolitische Gegenstände — übernahm und die gesetzgeberischen Aufgaben des Bundes in Wechselwirkung mit dem preussischen Ministerium (dessen Mitglied Delbrück 1868, ohne Portfeuille, wurde) und den übrigen Bundesstaaten vorbereiten sollte. In dieser verantwortungsvollen Stellung sollte er sein diplomatisches und parlamentarisches Geschick zum glänzenden Beherrigen; er trat in die zweite, die grosse Periode seines politischen Lebens von 1867—1876 ein. Seine Stellung war

ungewöhnlich selbständig und wies ihm doch eine andere Rolle zu als die eines „vortrefflichen Unterstaatssekretärs“, wie man wohl geurteilt hat. Bismarck selbst hat nach Delbrücks Abgang, als sich die Wege beider längst getrennt hatten, sich mit einer bei ihm seltenen Anerkennung dahin ausgesprochen: wenn er bei dem innern Ausbau des Reichs sich um die Mitwirkung eines Staatsmannes wie Delbrück bewand und sie erhielt, so habe er damit nicht die Prästension verbunden, dass Delbrück „die wirtschaftlichen Geschäfte, in denen er die erste Autorität des Reiches war, nach meiner Leitung und Anweisung führen sollte, sondern es war gegeben, dass ich, wie es auch in der That der Fall war, vertrauensvoll mich dieser Führung überlies. Die mächtige Hilfe, welche die Mitwirkung einer Kraft wie der Delbrücks der ersten Einrichtung des Reiches gewährte, war durch nichts anderes zu ersetzen. Wir hatten keinen Mann von seiner Bedeutung.“

In erhöhtem Masse galt das alles, als der Norddeutsche Bund zum Deutschen Reiche anwuchs und das Arbeitsgebiet Delbrücks nunmehr eine gewaltige Ausdehnung erfuhr. Er nahm auch an der Konstituierung des Neuen insofern Anteil, als er im Oktober 1870 in diplomatischer Mission an die süddeutschen Höfe ging und im November an dem Abschluss der Versailler Verträge mitwirkte; er war es, der die Verträge im Reichstage vertrat und auch die föderalistischen Elemente der Reichsverfassung gegen die Begehrlichkeit der Unitarier verteidigte; nach dem Kriege gab eine Dotation von 200 000 Thaler der Schätzung seiner Verdienste Ausdruck. Als Präsident des neuen Reichskanzleramtes (1871) erreichte er dann den Höhepunkt seines Schaffens. Auf allen Gebieten der innern Konstituierung des Reiches wurde seine Arbeitskraft und seine Sachkenntnis in Anspruch genommen; da Bismarck sich seiner Entscheidung in allen Fragen der Wirtschaftspolitik zu fügen fortfuhr, war seine Machtstellung in der innern Reichspolitik unbestritten. Sein ausgezeichnetes diplomatisches Geschick, seine klare Behandlung der Dinge, seine sachliche, nüchterne, jeder Phrase und jeder Kraftanstrengung abholdere Beredsamkeit machten ihn zum Verkehr mit der Volksvertretung besonders geeignet und für die Reichsregierung fast unentbehrlich. Nur einzelne seiner Leistungen können hier genannt werden: die Fortführung der Zollpolitik, die in dem Zollgesetz von 1869 und den Tarifreformen von 1870 und 1873 sich in dem bisherigen liberalen Geiste bewegte, die Gewerbeordnung von 1869, vor allem die Leitung der gesetzlichen und praktischen Durchführung der deutschen Geldreform, die Ordnung des Münzwesens und die Einführung der Goldwährung durch die Gesetze von 1871 und 1874.

Seine Machtstellung beruhte auf seinem prinzipialen Einverständnis mit dem Reichskanzler; als dieses nicht in dem früheren Maße fortbestand, entschloss sich Delbrück freiwillig . . . zur Uebertragung der öffentlichen Meinung — aus dem Amte zu scheiden. Sein Rücktritt im Jahre 1876 bedeutet das Ende der liberalen Wirtschaftspolitik des Reiches, das Aufsteigen anderer wirtschaftspolitischer Grundsätze, einer neuen durch die Wendung in der Weltwirtschaft und die innern Verhältnisse Deutschlands nötig gewordenen Entwicklung. Diesen neuen Weg Bismarcks mitzugehen, war Delbrück durch die Unerschütterlichkeit seiner liberalen Ueberzeugungen verhindert; ohne den ausschweifenden Ideen der Nichtsalfreibändler zu verfallen, hielt er doch daran fest, dass der Staat genug thue, wenn er für das wirtschaftliche Leben die Rechtssicherheit gewährte. Er wollte die wirtschaftlichen Pflichten des Staates nicht ausgedehnt wissen; so fand er gegenüber dem Alationswandel der Gründerzeit nur das Wort: „es liege ausserhalb der Macht der Gesetzgebung, Leute, die nun einmal ihr Geld los sein wollten, daran zu hindern.“ Der unmittelbare Grund seines Rücktritts lag freilich nicht in dieser erst allmählich sich durchsetzenden Wendung, sondern in seinem unbedingten Gegensatz gegen das Reichseisenbahnprojekt Bismarcks, das er praktisch für undurchführbar und nur für eine der Gesampolitik schädliche Ueberspannung der utilitarischen Prinzipien hielt. Ein prinzipieller wirtschaftspolitischer Gegensatz zu Bismarck bestand in dem Augenblick seines Rücktritts noch nicht; aber die Erkenntnis, dass Bismarck anfing, andern Einflüssen in steigendem Masse zugänglich zu werden, zeigte ihm in der vorliegenden Differenz die Unmöglichkeit eines dauernden gedächlichen Zusammenarbeitens. Es war ein Beweis seines staatsmännischen Charakters, dass er ging, und seiner staatsmännischen Einsicht, dass er schon in diesem Stadium ging, obgleich Bismarck damals die Vertagung der Eisenbahnfrage seinem Rücktritt vorgezogen hätte und ihn zu halten (ja sogar nachher noch zurückzugewinnen) versuchte, und obgleich er selbst die Trennung „zu den schwersten Erfahrungen seiner öffentlichen Wirksamkeit“ rechnete.

Der König erteilte Delbrück die Entlassung nur „mit schwerem Herzen“, nachdem alle Versuche, ihn zu halten, misslungen waren, und er stellte in einem eigenhändigen Schreiben vom 22. April 1876 dem Scheidenden das ehrende Zeugnis aus: „Sie haben eine neu geschaffene Stellung selbst zur Gestaltung aus dem Chaos gerufen, und mit einem Geschick, das die allgemeine Anerkennung findet und nicht anders zu erwarten war, nachdem Ihrer Amtsträgigkeit ein Europäischer Ruf schon voraus-

ging.“ Dass der Verlust eines Mannes von der geistigen Bedeutung Delbrücks für das Reich sich nicht stärker fühlbar machte, ist nur dadurch zu erklären, dass Bismarck selbst mit seiner ganzen Energie und dem Genius seiner Einsicht den Platz ausfüllte und nun der deutschen Wirtschaftspolitik die grosse Wendung gab, die freilich von den Ideen Delbrücks weit entfernt war.

Delbrück wahrte vor der Öffentlichkeit zwar über die Gründe seines Rücktritts die von der preussischen Beamtentradition gebotene Reserve, wie auch der Reichskanzler jeden Zusammenhang des Rücktritts mit schwebenden Fragen, überhaupt jede Meinungsverschiedenheit bestritt. Aber er rechtfertigte zugleich das Wort Bismarcks, „Delbrück habe stets den Mut seiner Meinung gehabt“, und trug kein Bedenken, als die Wirtschaftspolitik Bismarcks nun in der That die neuen Wege einschlagen sollte, sie publizistisch und im Reichstage in dem der ehemalige Präsident des Reichskanzleramts 1878—1881 einen Sitz annahm —, besonders bei den Debatten über den neuen Zolltarifenwurf von 1879, bestimmt, aber rein sachlich zu bekämpfen. Allerdings bot ihm die parlamentarische Thätigkeit doch keinen annähernden Ersatz für die alte Wirksamkeit, da er sich durch mancherlei Rücksichten auf seinen früheren Mitarbeiter gebunden ersuchte und nach seiner ganzen Art sich in dem Praktionsstreben nicht am rechten Platze fühlen mochte. So nahm er nach dem Jahre 1881 aus diesem Jahre stammt noch eine staatsrechtliche Monographie über den Art. 40 der Reichsverfassung — keine Wiederwahl zum Reichstage mehr an; die letzte Phase seines politischen Lebens von 1876 bis 1881 leitet nur seine völlige Abgabe an die aktive Beteiligung an der Politik ein.

Seitdem beschränkte er sich auf eine reiche Thätigkeit im Dienste des Gemeinwohls und eines lebendigen Anteil an dem geistigen Leben der Reichshauptstadt; den Gang der öffentlichen Dinge begleitete er nur als Beobachter, ohne sich vor manchem Notwendigen und Segensreichen der neuen Aera seit 1879 zu verschliessen. Der Mann, der von sich selber sagte, er sei nach seiner ganzen Anlage mehr Praktiker als Theoretiker, musste auch den ihm von Haus aus fremden Zielen einer veränderten Zeit eine relative Berechtigung zuerkennen.

So ist es ihm vergönnt, hochgeschätzt von der Allgemeinheit des deutschen Volkes und seinem Kaiser, der ihn durch die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens ehrete, als einer der tüchtigsten und glänzendsten Namen des an der deutschen Reichsgründung beteiligten altpreussischen Beamtenstandes des 19. Jahrhunderts in das neue Jahrhundert in ungebrochener geistiger Frische hinüberzugehen.

Hermann Oncken.

Karl Joseph Simrock.

(Geb. am 28. August 1802 zu Bonn a. Rh., gest. am 18. Juli 1876 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 59.)

Solange noch in fröhlichen Stunden in deutschem Burschenkreis das Lied gesungen wird „An den Rhein, an den Rhein, ziehe nicht an den Rhein“, dessen scheinbar warnende Töne doch so lockend im Ohre klingen, solange wird auch das Gedächtnis wachbleiben an einen Mann, der als Verkündiger der grossen deutschen Vergangenheit sein redliches Teil beigetragen hat zu der nationalen Gesundung und Erstarbung unseres Volkes im Jahrhundert der deutschen Einigkeit: das Gedächtnis an Karl Joseph Simrock. Mag vieles von dem, was er in einem langen, unendlich fleissigen Leben geschaffen hat als Uebersetzer, Gelehrter und Dichter vergehen in dem Strom der Zeiten; mögen wir heute in der Beurteilung des dauernden Wertes seiner Uebersetzungen süddeutscher Werke anders denken als Goethe, der einst die Nibelungenübersetzung Simrocks aufs freudigste begrusste, da sie „von dem alten Gemalde den verdunkelnden Firnis“ weggeschwächt habe; mögen wir innerlich jetzt der Ansicht sein, dass die innersten und eigentümlichsten Schönbefehle, das kritrig atmende Leben der altheutschen Gedichte sich auf die Dauer nur dem voll erschlossenen können, dem eindringende Erkenntnis der Sprache den Schlüssel dazu giebt: das alles schmälert nicht die Verdienste Simrocks um seine Zeit und um unser Volk. Dass er mit unermüdlichem Eifer immer wieder auf den lebendig sprudelnden Quell der deutschen Sage und Poesie hinwies, dass er Unzähligen die Bekanntschaft damit vermittelte und damit die Mahnung an seine Deutschen richtete, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, das macht ihn würdig, dass wir auch an dieser Stelle seiner gedanken und seiner Bedeutung in der Bildungsgeschichte unseres Volkes ein paar Worte widmen.

Obgleich Simrock einem Hause entstammte, in dem Vorliebe für französisches Wesen herrschend war, eignet doch seiner Jugend schon der nationale Zug und die Vorliebe für deutsche Dichtung. Demgenöss wurde ihm bald unter dem Eindruck der Vorlesungen K. M. Arnolds und A. W. Schlegels, zu deren Füssen er in Bonn sass, neben juristischen Studien, die ihm einen Beruf offen sahen, die Beschäftigung mit Litteratur und Geschichte zur Hauptsache. Der Einfluss Lachmanns, zu dessen ersten Schülern er in Berlin gehörte, die Bekanntschaft mit Hoffmann von Fallersleben, Heinrich Heine, Chamisso, Wilhelm Wackernagel, vor allem aber die Erkenntnis Goethes thaten das Ihrige; und als er dann infolge eines freihetlichen Gedichtes im

Jahre 1830 seine Entlassung aus dem preussischen Justizdienste nehmen musste, lag seine Lebensaufgabe in Klarheit vor ihm: die Erforschung und Verkündigung der reichen Sagen- und dichterischen Schätze, die uns das germanische Altertum und die Blütezeiten des Mittelalters als wertvollstes Erbstück hinterlassen haben. Die folgenden zwanzig Jahre behaglicher Ruhe in Bonn oder in Sommerzeiten auf dem Weingut Menzerberg bei Honnef an Rhein, dessen gastliche Pforte sich manchem Gelehrten und Dichter, wie Freiligrath, Kinkel, Geibel u. a., in dieser Zeit öffnete, boten Simrock die Möglichkeit zu den eindringendsten Studien, von deren Ergebnissen die reiche Zahl der Uebersetzungen und Gedichte, die in den dreissiger und vierziger Jahren erschienen, Zeugnis ablegt. Das Jahr 1850 brachte ihm die Freude seiner Berufung an die Universität der Vaterstadt Bonn, und zwar zunächst als ausserordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Nachdem er einen bald an ihn ergehenden Ruf an die Universität München abgelehnt hatte, weil er seine Heimat nicht verlassen wollte, erfolgte 1853 seine Ernennung zum ordentlichen Professor in Bonn. Gleichzeitig erhielt er vom König Maximilian von Bayern als einer der ersten den neu geschaffenen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst. Ueber ein Vierteljahrhundert hat er dann noch dort an der rheinischen Universität als Hochschullehrer gewirkt und in seiner warmherzigen Weise noch vielen die Wege gewiesen zur Erkenntnis des deutschen Abertums. Hier war es ihm auch beschieden, die Siegeszeit der Jahre 1870 und 1871 noch mit zu erleben, wo das „Heut des deutschen Volkes“, an dessen Wiedererweckung auch er mit heissem Bemühen gearbeitet hatte, in reiner Gesandung seine ersten warmen Töne schlug. Sein Lied folgte den deutschen Kriegern nach Frankreich hinein, und wie er als Knahe dem Sturze des Königs einst zugejubelt hatte, so begrusste er jetzt als Greis mit heller Freude das wiedererstandene deutsche Kaisertum. Aus einem bis zur letzten Stunde arbeitsreichen Leben nahm ihn der Tod hinweg am 18. Juli 1876.

Von Simrocks zahlreichen, z. T. in vielfachen Auflagen erschienenen Werken, die eine Bibliothek für sich füllen, auch nur die Titel hier zu nennen, würde zu weit führen. Nur die hauptsächlichsten seien angeführt. Von seinen Uebersetzungen war die des „Nibelungenliedes“, zu der er durch Lachmanns Ausgabe angeregt wurde, die erste (1827),

Ihr folgten die „Gedichte Walthers von der Vogelweide“ (1832), weiterhin die Erneuerung der „Deutschen Volksbücher“ (seit 1839), die Uebersetzungen von „Parzival und Titurel“ (1842), „Gudrun“ (1843), „Iddä“ (1851), „Tristan“ (1855), „Heliand“ (1856), „Beowulf“ (1859) u. v. a. Seine Thätigkeit als Uebersetzer führte Simrock auch zur Nachdichtung alter, längst verfallener Sagen, die er nach dem Vorbild der vorhandenen Heldengedichte, denen er so manchen Zug ablauschte, neu erstehen liess in geschicktem, dichterischem Gewande. In der Nibelungenstrophe, die Tisch und Uhlend der deutschen Bilde zugeführt hatten, behandelte Simrock so die niederdeutsche Heldensage von „Wieland dem Schmied“ (1835), und aus den Trümmern der Ueberlieferung schuf er das grosse Heldengedicht von den Thaten Dietrichs von Bern und seiner Gesellen, das „Arnolundenlied“ (seit 1843). Ausserdem hat er aber auch als selbständig schaffender Dichter uns in

Uhländischem Geiste viele treffliche Lieder, Balladen und Sprüche geschenkt, die in ihrer frischen Natürlichkeit, ihrem unverkünstelten Empfinden wohl noch lange lebendig bleiben werden. „Rheinsagen“ (1836), „Gedichte“ (zuerst 1844), „Kriegslieder“ (1870), „Lieder fürs deutsche Volk aus alter und neuer Zeit“ (1871). In Simrocks wissenschaftlichen Werken, die häufig in allzuunhemmtem Zusammenhang mit seiner Thätigkeit als Uebersetzer stehen und vielfach in Abhängigkeit davon entstanden sind: „Quellen des Shakespeare“ (1831), „Deutsche Mythologie“ (1836), „Nibelungenstrophe und ihr Ursprung“ (1838), Ausgabe des Wartburgkrieges (1838) hält manches der Kritik nicht stand, besonders wo es sich um Fragen des Quellenwertes handelt; immerhin ist aber auch hier Einiges, wie die Ableitung der Nibelungenstrophe aus der alliterierenden Langzeile von acht Hebungen heute als richtig und allgemeingültig anerkannt.

Paul Ankei.

Florence Nightingale.

(Geb. am 15. Mai 1820 zu Florenz).

(Hierzu Bildtaf. No. 568.)

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dass im England des 19. Jahrhunderts alle fruchtbarsten Reformbestrebungen, namentlich auf sozialem und charitativen Gebiet, — von Frauen ausgegangen sind. Die Umgestaltung des englischen Gefängniswesens verdankt man Elizabeth Fry, dem „Engel der Gefängnisse“, die Erneuerung des unbeschreiblich verkommenen englischen Krankenpflege- und Sanitätswesens ist das Werk Florence Nightingales.

Im Jahre 1820 zu Florenz als die Tochter eines reichen englischen Grundbesitzers, William Shore-Nightingale geboren, verlebte Florence auf dem schönen Landsitz zu Lea-Hurst in Derbyshire eine glückliche Kindheit und genoss mit ihrer älteren Schwester eine vorzügliche Erziehung. Ein Liebling des Glücks und der Menschen, anmuthig, begabt, gesund und fröhlich, zeigte sie frühzeitig warmes Mitleid mit allen leidenden Kreatur Menschen und Thieren — und das eifrige Bestreben, ihnen zu helfen. Jedes englische Kind kennt die reizende Geschichte, wie die zehnjährige Florence das alte Schülers kranken Hund pflegte und heilte. Das rege Gesellschaftstreiben im väterlichen Hause und in London konnte das heranwachsende, nach Betätigung ihrer Kräfte im Dienste der leidenden Menschheit verlangende Mädchen nicht befriedigen; wo sich ihr Gelegenheit bot, da half sie am Kranken-

betto, besuchte die Krankenhäuser dahem und in London und bemühte sich, ihre Organisation gründlich kennen zu lernen. Nachdem sie sich mit den einheimischen Einrichtungen vertraut gemacht hatte, bereiste sie Edinburgh, Dublin und alle bedeutenden Städte Europas, um das Hospitalwesen zu studieren. Längere Zeit verweilte sie in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth a. Rhein, da sie in Theodor Fliedners Organisation das Ideal dessen gefunden zu haben meinte, was ihr von jeher vorschwebte: eine durch christliche Zucht und Sitte geheiligte Stätte zu gründlicher Ausbildung gebildeter Frauen zu Pflegerinnen von Beruf! Im Jahre 1849 trat sie als „Freiwillige“ ein und bildete sich hier und im Hospital der „St. Vinzenz-Schwwestern“ in Paris. Als sie in die Heimat zurückkehrte, besass sie das Rdstzeug, deren es neben aller Liebe und Begeisterung bedurfte, um das englische Pflegerinnenwesen gründlich umzugestalten. England stand darin hinter allen Kulturstaaten zurück; es hatte weder Diskonissen noch Barnherzige Schwwestern. Die „Nurses“ seiner Hospitaller wie die Privatpflegerinnen galten für ein schlimmeres Uebel, als die gefährlichsten Krankheiten; „Surrey Gamp“ — das war ihre typische Bezeichnung — war fast immer roh, ungebildet, unreinlich, dem Trunk ergeben.

Selber für hohe Bezahlung konnte der reiche Kranke sich keine bessere Pflege verschaffen — und der Arme musste Gott danken, auch nur von solchen unsauberen Händen gewartet zu werden. Es war ein öffentlich anerkanntes Übel, das abzustellen aber noch keine staatliche oder kommunale Behörde den Mut und die Energie gehabt hätte: — Florence Nightingale besaß beides, dazu die Fülle reiner Menschenliebe, den guten Willen und die Fähigkeit zu helfen. Sie begann ihre reformatorische Thätigkeit in Flinders Geist in dem „Hospital für kranke Damen“ (einer Stiftung für arbeitsunfähige Erzieherinnen) in der Harley-Street in London, das schlecht verwaltet und ausgestattet, seinen wohlthätigen Zweck nur schlecht erfüllte. In kurzer Zeit hatte sie es vollständig umgewandelt, indem sie nicht allein raslos von früh bis spät arbeitete, sondern es auch verstand, den unter ihrer Leitung Arbeitenden etwas von ihrem eignen Geiste einzublösen und den englischen Damen das Vorurteil zu benehmen, es sei „unweiblich“ und „unladylike“, als Krankenschwester thätig zu sein! Das Haus, in dem sie wühlte, war eine Stätte der Erholung und des Friedens geworden, „es war erwärmt und durchleuchtet von dem Sonnenschein ihres hehrreichen Wesens“.

Damit begann sie eine Bewegung, die nicht eher aufhörte, als bis das alte System gründlich beseitigt und an die Stelle der schrecklichen „Sairey Gamps“ in ganz England gut ausgebildete, ehrenwerte Pflegerinnen getreten waren, die sich häufig aus den besten Gesellschaftskreisen rekrutieren. Nach fünfundwanzigjähriger „europäischer Erfahrung“, im Jahre 1868, schrieb Florence Nightingale: „Nach meiner Ueberzeugung hebt die Krankenpflegerin ihren Beruf am meisten, sie ist das glücklichste Menschenkind! Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, das Leben der Pflegerinnen sei ein beständiges Märtyrertum. Ihr Leben ist kein Opfer; es ist der Eintritt in die heglückendste Beschäftigung, die es giebt. Nur muss der starke, gesunde, feste Wille vorhanden sein, das allgemeine Wohl zu fordern. Wir dürfen uns eben nicht einbilden, dass uns eine Anwendung von Begeisterung durch solch ein Leben führen konnte! Nichts als das Gefühl, dass es Gottes Werk mehr sei als unser eignes, und dass wir uns dazu vorbereitet haben mit all den Mitteln, die Er uns verliehen, um Sein Werk auszuführen, nur das befähigt uns zu diesem Berufe. Dreiviertel von dem Schönen, der in der Frauen Leben zum Vorschein kommt, entsteht aus dem Wahn, dass gründliche Ausbildung nur für des Mannes Beruf nötig sei!“

Goldene Worte, aber das schönste daran ist, dass sie Tausende gelehrt hat, nicht nur sie ihr nachzusprechen, sondern in ihrem Sinne zu handeln!

Nur zu bald sollte die Zeit kommen, wo ihr Werk die Feuerprobe bestehen sollte. Nach vierzigjährigem Frieden erlebte England wieder einmal einen langen, blutigen Feldzug — den Krimkrieg (1854—1857). Die sanitären Massnahmen standen damals in gar keinem Verhältnis zu den entsetzlichen Opfern der Schlachtfelder — und eines mörderischen Klimas, das Cholera und Typhus in die Reihen der Kämpfer sandte. Nach den Berichten der „Times“ aus jenen Tagen, „fehlte es in den Feldlazaretten Asiens am Allernotwendigsten, vor allem an tüchtigem Pflegepersonal“. Die Sterblichkeit in dem grossen Hospital zu Skutari stieg infolgedessen auf 60—70 % aller dort Untergebrachten! Am 15. Oktober 1854, nach der furchtbaren Schlacht an der Alma, schrieb Miss Nightingale mit ihrer stillen Entschlossenheit an den Kriegsminister Sidney Herbert und bat ihre Dienste für die Hospitaler des Ostens an; dieser Brief kreuzte sich mit einem Schreiben Herberts, worin er sie in der festen Ueberzeugung, „dass sie in ganz England der einzige Mensch sei, der dies nationale Werk unternehmen und gedeihlich ausführen könne — aufforderte, die Leitung des gesamten Pflegewesens in Skutari zu übernehmen, indem er ihr „unbeschränkte Unterstützung der Behörden“ zusicherte. Florence Nightingale reiste mit einem „Stab“ von 38 tüchtigen Krankenschwestern sofort ab und traf bereits am 5. November in Skutari ein — keinen Augenblick zu früh, denn fast zu gleicher Zeit entsandte das blutige Schlachtfeld von Inkermann sechshundert Schwerverwundete in jenes überfüllte und schlecht eingerichtete Lazarett! Fast wie durch ein Wunder stellte Florence in wenigen Tagen Ordnung, Reinlichkeit, eine verständige und praktische Verpflegung in den weiten Räumen her — alles bedenkend, für alles sorgend, alles überwindend durch die milde Hebel ihres Wesens und ihre klare praktische Einsicht, selbst die bürokratisch-militärischen Vorurteile der Sanitätsbeamten gegen „Damenarbeit“. Den ganzen Tag war sie rastlos thätig; wenn die andern, todmüde von den Anstrengungen des Tages, schlafen gegangen waren, durchwanderte sie, leisen Schritts, eine kleine Lampe in der Hand, die weiten Stützen des Schmerzes und der banger Fiebertäume. Ihr blosser Anblick wirkte tödtlich und beruhigend auf die armen Kranken. „Sie konnte nicht uns allen zuwinken und zulächeln“, schrieb damals ein englischer Soldat nach Hause, „wir lagen ja zu vielen Hunderten da; aber wenn sie vorbeiging, konnten wir doch ihren Schenken küssen und dann schliefen wir ganz zufrieden ein.“

Als „the Lady with the Lamp“ lebt sie in der Erinnerung des dankbaren Volkes fort, das sie wie

eine Heilige vergönnt, so stellt auch die kleine Marmorstatue sie dar, die den Sprechsaal des „Nightingale House“ in London schmückt.

Nachdem unter ihrer Verwaltung die Sterblichkeitsziffer in Skutari bis auf das Mass der Friedenszeit gesunken war, begab sie sich nach Balacava (auf der Krim), um auch das dortige Lazarett zu „reorganisieren“.

Erst nach beendeten Kriege, im Jahre 1846, kehrte sie nach England zurück. Unter der Riesenarbeit im Dienste des Vaterlandes hatte aber ihre Gesundheit so gelitten, dass sie fortan auf praktische Thätigkeit verzichten musste; schriftstellerisch blieb sie unausgesetzt thätig und gilt in allen wichtigen hygienischen Fragen als oberste Autorität. Die reichen Erfahrungen hat sie in ihren Schriften „Notes on Nursing, Notes on Hospitals, How

People may live and not die in India“, besonders aber in dem grossen Werke über „die sanitären Einrichtungen der britischen Arme“ niedergelegt.

Die dankbare Nation überreichte ihr ein Geschenk von 50 000 Pfund, wofür sie das „Nightingale Home“, eine an das grosse St. Thomas-Hospital an der Westminsterbrücke in London angegliederte Anstalt zur Ausbildung von Krankenschwestern, gründete, in dem alljährlich eine Anzahl trefflicher Pflegerinnen für ihren schönen Beruf in Florence Nightingales Sinne ausgebildet werden.

Sie selbst lebt in vollkommener geistiger Frische trotz ihres hohen Greisenalters in stiller Zurückgezogenheit, beglückt in dem Bewusstsein, zu den Auserwählten zu gehören, welche es vermocht haben, „die grosse Summe der Leiden zu vermindern, denen das Menschengeschlecht unterworfen ist“.

Marie Melten.

Michael Jurjewitsch Lermontow.

(Geb. am 2. Oktober 1814 zu Moskau, gest. am 15. Juli 1841 bei Pjargorsk im Kaukasus.)

(Hierzu Bildnis No. 59.)

MICHAEL JURJEWITSCH LERMONTOW ist der Sprössling einer angesehenen russischen Familie, welche ihren Ursprung von einem im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Russland eingewanderten schottischen Edlen herleitet; der Sage nach soll dieser wiederum ein Abkömmling jenes alten schottischen Barden Thomas Learmonth sein, dem Scott in seinem „Thomas the rimer“ ein Denkmal gesetzt hat.

Geboren am 2. October 1814 in Moskau als einziger Sohn eines ehemaligen Offiziers, wurde der Knabe nach der Mutter frühzeitigem Tode unter der Obhut seiner Grossmutter auf dem Landgute Tarchany erzogen, wo er neben liebevollster Pflege einen sorgfältigen Unterricht genoss; nur liess die alte weibliche Erziehung seinem eigenwilligen und launischen Wesen zu viel Spielraum, was zur Folge hatte, dass diese Eigenschaften, durch Nachsicht gefestigt, späterhin dauernd seinen Charakter bestimmten.

Ein zweijähriger Aufenthalt im Kaukasus (den die Grossmutter zu seiner Kräftigung für nötig hielt) offenbarte dem Knaben zum ersten Male die Schönheiten des gewählten Berglandes, das seine Phantasie fortan dauernd beschäftigen sollte. Im Jahre 1836 nach Moskau zurückgekehrt, trat er in die dortige „adlige Universitäts-Pension“ ein, die, umsichtig geleitet, dem Heranwachsenden die vielseitigste Anregung zur Bethätigung seiner dichterischen Begabung bot. Den nachhaltigsten Einfluss übte der damals zu vollster Entfaltung gekommene

Genius Puschkins, dessen nationale Kraft und glänzende Sprache bestimmend auf jeden Nachfolger wirken musste. So sehen wir denn auch Lermontow in seinen zahlreichen Erstlingsversuchen durchaus in den Bahnen Puschkins wandeln. Dass auch die deutsche und englische Literatur stark auf ihn eingewirkt hat, ist bei dem regen Aufnahmebedürfnis des Jünglings nur natürlich. So tragen eine Reihe dramatischer Jugendarbeiten und Entwürfe den Stempel Schillerscher Patenschaft und der Einfluss Byrons hat unverkennbare Spuren in seiner Dichtung sowohl wie in seinem Wesen hinterlassen.

1837 bezog Lermontow die Moskauer Universität, von sie jedoch schon im folgenden Jahre zu verlassen und nach Petersburg überzusiedeln; Schwierigkeiten, die sich seiner Zulassung zur dortigen Universität entgegenstellten, bestimmten ihn kurzer Hand dem Studium zu entsagen und sich der militärischen Laufbahn zuzuwenden. Nach zweijährigem Besuch der Junkerschule, in der das Zusammenleben mit halbreifen, zügellosen und verwöhnten jungen Leuten aus vornehmen Familien nicht gerade von günstigem Einfluss auf sein von Natur lebhaftes, nach Bewegungsfreiheit verlangendes Wesen sein konnte, sah sich Lermontow infolge Ernennung zum Kornet im Leibgarde-Husarenregiment (November 1834) endlich im Besitze der ersuchten kaiserlichen Freiheit, die es ihm nun ermöglichte, sich dem glänzenden und verführerischen gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt rückhaltlos hinzugeben. Seine gewundenen Formen,

vor allem sein Geist und seine mit Witz gepaarte Schlagfertigkeit erzwangen ihn bald überall diejenige mehr oder minder freiwillige Wertschätzung, die einer genialen Persönlichkeit nirgendwo auf die Dauer versagt bleiben kann. Den Weg zum Herzen der Frauen fand er bald, ohne sich dabei in sentimentale Schwärmereien zu verlieren: ein gewisser dämonischer, geheimnisvoller Zug seines Wesens machte, dass er das Weib an sich fesselte, selbst aber, auch bei tieferer Neigung, innerlich seine Ungebundenheit bewahrte. In diesem alle Fasern seiner Natur erregenden Leben, das milder starken Persönlichkeiten Verflüchtigung eingebracht hatte, erstarkte sein Wesen, erwarb er seine tiefe Menschenkenntnis und nicht zum mindesten jenes feindselige Verständnis des Weibes, welche in erstaunlicher Masse in seinen späteren Werken zu Tage treten.

Die grosse Zahl seiner schriftstellerischen Arbeiten indessen, sowie die in diese Periode fallenden Entwürfe vieler späteren Beweisen, dass ihn neben dem Genuss des gesellschaftlichen Verkehrs und den Forderungen des Dienstes, in dem er bald den Leutnantsgrad erwarb, der Drang zu poetischem Schaffen in steigendem Masse erfüllte. Zur literarischen Welt war er in vielfache Beziehungen getreten; eine ganze Anzahl handschriftlich verbreiteter lyrischer und epischer Poesien hatte Aufsehen und Beifall erregt; das erste (1835) im Druck erscheinende Werk „Hadschi Ahrek“, ein kaukasischer Stoff, nahm die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in Anspruch. Noch übertroffen wurde dieses durch das ebenfalls im Kaukasus handelnde Epos „Ismaïl-Bey“, ein Gedicht voll von den glühenden Farben und erhabenen Schönheiten des Gebirgslandes. Daneben vollendete er die phantastische Dichtung „Der Dämon“, die aber, wie auch „Ismaïl-Bey“ und so manches andere infolge der äusserst kurzschichtigen und strengen Zensur nur in sehr verstümmelten Zustände an die Öffentlichkeit trat. Seinen Unmut über diese Behandlung hat der Dichter zu wiederholten Malen in scharfer und höheren Oris verstimmender Weise Ausdruck gegeben. Wären ihm infolgedessen die Mächtigen nicht gerade günstig gesinnt, so hätte sich Lermontow sondersseits auch in den höheren Kreisen manche Feinde geschaffen, die nur auf eine Gelegenheit warteten, um sich an dem jungen Manne, der im Gefühl seiner Ueberlegenheit zumeist etwas selbstbewusst und schroff auftrat, rächen zu können. Diese Gelegenheit bot sich unerwartet rasch bei dem tragischen Tode Puschkins (Januar 1837). Unter dem ersten Eindruck dieses Ereignisses verfasste Lermontow ein fassendes Gedicht, das dem gerechten Schmerz und dem Zorn über den schändlichen Duellgegner sowie die ihn beschützenden Kreise in so lebhafter Weise Ausdruck gab, dass trotz wohlwollender

Fürsprache die Gegnerschaft das Urteil erwirkte, welches den kühnen Ankläger auf ein Jahr in den Kaukasus verbannte.

Dies ein Jahr jedoch ward für ihn zu einer Quelle edelster Genüsse: die Begeisterung des einstigen Kindes für die geliebten „blauen Berge“ erwachte aufs neue; tagelang durchstreifte er zu Pferde Thäler und Schluchten und sog mit wachsendem Entzücken alle die Herrlichkeiten ein, die das geheimnisvolle Hochgebirge dem fühlenden Herz offenbart. Als er von dort im folgenden Jahre (1838) nach Petersburg zurückkehrte, brachte er den Entwurf zu seinem reifsten Werke „ein Held unserer Zeit“ mit, der unter den Eindrücken persönlicher Erlebnisse in der frischen, wüthigen Luft des Kaukasus entstanden war.

Die Petersburger Gesellschaft nahm den Wiederkehrenden mit grösserer Achtung auf; eine Art Märtyrerglorie umstrahlte ihn; er selbst war reifer, männlicher, aber auch verschlossener geworden; von oben wurde er mit Misstrauen beobachtet, sein Name war der Zensur misstheilig. Als Lermontow bald darauf sein prächtiges, in glücklichster Weise den Volkston treffendes Gedicht „Vom Zaren Iwan Wassiljewitsch“ veröffentlichen wollte, wagten die Herausgeber den Druck nur, nachdem der Lermontow wohlgesinnte Dichter Suikowski die Verantwortung schriftlich auf sich genommen hatte; das Gedicht erschien anonym.

Erst mit der Ausführung seines begonnenen Romans „Ein Held unserer Zeit“ beschäftigt, dessen Abschluss 1840 erfolgte, entsagte er dennoch dem ihm zum Bedürfnis gewordenen gesellschaftlichen Verkehr nicht; nur war seine Art sich zu gehen jetzt heiser, schroffer, unheimlicher als vorher; Turgeniew, der ihn damals sah, hat den Eindruck, den sein Wesen machte, in treffender und anschaulicher Weise geschildert. Ausserdem hat Lermontow in der Hauptperson seines eben genannten Romans, im Petchorin, sich selbst gezeichnet, ein Selbstporträt, das der Wirklichkeit in den meisten Zügen entsprochen haben wird.

Dieses Werk sollte die letzte grössere Gabe seines Genius bleiben; gewaltsam und unvermittelt riss ihn das Schicksal aus seinem Schaffen. Infolge eines Duells aufs neue nach dem Kaukasus verbannt, suchte er seine seelische Erregung in rücksichtsloser Beteiligung an den gefährlichen Kämpfen gegen auführerische Bergvölker zu betäuben; doch was den Kugeln der Feinde nicht beschieden war, sollte tragischer Weise die eines Freundes erfüllen; im Duell mit einem Major Marjnow, welches am 15. Juli 1841 bei Pjittigorsk am Fusse des von ihm so oft besungenen Maschukberges stattfand, fand der Dichter ein jähes Ende, vom ersten Schusse zu Tode getroffen.

Th. Cammichau.

Giuseppe Verdi.

(Geb. am 10. Oktober 1813 zu Roncole bei Busseto.)

(Hierzu Bildnis No. 510.)

Italiens grösster lebender Opernkomponist, Giuseppe Verdi, bietet das seltene Beispiel eines Künstlers, der zugleich der Geschichte und der Gegenwart angehört. Gleich Rossini, Bellini und Donizetti ist er ein Vertreter jenes älteren italienischen Opernstils, der in den ersten beiden Dritteln des Jahrhunderts seine Triumphe feierte; seine späteren Werke aber stehen im innigen Zusammenhang mit den dramatischen Bestrebungen der jüngsten Zeit. Ein Teil seines Schaffens hat eine blüher uns liegende Kunstperiode endgiltig zum Abschluss gebracht; der andere zeigt Verdi als einen der modernsten Tonsetzer, der berufen scheint, der künftigen Entwicklung neue Bahnen zu finden. Nicht minder merkwürdig als des Meisters Verwendungs-fähigkeit und Anpassungsvermögen ist seine schöpferische Erfindungsgabe, die ihn bis ins hohe Greisenalter fast unverändert weu geliebt ist. Verdis eigentliche Bedeutung liegt ausschliesslich in der Oper. Ein stilvolles Streichquartett und mehrere Kirchenkompositionen von edler Schönheit sind nur gelegentliche Früchte seines Geistes, und auch sie sind nicht frei von dramatischen Zügen.

Verdi war, wie so mancher grosse Mann, das Kind armer Leute. In der Vorstadt Roncole des Städtchens Busseto in der Nähe von Parma, wo er im Geburtsjahr Richard Wagners am 10. Oktober zur Welt kam, verbrachte er seine erste Jugend unter dürftigen Verhältnissen. Sein Vater besass dort einen kleinen, mit einer Herberge verbundenen Gewürzladen; für die menschliche Erziehung seines Sohnes konnte er wenig, für die künstlerische gar nichts thun. Die auffällige Begehung Verdis fand jedoch Beachtung bei einem reichen Kaufmann Bussetos, Namens Barezzi, der den Knaben in sein Haus nahm, ihm eine städtische Unterstüttung verschaffte und die Mittel gewährte zu einer weiteren musikalischen Ausbildung in Mailand. Bis dahin hatte der junge Musiker als Stellvertreter des Organisten, durch Teilnahme an der Festmusik bei Hochzeiten und Begräbnissen sich kümmerlich zu ernähren versucht. Vorgebildet durch den Unterricht eines gewissen Provesi und durch die regelmässigen musikalischen Aufführungen im Hause seines Gönners, die ihn zeitig auch zum eigenen Schaffen anregten, meldete er sich nun im Jahre 1830 zur Aufnahme in das Mailänder Konservatorium. Aber, sei es, dass seine Begabung verkümmert wurde, sei es, dass sein Können damals noch ein zu geringes war; zu seiner grössten Entmutigung blieb ihm die Aufnahme versagt. Die Folge war, dass Verdi Schüler Lavignas

wurde, des Kapellmeisters am teatro Flaminico. Er hatte das nicht zu bereuen; denn die Winke und Lehren dieses praktischen Theatermannes waren ihm für seine Ziele als Opernkomponist naturgemäss weit dienlicher, als es die theoretischen Studien auf einem Konservatorium je hätten sein können. Und — das stand schon bei dem jungen Verdi fest — die Bühne war das künstlerische Mittel, durch das er sich aussprechen musste.

In Italien war damals das Vorbild Rossinis und Bellinis von allmächtigem Einflusse auf die Opernproduktion. Wie Donizetti folgte auch Verdi zunächst den Spuren dieser beiden Meister. Weder sein Erstlingswerk, der 1839 in Mailand aufgeführte „Oberto“, noch eine zweite Oper, die im folgenden Jahre Fiasco machte, liessen besondere Eigenart erkennen; wohl aber war dies im „Nabucco“ der Fall, der 1842 in der Scala mit entscheidendem Erfolge aufgeführt wurde. Inzwischen hatte Verdi, der vorübergehend in seiner Vaterstadt als Dirigent einer Philharmonischen Gesellschaft gewick und sich dort mit der Tochter seines Freundes Barezzi verheiratet hatte, kurz hintereinander seine Gattin und seine beiden Kinder durch den Tod verloren. Innerlich gebrochen und verstimmt durch künstlerische Misserfolge, war er zwei Jahre hindurch der Bühne fern geblieben. Mit dem „Nabucco“ begann dann eine Periode ununterbrochener fruchtbarer Thätigkeit und führte den Meister in um so sonnigere Verhältnisse, als er um diese Zeit in seiner zweiten Gattin, der Söngerin Giuseppina Strepponi, eine an seinem Schaffen teilnehmende Lebensgefährtin gefunden hatte.

Die folgenden Opern Verdis sind ungleichen Wertes und haben nicht alle eine günstige Aufnahme erlebt. Der Erfolg steigerte sich mit „Emanu“ und „I Lombardi“ und erreichte seinen Höhepunkt mit den drei Meisterwerken „Rigoletto“ (1851), „Der Troubadour“ und „Traviata“ (beide 1853), die Verdis Welttruf begründet haben. In ihnen hat Verdi gegeben, was ihm an melodischer Schönheit und Charakteristik und an Kraft des dramatischen Ausdrucks innerhalb der italienischen Opernform zu geben möglich war. Es entstanden noch einige andere Werke dieses Stils, von denen der „Maskenball“ (1858) als das bedeutendste hervorzuheben ist; dann sehen wir Verdi von der „Aida“ ab mehr und mehr auf dem Wege, sich einen neuen dramatischen Stil zu begründen. Sein Trieb zur Vervollkommenung und seine künstlerische Ehrlichkeit liessen ihn nicht im Rückstand bleiben mit der geistigen Entwicklung

seiner Zeit. Gewiss vielfach angeregt durch französische Tonsetzer und Wagners tiefgreifende Reformen auf dem Gebiete der dramatischen Musik, im Grunde aber doch nur seiner eigenen Natur folgend gelangte Verdi am Abend seines Lebens zu einem völlig neuen Standpunkte. Seine Musik wird innerlicher, feiner gearbeitet; der Ausdruck vertieft sich und die Form schmiegt sich, alle Konventionen bei Seite setzend, bis ins kleinste den Bedürfnissen der dramatischen Handlung an. In der 1871 auf Veranlassung des Vizekönigs für die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Suezkanals in Kairo geschriebenen „Aida“ vollzieht sich der Uebergang zu diesem neuen Stil; in den vorwiegend letzten Opern des Meisters, in „Otello“ (1887) und „Falstaff“ (1893) hat er seine eigentümlichste, einheitliche Ausbildung erfahren. Nicht weniger als die unerschöpfliche, jugendfrische musikalische Erfindung, die Verdi in diesen Schöpfungen seiner zweiten Periode offenbart, muss man die Unermüdlichkeit bewundern, mit der er leichte Erfolge verschmähte und immer neuen Zielen zustrebte. Von dem Ernste seines künstlerischen Willens giebt auch das für den Dichter Manzoni geschriebene Requiem (1874) Zeugnis, sowie die im Alter von 84 Jahren kompo-

nierten vier Pezzi sacri, das Letzte, was Verdi veröffentlicht hat.

Getragen von der Liebe seiner Landsleute, die ihn wie einen König verehren und in seinem Namen eine Art Symbol für die Grösse und Einigkeit Italiens erblickten, lebte Verdi lange Jahre des Winters im Palazzo Doria zu Genua, Sommers über auf seinem Landsitz Sant' Agata. Jetzt bildet Mailand seinen ständigen Aufenthalt, wofür er nicht in den Büdern Montecatini's Stärkung sucht. Dass der gefeierte Künstler an dem politischen Leben seines Landes einen nicht unwichtigen Anteil nahm, darf nicht vergessen werden. Dabei bildeten Garten- und Ackerbau die Lieblingsbeschäftigung seiner Mussestunden; auch für Pferdezucht zeigte er ein lebhaftes Interesse. Sein staatliches Vermögen hat er nach dem Tode seiner zweiten Gattin ausschliesslich wohlbütigen Schöpfungen bestimmt. Das kürzlich eröffnete Asyl für altersschwache und kranke Musiker in seiner Vaterstadt Busseto wird künftigen Geschlechtern seine Sinnesart künden. Der Historiker aber wird Verdis Bedeutung in dem Reichthum und der Ursprünglichkeit seiner musikalischen Erfindung erblicken, die ihm wie nur wenig anderen Tonmeistern des neunzehnten Jahrhunderts eigen ist.

Leopold Schmet.

Giuseppe Mazzini.

(Geb. am 22. Juni 1805 zu Genua, gest. am 10. März 1872 zu Pisa.)

(Hierzu Bildnis No. 511.)

MAZZINI, der Triumvir der römischen Republik von 1849, verdient vor allem deshalb einen hervorragenden Platz in der Geschichte des neuen Italiens, weil er vier Jahrzehnte hindurch der rastlose Apostel der nationalen Einheit gewesen ist. Er in erster Reihe ist es gewesen, der mit einer Zähigkeit, die Bewunderung verdient, die Geister seiner Landsleute aufgestachelte hat, die Unabhängigkeit des Vaterlandes anzustreben. Trotz der vielfachen Fehlschläge seiner Pläne im einzelnen ist seinem Wirken im ganzen doch ein wahrer und grosser Erfolg beschieden gewesen, denn noch kurz vor seinem Dahinscheiden war die Italia unita volle Wirklichkeit geworden.

Giuseppe Mazzini, der Sohn eines republikanisch gesinnten Professors der Medizin, wurde am 22. Juni 1805 zu Genua geboren; achtzehn Tage vorher hatte Napoleon I. die ligurische Republik seinem Reiche einverleibt. Mazzini studierte die Rechte, betätigte aber schon damals sein hohes publizistisches Talent, Rechtsanwält in der Vaterstadt

geworden, trat er dem patriotischen Geheimbunde der Carbonari bei, erlitt 1830 wegen seiner politischen Thätigkeit eine sechsmonatliche Haft zu Savona und musste hierauf laut königlichen Befehls das sardinische Staatsgebiet verlassen. Er wanderte nach Frankreich aus, stiftete hier 1831 den Verein „La giovine Italia“ und rief unter dem gleichen Namen eine Zeitung ins Leben, die für dieselben Ziele wie der Klub eintrat: die Befreiung und Einigung Italiens unter republikanischer Staatsform. Der Bund des jungen Italiens nahm bald alle bisherigen Carbonari und sonstige radikale Gesellschaften in sich auf. Der von den Mazzinisten 1833 angezeigte Aufstand in Genua misslang; der Leiter des Bundes wurde in contumacia zum Tode verurteilt. Auch die von Genf aus 1834 ins Werk gesetzte Insurgierung Piemonts von Savoyen her hatte keinen besseren Erfolg. Die agitatorische Thätigkeit, die Mazzini auch in der Folge entwickelte, hatte 1837 seine Verweisung aus der Schweiz zur Folge. In England, wo er fortan eine Freistadt fand, gründete er das Blatt

„L'apostolato popolare“. Dass dem genuinischen Freiheitsapostel jeder Weg zur Befreiung und Einigung Italiens willkommen war, geht aus seinem Sendschreiben an Papst Pius IX. vom 8. September 1847 hervor.

Nach dem Ausbruch der halb Europa erschütternden Februarrevolution ging Mazzini nach Mailand, wo er in der von ihm begründeten „L'Italia del popolo“ republikanische Ziele verfolgte. Nach der Wiedereinnahme der lombardischen Hauptstadt durch die Oesterreicher schloss sich der Tribun der Freischar Garibaldi an, wurde aber mit dieser auf schweizerisches Gebiet gedrängt. In Livorno zum Abgeordneten gewählt, ging er im Auftrage der provisorischen Regierung Toscanas nach Rom, wo er als der Führer der italienischen Demokratie 1849 Mitglied des Triumvirats der römischen Republik und die Seele der Verteidigung gegen Franzosen, Oesterreicher und Neapolitaner wurde. Nach der Einnahme Roms durch Oudinot (3. Juli) stüchelte sich Mazzini in die Schweiz und von hier nach London, wo er mit Ledru-Rollin, Kossuth und Ruge in nähere Beziehungen trat.

Von London aus rief er die Aufstände in Mantua (1852) und Mailand (6. Februar 1855) hervor, die von den Oesterreichern rasch unterdrückt wurden. Welche Macht Mazzini auf seine Landsleute ausübte, geht schon daraus hervor, dass seine Anwesenheit in Genua 1857 nicht nur in seiner Vaterstadt (29. und 30. Juni), sondern auch in Toscana und Neapel zu Unruhen führte. Das Bündnis Sardinien mit Frankreich fand in Mazzini einen Gegner, dagegen liess er dem Unterthemen Garibaldi gegen Sicilien (1860) die thätigste Unterstützung der republikanischen Partei zu teil werden. Freilich erklärte er nach dem Gefecht von

Aspromonte (1862) den Verrath mit der Monarchie für gebrochen, versicherte 1866 aber doch dem König Victor Emanuel, dass er alles anboten werde, die Sammlung der nationalen Kräfte zur Befreiung Venedigs auch seinerseits zu befördern. Als Ober der Lagenstadt die italienische Tricolore wehte, hob die Regierung endlich das 1833 über Mazzini gefällte Todesurteil auf. Trotzdem blieb der Annerkennung seiner republikanischen Ueberzeugung treu und lehnte es deshalb am 7. Februar 1867 ab, das Mandat der Stadt Messina in die Deputiertenkammer anzunehmen.

Dass durch den Druck Frankreichs dem gezoigten Italien seine natürliche Hauptstadt vorbehalten blieb, bewog Mazzini, für die Zukunft die deutsche Waffenbrüderschaft ins Auge zu fassen, was schon ein Brief des alten Republikaners an Bismarck vom 17. November 1867 deutlich erkennen liess.

Als der Stifter der „Giovine Italia“ am 10. März 1872 im stillen Piaz die Augen schloss, drückte die Deputiertenkammer fast einstimmig ihren Schmerz über das Ableben des grossen Patrioten aus; ohne Unterschied der Partei feierte die gesamte Presse den Apostel der Einheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Das Leichenbegängnis in Genua war ein Trauertag für die bedeutendste Hafenstadt Italiens. Die durch zwei Jahrzehnte fortschreitende Ausgabe der „Scritti editi ed inediti“ und des umfangreichen Briefwechsels Mazzinis, sowie eine stets anwachsende Litteratur über den hervorragenden Agitator hielten das Andenken an den unerschrockenen Förderer des Nationalgedankens wach und zeigten, dass der „Verschwörer“ denn doch auch Realpolitiker im Sinne des grossen Florentiner Staatschreibers hat sein können, wenn es sich um die Wohlfahrt des geliebten Vaterlandes handelte.

Karl Wilke.

Giuseppe Garibaldi.

(Geb. am 4. Juli 1807 zu Nizza, gest. am 2. Juli 1882 auf Caprera.)

(Hierzu Bildnis No. 322.)

GIUSEPPE GARIBALDI, der Degen der römischen Republik von 1849 und der Befreier Unteritaliens von der Herrschaft der Bourbonen, der gefeierte Volksheld der Einheitskämpfe der Apenninhalbinsel, ist ein Sohn der Seeulpen. Er wurde am 4. Juli 1807 zu Nizza geboren, das damals zum napoleonischen Kaiserreich gehörte, dann wieder an Sardinien kam und seit 1860 zum zweiten Mal Frankreich einverleibt ist.

Garibaldi, wie sein Vater Seemann, war in die Marine Sardinien getreten, nahm an der Verschwörung Mazzinis vom Februar 1834 teil und musste nach dem Misslingen derselben aus der Heimat fliehen. Nach wechselvollen Schicksalen in Marseille und Tunis ging er 1836 nach Südamerika, wo er zunächst im Dienst der Republik Rio Grande do Sul gegen Brasilien kämpfte und später den Oberbefehl über die Marine des Freistaats Uruguay übernahm.

— 788 —

H.p.f.540-5, 766

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

Als die Nachricht vom Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes Italiens 1848 nach Montevideo kam, kehrte Garibaldi sofort in das Vaterland zurück und bildete im Auftrag des Verteidigungsausschusses Mailands eine Freischar, mit der er zuletzt am Comer See gegen die Oesterreicher focht, die ihn aber nach dem Abschluss des Waffenstillstands von Vigevano trotz heftigster Gegenwehr zum Uebertritt nach der Schweiz zwangen. Noch vor Ablauf des Jahres in den Dienst der provisorischen Regierung Roms getreten, stellte er in der Legislative den Antrag auf Einführung der Republik und leitete mit grossem Geschick die Verteidigung der Siebenhügelstadt gegen die Franzosen unter Oudinot. Die in das römische Gebiet eingefallenen Neapolitaner schlug er am 9. und 19. Mai 1849 bei Palestrina und Veiltri zurück. Nach dem am 3. Juli erfolgten Fall Roms warf er sich in die nördlichen Apenninen, wo er noch einige Zeit den Oesterreichern Widerstand zu leisten suchte, und wanderte dann zum zweiten Mal nach Amerika aus.

Im Mai 1854 kehrte er nach Nizza zurück und kaufte sich auf der Insel Caprera an der Nordostküste Sardinias als Landwirt an. Im Juli 1856 trat er dem Italienischen Nationalverein bei, der die Einheit Italiens unter dem Banner des Hauses Savoyen anstrebte. Im Februar 1859 berief Cavour den erprobten Freischarenführer nach Turin, am 23. Mai überschritt Garibaldi den Ticino und erwang mehrere Vorteile über den österreichischen General Urban. Nach dem unerwartet schnellen Abschluss des Friedens von Villafranca übernahm er den Oberbefehl über die in der Romagna stehende Division Toscana, legte im April 1860 im Parlament zu Turin lebhaften Widerspruch ein gegen die Abtretung von Nizza und Savoyen und war im Begriff, voll Misstrau dem öffentlichen Leben zeitweise zu entsagen, als ihn die Aufstandsbewegung auf Sicilien zur ruhmvollsten Unternehmung seiner militärischen und politischen Laufbahn veranlasste.

Unter stillschweigender Billigung der Turiner Regierung erfolgte am 6. Mai 1860 der Aufbruch Garibaldis mit 1067 Freiwilligen an Bord zweier Dampfer, die am 11. bei Marsala an der Westküste Siciliens vor Anker gingen. In den Bergen bei Salemi stiessen die einheimischen Insurgenten zu den „Mille“. Am 14. übernahm Garibaldi im Namen Victor Emanuels, „Königs von Italien“, die Diktatur über die Insel, drückte bei Calatafimi und Misilmeri den Gegner auf Palermo zurück, drang am 27. Mai, unterstützt von der sich erhebenden Bevölkerung, in die Hauptstadt ein, die von der Citadelle und von den Kriegsschiffen im Hafen heftig beschossen wurde, und zwang am 6. Juni den neapolitanischen General Lanza mit 25 000 Mann zum Abzug. Am

27. Juli kapitulierte die Festung Milazzo, am 28. räumten die Truppen König Franz II. Messina mit Ausnahme der Citadelle. Am 21. August ergab sich Reggio di Calabria. In Filirischen rüßete Garibaldi über Cosenza und Eboli auf Neapel vor und hielt hier am 7. September unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug. Tags zuvor hatte König Franz seine Hauptstadt verlassen, um mit 40 000 Mann das rechte Ufer des Volturno sowie die Festungen Capua und Gnetz zu halten.

Am Volturno kam der Kampf zum Stehen, da Capua tapferen Widerstand leistete. Durch die Marken und Umbrien waren unterdessen zwei Heerstützen der Sardinier herangerückt, die jetzt unter dem Oberbefehl Victor Emanuels die neapolitanische Grenze von Norden her überschritten, um die Eroberung Unteritaliens zu vollenden. Nachdem sich am 21. October ein Plebiszit diesseits und jenseits des Faro für die Vereinigung des Königreichs beider Sicilien mit Sardinien ausgesprochen hatte, begrüsste Garibaldi am 26. in Sessa Victor Emanuel als König von Italien, legte seine diktatorische Gewalt in die Hände des Monarchen, dem er das Schicksal der Freiwilligen von Marsala ans Herz legte und schiffte sich am 9. November nach Caprera ein nach freiwilligem Verzicht auf jede Auszeichnung und Belohnung äusserlicher Natur.

Das Jahr 1860 bildet den Höhepunkt im Leben dieses uneigennütigen Volkshelden, dessen Name der glänzendsten einer sein und bleiben wird in der Geschichte der nationalen Einigung Italiens. Der Schutz, den Napoleon III. dem Patrimonium Petri angedeihen liess, verhinderte Garibaldi zweimal daran, in Rom siegreich einzuziehen und in Person die alte Weltherrscherin vom Quirinal aus zur nationalen Hauptstadt der Italis onita zu erklären. Bei Aspromonte (28. August 1862) musste ihm der italienische Oberst Pallavicini das Schwert entringen, bei Mentana (3. November 1867) unterlag er den Franzosen Faily. Aber noch im österreichischen Feldzuge von 1860 erwachsen dem geleierten Freischarenführer in den Judicarien gegen die Tiroler Schützen nur geringe Lorbern. Weder Erfolg noch Dank von irgend einer Seite erntete er im Dienste der dritten Französischen Republik im Kleinkrieg auf den Höhen um Dijon. Immerhin war es ihm vergönnt, in der italienischen Kammer der Deputierten die Regierung zu bewegen, die Regulierung des Tiber und die Sanierung der römischen Campagna in Angriff zu nehmen. Er starb am 2. Juli 1882 auf Caprera, wo seine Ruhestätte ein Wallfahrtsort des italienischen Volkes geworden ist. Rom hat dem tapferen Verteidiger der Porta San Pancrazio (1849) und verdienten Volks-

vertreter der ewigen Stadt (seit 1874) auf der Höhe des Monte Gianicolo ein stattliches Reiterstandbild errichtet.

Mag Garibaldi für die sogenannte hohe Politik zu wenig Einsicht und Rücksicht besessen haben, sein praktischer Blick, den er als Organisator der

Volkwehr, als Seemann, als Landwirt und als Industrieller (1850 in New York) gezeigt hat, lassen es beklagen, dass der 1862 von Ranzani gemachte Versuch, den thatkräftigen Mann für den Staatsdienst zu gewinnen, von der italienischen Regierung nicht wiederholt worden ist.

Karl Wille.

Richard Wagner.

(Geb. am 22. Mai 1813 zu Leipzig, gest. am 13. Februar 1883 zu Venedig.)

(Hierzu Bildnisse No. 513 u. 514.)

In keinem anderen Namen kann man die musikalisch-schichtliche Entwicklung der Neuzeit besser zusammenfassen als in dem Richard Wagners. Haben wir in Beethoven alles in allem den gewaltigsten Tonmeister des 19. Jahrhunderts zu verehren, so sieht seinem klassischen Schaffen das Drama Wagners als ein völlig neues, in sich abgeschlossenes Kunstwerk gegenüber, wie dem Empfinden früherer Epochen das des modernen Menschen, den es in Tönen widerspiegelt. Wagner hat aus dem gesamten Willen und Können seiner Zeit so zu sagen die Summe gezogen; die Bestrebungen seiner Vorgänger auf allen Gebieten hat er sich zu Nutzen gemacht und ihre Ergebnisse kraft seiner starken Individualität zu einem organischen Ganzen verschmolzen. Er war ein Erfinder im grossen Stile, dessen Gestaltungsvermögen alles übertrug; das, und nicht die spekulative Aufstellung seines Ideals hat ihn sein Ziel erreichen lassen. Da er sich von der absoluten Musik ab und fast ausschliesslich der Bühne zugewendet hat, kann man Wagners künstlerische Mission darin erblicken, dass er den Begriff der „Oper“ als einer Sonderkunst entwertet und an seine Stelle den des „Musikdramas“ gesetzt hat, als eines Kunstwerkes, das hinfür nach dichterischen Absichten gestaltet und von den allgemeingültigen Bedingungen der Dramatik nicht mehr unabhängig sein sollte.

Die Reformation der Opernbühne hat Wagner im wesentlichen durch drei Dinge angestrebt. Indem er seine Melodik nicht aus musikalischen Gesetzen, sondern aus dem Wortgefüge der Dichtung ableitete, deckte er zum ersten Male mit bewusster Klarheit eine Grundbedingung des wahrhaft dramatischen Gesangstiles auf. Die schon vor ihm zur Auflösung gebrachten Formen abgeschlossener Musikstücke entfernte er endgültig aus der Oper und entnahm auch hier die Bedingungen seines Bildens aus den Situationen und dem Wortlaut der Handlung. Endlich übertrug er das thematische Gewebe der Symphonie in das Opernorchester und baute im besonderen die

musikalische Symbolik, das „Leitmotiv“, zu einem wichtigen psychologischen Darstellungsmittel seiner dramatischen Absichten aus. Die Keime zu dieser ganzen Entwicklung hatten schon vor ihm andere Meister, namentlich Weber und Berlioz gelegt; Wagner führte sie aber zur Vollendung, indem er zum Prinzip erhob, was bis dahin nur zufällig und gelegentlich verwertet worden. Von den Romantikern übernahm er auch den Glanz und die Farbenpracht des instrumentalen Klanges, die seinem Orchester einen ungehörtten Reichtum an Ausdrucksmitteln und Charakteristik verliehen.

Nicht sofort erkannte Wagner den ihm vorgezeichneten Weg; allmählich und zunächst an vorhandene Vorbilder sukzessierend, rang er sich zur Selbstständigkeit durch. In dem „Liebesverbot“, den „Feen“ und „Rienzi“ benutzte er sich nach und nach aller Mittel der modernen Opernkomponisten, und erst vom „fliegenden Holländer“ ab wird sein Schaffen ein bewusst reformatorisches. „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, die Werke der mittleren Periode, weisen dann einen vollkommen eigenen Stil auf, den Wagner jedoch zu gunsten einer fortschreitenden Auflösung der Form und eines der Dichtung immer enger sich anschliessenden musikalischen Ausdrucks in seinen letzten Schöpfungen nochmals verlässt. „Tristan“ und „Die Meistersinger von Nürnberg“ stehen als einheitliche Kunstwerke unter allen Dramen Wagners wohl am höchsten; das eine der stärksten Reflexe seiner musikalischen Individualität, das andere besonders ergreifend durch das rein Menschliche seiner Handlung. Die Theorien aber des Meisters vom Musikdrama und dem dafür geeignetsten Stoffgebiet der Sage und des Mythos haben ihren künstlerischen Niederschlag vornehmlich in dem „Ring des Nibelungen“ gefunden. Die gewaltige Tetralogie des „Rheingoldes“, der „Walküre“, des „Siegfried“ und der „Götterdämmerung“ ist zugleich dasjenige Werk, das eine neu erstehende nationale deutsche Kunst am meisten befruchtet hat. Im „Parsifal“ endlich voll Wagners

Leben in einem wehevollen Sange des Glaubens und der Entsagung aus, die das religiöse Empfinden des Menschen wundersam mit der Intuition des Künstlers zu einem neuartigen Ganzen vereinigt und seine letzte Schöpfung weit über die Atmosphäre vulgärer Bühnenkunst hinausgehoben hat.

Wagners Leben war ein steter Kampf. Als er mit sich und seinen künstlerischen Idealen im Reinen war, begann für ihn ein langes, fast übermenschliches Ringen, um sich der Aussenwelt gegenüber zur Geltung zu bringen. Und als eine günstige Pöpfung ihm das Ziel seiner Wünsche erreichen liess und ihn in Verhältnisse brachte, wie sie wenigen beschieden

sind, galt es immer noch, die Prinzipien seiner Kunst im Widerspruch gegen die herrschenden Zustände zu verteidigen. Diese Fehde und das allseitliche Vordringen der neuen Anschauungen füllte die Geschichte der ganzen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wagner hat es noch erlebt, dass die Erkenntnis von seiner Bedeutung ins Volk drang; aber erst die Nachwelt konnte seine geschichtliche Stellung klar erfassen. Als eine der markantesten Aeusserungen deutschen Geisteslebens genossen Wagners Werke und Schriften eine weit über die Grenzen seines Vaterlandes reichende Verehrung.

Geboren wurde Wilhelm Richard Wagner zu Leipzig am 22. Mai 1813. Früh verlor er den Vater, der Polizei-Aktuar war, und nach dessen Tode die Mutter den Schauspieler und Lustspieldichter Ludwig Geyer in Dresden heiratete. Hier besuchte Wagner die Kreuzschule; als aber 1820 nach Geyer gestorben war und die Familie wieder nach Leipzig übersiedelte, absolvierte er das dortige Nicolai-Gymnasium und bildete zugleich seine musikalischen Talente durch den Klavierunterricht des Organisten Gottlieb Müller und die Kontrapunktstudien beim Kantor Weinlich aus. Durch den Beruf seines Stiefvaters wie seiner Geschwister — die Schwester Rosalie war Schauspielerin, sein Bruder Albert, der Vater der Johanna Jachmann-Wagner, ein an-

gesehener Sänger und Regisseur — kam der Knabe frühzeitig zu dem Theater in nahe Beziehungen. Schon auf der Schule beschäftigten ihn die Ideen zu grossen Tragödien nach dem Vorbilde Shakespeares; allmählich aber gewannen die musikalischen Neigungen die Oberhand. 1833 schrieb Wagner während eines Aufenthaltes bei seinem Bruder in Würzburg seine erste Oper „Die Feen“, deren Text er nach Gozzis Märchen „Die Frau als Schlange“ sich selber gemacht hatte. Im folgenden Jahre begann er seine Kapellmeisterthätigkeit als Musikdirektor am Stadttheater in Magdeburg. Hier verheiratete er sich mit der Schauspielerin Minna Planer



Richard Wagner.
(Letzte Aufnahme)

und schrieb seine zweite Oper „Das Liebesverbot“, nach deren 1836 erfolgten, wenig erfolgreichen Aufführung er seine Stellung mit einer gleichen in Königsberg vertauschte. Nach dem Bankrott des dortigen Theaters übertrug ihm Hofei 1837 den Kapellmeisterposten in Riga. Zwei Jahre war er hier am Theater und als Dirigent der Abonnementskonzerte thätig; dann wandte er sich über London nach Paris. Eine schlimme Zeit barrete seiner in der französischen Hauptstadt. Der Hoffnung, sich als Opern-Komponist

zur Geltung bringen zu können, musste er bald entsagen, und die Sorge für die Existenz nötigte ihn zu untergeordneten musikalischen Arbeiten und Journalistendiensten. Er fertigte Klavierauszüge, Transkriptionen, Arrangements und dergleichen an und litt schwer unter diesen Verhältnissen. Trotzdem wurde für ihn der dreijährige Pariser Aufenthalt, der ihn mit den glanzvollen Aufführungen der grossen Oper und mit Persönlichkeiten, wie Berlioz, Liszt und Meyerbeer bekannt machte, in vielen Beziehungen fruchtbar. In diese Zeit fällt die Beendigung des Rienzi und die Komposition der „Faust-Ouvertüre“ und des „Fliegenden Holländer“. Der Rienzi wurde auf Meyerbeers Empfehlung in Dresden angenommen und brachte ihm mit dem ersten Erfolge (1842) die dortige Hofkapellmeisterstelle ein. Mit dem Erscheinen des

„Fliegenden Holländer“ an derselben Bühne (1845) beginnt ein neuer Abschnitt in Wagners Leben und die Parteinahme für und wider ihn in der Öffentlichkeit. Sein Ansehen wuchs durch die glänzende Thätigkeit, die er als Dirigent während seines Aufenthalts in Dresden entfaltet hat. 1844 leitete er die Trauerfeier für C. M. von Weiser; 1846 die Aufführung von Beethovens IX. Symphonie. Mit der Aufführung des „Tannhäuser“, der am 19. Oktober 1845 zum ersten Male in Scene gieng, war sein Ruf als dramatischer Komponist endgültig befestigt. Bald machte aber seine Theilnahme an dem Mainaufstande des Jahres 1849 seiner öffentlichen Wirksamkeit für immer ein Ende. Zur Flucht gezwungen, wählte er sich zunächst nach Weimar zu Franz Liszt und ging dann über Paris nach Zürich. In der Schweiz hat Wagner die Mehrzahl seiner theoretischen Schriften und die Dramen seiner dritten Periode verfaßt, die bald eine vollständige Umwälzung des musikalischen Lebens herbeiführen sollten. Der noch in Dresden 1847 geschriebene „Lohengrin“ kam durch Liszts mutiges Eintreten 1850 in Weimar zur Aufführung und eroberte sich in kurzer Zeit die deutschen Bühnen. Sein Schöpfer aber blieb im Exil, bis er durch die Gast König Ludwigs II. von Bayern der Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne näher geführt wurde. Inzwischen hatte er während der season 1855 die Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft in London geleitet und sechs Jahre später in Paris,

durch die Opposition einer Clique, ein Fiasko seines „Tannhäuser“ erlebt. Nach erlangter Amnestie besuchte er 1862 Karlsruhe und Wien, ohne die Ausführung des inzwischen beendeten „Tristan“ durchsetzen zu können. Dieses Werk wurde erst durch die aufopferungsvolle Hilfe seines begeisterten Jüngers Hans von Bülow 1865 in München zum Siege geführt, wo im Juni 1868 auch die „Meistersinger“ zum erstenmal in Scene giengen. Bald darauf kehrte Wagner in die Schweiz zurück, gefolgt von Balows Gattin Kosima, der Tochter Liszts. In Tribschen bei Luzern, wo er dauernden Wohnsitz genommen hatte, führte er die Arbeit an den „Nibelungen“ weiter, deren erste Entwürfe bis in die Dresdener Zeit zurückreichen. „Rheingold“ und „Walküre“ wurden einzeln in München gegeben; die Gesamtauführung fand unter Hans Richters Leitung in Bayreuth statt und machte das Jahr 1876 zu einem der wichtigsten Daten in der Musikgeschichte. Mit einer grossartigen Feier (Aufführung der IX. Symphonie) war 1873 der Grundstein zu dem Festspielhaus gelegt; die Propaganda der Wagnervereine und das Protektorat des Königs von Bayern hatte die materielle Basis des Unternehmens gesichert. Wagner erlebte noch die Aufführung seines Bühnenweihfestspiels „Parsifal“ unter Hermann Levis Leitung im Sommer 1882. Krankelnd zog er sich nach Venedig zurück und starb hier im Palazzo Vendramin am 13. Februar 1883. Er liegt im Garten seiner Villa Wahnfried zu Bayreuth begraben.

Leopold Schmidt.

Karl Gerok.

(Geb. am 30. Januar 1813 zu Veitshagen s. d. Enz, gest. am 14. Januar 1890 zu Stuttgart.)

(Hanns' Bildnis No. 523.)

Als edler Mensch, als herbewegender Prediger, als lebenswürdiger Dichter — in dieser dreifachen Gestalt hat sich Karl Gerok die Zuneigung und Verehrung der Mitwelt erworben, lebt er in der Erinnerung der Nachwelt fort.

Der Erstgeborene eines schwäbischen Pfarrhauses erblickte Friedrich Karl Gerok am 30. Januar 1813 im Städtchen Veitshagen s. d. Enz das Licht der Welt. Das Knäblein zählte erst wenige Wochen, als der Vater — er hat es zuletzt zum Prälaten von Ludwigsburg gebracht — als Diakonus an die Sturtgarter Stiftskirche versetzt wurde. So ward die württembergische Residenz Geroks eigentliche Heimatstadt. Hier verlebte er in einem Kreise jüngerer Geschwister, von treulichen Eltern sorgsam erzogen, glückliche Jugendtage. Dem Sturtgarter

Gymnasium, dessen sämtliche Klassen er als hervorragender Schüler durchlief, dankte er gediegene wissenschaftliche Kenntnisse auf humanistischer Grundlage. Frühzeitig zeigte er mannigfaltige künstlerische Anlagen. Er zeichnete und malte mit eben so viel Eifer als Talent. Vor allem aber hatte es ihm die Dichtkunst angethan. Er versenkte sich in die Wunderwelt der grossen poetischen Zauberer und überliess sich selbst den Wonnen heimlichen Produzierens. Wiewohl er über der Ausbildung des Geistes die des Körpers nicht vernachlässigte, blieb er doch eine beschauliche, in sich gekehrte Natur. Als ein „still erzogenes Hausbüchlein“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, bezog er im Herbst 1832 die Tübinger Hochschule, um nach Familientradition und persönlicher Neigung im

dortigen evangelischen Seminar, dem weithinkenden „Stift“, sich der Theologie zu widmen. Er verstand sich auf die Kunst, massvollen Genuss fröhlichen Studentenlebens mit dem Ernst des Studiums zu vereinigen. Nach einem glänzenden Examen und anderthalbjähriger praktischer Wirksamkeit als Pfarrvikar in Stuttgart durchreiste er zu seiner weiteren Ausbildung Deutschland und hielt sich ein Semester lang in Berlin auf, wo er bei theologischen und sonstigen Celebritäten Vorlesungen hörte. Seit Mai 1840 versah er mehrere Jahre das ehrenvolle Amt eines Repetenten am Tübinger Stift. Im Februar 1844 trat er seine erste feste Bedienstung an: das Diakonat im Städtchen Böhlingen. Noch in demselben Jahre schloss er mit Sophie Kupff, die einer von älteren in Württemberg angesehenen Beamten- und Theologenfamilie entstammte, den mit Söhnen und Töchtern gesegneten Bund fürs Leben. Im Frühjahr 1849 kehrte Gerok nach Stuttgart zurück, zunächst als Diakon. Von Stufe zu Stufe allmählich emporsteigend, wurde er im Herbst 1868 Oberhofprediger und ordentliches Mitglied des Konsistoriums mit dem Titel und Rang eines Prälaten. Seine Verpflichtungen dem Hofe gegenüber erfüllte er mit feinem Takt, ohne seiner persönlichen Würde und Unabhängigkeit jemals etwas zu vergeben. Den mannigfachen Verrichtungen seines Hauptamtes gesellen sich zahlreiche mit Hingabe und Pflichttreue ausgeübte Nebenämter hinzu. Seine Mußestunden gehörten der Familie, dem säcularsten Verkehr mit fernem Freunden, der Lectüre, der literarischen Thätigkeit, dem Naturgenusse. Auf seinen regelmäßigen Abendgängen über die Stuttgart rings umschliessenden Höhen hin pflegte er seine Lieder im Kopfe zu entwerfen. Der Sommer führte ihn zur Erholung an den Bodensee, in den Schwarzwald, in die Alpen oder auch an das Meer. Gerok blieb bis ins Greisenalter im Vollbesitz seiner geistigen wie körperlichen Kräfte. Nachdem er noch in den ersten Tagen des Jahres 1890 seinen Berufspflichten nachgekommen war, musste er sich am 11. Januar, ergriffen von der damals in Stuttgart wüthenden Influenzepidemie, legen. Rasch artete die Krankheit in eine qualvolle Entzündung der Lungen aus, die drei Tage später seinem Leben und Wirken ein Ende bereite.

Die ehrfurchtgebietende Gestalt des würdigen Greises mit dem feinen, durchgeistigten Antlitz, das silberne Locken unspielten, prägte sich jedem, der ihn kannte, mit unverlöschlichen Zügen ein. Und wer konnte „den Herrn Oberhofprediger“ nicht in Stuttgart, ja im ganzen Lande! Auch ausserhalb der württembergischen Grenzen hatten ihn bei kirchlichen Festen und Feiern gar manche gesehen und gehört. Überall machte er denselben tiefen Ein-

druck eines die Herzen ergreifenden und gewinnenden, liebevollen Verkündigers des Evangeliums der Liebe. Das war kein strenger Sittenrichter, kein dünnrindiger Bossprediger. Der Geist der Milde und Duldsamkeit, den er schon von seinem Vater ererbt hatte, prägte sich mit den Jahren mehr und mehr zum Grundzug seines ganzen Wesens aus. Beseelt von echter Frömmigkeit und ein wahrhaftiger Zeuge der Herrlichkeit seines Gottes, spürte er doch zugleich einen mächtigen Zug zum Irdischen in sich, den er weder ertönen konnte noch mochte. Je mehr er den Bedürfnissen der Weltkinder gerecht zu werden und ihren Schwächen nachzufühlen wusste, ein desto eindressreicherer christlicher Lehrmeister, ein desto tüchtigerer Führer zum Guten war er für die weitesten Kreise, zumal für solche, welche dem christlichen Dogma freier gegenüberstanden. Gerade in einem Lande, wo seit Jahrhunderten viele Leuchten der Kirche freudlos, finsternem Pietismus und Zelotismus verfallen waren, musste sich die liebe Erscheinung eines Gerok um so leichter in zahllose Herzen einschmeicheln. Als erster Mahner und lieblicher Tröster nahe er seinen Beichtkindern. Wie wenig verstand er es, beim Konfirmandenunterricht die jungen Seelen für das Göttliche im Menschen zu begeistern und zu weihen. Doch die höchste Pflicht und das reinerste Vorrecht seines Berufs erblickte er in der Predigt, in der er unablässig der Vollkommenheit zustrebte. Betrat er doch niemals ohne sorgfältige Vorbereitung die Kanzel, auch nachdem er längst als einer der gefeiertsten geistlichen Redner Deutschlands anerkannt war. Seine Predigten waren streng logisch durchdacht und gegliederte Kunstwerke, durch die tadellose Klarheit ihrer Anlage und Ausführung für jedermann verständlich, durch die Weite und Freiheit ihres Horizonts für jedenmann anziehend. Die vollendete Schönheit der Form, der poetische Hauch, der über seiner Sprache lag, gewährte Kennern oberdies einen ansehnlichen ästhetischen Genuss. Durch die Wärme seines Vortrags, den Wohlklang seines Organs, die Lebhaftigkeit seiner Aktion erhöhte er noch den Eindruck seiner Rede. Allen denen, welche sein Wort nicht selbst hören konnten, dienen seine gedruckten Predigten zum Ersatz, die, in 7 Sammlungen erschienen, mit einigen anderen erbsüchtigen Schriften aus seiner Feder zu Lieblingsbüchern der christlichen Familie geworden sind.

Geroks Poesie trägt das Gepräge einer durch und durch harmonisch veranlagten, vornehmen und lebenswerten Persönlichkeit. Es blieb ihm versagt, nach Art der gewaltigen Genies die tiefsten Tiefen der Gedankenwelt zu durchmessen, die heissesten Gluthen der Leidenschaft zu entfachen, die Menschen bis ins innerste Mark zu packen und zu erschüttern. Er selbst, den neben anderen Tugenden auch die

lauterer Bescheidenheit geziert hat, war sich der Schranken seiner Begabung wohl bewusst. Aber in den gemässigten Zonen der Kunst, die hinter jenen höchsten Bergen lagern, herrscht er unumschränkt. Von ernstem sittlichen Pathos durchdrungen, von junger gemüthlicher Wärme durchsonnt, erfreuen seine klar und fasslich dargestellten, von glänzendem Sprachgewand umhüllten, in leichten Rhythmen anmutig dahingleitenden Gedichte durch edle Popularität von Inhalt und Form gleichermaßen Gebildete und Ungebildete, Alte und Junge. Wiewohl Gerok seit den Jugendtagen dichtete, bot er doch erst als gereifter Mann die Früchte seines Talents der Öffentlichkeit dar. Dafür finden sich aber auch schon in seinem ersten, 1857 unter dem Titel „Palmblätter“ herausgegebenen Gedichtbuche alle Vorzüge seiner Muse vereinigt. Diese Palmblätter thaten sofort zündende Wirkung und machten ihren Verfasser zum beliebtesten religiösen Dichter seiner Zeit. Sie wurden durch die späteren Sammlungen, die allerdings den Umfang von Geroka's Begabung erst in das rechte Licht setzten, weder an innerem Gehalt noch an äusserem Erfolg übertroffen. In den Palmblättern knüpft er an biblische Erzählungen oder Naturvorgänge Betrachtungen aus dem Bereiche des inneren religiösen Lebens. Aehnlich entwirft er in

den „Pflingstrasen“ von 1864 Bilder aus der Apostelgeschichte, namentlich aus Paulus' Leben. In den 1868 erschienenen „Blüthen und Sterne“ überwiegt das Weltliche. Das Jahr 1870/71 begeisterte ihn dann zu einem „Deutsche Ostern“ genannten Werke, worin er mit seinem Sang die grossen Ereignisse von der Kriegserklärung bis zum Siegesfest begleitete. 1878 veröffentlichte er eine neue Folge der Palmblätter, der er von der achten Auflage an den Titel „Auf einsamen Gängen“ gab. Während diese Sammlung wiederum vorzugsweise geistliche Poesie bietet, charakterisiert seine beiden Abschiedsgaben, „Der letzte Strauss“ (1884) und „Unter dem Abendstern“ (1886), bunte Mannigfaltigkeit des Inhalts.

Von den sonstigen literarischen Arbeiten Geroka's sollen nur noch die zuerst im Dabem und dann auch in Buchform abgedruckten „Jugendliederungen“ (1875) erwähnt sein, die gar anmutig zu lesen sind und willkommenen Einblick in das äussere Leben wie den geistigen Werdegang des Kindes und Jünglings gewähren. Leider ist er nicht dazu gekommen, aus seine Mannesjahre selbst zu beschreiben: aber das Lebensbild, das uns sein ältester Sohn Gustav bald nach des Vaters Tod geschenkt hat, ist zum grössten Teil aus eigenen Aufzeichnungen und Briefen Karl Geroka's zusammengestellt.

Rudolf Krauss.

Richard Rothe.

(Geb. am 28. Januar 1799 zu Posen, gest. am 29. August 1867 zu Heidelberg.)

(Hierzu Bildnis No. 5-6.)

RICHARD ROTHE ist unter den akademischen Theologen des 19. Jahrhunderts wie weinige Erzieher Freund und Vorbild vieler dankbarer Schüler geworden und hat durch seine persönlichen Beziehungen zu dem edlen Grossherzog Friedrich von Baden eine Gunst erfahren, die noch weniger zu Teil geworden ist, nämlich die, nicht bloss in Theorie und Unterricht, sondern auch in praktisch-kirchenpolitischer Schöpfung eine Spur seines weitherzig milden und doch tiefsinuig reichen Geistes hinterlassen zu dürfen. Er hat in den kirchlichen Verfassungskämpfen der fünfziger und sechziger Jahre für die badische Landeskirche mit dem Gemeindepriuzip zugleich die Duldung verschiedener, die christliche Frömmigkeit in verschiedener theologischer Gestalt ausprägender Richtungen durchsetzen und damit den Ruhm der badischen Landeskirche begründen helfen, eine der wenigen Kirchen zu sein, in denen der dogmatische Zwang ermässigt und dem Protestantismus die praktische Durchführung theo-

retisch längst geforderter und aus seinem Prinzip abgeleiteter Forderungen vorgönnt ist. So heftig gerade um deswillen die badische Landeskirche von den bürokratischen Staatskirchen und den in aller Strenge hergestellten Konfessionskirchen verunglimpft wird, so sehr weis man doch in Baden selbst ihn diese segensreiche That zu danken, durch die allen Hauptgruppen Luft geschaffen wird und durch die doch die Einheit in der Grundidee des evangelischen Protestantismus nirgends aufgehoben worden ist.

Aber dieses beides bildet nicht den eigentlichen Charakter seines Wesens und seines Lebenswerkes. Dieser Charakter besteht vielmehr darin, dass Rothes persönliche religiöse Stimmung wie seine Verarbeitung der modernen Erkenntnisse unter dem Einfluss dieser Grundstimmung eine eigentümliche und bedeutungsvolle Vereinigung der Hauptmotive der modernen Gesittung darstellt. Er gehört mit seiner ganzen Denkweise und Persönlichkeit dem Zeitalter der Epigonen des deutschen Idealismus an, wo die

in ihm verknüpften Denkmotive auseinandertraten, einseitig nach ihren Konsequenzen entwickelt worden, unter einem derart stark hervortretenden Exponenten eine neue Verknüpfung suchten und zugleich in der Auseinandersetzung mit dem neu andringenden exakt-naturwissenschaftlichen Geiste wie im Kampfe um politische und kirchliche Neubildung des im napoleonischen Zeitalter zerrütteten deutschen Lebens standen. Es ist die Periode des vorbismarckischen Deutschlands, die politische, kirchliche und soziale Bewegungen mit rein geistigen und literarischen noch eng verflocht und deren Liberalismus als ein ideales, allbeherrschendes Herrlichkeitsprinzip in sich schliessendes Humanitätsprinzip hoffnungsvoll neue Gestaltungen aus rein geistigen Kämpfen erzeugen zu können meinte. Es ist zugleich die Periode der positiven und negativen Nachwirkungen der Romantik und der klassischen Philosophie, die mit einem grossen begeisterten Aufschwung oder mit strenger Deduktion der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit Herr zu werden und normative Wahrheiten verhältnismässig einfach begründen zu können glaubte. Stellen Hengstenberg, Tholuck und Stahl, Neander und K. J. Nitzsch, Feuerbach, Vischer und Strauss, Baur und Hase, Freytag und Treitschke bestimmte Typen dieses geistigen Lebens dar, so ist auch Richard Rothe als ein solcher Typus zu betrachten. Er besass als das Zentrum seines Wesens eine immer unbeirrte, romantisch und pietistisch gefärbte, durchaus individualistische Frömmigkeit, suchte aber damit die Anerkennung der gesamten modernen Kultur in ihren literarisch-künstlerischen und politischen Aeusserungen zu verbinden. So macht er sein durchaus humanes, in Schleiermacherscher Weise empfundenes, und doch zugleich auf das grosse Erlösungswunder streng supernatural begründetes Christentum zum beherrschenden Exponenten einer alle moderne Erkenntnis und die ganze kirchenfreie moderne Kultur umfassenden Denkweise. Beide schienen ihm nicht bloss für einander bestimmt, sondern die im Sinne des deutschen Idealismus verstandene Kultur schien ihm geradezu das Erzeugnis des christlichen Geistes in der modernen Welt, das nur dieses seines Ursprungs sich nicht hinreichend bewusst ist und seine Krönung in einer religiösen Vollendung und Zusammenschliessung des ganzen vom modernen Kultur- und Sittlichkeitsstand getragenen Lebens erwartet. Die stehenden Kräfte, die es zu dieser Neubildung nicht kommen liessen oder sie wenigstens hinderten, schienen ihm in der kirchlichen Form des bisherigen Christentums zu liegen, die zwar ein notwendiges Erzeugnis der ältesten Kampfperiode des Christentums und ein unzertrennliches Mittel in der Erziehung der europäischen

Völker gewesen ist, die aber jetzt nach der Entstehung einer inhaltlich christlichen, aber nicht mehr formell kirchlich gebundenen Kultur nur mehr als Verhärtung und Verholzung, als Abschluss und Veräusserlichung der Religion wirkt. Der Katholizismus wurde ihm so zum Inbegriff der kirchlichen Periode des Christentums, die Reformation zur Anbahnung der Aufhebung der kirchlichen Form, deren völliges Verschwinden freilich erst die Aufklärung des Hegelschen Menschheitsstaates und der Beginn einer verklärten Menschheit bringen wird. Er selbst fühlte sich als Kind einer für diese Anbahnung wichtigen Epoche, aber noch innerlich weit von diesem Ziel. Er begnügte sich daher damit, für die Gestaltung der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse die praktischen Konsequenzen in der Erweichung des dogmatischen und antitheologischen Kirchentums zu ziehen und in einer gedankenreichen und oft auch sehr eigenartigen Spekulation dieses Idealbild der rein sittlich-religiösen, kirchenfreien, alle geistigen Güter auswirkenden Menschheit zu zeichnen, es als notwendiges Endergebnis aus dem Wesen Gottes und seiner durch Schöpfung und Erlösung zum vollendeten Geistesreich sich bewegenden Selbstentfaltung abzuleiten.

Diese Gedanken sind aus dem Wesen seiner Persönlichkeit erwachsen, die das feinste und biegsamste Verständnis für alle wissenschaftlichen, ästhetischen und kulturellen Werte besass, die aber zugleich in ihrem Kerne wesentlich mystisch und religiös veranlagt war. Sie sind jedoch durch seine Lebensführung bedeutsam gefördert und bedingt worden. Geboren am 28. Januar 1799 als Sohn eines hohen preussischen Beamten lernte er in seinem Vaterhause die Lebensformen der höheren Gesellschaft und einen moralisch strengen, charaktervollen Rationalismus kennen. Er selbst wurde schon in früher Jugend von der romantischen Bewegung der Zeit erfasst und beschloss, seiner Natur und ihren Antrieben folgend, Theologie auf einer der dem romantischen Geiste geöffneten Universitäten zu studieren. Dieser Entschluss führte ihn 1817 bis 1819 nach Heidelberg, wo er den Grund seiner Bildung und seiner wesentlichen Geistesrichtung wie seiner Liebe zum pfälzischen Volke legte. Zwar erfasste ihn dann noch ziemlich eindruckloses Studium in Berlin auf dem Wittenbergischen Seminar und noch mehr unter den Altlutheranern Breslaus der aus den Freiheitskriegen und der Romantik aufkeimende Pietismus, der ihn für einige Zeit sich selbst entfremdete, der aber im Grunde für ihn doch nur die strenge Konzentration auf sein religiöses Innenleben war, durch die sich sein Wesen in den Entwicklungsrisen der Jugend zu festigen suchte. Als Botschaftsprediger in Rom (1824–1828) wieder sich selbst zurückgegeben, kehrte

er von der pietistischen Ausschliesslichkeit zum verständnisvollen Studium der wissenschaftlichen und vor allem der systematischen Probleme des Christentums zurück und begann er seine besonderen Lehren als theosophische Interpretation der Bibel zu entwerfen. Zugleich schloss ihn der Verkehr mit dem Gesandten, Karl Josias von Bunsen, für die Welt der Gesellschaft und späterhin auch der Politik wieder auf. Von hier wurde er 1828 als Lehrer an das Wittenberger Seminar berufen, wo er in arbeitsreichen Jahren die entscheidende Klärung erlebte, seine Ansicht über die Kirche, ihr Wesen und ihre Entstehung ausbildete und sich zur spekulativen Ableitung und Begründung eines idealen kirchenfreien Christentums als des höchsten Zweckes alles Lebens anschickte. Aus den in dieser Zeit gesammelten Schriften sparse er dann seine Lehrtätigkeit in Heidelberg (1837—1849), wo

er die systematische und praktische Theologie vortrug, dann in Bonn (1849—1854), und schliesslich wieder in Heidelberg (1854—1857), wo er zu den systematischen Pächern die historischen hinzufügte. In dieser letzten Zeit veröffentlichte er seine Gedanken über das Christentum in seiner geossen fünfbandigen Ethik (1. Aufl. 1845—1848, 2. Aufl. 1867—72) und begann er den praktisch-kirchlichen Fragen wie den politischen Interessen näher zu treten, wo er mit den edelsten Bestrebungen des deutschen Liberalismus sich eins wusste. Am 20. August 1857 starb er zu Heidelberg, nach manchen schweren häuslichen Leiden, aber ungebrochen in seiner geistigen Kraft und betrauert von der allgemeinen Verehrung und Liebe. Am 9. Februar 1899 hat ihn eine Schaar dankbarer Verehrer und Schüler aus allen Ländern in der Heidelberger Peterskirche ein sichtbares Denkmal gestiftet.

Ernst Troeltsch.

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Geb. am 13. September 1830 zu Zdislaw in Mähren.)

(Hierzu Bildnis No. 57.)

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH, die sich mit Anneme von Droste-Hülshoff in den Ruhm teilen darf, Deutschlands grösste Schriftstellerin zu heissen, ist am 13. September 1830 auf dem Schlosse Zdislaw in Mähren als Tochter eines Grafen Dubsky geboren. Es ist ein bemerkenswerter „Zufall“, dass die beiden bedeutendsten unter den deutschen Schriftstellerinnen dem Adel entsprossen sind. Der äussere Lebensgang der Ebner-Eschenbach vollzieht sich einfach und fast ereignislos. Das Unglück, die Mutter schon in den ersten Lebenstagen zu verlieren, wurde ein wenig dadurch gemildert, dass eine geist- und liebevolle Stiefmutter an die Stelle trat. Achtzehn Jahre alt, heiratete die Komtesse Dubsky ihren um fünfzehn Jahre älteren Vetter, den damaligen Hauptmann und späteren Feldmarschall-Lieutenant Baron Moritz von Ebner-Eschenbach. Die Ehe war, wenn auch kinderlos, so doch voll Glück und Frieden, bis sie im Jahre 1898 durch den Tod des Gatten getrennt wurde. Trost suchte die verwitwete Dichterin in einer Reise nach Rom, die zugleich ihre erste grössere Reise überhaupt gewesen ist. Das ist alles, was vom Lebenslauf dieser bedeutenden Frau berichtet wird.

Den Beruf der Dichterin häufte die Komtesse Dubsky schon in sehr jungen Jahren in sich. Voll jugendlichen Ueberschwangs teilt die genau Vierzehnjährige ihrer Gouvernante den festen Entschluss brieflich mit, „entweder nicht zu leben oder die grösste

Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden“. Der Siebzehnjährigen sprach in einem von aller konventionellen Hoflichkeit freien, klug und kühl abwägenden Urteil kein Geringerer als Grillparzer den innersten Beruf zum Dichten zu. In Wirklichkeit ging es mit dem Ausreifen der dichterischen Persönlichkeit aber recht langsam vorwärts. Denn das Starke und Hohe braucht längere Zeit des Wachsens bis zur Vollendung. Noch langsamer stellte sich der Erfolg und Beifall ein. Denn das Besondere und Eigenartige und zugleich das Schiefe und Klare wird leicht von oberflächlichem Urteil misachtet. Die Dichterin begann zunächst um die Gunst der dramatischen Muse sich heiss zu bemühen. Doch haben weder die „Maria Stuart“ in Schottland noch die „Marie Roland“ in Frankreich der österreichischen Marie von Ebner-Eschenbach bis auf den heutigen Tag Erfolg gebracht, und sie werden es wohl auch nicht. Denn ihre wahre und selbständige Begabung weist die Dichterin auf die epische Art der Auffassung und Darstellung hin. Das Drama wird in seinem tiefsten Grunde aus einer Zweiteiligkeit der Welt und der Dichterseele geboren. Marie von Ebner-Eschenbach aber ist — darin Fontane vergleichbar — eine gerade und stark dastehende Einheit.

„Es ist nicht ganz leicht, diese Natur in wenig Worten deutlich darzustellen, gerade wegen ihrer Ein-

heitlichkeit, Geradsheit, Gesundheit, sonnigen Heiligkeit und Wärme. Einer ihrer eigenen Sätze verdeutlicht vielleicht der Dichterin menschliches und künstlerisches Wesen am besten. Sie schreibt: „Es giebt eine Entwicklung der Menschen, einen Fortschritt zum Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht.“ Dasselbe drücken auch die Worte aus: „Man muss das Gute thun, damit es in der Welt ist.“ Die sittliche Kraft der Menschenseele, der Trieb zum Sittlichen, der dem Menschenherzen ureingeboren ist — das ist es, von dessen Existenz Marie von Ebner-Eschenbach fest überzeugt ist. Dass das Sittliche und Gute da ist in dieser Welt, daran glaubt sie. Und sie ist so veranlagt, gerade dieses Gute und Sittliche immer besonders deutlich und klar wahrzunehmen, auch wo es anderen verborgen bleibt. Aus solcher Weltanschauung heraus ergibt sich für sie naturgemäß das Kunstprinzip: „Kunst ist die zeitliche Offenbarung des Ewigschönen und Ewigguten.“ Und wiederum aus jener Weltanschauung heraus stellt sich vor sie das psychologische Problem, zu zeigen, wie einer aus drückendster Enge und dumpfer Niedrigkeit vermöge des sittlichen Drucks des Herzens zur sittlichen Freiheit einer in sich geschlossenen, mit der Welt fertigen, idealen Persönlichkeit herauswächst. Man hat um dieses bei ihr immer wiederkehrenden psychologischen Problems willen ihre Romane als „Erziehungsromane“ anzusempeln und zu markieren gesucht. Doch dürfte der Ausdruck etwas schief gewählt und irreführend sein. Denn sie will nie und nimmer eine Lehre geben, eine „Moral von der Geschichte“ aufzischen.

Dazu ist sie viel zu sehr objektiv schauende ästhetische Künstlerin. Nicht ein „Du sollst“, sondern ein „So ist es“ spricht stets aus ihren Werken. Sie ist Idealistin, aber sie ist von der Realität des Ideals überzeugt; so ist sie zugleich Realistin. Vom Standpunkte dieses ihr eigenen realistischen oder konkreten Idealismus findet sie sich denn auch völlig folgerichtig mit den „Naturalisten“ ab, wenn sie — im „Palemon“ — schreibt: „Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur wie sie, wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: einen edlen Zug im Angesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen.“

Wesen und Werke dieser Frau und Dichterin fügen schliesslich und zuguterletzt einpor als Wahrzeichen, bis zu welcher Höhe und Höhe die Natur des Weibes auch jetzt schon in unseren Tagen sich auszuwachsen vermag. Marie von Ebner-Eschenbach hat niemals agitatorisch in die Frauenfrage eingegriffen. Aber sie hat für die Frauenbewegung unendlich mehr getan. Sie hat allein durch ihre Existenz, durch die Existenz einer auf sich selbst gestellten, durch ihre Sittlichkeit freien Persönlichkeit die Emanzipation des Weibes unmittelbar als Thatsache vor aller Augen gestellt. Durch die Schönheit ihrer Seele, durch ihre starke Güte und milde Weisheit steht sie in unbestreitbarer Überbürtigkeit neben jedem Besten unter den Männern. So war es denn nicht nur eine verdiente Ehrung der Dichterin, sondern mehr noch eine sinvolle Huldigung der Frau gegenüber, als ihr zum siebzehnten Geburtstag die philosophische Fakultät der Universität Wien den Dokortitel verlieh.

Max Lorenz.

Hermann Burmeister.

(Geb. am 15. Januar 1869 zu Stralsund; gest. am 2. Mai 1892 zu Buenos Aires.)

(Hierauf Bände No. 518.)

In einer nicht allzu fernem Zeit beherrschten die Ebenen Südamerikas eine grosse Tierwelt. Wo heute Herden verwilderter Pferde und Rinder, also Tiere, die erst in der Zeit nach Columbus ins Land gebracht worden sind, die weite Grassteppe beleben, da hausten damals riesenhafte Faultiere: das Megatherium, das den Elefanten an Masse übertraf, und der in seiner roten Wollhaut noch durch besondere Knochenansätze verpanzerte Mylodon. In ihrer Gesellschaft fanden sich Gürteltiere von der Grösse des Rhinoceros, echte Elefanten aus der Gruppe der

Mastodons und Scharen eingeborener Pferde, denen gigantische, löwenstilige Katzen nachsahen. Unbekannte Ursachen, vielleicht Dürren, vielleicht Epidemien, haben diese ganze Wunderwelt noch vor unserer Entdeckung Amerikas wieder fortgeführt. Aber als Europäer sich dort ansiedelten, als sie hier und dort den Pampas-Lehm aufgruben, da erschien dieser Lehm wie ein einziges Grab noch ganz frischer Riesenknochen. Kundige Hand setzte die Gerippe wieder zusammen. Als in Goethes Tagen so das erste auferstandene Megatherium nach Europa

kam, schien alles Märchenhafte, Ueberraschende der „Urwelt“ in diesem Koloss verkörpert. Das erste Staunen ist dann in unseren Tagen dem noch intensiveren gewichen vor der Tatsache, dass diese Ungeheuer gar nicht in eine eigentlich entlegene Urwelt, zu Ichthyosauriern und Pterodaktylen, gehörten, sondern noch von den Ahnen der heutigen Indianer fleissig gejagt worden waren. Zuletzt sind Fellstücke eines Mylodon in einer patagonischen Höhle gefunden worden, die so frisch waren, dass man sich gefragt hat, ob nicht noch ein Nachzügler heute gar an irgend einem unbesuchten Fjord dort unten lebendig hausen möchte.

Das ganze Bild jener mysteriösen Riesen, ihre Auferstehung in modernen Museen, der Kampf um ihre Daseinsbedingungen, dieses ganze Natur- und Naturforscherdrama bildet recht eigentlich den Hintergrund, das grosse Milieu für die stadtliche Gestalt eines der ausgezeichnetesten Naturkundigen und Naturlehrer, die Deutschland im neunzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat, — für Hermann Burmeister.

Burmeister begann seine Laufbahn als Gymnasiallehrer in Berlin. Sein ursprüngliches wissenschaftliches Spezialfach war Insektenkunde. Er fasste sie alsbald so tief, dass er mit 25 Jahren ein Handbuch der Entomologie herauszugeben begann, das in einem Umfang als Universalwerk dieser Wissenschaft angelegt war, das es vollständig wohl fünfzig und mehr Bände hätte umfassen müssen. Nach fünfzehnjähriger Arbeit ist das Werk mit dem fünften Bande als Torso liegen geblieben. Der Verfasser war dorthin wenigstens Professor der Zoologie in Halle geworden. Hier ging er von der lebenden Tierwelt allmählich zur ausgestorbenen und so zur Geologie überhaupt über. Die Insekten traten in den Hintergrund. Auch seine weiteren Werke behielten aber alle den Stich ins Grosse, Abschliessende, mit dem er dort eingesetzt. Was der derbe, zähe, rastlos arbeitende Mann angriff, das vertiet fortan etwas von der Klaue des Riesen. Er besass die ganze Gabe des Polyhistor der älteren Zoologie, aber getauert durch einen geistreichen Zug, der ihn doch wieder über der Masse der Dinge schweben liess. Aus diesem seltenen Gemisch von Solidität und Esprit heraus hat er in guter Stunde das volkstümliche Werk „Geschichte der Schöpfung“ geschaffen, das für seine Zeit (1843) eine klassische

Leistung war und Jahre lang dem gebildeten Laien Ersatz geboten hat für den unvollendeten letzten Teil des Humboldtschen „Kosmos“. Aber Burmeister hatte sich 1848 wie so viele seiner akademischen Kollegen in die Politik gemischt, und als die stürmischen Wellen sich verliefen, dauerte es ihn nicht mehr recht dabei; teils aus politischem Misstrauen, teils aus einem erwachten Bedürfnis, sich weiter noch auszubreiten, mehr noch selbst zu sehen und geistig zu umgreifen als den Heimatboden einer kleinen deutschen Universität. Amerika hatte es ihm angethan. Zweimal ging er als Reisender hin, fast die ganzen fünfziger Jahre hindurch. Gründlich, wie daheim über seinen Insektenkästen, durchquerte er ganz Südamerika.

Mit Anfang der sechziger Jahre aber zog er zum dritten mal und jetzt für immer hinüber. Was einst Bonpland tragisch misslungen, das zwang er mit eiserner Kraft. Ganz für sich allein und durch seine Person bildete er eine Art fester zoologischer und geologischer Station, die das Terrain von Buenos Aires aus schrittweise für die Forschung eroberte. Unter höchst verwickelten Pionierverhältnissen gründete und leitete er den Spaniern dort ein unschätzbares Museum. Der Ort gab ihm dabei von selbst seine endgiltige Spezialität: die ausgestorbenen Ungeheime des Pampas-Lehms. Jahrzehnte lang erschien er als ihr berufener Geschichtschreiber. Seine robuste Lebenskraft (er sprach im Scherz wohl von seiner „körperlichen Unsterblichkeit“) schenkte ihm noch drei volle Jahrzehnte ungeschwächter Arbeit da dröben. Die jüngere Zoologengeneration kannte ihn gar nicht mehr anders als so — neben einem Megatheriumskelen, das er selbst prachtvoll wieder zusammengesetzt, als der ewige Reisende, der nie wieder kam, der zu Südamerika gehörte wie Livingstone zu Südafrika. Mit achtzig Jahren fuhr er noch im Lande herum wie ein Junger, sammelnd, beschreibend, zeichnend wie einem Heissjungen nach dem „Thatsächlichen“, als sei der enorme Kreis seines Wissens ihm immer noch armselig winzig. Und was er schrieb, das atmete bis zuletzt den guten alten Geist solider deutscher Gelehrtenarbeit. In seiner Person steckte eine gewisse Ähnlichkeit mit Leopold von Buch, ein gewisser Aristokratenstolz der Selbstarbeit, des Selbstmachens, der beiden so gut stand und ihnen im Gros ihrer Fachgenossen das scharfkantige individuelle Profil wahr.

Wilhelm Bälzsch.

Wilhelm Konrad Röntgen.

(Geb. am 27. März 1845 zu Lempeg.)

(Hierin Bildnis No. 519.)

Seit der Mitte des Jahrhunderts haben sich die Physiker mit einer gewissen Vorliebe mit den schönen Entladungs-Erscheinungen in luftverdünnten — sogenannten Geislerschen oder Hittorfschen — Röhren beschäftigt. Diese Vorgänge gehören den interessantesten Grenzgebieten an, wo elektrische und optische Phänomene eng ineinander greifen, bei deren Beobachtung der Forscher am meisten hoffen darf, unter günstigen Bedingungen in einem glücklichen Augenblick „ins Innere der Natur zu schauen“ und den Schleier, der die geheimnisvollen Naturvorgänge verhüllt, zu lüften. Im einfachsten Falle gestaltet sich die gebräuchlichste Versuchsanordnung etwa in folgender Weise: Durch eine kleine, an ihren beiden Enden mit Platinstäbchen versehene Glasröhre lässt man die Entladungen eines Induktionsstromes sich vollziehen. Man bezeichnet mit Michael Faraday die Stelle der Röhre, wo der positive Strom eindringt als Anode und wo die Wirkungen des negativen Stromes beginnen als Kathode. Die Versuche zeigen, dass mit der Veränderung der Luftverdünnung auch die Lichterscheinungen ändern werden. Hat die Luftverdünnung eine gewisse Grenze erreicht, dann lässt sich leicht feststellen, dass von der Kathode aus dem Auge unsichtbare Strahlen geradlinig fortschreiten und dort, wo sie die Glaswand der Röhre treffen, ein seltsames, fluorescirendes Licht erzeugen. Die „Kathodenstrahlen“ haben durch ihre vielen seltsamen Eigenschaften seit einigen Jahrzehnten die Bewunderung der Eingeweihten erregt und eine Hochflut wissenschaftlicher Arbeiten und glücklicher Entdeckungen veranlasst.

Am Schluss des Jahres 1895 war auch Wilhelm Röntgen, der damals als Professor in Würzburg wirkte, mit solchen Untersuchungen beschäftigt. Einst hatte er in einem dunklen Zimmer die Hittorfsche Röhre vollkommen mit schwarzem Papier umhüllt, so dass bei der Entladung keine Lichtwirkung beobachtet werden konnte. Da bemerkte er, dass ein mit Baryumplatincyankür bestrichenes Blatt, das er hervorsuchte, bei jeder Entladung hell aufleuchtete. Er schloss daraus, dass dem Auge unsichtbare Strahlen die dunkle Papierschicht durchdringen müssen und das Aufleuchten veranlassen. Bei späteren Untersuchungen erkannte er, dass die neuen Strahlen, die er als X-Strahlen bezeichnete, an der Stelle der Hittorfschen Röhre sich bilden, wo die Kathodenstrahlen das Fluoreszenzlicht erzeugen. Röntgen veröffentlichte seine Entdeckung im Dezember 1895 in den Sitzungsberichten der Würz-

burger physikalisch-medizinischen Gesellschaft unter dem Titel: „Vorläufige Mittheilung“ „Ueber eine neue Art von Strahlen“. — Die „X“ oder, wie man jetzt besser sagt, die „Röntgen-Strahlen“ sind im Stande, verhältnissmäßig dicke Papierschichten, Holzbretter, dünne Bleche, Fleischtheile und viele andere Stoffe zu durchschreiten und von weniger durchleuchtbaren Körpern schattenartige Bilder auf einer photographischen Platte zu erzeugen. Ihre grosse Bedeutung für die Medizin wurde durch Röntgens Versuch, das Skelet seiner Hand auf die photographische Platte zu fixieren, am besten dargelegt. Diese Darstellung war ein glücklicher Griff, der die Erfindung weltberühmt und in jedermanns Mund brachte.

Man kann Röntgen kurzweg als den „glücklichen FINDER“ bezeichnen, denn wohl niemals früher auf wissenschaftlichem Gebiete haben sich die Hoffnungen, die man an die ersten Versuche knüpfte, so bewahrheitet, wie bei dieser Gelegenheit. Die Möglichkeit, durch die Körper hindurchsehen zu können und damit den menschlichen Fähigkeiten eine neue Eigenschaft hinzuzufügen, wirkte so verblüffend, dass zur Zeit der Entdeckung die ganze Welt wie von einem Rauche befangen wurde und die Begeisterung für die Erfolge der modernen Naturwissenschaft alle Köpfe einnahm!

So stellten sich die Röntgen-Strahlen zunächst als Mittel für eine neue diagnostische Methode dar und als ein vortreffliches, experimentelles Werkzeug zur näheren Erkenntnis vieler Naturvorgänge. In neuerer Zeit fand man, dass sie auch direkt als Heilmittel bei Tuberkulose, Krebs und ähnlichen Krankheiten zu wirken vermögen.

Auf Grund der Röntgenschen Entdeckung hat sich eine neue Wissenschaft aufgebaut, deren Ziel und deren Ausbreitung sich nicht abschätzen lässt.

Wilhelm Konrad Röntgen ist am 27. März 1845 zu Lempeg geboren. Seine akademischen Studien machte er in Zürich, wo er 1869 zum Doktor promovirte. Dann war er nacheinander an den Universitäten zu Würzburg und zu Strassburg als Assistent seines Lehrers Kundt thätig. Seine akademische Lehrthätigkeit begann er im Jahre 1874, um welche Zeit er sich in Strassburg habilitierte. Nach der Reihe wirkte er dann als Professor der Physik an der Akademie zu Hohenheim und an der Universität zu Strassburg. Im Jahre 1879 wurde Röntgen als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen und vertauschte 9 Jahre später diese Stellung mit der Lehrkanzel an der Universität Würzburg. Hier führte er

seine genialen Untersuchungen aus, die seinem Namen Unsterblichkeit verliehen.

Röntgen hat sich auch sonst durch Untersuchungen in vielen Gebieten der Physik als ein geschickter Experimentator und weitsichtiger Forscher

bewiesen. Seine Bedeutung als Entdecker lässt sich wohl so formulieren: er hat mit vielen seiner Berufsgenossen nach einem fernem Ziele gestrebt, das er als erster erreichte, und nun mehr und anderes fand, als er suchte und hoffen durfte zu finden!

Franz Bondt.

Alfred Nobel.

(Geb. am 21. Oktober 1833 zu Stockholm, gest. am 10. Dezember 1896 zu San Remo.)

(Hierzu Bildnis No. 520.)

In der Mitte der vierziger Jahre vollzog sich auf dem Gebiete der Sprengtechnik ein Umschwung, der von grösster Bedeutung für die Entwicklung der Waffentechnik wurde, wodurch wiederum eine Revolution im Kriegswesen und in der Kriegsführung hervorgerufen ward. Damals fand Schönbain, dass durch Einwirkung von Salpeter- und Schwefelsäure auf Baumwolle sich ein neuer Sprengkörper — die Schiessbaumwolle — bildet, die in ihrer Wirkung alles bis dahin Dagewesene übertrifft und gegen die sich das Pulver als ein unschuldiges Mittelchen erweist.

Diese Entdeckung veranlasste die Chemiker, die beiden Säuren auch auf verwandte Körper probeweise wirken zu lassen, um womöglich noch mehr Sprengstoffe zu erhalten. Bei diesen Versuchen gelangte Sobrero zur Entdeckung des Nitroglycerins; indem er eine Mischung von Salpeter- und Schwefelsäure tropfenweise in eingedicktes Glycerin goss.

Die gewaltigen Kräfteäusserungen dieser Stoffe haben in jener Zeit Militärs und Chemiker wie ein Sturm erfasst und die stolzesten Hoffnungen erweckt. Die Versuche aber, die neuen Zerstörungsmittel in grossen darzustellen, klärten nach kurzem, scheinbarem Gelingen zu einem totalen Fiasko. Bald ereigneten sich aller Orten, wo sich Schiessbaumwolle- und Nitroglycerinfabriken befanden, Katastrophen von einem Umfange und einer Gewalt — und zwar ohne jeden ersichtlichen Grund —, dass die Fabrication eingestellt werden musste.

So stand die Angelegenheit, als der schwedische Chemiker Alfred Nobel die Versuche aufnahm, und in der Folge fast allein eine neue Sprengtechnik schuf und ihre Methoden systematisch ausbaute. Alfred Nobel muss als der unerschrockenste, genialste und glücklichste Meister auf diesem Gebiete bezeichnet werden. Er verstand es nicht nur, durch neue Bindungen bekannter Stoffe Sprengmittel von den gewaltigsten Eigenschaften zu schaffen, sondern ihnen auch Formen zu geben, in denen sie nur im gewollten Augenblick betätigt sind, ihre Kräfte zu

betätigen. Es liegt etwas Titanisches in der Wirksamkeit dieses seltenen Mannes.

Seine Jugendjahre hat Nobel in Russland zugebracht, wo sein Vater mit Unterstützung der russischen Regierung mit grossen industriellen Unternehmungen beschäftigt war. Im Jahre 1859 kehrte die Familie nach Stockholm — die Geburtsstadt Alfred Nobels — zurück, und hier widmete er sich chemischen und technischen Studien. Bereits drei Jahre später war er eifrig mit der technischen Ausgestaltung der Nitroglycerinfabrikation im grossen beschäftigt, und auch die nächsten Jahre sind allein diesen Untersuchungen gewidmet. 1864 überlebte er glücklich eine grosse Explosion, die keinem Forscher auf diesem Gebiete geschenkt bleibt; sein Laboratorium ging in die Luft.

Die Thatsache lässt Nobel auf neue Mittel sinnen, um die Explosionsmöglichkeit des Nitroglycerins zu vermindern. In eigenartigster Weise gelangt ihm das im Jahre 1867 mit der Erfindung des Dynamits. In interessanter Art spielt hierbei der Zufall eine Rolle.

Bei der Versendung gefährlicher Flüssigkeiten pflegte Nobel die Gefässe in feine Infusorienerde — sogenanntes Kieselgur — einzubetten; das hatte den Zweck, die Flüssigkeit aufzusaugen und am Ausfliessen zu verhindern, wenn zufällig eine der Flaschen zerbrach. So geschah es einst; und Nobel fand in der mit Nitroglycerin getränkten Infusorienerde einen ganz vortrefflichen Sprengkörper, der fast die Gewalt des Nitroglycerins besitzt, aber bei weitem nicht seine gefährlichen Eigenschaften!

Was der Zufall bei der Herstellung des Dynamits lehrte, hat Nobel dann in vielfacher Weise variiert und eine sehr grosse Reihe von wichtigen Explosionsstoffen geschaffen, die man in ihrer Gesamtheit als „die Dynamite“ zu bezeichnen pflegt. Um sich einen grösseren Wirkungskreis zu eröffnen und die neuen Sprengkörper für den Kriegsgebrauch in den Grossstaaten einzuführen, siedelte er 1869 nach Frankreich über, wo er in Saint Sevran (Seine-

es-Oise) ein grosses Laboratorium begründete. Hier war er hauptsächlich mit der Durchforschung und Ausbildung des sogenannten rauchlosen oder besser rauchschwachen Pulvers beschäftigt.

Von ihnen sei besonders das „Ballistit“, auch wohl „Nobels rauchschwaches Pulver“ genannt, erwähnt, das aus einer Mischung von Colloidium und Nitroglycerin besteht.

Die französische Militärverwaltung nahm sich seiner Erfindung damals nicht an. Nobel errichtete deshalb auch in den anderen Grossstaaten Europas Fabriken zur Herstellung des rauchlosen Pulvers. In England, Spanien, Russland, Oesterreich, überall entstanden seine der Fabrication und der Erweiterung seiner Erfindung dienenden Laboratorien. Erwähnung mögen u. a. die ausgedehnten Werke in Donauberg an der Elbe finden, mit welchen zugleich Geschütziglaserien und andere Kriegszwecken dienende Fabriken verbunden waren.

Neben dem grossen Forscher muss man in Nobel den Grossindustriellen von weitesten Gesichtspunkten bewundern, eine Fähigkeit übrigens, die seiner Familie als Erbsstück vom Vater übertragen zu sein scheint. Auch Nobels Brüder haben grosse Erfolge in der industriellen Ausnutzung der Naturprodukte aufzuweisen. Berühmt sind die Anlagen der Gebrüder Nobel zu Baku; hier befinden sich die bedeutendsten Bohrungen auf der Erde zur Gewinnung von Naphta und Petroleum. Alfred Nobel war nicht nur als Besitzer an den Unternehmungen seiner Brüder, sondern auch wesentlich bei der Ausgestaltung der technischen Massnahmen beteiligt.

Die gewaltigsten Sprengmittel in ihrer elementaren Form sind die Schiessbaumwolle und das

Nitroglycerin. Bei der Durchforschung „der Reihe der Dynamite“ vereinigte u. a. Nobel auch diese beiden Stoffe und erhielt aus ihnen ein gelatineartiges Gemenge, die sogenannte Sprenggelatine. Es ist das der explosivfähigste und kräftigste Körper, den man bisher unter den Sprengstoffen herzustellen vermochte. Die Energie, die die Sprenggelatine entwickelt, ist etwa doppelt so gross wie die Gewalt des Dynamites und mehr als viermal so gross als die des neueren Schiesspulvers. Sie wird fast ausnahmslos für die Sprengung in Bergwerken verwendet.

In seinen letzten Jahren betätigte Nobel seine Erfinderkraft auch zur Gewinnung friedlicher Körper. So hat er z. B. ein künstliches Leder mit verhältnissmässig einfachen Mitteln zu erzeugen vermocht.

Der eigenartige Geist, der den Meister der Zerstörung beseelte, offenbarte sich glänzend in seinem Testamente. Fast sein ganzes Vermögen, das etwa 50 Millionen Francs betrug, stellte er in den Dienst wissenschaftlicher und humaner Bestrebungen. Die Zinsen werden in vier Preisen verteilt für wichtige Entdeckungen auf den Gebieten der Physik, der Chemie, der Medizin und Physiologie und für das vorzüglichste, in einer beliebigen Sprache verfasste Werk, das sich durch hohe, ideale Tendenz auszeichnet. Am eigenartigsten ist der fünfte Preis, der dem zu teil werden soll, der am meisten zur Förderung praktischer Menschenliebe, durch Verminderung der stehenden Heere und dergleichen, beiträgt.

Gewiss ein merkwürdiger Mann, der die Schätze, die ihm die mächtigsten Kriegsmittel in den Schoss schüttraten, im Interesse des Friedens verwandte.

Franz Benét.

Heinrich Heine.

(Geb. am 13. Dezember 1797 oder 1799 zu Düsseldorf, gest. am 17. Februar 1856 zu Paris.)

(Hiczu Edéon No. 321.)

Es giebt wenige Namen in der Literaturgeschichte, die so viel gelobt und so viel gescholten sind, wie der Heinrich Heines. Aber das Eine wird doch heute kaum in Abrede gestellt, auch selbst nicht einmal von denen, die gegen seinen Charakter schwere Bedenken tragen, dass Heine der erste lyrische Dichter des deutschen Volkes nach Goethe sei.

Er heisst auch einer der ersten Mänter des Jahrhunderts, selbst nachdem es feststeht, dass er nicht am 1. Januar 1800, sondern wahrscheinlich am 13. Dezember 1797 oder 1799 geboren ward. Um sein Leben und Schaffen, seine Vorzüge und Fehler zu erklären und zu verstehen, muss man sich das

Eine vergegenwärtigen: Heinrich Heine war ein Jude, der in den Tagen der napoleonischen Fremdherrschaft einerseits und der aufblühenden Romantik andererseits in einer katholischen Stadt am Rhein geboren ward. Alle diese Elemente und Kontraste müssen zusammengefasst werden, um sein Wesen zu erklären. Sein Vater, Samson Heine, war ein schlichter Kaufmann, seine Mutter, Betty Heine geb. van Geldern, die Tochter eines alten und gebildeten Hauses. Der aufgeweckte und frühreife Knabe besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, dann wurde er zum Kaufmannsstande bestimmt und 1815 als Volontair in der Frankfurter Wechselbank, im

folgenden Jahre aber im Comtoir seines reichen Oheims, Samson Heine, zu Hamburg untergebracht. In diese Zeit fällt seine erste unglückliche Liebe zu der Tochter seines Oheims, Amalie Heine, und auch seine erste dichterische Betätigung in den „Traumbildern“. Mit Hilfe seines Oheims etablierte er 1818 ein Kommissionsgeschäft in englischen Manufakturwaren, das aber schon im folgenden Frühjahr liquidierte. Dann erst gestattete man ihm, sich dem Studium u. zw. der Jurisprudenz zu widmen. Er besuchte die Universitäten zu Berlin, Bonn und Göttingen, promovierte an letzterer Universität und trat 1825 zum Christentum über. Dann lebte er in Hamburg und München, wo er Redakteur der „Neuen politischen Annalen“ war. Im Mai 1831 ging er nach Paris, wo er bis zu seinem Lebensende blieb. Ein schweres Rückenmarksleiden fesselte ihn jahrelang an die berühmte Matratzenruft; in dieser Zeit war Mathilde Heine geb. Mitel, mit der er sich im Jahre 1841 vermaählte, seine treue Pflegerin. Er starb nach langen Leiden in der Nacht vom 16. zum 17. Februar 1856 in Paris und wurde seiner eigenen Bestimmung nach auf dem Kirchhof Montmartre beerdigt.

Wenn man Heine verstehen will, so muss man auf die Romantik zurückgehen, von der er ausgegangen und deren Feinschloss er zerstört hat. Die Ironie und der Witz der Romantik sind der Schlüssel zu dem Verständnis der rätselhaften Dichternatur Heines. Das jüdische und das rheinische Naturell vereinigen sich in ihm zu einer seltsamen Harmonie; das katholische Element der Rheinlande bildete einen bunten Gegensatz von mächtiger Wirkung; später übte die philosophische Weltanschauung Hegels und die Goethe-Anbetung des Salons von Rahel Varhagen einen nicht geringeren Einfluss auf ihn aus.

Nachdem er schon 1821 mit „Gedichten“ und zwei Jahre darauf mit seinen beiden Tragödien „Almansor“ und „Ratcliff“ debütiert hatte, ohne damit grösseres Aufsehen zu erregen, erschienen im Jahre 1827 sein „Buch der Lieder“, welches zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese eigenartige Erscheinung in deutschen Dichterkreise lenkte. Das Fesselndste war zunächst die grandiose Subjektivität Heines, die dem, was die Romantiker nie auszusprechen wagten, lebenssprühenden und farbenprächtigen Ausdruck gaben. Dazu kam ein Reichtum an Bildern und Formen, an Figuren und Empfindungen, der die Rückkehr zu dem Jungbrunnen des Volksliedes ankündigte und darstellte; und diese volksliederartigen Gedichte waren nicht nachgeahmt und nicht nachempfunden, sondern zumeist Original in der Erfindung wie in der Ausführung, im Stoff wie in der Sprache. Die Form war scheinbar vernachlässigt,

aber es lag hierin eine gewisse Kokerterie, damit der poetische Stoff desto mehr kontrastiere mit der kunstlosen Form. Was Heine aber von der Romantik trennte, das ist das rein Menschliche in seinen Gedichten, der Hauch des freien Geistes, der uns daraus entgegenweht, und der kecke Realismus der Zeichnung wie der Darstellung.

Der hauptsächlichste Vorwurf, den man gegen Heine erhob, gipfelt in der Behauptung von der Unwahrhaftigkeit seiner Empfindungen und in dem Spott, den er mit den höchsten Idealen der Menschennatur geübt haben soll. Dieser Vorwurf beruht aber auf vollständiger Unkenntnis seiner Poesie. Sein Spott trifft nie das Ideal selbst, sondern nur das, was jene hohle romantische Zeit als Ideal verehrte oder doch zum mindesten der gläubigen Menge anpries. Gerade der Schmerz darüber, dass das Ideal in dieser Welt und vor allem in dieser Zeit keine Heimstätte auf Erden habe, erzeugte seinen Spott. Daraus entstanden jene Kontraste und Dissonanzen, welche so oft die Einheit der Stimmung in seinen Gedichten zerreissen. Wer aber in diesen Dissonanzen nur ein eitles literarisches Spiel oder eine beabsichtigte Wirkung vermutet, der hat übersehen, dass ja der Dichter sein eigenes Selbst und seine Zeit, die er beide genau kannte, in seinen Gedichten versponnen wollte, und dass diese Selbstverhöhung einem höheren Trieb nach Wahrheit entsprungen ist, sodass aber auch, dass jener sentimentale Hauch von Stimmung, der zuerst über diesen Gedichten liegt, in den meisten Fällen durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Dichters, sondern ein romantisch übertriebenes Gefühl ist, das er ironisch auflösen will, wobei er von einer geheimen Grundstimmung ausgeht, die ebenso jenem krankhaften Stimmungshauch wie dieser grellen Dissonanz entgegengesetzt ist und dem reinen Quell der Poesie entspringt.

Auch Heines Humor ging aus derselben Weltanschauung hervor, aus der der Humor zu allen Zeiten als ein ins Unerwartliche gehender Kontrast hervorgegangen, aus der Erkenntnis, dass die Welt trotz ihrer Grösse und Schönheit dennoch voller Thorheiten und Widersprüche sei, dass alles, was in ihr entstehe und hübe, schon den Keim des Verderbens in sich trage, dass auch der Herr der Schöpfung nichts sei als der Spielball einer unwiderstehlich absoluten Gewalt, der sich Objekt und Subjekt gleich unterwerfen müssen. Dieser Humor tritt am klarsten in seinen „Reisebildern“ (Hamburg 1826–31, 2 Bde.) hervor. Obwohl nur ein Reisetagebuch voll flüchtiger Erfindungen und Einfälle, erregte das Werk zu seiner Zeit doch ein ungeheures Aufsehen. Heine hat in seinen Prosaschriften dem modernen Kulturmenschen die Zunge gelöst, er gab

hin zu sagen, was er leide und warum er eigentlich so tief unglücklich sei. Darin liegt das Geheimnis der tiefen Wirkung, die seine Prosaarbeiten ausübten: sie wirkten so ausserordentlich, weil jeder das unbehaglich Zerklüftete seiner eigenen Lebensstimmung in realistischer Spiegelung daran vorfand. Die „Reisebilder“ waren das erste freie Aufatmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre; die unerhörte Subjektivität, die bunte Mischung studentischer Keckheit, blasierter Lebensgenusses und philosophischer Dialektik fesselte jung und alt in seinen Bann. In dieser Mischung der Kontraste lag aber auch die Theorie von Heines Prosastil, der eine gewaltige Revolution in der deutschen Literatur hervorgebracht und diese lange Zeit ausschliesslich beherrscht hat. Er ist Meister in der Behandlung musikalischer Perioden und weiss die Gegensätze durch so geschickte Wendungen zu verbinden, dass man ihn auch als Sprachkünstler nachrichtig bewundern muss. Natürlich hatte Heine auch die Fehler seiner Vorzüge und diese gelangen in den „Reisebildern“ mehr noch als in dem „Buch der Lieder“ zur Herrschaft. Seine masslose Subjektivität, sein kokettes Spiel mit grossen Empfindungen und heroischen Thaten, endlich die jener matten und thalernamen Zeit allerdings wie stilles Gift mündende Frivolität mussten ernsten Gegnern wirklich als Gesinnungslosigkeit erscheinen. Die „Reisebilder“ sollten nach Heines Willen ein literarisches Forum werden, in dem er dem Publikum alles sagen wollte, was er auf dem Herzen hatte. Einige Kenner, die sein Freund Karl Immermann dem zweiten Band der Reisebilder einfügte, wurden der Ausgangspunkt einer Polemik gegen Platen, die später bedenkliche Dimensionen annehmen sollte und Heine viele Feinde zugezogen hat.

In Paris beschaffte sich Heine ausschliesslich mit seinem grossen Lebensplan, ein besseres Verständnis zwischen Deutschen und Franzosen, wenigstens auf geistigen Gebiete, herzustellen. Seine Schriften „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ (Paris 1833), „Die romantische Schule“ (Paris 1836), „Französische Zustände“ (Hamburg 1833), „Der Salon“ (Hamburg 1833—1840, 4 Bde.), „Vermischte Schriften“ (Hamburg 1834, 3 Bde.) sind Zeugnisse dieses Strebens. Ein neues Element trat in seinen beiden humoristischen Epen „Deutschland, ein Wintermärchen“ (Hamburg 1844) und „Atta Troll“ (Hamburg 1847) hinzu. Die Verfolgungen, die gegen ihn als den Apostel des jungen Deutschland gerichtet wurden, die Ausschreitungen der politischen Poesie und andere Unzuträglichkeiten hatten ihn tief erbittert. In seinem „Atta Troll“ wollte er eine Satire auf den philosophischen Radikalismus, die politische Tendenzdichtung und die deutsche Kritik liefern; sein Wintermärchen „Deutschland“ ist ein

Juwel unserer satirischen Literatur. Es ist unstreitig Heines witzigste Dichtung. Mit dem unbezweifelten Recht des Humors geisselt er die pedantischen Zustände Deutschlands zu jener Zeit.

Auch an dem Cynismus des Wintermärchens konnten sich nur diejenigen stossen, denen die grossen Satiriker der Weltliteratur unbekannt waren. Wie tief aber der Dichter von der Berechtigung der Poesie, von ihrer grossen Aufgabe durchdrungen war, das bezeugt die Schlossparabase des Wintermärchens, wo er aus den singenden Flammen der Poesie ein neues Geschlecht mit freien Gedanken entstehen sieht, dem er seine tiefsten Geheimnisse anvertrauen will. Vorher aber hatte er noch harte Kämpfe mit Wolfgang Menzel, der ehemals sein guter Freund war, mit Gustav Pflüger u. a. zu bestehen. Aus den trüben Stimmungen, die ihn in jener Zeit erfüllten und eine Erlösung seiner poetischen Schaffenskraft befürchten liessen, ist jene Bitterkeit zu erklären, in die sich Heine schliesslich immer mehr hineinredete und schrieb und die ihn rings um sich nur eine Welt von Feinden sehen liess. Als der schönste dieser Feinde erschien ihm Ludwig Börne. Durch eifrige Zwischenhändler wurden die Missbilligungen zwischen beiden fortwährend genährt. Der ganze Ingrimm, der sich in Heine allmählich gesammelt hatte, kam zum Ausbruch, als Börne im Jahre 1837 gestorben war. Heine schrieb sein Buch „Ueber Börne“ (Hamburg 1840) und antwortete darin auf die Angriffe Börnes mit einem Totengericht, das den tiefen Gegensatz zwischen den beiden Naturen in schärfster Weise klagte. Aber die Wirkung, die sich Heine von diesem Buche versprochen, blieb aus. Es trug ihm neue Kämpfe, Feindseligkeiten und sogar ein Duell ein. Mit dem „Romanzero“ (Hamburg 1831) und den „Geständnissen“ schliesst die poetische Laufbahn des Dichters in wirkungsvoller Weise ab. Beide erregten ungeheures Aufsehen, da sie Vieles bestätigten, was über die Rückkehr des Dichters zum Glauben verbreitet worden war. In beiden Werken machte er Frieden mit Gott und der Welt. Alle Gegensätze in diesem merkwürdigen Naturell: kindlicher Glaube, wilder Unglaube, ruhvolle Liebe, rastloser Hass, glühende Begeisterung, frostige Empfindungslosigkeit, ideale Höhe der Weltanschauung und abstossende Trivialität des Witzes, naive Gottfreudigkeit und schauerlicher Pessimismus vereinigen sich noch einmal zu einem Bilde von geheimnisvoll tiefer Schönheit. Gerade um dieser Schönheit willen wird aber dieses Bild, zu dem die aus seinem Nachlasse herausgegebenen Gedichte und Memoiren noch manchen wirkungsvollen und charakteristischen Zug bieten, fortleben nicht nur in der deutschen Poesie, sondern in der gesamten Weltliteratur. Gustav Karpf.

Friedrich August Wolf.

(Geb. am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, gest. am 8. August 1824 zu Marseille.)

(Hierzu Bildnis No. 52.)

Im Januar des Jahres 1783 berief der preussische Minister von Zedlitz einen jungen, dreißigjährigen „sehr geschickten Mann aus dem Hannoverschen“, den Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz, Friedrich August Wolf (geb. am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhausen in Thüringen, seiner umfassenden Vorbildung nach im wesentlichen Autodidakt, 1777 in Göttingen als „philologische studiosus“, ohne in ein höheres Verhältnis zu Chr. Gurl. Heyne zu kommen, 1779 Kollaborator in Ilfeld, 1782 Rektor zu Osterode) an die Universität Halle als ordentlichen Professor der Philologie und Pädagogik. Er war auf den Gelehrten aufmerksam geworden durch dessen Ausgabe von Platos „Gastmahl“ (1782 mit Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache für Schulen), die zum erstenmal die Verwirklichung jener „durch eine in rhetorischer und logischer Analyse mehr auf den Inhalt der alten Autoren gerichteten Interpretationsmethode“ bot, wie sie der Philosoph auf dem preussischen Throne in einem die Verbesserung des gelehrten Schulunterrichts betreffenden Schreiben an den Etatsminister Freiherrn von Zedlitz empfohlen hatte. Selten wohl ist die Berufung eines bis dahin fast unbekanntes Mannes auf die akademische Kanzel von grösseren und segensreicheren Folgen für die Wissenschafts- und Bildungsgeschichte eines Volkes geworden, als die Friedrich August Wolfs nach Halle. Als er seine Lehrthätigkeit dort begann, fehlte den Altertumsstudien in Deutschland jegliche systematische Geschlossenheit. Wohl war auf grammatisch-kritischem Gebiete durch L. A. Ernesti, auf historisch-antiquarischem durch Heyne und vor ihm durch J. M. Gesner, vor allem auch durch Winkelmann viel Anerkennenswertes geleistet worden, aber im wesentlichen war man noch in völliger Abhängigkeit von den Holländern und Engländern, und das, was wir heute unter klassischer Philologie verstehen, war stets eine Nebenabzweiglinie der Theologie geblieben. Ihre Freiheit und Selbständigkeit, ihr organischer Ausbau sollte der Altertumswissenschaft jetzt werden durch einen Mann, den die feurige Natur seines Geistes auch auf jedem andern Gebiete zum Reformator hätte werden lassen. Die mehr als zwanzig Jahre der Lehrthätigkeit Wolfs in Halle (1783—1806) sind geradezu als die Grundlage jener Renaissance der klassischen Altertumswissenschaft im neunzehnten Jahrhundert zu bezeichnen, die man in der Geschichte der Philologie sich gewöhnt hat die deutsche Periode zu nennen. Damit ist auch

die Berechtigung gegeben, dass wir an dieser Stelle F. A. Wolfs gedenken. Mag der grössere Teil seines Lebens und die fruchtbarste Zeit seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer und Gelehrter dem vorigen Jahrhundert angehören, ihrer Bedeutung nach steht seine überragende Persönlichkeit an der Spitze der Philologie des neunzehnten Säkulums, und bis in unsere Zeit hinein erstrecken sich in dieser Wissenschaft und weit darüber hinaus die Nachwirkungen dieses unendlich reichen Geistes, dessen Namen wir gerade jetzt, in der unlängst erschienenen Vorrede zu dem gewaltig geplanten thesaurus linguae latinae, an erster Stelle finden als des Schöpfers und Begründers der Idee eines neuen Wörterbuchs der lateinischen Sprache: „Gesneriano et Porcelliniano locupletior atque ordinator“.

Dass es Friedrich August Wolf gelang, in verhältnismässig kurzer Zeit nach seinem Einzug in Halle zu jener allherrschenden Stellung in der Altertumswissenschaft zu gelangen, wie sie vor ihm und nach ihm nie einer besessen hat, ist in erster Linie in seiner Persönlichkeit als Lehrer begründet. In begeistertsten Worten sprachen bald seine Schüler von ihm, dem die pädagogische Thätigkeit weit über der des Schriftstellers stand, dem das geschriebene und gedruckte Wort in seiner Bedeutung verschwand gegenüber „jenem zarten Reiz, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird“. Wir brauchen nur jene glänzenden kleinen Proemia, die in den Jahren 1784—1803, dem Index lectionum der Universität Halle vorgedruckt waren, hervorzusuchen, um zu sehen, dass hier ein begeisterter und gortbegnadeter Lehrer uns entgegentritt, „ein gemialer Sprecher“, wie Berohardy urteilt, „dessen natürlicher Beruf zu lehren war, der auf die geheimen Regungen der Jugend und die Stufen ihrer Fassungskraft lauscht und sie an seine Person zu fesseln weiss“. Ganz im Gegensatz zu den utilitarischen Grundsätzen des Philanthropismus, wie sie noch Wolfs Vorgänger E. Chr. Trapp in Halle gelehrt hatte, geht es ihm niemals, praktisch leicht verwertbare Einzelkenntnisse zu vermitteln, sondern er suchte seine Schüler in den Geist der Wissenschaft einzuführen und ihnen methodische Grundsätze mitzuteilen, die zur Erwerbung eigener Ansichten reizten und zur selbständigen Weiterarbeit anregten. Das

gelenkigste byzantinische, das Wolf sich selbst als die höchste Aufgabe gestellt hatte, sollte auch der Leisern werden für die, die zu seinen Füßen saßen. Neben den Vorlesungen, die allmählich das gesamte Gebiet der Altertumswissenschaft behandelten einschließlich Mythologie und Numismatik, und die sich dadurch auszeichneten, dass er aus einem schier unerschöpflichen Schatze von Gelehrsamkeit heraus stets freigestaltend seine eigenen Ansichten in anmutigstem Gewande, lateinisch wie deutsch, vorzutragen verstand, war es das 1787 eröffnete philologische Seminar, dem Wolf seine ganz besondere Fürsorge zuwandte. Hier, vor dem engen Kreise weniger Auserwählter, gab er sein Bestes; mit bewunderungswürdiger Nachsicht nahm er sich jedes einzelnen an, suchte ihn methodisch vor allem zu fördern, nährte aber auch die sittliche Persönlichkeit, indem er strengste Selbstaetik und rücksichtslose Wahrheitsliebe als erste Tugend auch des Philologen lehrte. Wenn wir unter seinen Lieblingsschülern Männer nennen wie Immanuel Bekker, August Böckh, Ph. Buttmann, Heindorf, Johannes Schulze, so erkennen wir am klarsten den unendlich weitreichenden Einfluss, den dies Wolfsche Seminarium philologicum auf das Bildungswesen des deutschen Volkes ausübte. Das humanistische Prinzip, dem wir die glänzende Entwicklung unseres höheren Schulwesens im neunzehnten Jahrhundert verdanken, ist hier zur Kraft und Klarheit erwacht, und wie eine Verpflichtung gegenüber den Manen Fr. A. Wolfs fühlen wir es, wenn wir destruktiven Tendenzen, wie sie in unseren Tagen im Sinne eines neuen Philanthropinismus auf dem Gebiete des höheren Schulwesens entstanden sind, mit aller Schärfe der Ueberzeugung entgegenreten.

In innigem Zusammenhang mit diesem Prinzipie des Humanismus, das als der Hauptinhalt der Wolfschen Wissenschaft zu bezeichnen ist, steht auch seine oft geschilderte Beziehung und Gemeinschaft mit den grossen Männern, denen wir die zweite Blüteperiode unserer Nationallitteratur zu danken haben, vor allem mit den beiden, Goethe und Wilhelm von Humboldt. Wie Wolfs tiefgetragene Gelehrsamkeit für diese die Führerin wurde zur Anteilnahme an der Neubeseelung der Altertumswissenschaft, so empfing er auch von ihnen manche Anregung, die ihn seine Wissenschaft sub specie aeternitatis betrachten lehrte als wichtigen Beitrag zur Menschheitsbildung, zur harmonischen Gestaltung aller Geistes- und Gemütskräfte. Und als die zünftige Philologie, selbst ein David Ruhnken, dem als „principi criticorum“ das Buch gewidmet war, sich noch nicht reif zeigte für das Verständnis eines Werkes, wie es in Wolfs „Prolegomena ad Homerum“ Ostern 1795 zu Tage trat, war es Goethe, der mit fast liebe-

voller Art auf die neuen Ideen einging, der den Gelehrten als Befreier feierte, um uns dann wenig später „Hermann und Dorothea“ als die köstlichste Frucht der Wolfschen Anregungen zu schenken. In der That begründeten Wolfs Untersuchungen über die Entstehung und Fortpflanzung der homerischen Gesänge, die sich ihm als ein Produkt von Jahrhunderten darstellen, nicht nur in der klassischen Philologie eine neue Epoche, sondern dies „Meisterwerk eines mehr als Lessingschen Scharfsinns“, das nach Goethes Urteil „die ganze gebildete Menschheit im tiefsten aufregte“, übte befruchtenden Einfluss auf die gesamten historischen Wissenschaften aus, wie die Forschungen Niebuhrs, später Lachmanns u. v. a. uns lehren. Mochten andere Gelehrte vor Wolf ähnliche Gedanken über die homerischen Gedichte ausgesprochen haben, hier war zum ersten Male in streng methodischer Weise die Mauer der Tradition durchbrochen, hier war — wenn Wolf selbst es auch nicht anerkennen wollte — der erste wissenschaftliche Ertrag der Intuitionen Herders gegeben und ein Werk geschaffen, das an fundamentaler Bedeutung unmittelbar neben Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums rückt. Auch das zweite Werk, dessen wir hier gedenken müssen, Wolfs „Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Weg und Zweck“, jene Gründungsurkunde der klassischen Philologie als selbständiger, organisch gegliederter Disziplin (Berlin 1807), ist gewissermassen ein Produkt der oben geschilderten Gemeinschaft. Galt es zunächst auch nur, eine Zusammenfassung der Hallischen Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie zu geben, so waren doch vielleicht die besten, die grundlegenden Gedanken, besonders jene scharfe und für die Entwicklung des höheren Schulwesens in Deutschland so fruchtbare Betonung des Hellenentums und die Hervorhebung des Beitrags, den die Altertumswissenschaft zu leisten hat für die Erzeugung der harmonischen Menschheitsbildung, entstanden in dem lebendig geistigen Verkehr mit Goethe und Wilhelm von Humboldt. Jenem als dem „Kenner und Darsteller des griechischen Geistes“ war der glänzende Aufsatz gewidmet, und wie sehr der Einfluss Humboldts fast auf jeder Seite zu spüren sei, hat Wolf selbst zu wiederholten Malen dankbar anerkannt.

Die Aufhebung der Universität Halle, die Folge der unglücklichen Schlacht bei Jena (1806), war für Wolfs Leben von der einschneidendsten Bedeutung. Wir müssen ihn einem Baume vergleichen, der aus fruchtbarer Erde hervorgehoben wird, um an anderem, minder günstigem Orte weiter zu wachsen. Feste Wurzeln konnte er nicht mehr fassen nach der glücklichen hallischen Zeit, und wie gross auch seine Verdienste noch sind um die Gründung der

Universität Berlin, um die Ausgestaltung des höheren Schulwesens in Preussen, er zog sich immer mehr zurück; Kranklichkeit, Streitigkeiten mit Fachgenossen und früheren Freunden, an denen vielfach sein immer mehr zu Schroffheit und Launenhaftigkeit sich entwickelnder Charakter alleinige Schuld trug,

verbitterten sein Leben. Feta von der Heimat fand er sein Grab; auf einer Reise nach Nizza, wo er Stärkung seiner Gesundheit suchte, starb er zu Marseille am 8. August 1824 und wurde auf dem dortigen Kirchhofe an uns unbekannter Stelle begraben.

Paul Anket.

Sören Kierkegaard.

(Geb. am 5. Mai 1813 zu Kopenhagen, gest. am 11. November 1855 ebenda.)

(Hierzu Bildtaf. No. 525.)

Am Schlusse des Jahrhunderts ist die Aufmerksamkeit im skandinavischen Norden wieder auf den grossen Schriftsteller gerichtet, dessen aesthetische, philosophische, religiöse und agitatorische Schriften in der Mitte des Jahrhunderts die Gemüther in so grosse Bewegung setzten. Eine Volksausgabe seiner Schriften ist im Erscheinen begriffen und hat gleich grossen Anklang gefunden. Ein Kreis von Forschern, vereint durch Bewunderung der Sprache und der Gedanken Kierkegaards, besorgen diese Ausgabe, in welcher auch die für Leser der Gegenwart notwendigen Noten und Erläuterungen gegeben werden.

Einem Kreis von Lesern und Bewunderern hat Kierkegaard immer gehabt. Es gab immer solche, die aus seinen Werken — bald mehr den ästhetischen, bald mehr den religiösen, bald mehr den philosophischen — geistige Nahrung sogen. Und seine Gestalt stand mehr oder minder klar für die öffentliche Meinung da als ein Protest gegen Aeusserlichkeit, Gewöhnheitsmässigkeit und offiziellen Formalismus auf dem Gebiete des Geisteslebens. Was er suchte und forderte, war persönliche Wahrheit und Ehrlichkeit im Glauben und im Leben. Er wollte, dass die Gedanken, Bilder oder Dogmen, in welchen das persönliche Menschenleben seinen Ausdruck und seine Ruhe findet, in selbständiger und eigentümlicher Weise angeeignet sein sollten, so dass man sich nicht einbildet, nach einer anderen Lebensanschauung als der, welche man wirklich hat und praktisch zu behaupten vermag, zu leben. Diesem einfachen Gedanken — einer Erneuerung der sokratischen Forderung: *Erkenne dich selbst!* — opferte er sein ganzes Leben, seinen Reichtum an Phantasie und Stimmung, an intellektueller Energie und an agitatorischer Kraft.

Kierkegaard beabsichtigte von Anfang an keine Massenwirkung, und das Wort „Volksausgabe“ würde in seinen Ohren einen üblen Klang haben. Sein Schlagwort war „der Einzelne“, und wenn er

einige Bedeutung für sein Volk zu haben meinte, bestand diese darin, jedem Einzelnen im Volke zu lehren, wie er ein eigentümliches Selbst, ein selbstständiger geistiger Mittelpunkt sein könne. Er war daran gewöhnt, seine Bücher auf einsamen Wegen oder einsam auf den Landstrassen zu sehen. Nur selten erlebte er, dass neue Auflagen erschienen. Einen grossen Teil seines Vermögens verwendete er auf seine Autorentätigkeit, die seine Mission und seine Ehre war. „Einige meiner Landsleute“, sagte er einmal, „meinen, es sei ein armes Gewerbe und eine kümmerliche Anstellung, Schriftsteller in Dänemark zu sein. Sie meinen nicht nur, dass dies für einen zweideutigen Verfasser wie mich gilt, sondern dass es auch für die ausgezeichneten gilt. War es denn aber eine geringe Anstellung, in Griechenland Beamter zu sein, obgleich es Geld kostete?“

Anfangs war es gewiss nicht das Gefühl, eine Mission zu haben, das Kierkegaard zum Produzieren trieb. Es hatte sich in seinem Innern eine Welt von Stimmungen, Phantasieen und Gedanken gesammelt, die Form und Ausdruck forderten, und er fühlte, dass sein Vermögen, die dänische Sprache zu gebrauchen, eben so gross wie seine Liebe zu dieser Sprache war.

Als er seine schriftstellerische Wirksamkeit begann, quollen die Ströme der Gedanken und der Bilder mit einer solchen Fülle und Kraft hervor, dass er zusammengebrochen wäre, wenn er die Arbeit nicht auf bestimmte Stunden täglich beschränkt hätte. Er hat erklärt, dass er niemals nötig hatte, die Muse anzurufen, um Gedanken zu bekommen; vielmehr musste er widerstehen, sich gegen den Reichtum der Gedanken wehren. Aber hinter diesem grossen Produktionsdrange und Produktionsvermögen lag eine Kraft, die der Arbeit noch grösseren Schwung verlieh: die Schwermut, das tiefste und geheimnisvollste Element in seiner Natur. Sie gewöhnte ihn daran, in Möglichkeiten und Phantasieen zu leben, in

der Welt der Bilder und der Gedanken zu finden, was die Wirklichkeit nicht bieten konnte, — gewöhnte ihn aber auch daran, die Disharmonie zwischen Ideal und Wirklichkeit in seinem eigenen Leben und in dem Leben anderer festzuhalten. Und gegen die umgarnende Macht dieser Schwermut fand er ein Gegengewicht in der Produktion; diese diente als Ventil. Seine literarische Thätigkeit war ihm ein Mittel dazu, seine Aufmerksamkeit den inneren Abgründen seiner Seele zu entziehen. „Gleich jener Prinzessin in 1001 Nächten rettete ich mein Leben durch das Produzieren“, sagt er in seinen Tagebüchern. Seine Mission hat er erst entdeckt, nachdem er dem Drange seiner Natur gefolgt war; er ist sein eigener Arzt gewesen, ehe er der Arzt anderer ward.

Als die Periode der gewaltsamsten Produktion, die sich über drei Jahre (1843—1846) erstreckt, zu Ende war, hatte er ein grossartiges Werk geschaffen: eine Schilderung der verschiedenen Stadien und Krisen des Menschenlebens durch die zusammenwirkenden Kräfte der Dichtung, des Denkens und des religiösen Gefühls. Er hatte versucht, den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Lebensanschauungen und den entsprechenden inneren seelischen Verhältnissen darzutun. Mit polemischem Ausblick auf die Neigung der damaligen Zeit zu abstrakten, spekulativen oder phantastischen Lösungen der grossen Lebensprobleme führte er den Kampf der Lebensanschauungen in die innere Welt des praktischen, lebenden Menschengehirns zurück, gleichwie Sokrates seiner Zeit das Denken vom Himmel auf die Erde zurück führte. Man meint vielleicht, dass seine Bedeutung auf jene Periode, wo eine abstrakte Spekulation Modesache geworden war, beschränkt sein muss. Aber Kierkegaard hat selbst gesehen und erklärt, dass seine Polemik jeder Neigung gilt, die Lebensprobleme in solcher Weise zu lösen, dass das Innere der Einzelnen nicht das eigentlich Entscheidende wird. So lange und so weit eine rein wissenschaftliche Problemlösung nicht möglich ist, behält er Recht und gilt seine Mission. Und selbst das wissenschaftlich Entscheidende muss, wenn es für unser persönliches Leben etwas bedeuten soll, in den Kreis unserer innersten, selbstwicksam erworbenen Gedanken aufgenommen und einverleibt werden.

In der ersten Periode der literarischen Wirksamkeit Kierkegaards tritt er als Dichter, Denker und Prediger auf. Als Dichter hat er kein einzelnes rein poetisches Werk hervorgebracht. Sein Dichtervermögen zeigt sich in den Bildern, Szenen und stimmungsvollen Naturschilderungen, die in seine Schriften eingeflochten sind, und in dem Glanze, womit er seine Beispiele auszustatten vermag. Man würde eine poetische Auswahl aus seinen verschiedenen Schriften machen können zum Nutzen derer, die sich nicht für seine abstrakten Gedanken interessieren. Als Denker hat er die Grundzüge einer vergleichenden Lebensphilosophie gegeben in seiner Schilderung der „Stadien auf dem Lebenswege“. Ausserdem hat er in seiner Erkenntnistheorie die Grundgedanken der kritischen Philosophie behauptet, und besonders von dieser Seite hängt er mit der Geschichte der Philosophie am Schlusse des Jahrhunderts zusammen. Aber ganz besonders hat er das religiöse Problem mit einer Schärfe und mit einer Energie gestellt, die nach allen Richtungen klärend und reinigend gewirkt hat. Als religiöser Redner ist er durch seine feine, eindringende Erörterung der Verhältnisse des inneren Lebens charakteristisch; er folgt ihnen in die zartesten Nuancen, immer wachsam jeder Art von Selbsterregung gegenüber. Er hebt besonders das Distanzmoment, die Ehrfurcht, die streng ideale Forderung hervor; aber mitten unter den scharfen und harten Tönen klingen milde und innerliche Töne, die jenen gegenüber einen um so stärkeren Eindruck machen.

In dem letzten Abschnitte seiner Schriftstellerthätigkeit (1849—1855) trat er immer mehr als religiöser Agitator auf. Er hatte in der offiziellen Kirche kein Gehör für seine Behauptung des grossen Unterschiedes zwischen dem Urchristentum und dem bestehenden Christentum gefunden. Daher richtete er einen gewaltsamen Schlag gegen das kirchliche Christentum — mit einer Leidenschaftlichkeit und Energie in Gedanken und Wort, die seine Streitschrift („Der Augenblick“) zu der ausgezeichnetsten agitatorischen Schrift in der dänischen Literatur machen. Das Wort, das er hier gesprochen hat, kann nicht vergessen werden, so lange es ein religiöses Problem giebt. Nach Abschluss dieses harten Kampfes war seine physische Kraft gebrochen. Er starb einsam, wie er gelebt hatte.

HARALD HOFFMANN.

August Strindberg.

(Geb. am 22. Januar 1849 zu Stockholm.)

(Hilfsz. Büdals Nr. 594.)

Die schwedische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts hat drei Hauptvertreter: Tegnér, Almqvist und Strindberg. Tegnér ist der berühmteste, Almqvist der bedeutendste, Strindberg der sensationellste dieser ungleichen Brüder, die nur ein in allen Dingen gleich mächtiges religiöses Interesse verbindet. Tegnér litt schweigend an dem Widerspruch zwischen seinem geistlichen Amte und den eigenen religiösen Ansichten, Almqvist starb im Siechenhause zu Bremen unter falschem Namen, ein als Wechselfälcher und Giftmörder verfolgter Pfarrer, der als „Verführer der Jugend“ und Ketzer abgesetzt worden war und doch Tüchlein vergoss, wenn er an des Heilands Todesleiden dachte, Strindberg ward aus einem Gotteslästerer und Himmelsstürmer ein übergläubiger Konvertit, der, von unsichtbaren Mächten müde gehetzt, den Bussweg Taubhäusers nach Rom wandelte, aber in seinem neuesten Drama „Nach Damaskus“ wieder dem Zweifel folgt, seinem mächtigsten Gebieter.

Strindbergs nie rastender Oppositionsdrang, die frühe Selbständigkeit seines Geistes sind teilweise Frucht seiner Lebensschicksale in der Jugend. Er musste dazu kommen, allen Besitzenden den Krieg zu erklären, da er sich durch seine Armut in allen Bestrebungen gehindert sah. Nachdem er ein Semester in Upsala Philosophie studiert hatte (1867), war er gezwungen, eine Verrücktenstafette an der Schule der Klaragemeinde in Stockholm anzunehmen, deren Schüler er selbst gewesen. Dann lebte er im Hause eines Stockholmer Arztes und bereitete sich auf das medico-philosophische Examen vor. Er bestand es nicht und wollte aus Schauspieler werden, trat auch gelegentlich in stummen Rollen auf, ward jedoch verlassen, von einem Debut in einer grösseren Rolle abzusehen. In dieser Zeit reichte er der Direktion des Löniglichen Theaters sein erstes Drama ein, erhielt es aber zurück, wenn auch mit ermunterndem Lobe. Zum drittenmale ging nun Strindberg nach Upsala, diesmal um Aesthetik und neuere Sprachen zu studieren. Nach drei Semestern verliess er wieder die Universität und suchte sich in Stockholm als Schriftsteller durchzubringen, zu diesem Wagnis durch die nicht ungünstige Aufnahme zweier dramatischer Arbeiten, „Hermione“ und „In Rom“, ermüdet. Aber schon sein nächstes Stück, „Meister Olof“, das er selbst die Tragödie seines Lebens nennt, ward vom königlichen Theater seiner sozialen Tendenz wegen zurückgewiesen. Diese Jugendacten Strindbergs stehen unter dem

Einfluss Björnsons und Ibsens, der damals die gesamte schwedische Literatur beherrschte.

Eine gereizte Interimsstimmung gab ihm die satirischen Schilderungen aus dem Studenten- und Künstlerleben ein, die für Strindberg die ersten grossen Erfolge bedeuteten. 1873 erschien sein Buch „Från Fjerdings och Svarthäcken“, einige Jahre nachher der Roman „I röds rummet“ (Im roten Zimmer), ein Werk von bleibendem Werte, in dem er, ähnlich wie Th. Vischer in seinem „Auch Einer“, Erzählung, Briefe, Aphorismen und Tagebuchblätter lose aneinanderreicht, seinem Inhalte nach mit Murgers „Bohème“ verwandt. Strindberg war in jener Zeit Amanuensis an der königlichen Bibliothek in Stockholm, hatte geheiratet und schien aus einem dramatischen Revolutionär ein wenig gefährlicher Satiriker geworden zu sein. Aber schon das Vorwort zu seiner Geschichte des schwedischen Volkes (1881), das sich in heftiger Weise gegen Geijer, den soerkannten Historiker, wendete, weil er nur die Geschichte der schwedischen Könige, Feldherren und Beamten geschrieben habe, zeigte, dass Strindbergs Objektivität von kurzer Dauer war. In dem Werk, das diesem folgte, „Det nya riket“ (1882), war er wieder Umstürzler wie in „Meister Olof“. Er nennt das Buch „Satirische Schilderungen aus dem Zeitalter der Attentate und Jubilien“ und giebt in ihm „alles, was anderen Menschen heilig und teuer ist“, dem Fluch der Lächerlichkeit preis. „Das neue Reich“ machte ungeheures Aufsehen, rief Gegenschriften hervor und zwang Strindberg, sein Amt aufzugeben. Er ging ins Ausland.

Zwei Jahre darauf sandte er seine zwölf in einer Ehekrise geschriebenen Ehegeschichten „Giftas“ (Heiraten) nach Schweden und verursachte mit ihnen einen regelrechten Skandal, der seinen Höhepunkt darin fand, dass der Dichter einer Stelle über das Heilige Abendmahl wegen leichtfertiger Blasphemie — übrigens ohne Erfolg — angeklagt wurde.

Mit dem „neuen Reich“ beginnt die atheistiche und anarchistiche Periode in Strindbergs Schaffen:

Ich schreibe nicht mehr schön erträumte Szenen,
Im Unsichere-Wahren ist mir heimatlicher;
Ich trage mich mit Weltverbesserungsplänen, —
Da ist man nie vor einer Kugel sicher.

Dies sind Worte aus einem seiner Gedichte (Dikter på vers och prosa, 1883). Aus diesen nur in Skandinavien voll gewerteten Gedichten lernt man

Strindbergs Innenleben bis zur Zeit ihres Erscheinens am genauesten kennen. Er verherrlicht Nobel, den Erfinder des Dynamits, das er — frei nach Almqvist — „weiss wie Unschuld und Arsenik“ nennt, und bekennt sich offen als Nihilist. Strindbergs Anarchismus währte nur kurz; in „Utopien“ ist er noch Sozialdemokrat, in dem Romane „Am offenen Meer“ schon sein eigenes Widerspiel — Nietzscheaner. Sein neuestes Werden lassen die verschiedenen Artikel des vierbändigen Sammelwerkes „Tryckt och tryckt“ (Gedruckt und Ungedruckt) am besten verfolgen. „Nemesis divina“ bildet den Uebergang von seiner atheistischen Weltanschauung zu der Ansicht, dass er stets und überall von den „Mächten“ begleitet, verfolgt, gewarnt und beschützt werde, die er dann in den beiden Werken „Inferno“ und „Legenden“ vertrat. Der Vigil, der ihn durch die Hölle (Inferno) geleitete und dem er blind folgte, war Swedenhorg. „Vom Atheismus zu Swedenhorg ist nur ein Schritt!“ Aber ist es Strindberg Ernst mit seinem Swedenhorgianismus? Ist es nicht vielleicht wieder der grosse Striker, der sich da über die neueste Zeitkrankheit, den epigonenhaften Neo-Mysticismus, lustig macht und ihn als Naturalist, welcher zu sein er sich immer rühmte, schildert? Ist Strindberg nicht nur in diesen Ich-Romanen das neurasthenische, halb verkommene Genie, das für jedes Gläschen Absinth von den „Mächten“ gestraft wird, dem ein rosa Blättchen in sonst weissem Cigarettenpapier tiefpersönliche Bedeutung hat? Dem „Realisten“ Strindberg, der zuletzt noch mit der herlichstigen „Belche eines Thoren“ und einigen ähnlichen Büchern Widerwille erregt hatte, glaubte man, den wunderlichen Heiligen der „Legenden“ aber glauben einzelne besonnene Kritiker nicht ernst nehmen zu können, zumal neben ihnen Werke entstanden sind, die in ihrer Kräftigkeit Strindbergs ersten Schöpfungen gleichen.

Der jugendliche Revolutionär gewann sich mit seinen Romanen die Herzen der umsturzfreudigen Jugend im Sturm, der gereifte Denker erringt sich Schritt für Schritt die Achtung aller durch seine Dramen. Von jeher war Strindberg Bühnendichter, lange aber blieb „Meister Olof“ sein einziges grosses Drama von Bedeutung. Er schrieb eine ganze Reihe Einakter, Tragödien, Komödien und Tragi-Komödien, von denen das Dramalet „Der Vater“ am bekanntesten ward. Dieses gewaltthätige Stück ist zugleich das bedeutendste von Strindbergs gegen die Frauenemancipation Stellung nehmenden Werken.

Mit seinen drei Wass-Dramen ist Strindberg wieder zum grossen kulturhistorischen Schauspiel zurückgekehrt. Die königliche Bühne in Stockholm, die ihn lange Zeit hindurch fast ganz verschlossen war, erringt mit ihnen Erfolg auf Erfolg. Dieser Cyklus ist zweifellos das Hochste, was Strindberg auf dramatischem Gebiete zu leisten vermocht war. Seine starke Gestaltungskraft, seine nordische Kürze, die nur für einige Zeit von Zolas breitspuriger Manier verdrängt worden war, seine wissenschaftliche Schulung liessen ihn in der Wass-Trilogie seinem Volke Dramen geben, die zwar hinter den mit Unrecht halb vergessenen Almqvists an Originalität zurückstehen, sie aber an Bühnenwirksamkeit bei weitem überragen. „Gustav Wass“ (1899) ist das bedeutendste. Wir begegnen in ihnen derselben Lebensanschauung wie im „Inferno“ und in den „Legenden“, aber erst hier erhebt sie sich, frei von den kleinlichen Nebenzügen, die in den andern Werken die Hauptsache sind, zu der Höhe der Fatumsidee in den griechischen Dramen.

Das Bild von Strindberg wäre nicht vollständig, wenn seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen unerwähnt blieben. Die anziehendsten Kapitel in seinen autobiographischen Schriften sind die, in denen er schildert, wie viel ihm die Liebe zur Wissenschaft von seinem ruhigen Lebensglücke raubt, wie er Weib und Kind ihrerwegen vernachlässigt und seine Hände von den chemischen Zersetzungsprodukten rissig werden und ihre Adern anschwellen. Er nennt sich in seinem „Anti-barbarus“ (Berlin 1894), der seine Forschungen über die Zusammensetzung des Schwefels, des vermeintlichen Radikals, und die Rolle des Stickstoffes in der Luft zusammenfasst, einen Schüler des Aristoteles, der „nur an eine unter gewissen Bedingungen erfolgte Verschiedenheit der Eigenschaften eines und desselben Stoffes glaubt“, einen „Monisten“, und als solcher beschäftigt er sich auch mit der Goldmacherkunst, wie ein Alchimist des Mittelalters.

Strindberg ist der veränderlichste, der unberechenbarste aller Schriftsteller der Gegenwart, rätselvoll, widerspruchsvoll, doch stets er selbst. Nach langen Jahren ist er wieder in seine Heimat zurückgekehrt, ein Hauch der grossen, stillen, sanften Natur Schwedens durchzieht seine jüngsten Schöpfungen; sie werden jene vergessen machen, die schwer sind von dem Rauch und Dunst der Weltstadt an der Seine, in der er müde ward. Die heimatliche Erde gab ihm, ihrem Antlitz, wieder Lebensfülle und Kraft.

Otto Hauser

Edvard Grieg.

(Geb. am 15. Juni 1843 zu Bergen in Norwegen.)

(Hierzu Bildnis No. 525.)

Das Hervorkommen des Nationalen in der Kunst ist ein wesentlicher Zug des neunzehnten Jahrhunderts. Der Musik im besondern sind dadurch ganz neue Wirkungen und Gebiete erschlossen worden. Die Völkerschaften, die neben den Italienern, Deutschen und Franzosen fortan mitstrebend auf den Kampfplatz treten, verdanken mehr oder minder der Verwertung ihrer vollstimmlichen Nationalmusik die Rolle, die sie spielen. In Russland begründeten Dargomyzky und Michael Glinka eine nationale Schule, die bald zu einer gewissen Höhe gelangte. In Böhmen folgten Smetana und Dvořák diesem Beispiel; ungarische, spanische, englische Musiker sonderten sich hier und da durch eine spezifische Mundart von der musikalischen Weltsprache ab, und im Norden regte sich nicht weniger ein selbständiges Leben. Hier hatten Hartmann und Gade bereits vorgearbeitet. Sie hatten nordisches Kolorit, eine an die Volkweisen ihres Landes anklingende Melodik zuerst in die Musik eingeführt; aber sie hatten sich dabei an die deutschen Romantiker angelehnt und ihr eigenes Naturell formeller Glätte zu liebe mehr und mehr verleugnet. In Grieg entstand dann ein Meister, der mit dieser Haltheit brach, der den nordischen Tanz, das nordische Lied zur Grundlage seiner Kunst machte, aus ihnen seine Weisen, seine Formen und seine Farben entnahm. Grieg ist dadurch der Beschränktheit jedes Dialektdichters verfallen, aber er hat das Verdienst, die Tonkunst um eine stimmungsvolle und charakteristische Nuance bereichert zu haben. Er hat das mit solchem Glück gethan, dass schließlich seine persönliche Eigensart typisch geworden und mit dem Begriff der norwegischen Volksmusik identifiziert ist. So hat Grieg Schule gemacht und zur Nachahmung gereizt. Man darf aber nicht vergessen, dass die vorgehenden nationalen Elemente durch das Medium seiner individuellen Anschauung hindurch gegangen sind. Grieg ist mehr als ein Bearbeiter, er ist ein Neuschöpfer, der auch den Volkweisen den Stempel seiner gestaltenden Phantasie aufgeprägt hat.

Edvard Hagerup Grieg ist in der norwegischen Stadt Bergen geboren, am 15. Juni 1843. Sein Vater war dort Konsul, seine Mutter hatte ihre musikalischen Anlagen künstlerisch ausgebildet. Sie war es, die dem jungen Edvard den ersten Unterricht im Gesang und Klavierspiel erteilte. Der Besuch, den Ole Bull seiner Vaterstadt Bergen im Jahre 1858 abstattete, wurde ein entscheidendes Ereignis für Grieg. Der berühmte Geiger nahm Kenntnis von den ersten schöpferischen Versuchen des Knaben

und drang in die Eltern, ein so außerordentliches Talent nicht ohne geeignete Förderung zu lassen. Auf seine Veranlassung wurde Grieg noch im selben Jahre Schüler des Konservatoriums in Leipzig. Hier studierte er mit kurzer Unterbrechung, während der er in seiner Heimat von schwerer Krankheit Erholung suchte, vier Jahre lang unter Moscheles, Hauptmann, Richter und Reinecke. Er bildete sich zu einem vortrefflichen Pianisten aus und legte wohl auch schon damals den Grund zu seiner meisterhaften Beherrschung der musikalischen Satzkunst. Das Individuelle seiner Begabung aber kam erst zum Durchbruch, als er wieder im Norden mit Personen und Verhältnissen in Berührung kam, die ihn auf den rechten Weg führten. Grieg war 1863 nach Kopenhagen gegangen, vor allem um die Bekanntschaft Niels Gades zu machen; unter dessen Anleitung, und nicht unbeeinflusst von dem Vorbilde des älteren Hartmann, schrieb er seine ersten veröffentlichten Werke, in denen die bewusste Anlehnung an ein nationales Prinzip bereits deutlich hervortritt. Die entscheidende Wendung erfolgte dann durch den Verkehr mit dem originellen Komponisten Rikard Nordraak, mit dem Grieg sich in Kopenhagen aufs intimste befreundete. Nordraak starb bald drauf, jung an Jahren. Er hatte ihn auf die noch ungenutzten Quellen der nationalen Kunst gewiesen und zum Studium der norwegischen Volksmusik veranlasst. „Es fiel mir wie Schuppen von den Augen“, so berichtet Grieg aus jener Zeit, „erst durch ihn lernte ich die nordischen Volkweisen und meine eigene Natur kennen. Wir verschworen uns gegen den Gadeschen Mendelssohnvermischten weichlichen Skandinavismus und schlugen mit Begeisterung den neuen Weg ein, auf welchem die nordische Schule sich jetzt befindet.“

Nach mehrjährigem Aufenthalte in Kopenhagen wendete sich Grieg nach Christiania und gründete hier 1867 die noch heute blühende Musikgesellschaft. Denn ging er längere Zeit auf Reisen, besuchte Italien, Deutschland, England und Frankreich, ohne sich jedoch irgendwo dauernd niederzulassen. Auf diesen Fahrten knüpfte er Beziehungen zu den bedeutendsten Kunstgenossen aller Länder an und brachte seine Werke zur Aufführung, darin nicht selten von seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin seiner Lieder, unterstützt. Seit 1880 lebt Grieg wieder in Bergen, das er nur selten noch verlässt. Den Strapazen der Virtuosenlaufbahn war seine schwächende Gesundheit nicht gewachsen. In einer reizend gelegenen Villa in der Umgebung seiner Vaterstadt führt er ein zurückgezogenes Leben;

die Mühen der Lehrthätigkeit und öffentlicher Stellungen hat er länger aufgegeben. Trotzdem pflügt er verhältnissmässig nur wenige Arbeiten zu vollenden.

Der französische Biograph Ernest Closson schildert uns den Charakter des Meisters als wahrhaft liebenswürdig. Grieg ist bei aller Weichheit unabhängig im Urtheil, bei aller Feinheit von grasser Lebhaftigkeit, geistvoll im Ausdruck, von ungemachter Bescheidenheit in seinem Auftreten. Klein und mager von Gestalt fällt er in der äusseren Erscheinung nur durch die Bedeutendheit des Kopfes und die eigenförmliche Schönheit der Augen auf. Als Darsteller seiner Werke am Flügel entfaltete Grieg ein beträchtliches Mass von Virtuosität, vor allem aber die äusseren Reize des Klavierspiels. Nimmt er jedoch den Dirigentenstab zur Hand, so rafft sich seine nervöse Persönlichkeit zu straffer Haltung auf, dann ist er ein dominierender, rhythmisch energischer Führer der Chor- und Orchestermassen.

Die Werke Griegs gehören zum grössten Theile der Klaviermusik, der Kammermusik und dem Liede an. Für Orchester sind die Ouvertüre „Im Herbst“, die Suite „Aus Holbergs Zeit“ und die „Eldischen Melodien“ geschrieben; für Soli, Chor und Orchester die Musik zu Björnsens „Oluf Trygvason“ und zu Ibsens „Peer Gynt“, letztere auch als Orchesterpartitur bearbeitet. Einige Chorwerke, mit und ohne Begleitungen, schliessen sich diesen bedeutendsten Schöpfungen des Meisters an. Von den Kammerwerken sind die drei Violinsonaten (besonders die in F-dur) schnell beliebt geworden; unter den

Klavierwerken ragt aus einer Fülle dorthweg interessanter Charakterstücke das bekannte Concert in A-moll (op. 16) hervor. Am meisten haben wohl die Lieder Griegs Verbreitung gefunden. Es sei nur an das Solweigs Lied, an das Lied der jungen Prinzessin, das Lied vom Schwan, das Wiegenlied und das vielgesungene „Ich liebe dich“ erinnert. Diese frischen und doch zartgewebten Tonbilder sind von einem glücklich-vollständlichen Zuge inspiriert. Sie zeigen so recht Grieg als Erfinder und haben den Begriff des Nordischen in der Musik weiteren Kreisen geläufig gemacht. Das Vorhandensein eines Grieg-Albums beweist, welche Stellung sich diese Gesänge in der deutschen Litteratur erworben haben; aber auch in Frankreich haben sie Wurzeln geschlagen und sind mehrfach übersetzt worden. Griegs Anmut und formvollendete Art rief eine Erwiderung der Sympathien hervor, die er selbst für das Wesen und die Vertreter der romanischen Kunst jederzeit gehegt und bekannt hat. Gesetzt sind seine Lieder im Original auf deutsche, vorwiegend aber auf skandinavische Texte.

Grieg, der vom König Oskar II. von Schweden einen jährlichen Ehrentold erhält, der von der Universität Cambridge zum Doktor hon. c. promoviert und von der Berliner Akademie zum ordentlichen Mitgliede ernannt ist, geniesst bei seinen Landsleuten eine grosse Popularität. Sie sehen in ihm, und zwar mit Recht, nicht nur den bedeutenden Künstler, sondern zugleich den Vertheidiger ihres Landes, der in seinem Schaffen der nationalen Kunst den stärksten Pfeiler errichtet hat.

Leopold Schmidt.

Johannes Schilling.

(Geb. am 21. Juni 1828 in Mittweida.)

(Hierzu Bildnis No. 266.)

SCHILLING, der bedeutendste Meister der älteren Dresdener Bildhauerschule, verdankt seine künstlerische Entwicklung vor allem den Eindrücken, die er in seiner Jugend in der sächsischen Hauptstadt erfahren hat. In Mittweida geboren, kam er schon in seinem dritten Jahre mit seinen Eltern nach Dresden und bezog, erst vierzehn Jahre alt, die dortige Akademie, an der Karl Gottlob Peschel, ein feinsinniger Abkömmling der Nazarener, sein erster Lehrer in der Zeichnung und Composition wurde. Nachdem er sich ein und ein halbes Jahr für seinen eigentlichen Beruf als Bildhauer vorbereitet hat, trat er im Jahre 1845 in Rietschels Atelier und machte unter ihm eine strenge Lehrzeit durch, die fünf volle Jahre währte. Auch knüpfte er nähere Beziehungen

zu Julius Hähnel an und empfing von diesem geistreichen Künstler manche wertvolle Anregung. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin, wo er von Drake beschäftigt wurde, liess er sich durch Hähnel bestimmen, im Jahre 1853 nach Dresden zurückzukehren und ihm bei den plastischen Arbeiten für das neue Semperische Museum zu helfen. Im Sommer 1854 unternahm er, mit einem akademischen Stipendium ausgerüstet, die übliche Italienfahrt, die ihn zwei Jahre hindurch von der Heimat fern hielt. Als er zu Oktober 1856 wieder nach Dresden kam, richtete er sich ein eigenes Atelier ein und entwickelte alsbald eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit, die noch gesteigert wurde, als er zum ordentlichen Professor an der Akademie ernannt wurde und zahlreiche Schüler

— 189 —

H.p.f.540-5, 789

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

sich in seiner Arbeitsstätte einfanden. Schilling wurde mit Denkmalsaufträgen geradezu überhäuft und infolge dessen bald einer der gefeiertsten Bildhauer Deutschlands. Er ist der Schöpfer des Maximiliandenkmals in Triest, des Retschel-, König-Johann- und Semperdenkmals in Dresden, des Schillerdenkmals in Wien, des Kriegerdenkmals in Hamburg, des Reformationsdenkmals in Leipzig und vor allem der Germania auf dem Niederwall und hat nebenbei eine schwer zu überschende, ausgedehnte Thätigkeit als Porträtbildhauer entfaltet, so dass sein Name in aller Leute Mund gekommen ist und ohne Zweifel noch heute kein zweiter Bildhauer in Deutschland eine ähnliche geehrte Stellung wie er einnimmt. Da er noch immer rüstig weiter schafft, wäre es verwegen, schon jetzt ein abschliessendes Urteil über seine zukünftige Würdigung in der Kunstgeschichte abgeben zu wollen. Immerhin darf die Vermutung ausgesprochen werden, dass man seine Bedeutung nicht wie gegenwärtig in seinen monumentalen Schöpfungen und noch weniger in seiner Porträtbilderei suchen, sondern dass sein Name vor allem wegen seiner genreartigen Werke und seiner anakronistischen Reliefs weiter leben wird. Schon sein noch unter Hühnels Leitung, aber nach einem eigenen Entwurf für das westliche Portal des Scarperschen Museums in Dresden ausgeführter Kinderfries vom Jahre 1855 liess seine ungewöhnliche Begabung für derartige genrehafte Aufträge erkennen. Noch mehr aber leistete er in seinen anakronistischen Reliefmedaillons, welche tanzende und spielende Centauren und Amoretten darstellen, und in zahlreichen ähnlichen Arbeiten, die zu verschiedenen Zeiten seines Lebens entstanden sind. Die Kompositionen aber der „vier Tageszeiten“, die er seit dem Jahre 1853 mit der „Nacht“ beginnt und im Jahre 1858 mit dem „Tage“ abschliessend für die Treppe der Brühl'schen Terrasse in Dresden ausgeführt hat, haben

bis heute noch nichts von ihrer gleich bei ihrer ersten Aufstellung mit Recht erreichten Popularität eingebüsst, so dass man immer wieder bedauern muss, dass sie in wenig haltbarem Sandstein hergestellt worden sind, ein Uebelstand, der auch durch die Vergoldung nicht vollauf befriedigend beseitigt werden konnte. Auch die auf einen Vorschlag von Gottfried Semper zurückgehende Panther-Quadriga mit den Figuren von Bacchus und Ariadne über der Loggia des neuen Dresdner Hoftheaters, die im Jahre 1872 vollendet wurde, wird man zu den unvergänglichen Schöpfungen des Künstlers rechnen dürfen, weil sie seinem hohen Schönheitssinn ein beredtes Zeugnis ausstellt. Das persönliche Empfinden Schillings ist offenbar dem Anmutigen und Idyllischen weit mehr, als dem Mächtigen und Charakteristischen zugekehrt. Dies hat Alexander Heilmeyer vortrefflich ausgedrückt, wenn er in seinem Aufsatz über die deutsche Plastik in der „Kunst unserer Zeit“ von Schilling sagt: „Rhythmus in Form und Linie und ein reiches lyrisches Empfinden bilden die Grundzüge seines Schaffens. Die Formen fliessen weich ineinander, und die Linien runden sich anmutig zum Ganzen. Voll und reif sind die Körperformen, in schön geschwungenen Linien umwahrt und begrenzt sie der Faltenwurf. Nirgends eine Härte, kein eherner Ausdruck, alles ist Anmut, Hingebung, liebliches Empfinden. Ganz von selbst ergiebt sich daraus seine Kunst, die sanftmütige, bescheide Weiblichkeit und holdselige Kindlichkeit zu gestalten. Gleich in seinen ersten Arbeiten, die durch das Studium klassischer Werke gelutet und herangereift sind, kommt seine Eigenart zum Ausdruck. Deutsch-romantisches Fühlen einigt sich mit klassischer Form. In den Gruppen: „Morgen“, „Tag“, „Abend“, „Nacht“ ist der deutsche weltweite und innige Idealismus in verschiedenen Pausen wiedergegeben.“

H. A. Lier.

Rudolf Gneist.

(Geb. am 13. August 1816 zu Berlin, gest. am 22. Juli 1895 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 577.)

Die Renaissance unseres deutschen Lebens und der siegreich durchgeführte Kampf um unseren deutschen Staat wird für kommende Geschlechter als das gelten, was den vornehmsten Gehalt der Geschichte des 19. Jahrhunderts ausmacht, und darum wird der Blick sich immer wieder jenen Gestalten zuwenden, von denen als den Akteuren auf jener Bühne die lebendige Kraft ausströmte, mit der das Ziel errungen ward. Rudolf von Gneist, als eine

stille Persönlichkeit von weittragender Wirkung, steht in vorderster Reihe unserer staatsmännischen Köpfe, die durch ihr geistiges Schaffen zum Aufbau und zur inneren Festigung unseres modernen Gemeinwesens unablässig thätig gewesen sind. Mit Berlin ist Gneist schon durch seinen bürgerlichen Lebenslauf, vielmehr noch durch sein Wirken eng verbunden. Dort am 13. August 1816 als der Sohn eines Richters geboren, hat er seine Kindheit teils

in Pommern und Sachsen verleiht, das Gymnasium zu Kisleben besucht, um als Student im Herbst 1833 nach Berlin zurückzukehren, das er nur während der Zeit seiner Studienreisen verließ, die ihn früh nach Italien, Frankreich, England, 1838 noch in die Vereinigten Staaten von Nordamerika geführt haben. Der Student, ein Schüler Savignys, gewann zwei akademische Preise und nach bestandener erster Staatsprüfung im Herbst 1836 hat er seit 1841 als Assessor bei den Berliner Gerichten, zuletzt als unbesoldeter Hilfsarbeiter beim Obertribunal bis 1850 gearbeitet. Den Mittelpunkt seines Lebensberufs fand Gneist, seit 1829 Privatdozent, 1844 ausserordentlicher und seit 1858 ordentlicher Professor an der Universität, in ausgedehnter akademischer Lehrthätigkeit; daneben war er wirksam politisch thätig, in der Stadtverordneten-Versammlung seit 1848 wie als Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses von 1858—1865 sowie zugleich als Mitglied des Reichstags von 1868—1884. In der Zeit des Verfassungsstreits stand er, ohne jemals seinem Wesen nach Parteimann zu sein, zur liberalen Opposition und zeichnete sich durch seine Berichterstattung in den Fragen der Heeresvorläge und des Budgetrechts aus. Aufsehen erregte seine Thätigkeit als Verteidiger im Poleuprozesse von 1864. Am Zustandekommen der Reichsjustizgesetze, der kirchenpolitischen Gesetze und der neu-evangelischen Kirchenverfassung nahm er regen Anteil. Seine Persönlichkeit, der Wirkung seines Denkens, Thuns und Lehrens auf die Wissenschaft, auf das öffentliche Recht Preussens und Deutschlands, seiner internationalen Bedeutung als Jurist, die gestaltgebend zu nennen ist, wird man am besten gerecht, wenn man Gneists Verhältnis und Stellung zu den Fragen der Rechtswissenschaft betrachtet, die das Zentrum seines Lebenswerkes bildet.

Seinem universalen Zuge entsprach die Auffassung, die er vom Recht als einer lebendigen Kraft hatte, mit der es in der menschlichen Gemeinschaft wirkt. Nicht das innere Geftige des Organismus der Rechtsgedanken suchte er zu erkennen, nicht nach dem letzten Grund und Zweck des Rechts fragte er, vielmehr sah er, entsprechend der sittlichen Natur des Menschen, in der Wahrung der sittlichen Gemeinschaft der Menschen durch die Verwirklichung der Gerechtigkeit allen Rechtes Ziel. Ihm galt, dem Recht die gebührende Stelle in der ihm unverrückbar feststehenden sittlichen Weltordnung zu schaffen. Als gescholter Romanist ging er vom Privatrecht aus und verglich scharfsinnig die formellen Verträge des römischen Obligationenrechts mit den Geschäftsformen des griechischen Rechts (1845), womit er eine vorbildliche Anregung gab. Er lehrte zuerst preussisches Privatrecht, und seit Savignys Rücktritt,

(1842) hat er bis in die Mitte der sechziger Jahre Pandektenvorlesungen gehalten und ebenso auch Strafrecht wie Civil- und Strafprozess gelehrt. Seit 1842 las er über Schwurgerichte, über französische und englische Gerichtsverfassung und betrat hiermit das Gebiet, auf dem er seine Bedeutung am reichsten erfahren sollte. Die Frage der Geschworenengerichte und der Umgestaltung des Gerichtswesens in Deutschland seit 1849 bildeten durch die Studien, die sie veranlassten, für Gneist die Brücke zum charakteristischsten Felde seiner Lebensarbeit. Durch lebendige Anschauung hatte er in Frankreich, Belgien und in England das Gerichtswesen kennen gelernt und suchte den tiefen inneren Gegensatz zwischen den französischen und englischen gerichtlichen Institutionen und dem gesamten Organismus des öffentlichen Rechts zu ergründen. Dem klar und deutlich vorliegenden französischen Verfassungs- und Verwaltungsrecht gegenüber war die wirkliche Gestalt des englischen auf den Festlande völlig unbekannt und in England selbst mehr in praktischer Uebung, als nach ihren gerichtlichen Grundlagen in ihren Prinzipien ilargelegt. Gneists Arbeit setzte hier ein. Seit 1853 las er über englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht und englische Verfassungsgeschichte, „Adel und Ritterschaft in England“ (1853) und seine Werke über „Englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht“ Band 1. (1857), Band 2. (1860), umgestaltet, erweitert und vertieft 1863 und 1871, die Geschichte und die heutige Gestalt der englischen Kommunalverfassung, oder des Selfgovernment (1863), „Selfgovernment, Kommunalverfassung und Verwaltungsgerichte in England“ (1870), „das englische Verwaltungsrecht“ 1857, „das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen“ (1884), die „Englische Verfassungsgeschichte“ (1882) und „das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sind die Früchte dieser Studien. Er verfolgte auch die neuesten Wandlungen des englischen Rechts. Die Gedanken dieses englischen Rechts suchte Gneist namentlich für das heimische Staats- und Verwaltungsrecht nutzbar zu machen, wofür er mit der Schrift: „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen und mit besonderer Rücksicht auf die Verwaltungsreformen und Kreisordnungen in Preussen“ (1869) eintrat. „Rechtsstaat und Verwaltungsgerichte in Deutschland“ (1872) zeigte die Vertiefung des Problems. Daneben beschäftigten ihn Geschichte des preussischen Verfassungsaktes, Finanz- und Steuerreformen wie die Rechtsstellung der Schule und Kirche; 1894 suchte er in dem preussischen Drei-

klassenwahlssystem die nationale Rechtsidee der Stände nachzuweisen und er hat 1855 die „verfassungsmässige Stellung des preussischen Gesamtministeriums und die Natur der königlichen Ratskollegien“ erörtert. In die Darstellung des Staats- und Verwaltungsrechts hatte Gneist allmählich den Schwerpunkt seiner akademischen Thätigkeit verlegt. Zum Verwaltungsrecht, das die tätige Lebensfähigkeit des Gemeinwesens am unmittelbarsten bestimmt, wo sich Rechts- und Staatsleben am engsten verschlingen, drängte Gneist der innerste Zug seines Wesens, hier hat er die schönste Frucht gezaugt. Sein dem Lebendigen zugewandter Blick umfasste das Recht der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer stets bewegten Anschauung. Wenigleich als historischer Jurist durchdrungen von der Macht des Gewohnheitsrechts, fasste er die Rechtsgeschichte, in die er stets weiter rückwärts sich vertiefte, doch nur als Mittel zum Verständnis der Gegenwart und als Wegweiser für das Recht der Zukunft, dem er als Rechtspolitiker im eminenten Sinne ein nachdrücklich und unerschrockener Vorkämpfer geworden ist. Ein Praktiker suchte er das Prinzip der englischen Selbstverwaltung und der Verwaltung nach Gesetzen zum Unterbau unserer modernen konstitutionellen Staatsverfassung auszugestalten, indem er nachwies, dass ein absolutistisches Verwaltungsrecht, wie es im Laufe der fünfziger Jahre aus Frankreich übernommen wurde, als unvereinbar mit dem Verfassungsstaat, entweder diesen sprengen oder die politische Freiheit vernichten muss. Indem er an unser geschichtliches Recht nach dem englischen Prinzip anknüpfte, forderte er die Selbstverwaltung und den Rechtsstaat. Die Selbstverwaltung ist für Gneist die Verwaltung nicht eigener Verbände, sondern staatlicher Angelegenheiten durch staatlich ernannte Funktionäre, in staatlich aufgezogenen Ehrenämtern. Aus dieser Forderung ist die Verwaltung obligatorischer Funktionen durch Ehrenämter in den bei uns erhalten gebliebenen korporativen Verbänden mit eigener Verwaltung ihrer Angelegenheiten in das heutige deutsche Recht eingefügt, und in den preussischen Kreis- und

Provinzialordnungen von 1873 sind die Gedanken Gneists zur Geltung gebracht worden. Damit ist auch für jede Reform der Zukunft die Richtschar gegeben. Das öffentliche Recht ist nach Gneist ein System von Pflichten, aus denen die Rechte erst folgen, und eben deshalb sind diese Rechte am so schutzswürdiger. Die Durchführung der Rechtsidee ergibt sich damit als die erste Aufgabe des Staats, weshalb das Staatsleben selbst überall vom Rechte durchdrungen sein muss. In diesem Sinne fasst Gneist den Rechtsstaat, in dem er die volle Unabhängigkeit der Gerichte, und zur Wahrung dieser die freie Advokatur, eine Regierung nach Gesetzen, den vollen Schutz des öffentlichen Rechts durch die unparteiische Rechtsprechung der Verwaltungsgerichte forderte. Gegen Beamtentum und gegen die politischen Parteidoktrinen hat Gneist mit Energie und ohne Schwanken seine staatsmännischen Gedanken durchkämpfen müssen. Allein er hat den Erfolg seiner Arbeit selbst erlebt. Von 1875 bis 1877 ist er Mitglied des Obergerichtsrats gewesen. Das Verwaltungsrecht in Preussen ist sein Werk, und andere deutsche Staaten wie auch Oesterreich sind dieser Anregung gefolgt. Sozialpolitisch hat sich Gneist schon seit 1853 im „Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen“, den er seit 1869 leitete, und durch Teilnahme an der Begründung des „Vereins für Sozialpolitik“ 1878 betätigt. Seine gewaltige und umfassende Lebensarbeit, der äusserer Glanz und Anerkennung in reichem Masse zu Teil ward, die auf ein glückliches Familienleben zurückstrahlte, ist der Ausfluss einer höchst energievollen, geistesgewaltigen, aber im Grunde milden und allseitig wohlwollenden, harmonischen Natur. An Gneist, dem die Arbeit sittliche Pflicht und Genuss zugleich war, kann als seine Lebenshat die Zurückführung des öffentlichen Rechts auf die sittliche Pflicht, wie es Gierke ausspricht, bezeichnet werden. Als er am 22. Juli 1895 starb, war Deutschland einer seiner rageden Gestalten beraubt. Sein Wirken aber ist aus der Geschichte unseres Volkes nicht fortzudenken.

Georg Stamper.

Bernhard Windscheid.

(Geb. am 26. Juni 1817 zu Düsseldorf, gest. am 26. Oktober 1893 zu Leipzig.)

(Hierzu Bildnis No. 5283)

Für das deutsche „Bürgerliche Gesetzbuch“, das dem Privatrecht des deutschen Volkes die lang-ersehnte Einheit gebracht hat und als eine der ersten und bedeutsamsten Rechtskodifikationen der Kulturgeschichte gelten muss, hat kaum ein Theoretiker mehr geleistet, als der Pandektist Bernhard Windscheid. Man hat schon den ersten Entwurf zu diesem Gesetzbuche bezeichnet als aufgebaut auf dem Windscheidschen „Pandekten“ entnommenen Grundriss und als das, freilich nicht energisch genug, in

die Sprache des Gesetzes übertrage Lehrbuch des Meisters. Eine solche Wirkung eines Lehrbuchs musste auf ganz hervorragende Eigenschaften seines Gehalts wie seines Verfassers sich gründen, und in der That finden wir diese durchaus bestätigt.

Als Sohn des königlichen Hypothekendarwalters Ferdinand Windscheid ist Bernhard Windscheid am 26. Juni 1817 zu Düsseldorf geboren. Nach vollendetem Rechtsstudium in Bonn und Berlin und bestandener erster Staatsprüfung 1837, erwarb er im folgenden Jahre die juristische Doktorwürde, ward in Bonn 1840 Privatdozent und rückte daselbst 1847 zum ausserordentlichen Professor auf. Er ging in denselben Jahre als ordentlicher Professor nach Bessel und 1852 nach Greifswald. Seit 1857 entfaltete Windscheid in München eine sehr umfangreiche Lehrthätigkeit und ward 1871 auf Vangerows Lehrstuhl nach Heidelberg berufen, das er 1874 mit Leipzig vertauschte. Dort hat er als Lehrer bis zu seinem Tode (1892) gewirkt; nur während der Zeit von 1880—1883 war er als Mitglied der Kommission für die Abfassung eines „Entwurfs zu einem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche“, der einzige Theoretiker, zumeist in Berlin thätig; da ihm indessen „persönliche und dienstliche Verhältnisse die längere Abwesenheit von Leipzig nicht gestattet“, schied er aus der Kommission, der er seit ihrer Einsetzung (1874) angehört hatte, 1883 aus.

Ein öffentliches Wirken hat Windscheid sonst nur in seiner Anteilnahme an der alkatholischen Bewegung betätigt, er ist kurz vor seinem Tode Protestant geworden. An eine Studie zur Lehre des Code Napoléon über Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte (1847) fügte er die Arbeiten über die „Lehre von der Voraussetzung“ (1850), die „Wirkung der erfüllten Bedingung“ (1851), die „actio des römischen Civilrechts vom Standpunkt des heutigen Rechts“ (1856). In diesen Schriften schon entwickelte der Verfasser neue, den herrschenden Anschauungen widerstreitende Gedanken; der römischen *actio* stellte er den modernen Begriff des „Anspruchs“ als gleichwertig gegenüber. Alle diese systematischen Arbeiten sind als Vorstufen zu Windscheids Lebenswerk, dem „Lehrbuch des Pandektenrechts“ anzusehen, das zuerst 1862—1870 in drei Bänden erschien; 1891 kam es in siebenter Auflage heraus. Dieses in seiner Art einzige Werk bietet die allergrösste Vollständigkeit der Sammlung und Bearbeitung der Literatur auf dem weiten Gebiete des Civilrechts. Für jede neue Ausgabe unterzog sich Windscheid der stetigen Bearbeitung aller Erscheinungen, die er scharf prüfte, treffend in den Noten beurtheilte und, wenn es geboten war, fügte er deren Resultate in den Text selbst hinein.

Hierbei schaltete der Verfasser völlig unparteiisch und wies selbst Anschauungen nicht zurück, die seiner eigenen Ansicht entgegenstanden, sobald sie in ihrer wissenschaftlichen Begründung den Anforderungen genügten, die man stellen musste. So zog er gleichsam das Facit aller Anschauungen auf dem Gebiete des Civilrechts und ward jedem Bearbeiter dieser Fragen ein unentbehrlicher Wegweiser. Genaueste Auslegung der Quellen und Einfügung der Ergebnisse in ein logisch scharf und klar gedachtes System zeichnet Windscheids Lehrbuch vor allem aus; sorgsam abgemessene Definitionen treten neben die Rechtskonstruktionen, die er durch die Noten in jedem Theile zu stützen weiss. Er strebte danach, die Rechtssätze ihrer römischen Form zu entkleiden und ihren noch für die Gegenwart lebendigen Gehalt herauszuheben; deutsche Ausdrücke für die römischen hat Windscheid früh schon eingeführt. Bei dem Aufbau der einzelnen Rechtssätze weist er auf das Abgestorbene als Solches hin, doch hebt er dabei stets hervor, nur die Gesetzgebung, nicht die Wissenschaft sei in stande, das nicht mehr Lebendige vom Rechtskörper abzusondern. Das ganze System stellt somit die höchste Durchbildung des Pandektenrechts in der Behandlung dar, die seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland diesem Zweige der Rechtswissenschaft zu teil geworden war, und demgemäss musste auch der Erfolg des Werkes sein, denn die meisten praktischen Juristen Deutschlands sind durch Windscheids Pandekten gebildet worden, da deren Ansehen die Theorie des gemeinen Rechts beherrschte. Wer die grosse, hager Gestalt des Leipziger „Ordinarius“ der Juristenfakultät auf dem Katheder gesehen, die fast einen müden Eindruck zu machen schien, während die hohe, nicht allzu starke Stimme nur mit Anstrengung den weiten Raum ausfüllte, wer den langsamen, aber die Rechtsinstitute fein analysierenden Vortrage, den ein Lächeln des Redners ab und zu zu begleiten pflegte, gefolgt ist, der wird sich doch gefesselt gefühlt haben von dieser Sonderart und bisweilen innerlich bewegt worden sein, wenn sich ihm die tiefste Gemüthsregung des Lehrers mittheilte, mit der er von der nahen Erfüllung seines Jugendtraumes sprach, dem allgemeinen Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche.

Der schlichte, bescheidene und von Wohlwollen erfüllte Mann besass dennoch eine Würde, die durch tiefes und mildes Gemüth gehoben ward. Ihm wohnte bei der Ausführung des von ihm als richtig Erkannten stets eine gelassene und zähe Energie inne. Seinem Werke aber ist eine einzigartige historische Bedeutung geworden. Es bildet den Schlussstein in dem Gebäude, das die

Wissenschaft von dem in Deutschland geltenden römischen Recht errichtete, zugleich den Schlüssel zum Verständnis des neuen bürgerlichen Rechts. So stellt es die Verbindung her zwischen Vergangenheit und Zukunft unserer Rechtsentwicklung und

kann kommenden Geschlechtern als ein Wahrzeichen dessen dienen, bis zu welcher Höhe die Wissenschaft vom römischen Recht in Deutschland gelangt war, als des neuen bürgerlichen Rechtes Herrschaft begann.

Georg Stämpfli.

Alois Emmanuel Biedermann.

(Geb. am 2. März 1819 zu Münchhof bei Bendlikon, gest. am 25. Januar 1885 zu Zürich.)

(Hitzko Biobios No. 594.)

Wenn es auf jedem Gebiet, insbesondere auf dem der Religion und Theologie, ein Zeichen hervorragender Geisteskraft ist, sich nicht mit dem Abbruch des Alten zu begnügen, sondern zu einem zeitgemässen Neubau den Riss zu entwerfen und Hand anzulegen, so ist der Züricher Theologe Alois Emmanuel Biedermann zweifellos zu den hervorragenden Grössen des 19. Jahrhunderts zu rechnen. Er ist am 2. März 1819 in Münchhof bei Bendlikon am Züricher See geboren als Sohn eines pensionierten Offiziers, der in der deutsch-englischen Legion die Befreiungskriege mitgemacht hatte und bei seinen Kriegskameraden wie bei seinen Landsleuten — er war geboten und starb zu Winterthur — allgemein in dem Ruhe stand, das er seinen Namen mit Recht und Ehre trage. Von ihm hat der Sohn den tapferen Mut, die Liebe zu Freiheit und Wahrhaftigkeit, aber auch die Ehrfurcht vor dem Heiligen und das lebhafteste Interesse für religiöse Fragen geerbt, das ihn früh schon zur Theologie hinstieg. Er studierte Theologie zu Basel unter de Weitte, der ihn mit der Strauss'schen Kritik bekannt machte, und zu Berlin, wo er unter Vatke und Marheinekes Anleitung sich in Hegel's Philosophie und spekulative Theologie vertiefte. Aus diesen Studien ging der 1843 in Zellers theologischer Jahrbüchern erschienene Aufsatz „Ueber die Persönlichkeit Gottes“ hervor, mit dem der mutige Kandidat sich in der gelehrten Welt als scharfsinniger Verteidiger der kritisch-spekulativen Theologie einführte. Auf der Rückreise von Berlin nach der Schweiz lernte Biedermann Strauss, Baur und Zeller auch persönlich kennen und schätzen; besonders verehrte er Baur, dem er später in einem trefflichen Nekrolog ein schönes Denkmal gesetzt hat; aber auch mit Strauss blieb er immer in freundschaftlicher Beziehung, so sehr er an dem scharfen Kritiker die Kraft des spekulativen Neubaus vermisse, der ihm selbst von Anfang an als die Hauptsache erschien. — Nachdem das theologische Examen zu Basel trotz der Bedenken der Examinatoren wegen der Heterodoxie des Kandidaten glücklich bestanden war, nahm

Biedermann zunächst eine Pfrarrstelle zu Mönchstein bei Basel an. Auf die hier im praktischen Kirchendienst verlebten sieben Jahre hat er immer mit hoher Befriedigung zurückgeblüht. Hier erprobte sich ihm aus eigener Erfahrung die stets gehegte Ueberzeugung, dass die wissenschaftlich freieste Theologie, sofern sie ihrer Aufgabe nachkomme, das Wesen unserer Religion getüchlich zu erkennen, auch für den Dienst der Kirche durchaus brauchbar sei. Diese Ueberzeugung begründete Biedermann in seiner ersten grösseren Schrift: „Die freie Theologie oder Philosophie und Christentum in Streit und Frieden“ (1844), von der ein Zeitgenosse in seiner Geschichte der schweizerischen reformierten Kirche urteilt, dass sie in den damaligen kirchlichen Partekämpfen „eine aufsteigende Rakete gewesen, die den Aufmarsch einer neuen Streitmacht, der spekulativen Theologie, ankündigte.“ Es fehlte nicht an scharfen Angriffen, auf die Biedermann und seine Freunde in dem von ihm gegründeten und redigierten Organ „Kirche der Gegenwart“ die Antwort nicht schuldig blieben. Als Führer in diesen theologischen Kämpfen wusste Biedermann durch seine Verbindung von wissenschaftlichem Freimuth mit persönlicher Milde sich bald die Achtung von Freund und Feind zu gewinnen. Auch in Universitätsreisen erkannte man seine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung. Gegen Ende der 40er Jahre erhielt er gleichzeitig einen Ruf an die theologischen Fakultäten zu Bern und zu Zürich. Er folgte dem letzteren 1850. Mit der Professur an der Universität verband er längere Zeit auch das Amt des Religionslehrers am Gymnasium, in welcher Eigenschaft er sich als ausgezeichneten Erzieher der heranwachsenden Junglinge bewährte, die ihm mit begeisterter Verehrung anhängen. Freilich fehlte es auch in den ersten Jahren seiner Züricher Professur nicht an manchen heftigen Aufregungen, aber Biedermann liess sich nicht hindern in seinem Bestreben, seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen das Hausrecht in der Kirche zu erkämpfen. Gleichzeitig arbeitete er mit

unermüdlichen Fleiße weiter an der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Theologie; die reife Frucht dieser Arbeit war sein ausgezeichnetes Werk: „Christliche Dogmatik“, 1868 in erster, 1884/85 in zweiter, erweiterter Auflage erschienen.

Diese Dogmatik verhält sich zu der Straußschen ähnlich wie Baur's neuteamentliche Arbeiten zum Straußschen „Leben Jesu“; als die positive Ergänzung zur kritischen Verneinung. Wie Baur durch geniale Kombination ein neues Geschichts-bild vom Urchristentum an die Stelle der von Strauß zersetzten Legende der kirchlichen Tradition entworfen hat, ebenso hat Biedermann an der Stelle der kritisch zersetzten Dogmen der Kirchenlehre eine neue Weltanschauung spekulativ konstruiert, in der das Wesen der christlichen Religion einen neuen, von den Schläcken der antiken Vorstellungsweise gereinigten, für das moderne Denken annehmbaren und haltbaren Ausdruck finden soll. Er will nicht, wie Strauss, die Religion in Philosophie auflösen, sondern er erkennt der Religion als dem praktischen Verhalten unseres Gemüts zu dem unendlichen Geist, der Grund und Endzweck der Welt ist, eine selbständige und unzerstörbare Bedeutung zu, und er anerkennt insbesondere in der von Jesus ausgehenden „Religion der Gotteskindschaft“ die höchste und bleibend wahre Form der Verwirklichung unserer religiösen Anlage. Insofern ist Biedermann's Dogmatik eine Apologie des Christentums vom Standpunkt des modernen wissenschaftlichen Denkens aus. Dagegen die theologische Deutung und Formulierung der christlichen Religion in den kirchlichen Dogmen unterzieht Biedermann ebenso einer rückhaltlosen Kritik wie Strauss; er zeigt aber nicht bloss ihre Widersprüche und Undenkbarkeiten auf, sondern er sucht dieselben auch geschichtlich und psychologisch zu erklären, als Folgen nämlich der Fiktion der religiösen Wahrheit des Christentums in die naiven Bilder der Volkspantase und in die abstrakten Begriffe der antiken Philosophie. Diese Fiktion der religiösen Wahrheit in den Formeln des Dogmas durch verständige Kritik aufzulösen, ist auch für Biedermann die erste Aufgabe; aber dann sucht er mittelst reinerer Begriffe den Kern der Dogmen zu konservieren und das gute Recht der christlichen Frömmigkeit auch angesichts der heutigen Bildung zu verteidigen. Wie weit dieser Versuch gelungen sei, und ob er überhaupt je gelingen könne, darüber werden die Ansichten wohl immer auseinander gehen; aber dass Biedermann's Werk eine gewissartige Leistung sei, wie sie seit Schleiermachers „Glaubens-

lehre“ nie sonst mit so umfassenden Mitteln scharfen und konsequenten Denkens, historischer und philosophischer Ausrüstung angestellt worden, das muss wohl allgemein anerkannt werden. Insbesondere sind die beiden öfters gegen Biedermann erhobenen Anklagen auf Hegelschen Pantheismus und Hegelsche apriorische Begriffsspekulation entschieden irrig. Denn nach Biedermann sind Gott als der unendliche Geist und die Welt als die Summe des endlichen geistigen und sinnlichen Daseins essentielle Gegensätze, die zwar nicht lokal außer einander existieren, aber daran doch wesentlich wohl zu unterscheiden, nie zu konfundieren sind. Und seine Spekulation will nicht durch apriorische Dialektik die Welt aus dem reinen Begriff herausspinnen, sondern sie will die in der Erfahrung gegebene Wirklichkeit denkend verarbeiten und auf ihren letzten Wesensgrund zurückführen. Ob dies freilich in dem Grade und mit der Sicherheit des „reinen Denkens“, wie Biedermann meinte, möglich sei, darüber lässt sich allerdings streiten. Wir Jüngeren sind hierin etwas vorsichtiger und zurückhaltender geworden als Biedermann, der auch in diesen theoretischen Fragen wie in praktischen Dingen seinen frühlichen optimistischen Idealismus nie verleugnet hat.

Eben dieser Optimismus war es auch, der ihn trotz aller schmerzlichen Erfahrungen unentwegt an der Möglichkeit einer Versöhnung und gegenseitiger friedlicher Verständigung der theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien festhalten liess und seine persönliche Milde und Duldsamkeit im Urteil über andere und im Verhandeln mit Andersdenkenden bedingte. Er war aber eben darum nach seinem eigenen Zeugnis kein Parteilmann, weil ihm die hierzu nötige Einseitigkeit fehlte, weil er auch am Gegner das relative Recht anzuerkennen nicht umbilä konnte, und weil er auch für die Schwächen und Sünden der ihm prinzipiell überstehenden Parteilente Auge und Mund offen behalten wollte. Insbesondere war alles radikale Vorgehen, alles Ueberstürzen und Erzwingenwollen langsamer Entwicklungen im kirchlichen wie im staatlichen Leben seiner besonnenen Natur durchaus zuwider — eine Eigenschaft, die er mit Baur (auch mit Strauss hinsichtlich politischer Dinge) gemein hatte. Wie er die Berge seiner Heimat liebte und oft bestieg, so war auch sein Geist heimisch in den Höhen der Idee und schaute von oben herab auf das Getriebe des Tages und beurteilte das Vergängliche im Lichte des Ewigen.

„In Deinem Lichte, o Gott, sehen wir das Licht“ ist auf seinem Grabsteine zu lesen.

O. Pfleger.

Christoph Sigwart.

(Geb. am 28. März 1830 zu Tübingen.)

(Hierzu Bildnis No. 37a.)

Die deutsche Philosophie bietet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein beträchtlich anderes Bild als in der ersten. Auf den Spekulationsrausch war die Ernüchterung gefolgt. Es galt nun, ein neues Fundament zu legen, von unten, nicht von oben zu beginnen, über den letzten und höchsten Aufgaben die nächsten nicht zu vergessen und vor allem die abgebrochene Verbindung mit den besonderen Wissenschaften wieder anzuknüpfen. Es galt zu denken, nicht zu phantasieren, zu arbeiten, nicht zu träumen. Einer der Männer, die der Philosophie in dieser Lage nicht bloss durch Mahnungen und Programme, sondern durch wissenschaftliche Thaten die Richtung wiesen und den Weg bahnten, ist Christoph Sigwart. Sigwart hat uns kein „System“ geschenkt. Und er hat auch nie nach dem Lorbeer des Modephilosophen gestrebt. Aber er hat in eindringender Forschung die Prinzipien des Erkennens und des Lebens herausgearbeitet. Und er hat uns gelehrt, das Philosophieren nicht als ein Gedankenspiel der dichtenden Phantasie, sondern als ernste Wissenschaft zu betrachten und zu betreiben, in entsagender Gedankenarbeit auch das Einzelne und Kleinste, das scheinbar Trockenste zu durchdringen und doch dabei den Blick stets auf das Ganze der Philosophie und auf das Ganze der Wissenschaft gerichtet zu halten.

Christoph Sigwart ist geboren zu Tübingen am 28. März 1830. Er stammt aus einer alt-schwäbischen Beamten- und Theologenfamilie, die der Landesuniversität schon eine Reihe von Professoren geliefert hatte. Sein Vater war der Tübinger Professor der Philosophie und nachherige Prälat H. C. W. Sigwart, der sich insbesondere durch seine gründlichen philosophie-geschichtlichen Arbeiten einen angesehenen Namen erworben hat. Schon mit 16 Jahren bezog Christoph Sigwart die Universität, um Philosophie und Theologie zu studieren. Wie so viele seiner Vorläufer, trat er ins Tübinger Stift ein. Zwanzigjährig hatte er seine Studien absolviert. Der junge Theologe machte die übliche Studienreise, war dann mehrere Jahre als Lehrer an einem privaten Erziehungsinstitute thätig, um im Frühjahr 1855 als Repetent ins Stift zurückzukehren. In dieser Stellung begann er seine akademische Lehrthätigkeit. Er hielt theologische und philosophische Vorlesungen. Aber gesundheitliche Verhältnisse nötigten ihn, den Plan der Habilitation aufzugeben. Er wurde Professor am Seminar Blaubeuren, einer jener alten württembergischen

Klosterschulen, die bestimmt sind, der Vorbereitung künftiger Theologen für das akademische Studium zu dienen. Bald jedoch, im Herbst 1863, rief ihn die württembergische Regierung nach Tübingen zurück, zunächst als Lehrer der Philosophie mit dem Auftrag, philosophische Vorlesungen zu halten. Seit Herbst 1865 ist Sigwart ordentlicher Professor. Er ist seitdem der heimischen Universität treu geblieben, ein hochangesehenes, einflussreiches Glied des akademischen Lehrkörpers, ein verehrter, überaus erfolgreicher Lehrer, dessen Ruf auch auswärtige Studenten in Menge nach Tübingen gezogen hat, zugleich, seit mehr als 25 Jahren, Inspektor des Stifts, der sehr viel dazu beigetragen hat, in der Anstalt den freien wissenschaftlichen Sinn lebendig zu erhalten. Ehrenvolle Berufungen nach Würzburg, nach Leipzig, zuletzt nach Berlin, hat er abgelehnt.

Sigwart kommt her von der Theologie. Seine ersten Arbeiten behandeln theologische Themen. Dass sie grossenteils in den Jahrbüchern für deutsche Theologie erschienen sind, ist nicht zufällig. Die Jahrbücher waren ein Organ der Vermittlungstheologie. Philosophisch standen sie der „Theistenschule“ nahe, deren Wortführer Christian Hermann Weisse, Ulrich, der jüngere Fichte waren, der aber auch Männer wie Lotze bestimmende Anregung verdankten. Sigwarts ursprüngliche Anschauungen berühren sich enge mit der Vermittlungstheologie. Aber schon vertritt sich der selbständige philosophische Denker. Er bricht für den vielgeschmähten Atomismus eine Lücke. Zugleich erweist er sich bereits als eindringender Historiker. Seine Untersuchungen über Schleiermacher gehören zum Wertvollsten, was über dessen Philosophie geschrieben worden ist. In seine Blaubeurer Zeit fällt dann der Anfang der interessanten Felde mit Liebig über Francis Bacon. Der grosse Chemiker, dessen geschichtliche Kenntnisse begrifflicher Weise nicht auf der Höhe seiner naturwissenschaftlichen Leistungen standen, hatte doch nicht bloss über Bacon, den Menschen und den Naturforscher, sondern ebenso über den Methodiker und Philosophen den Stab gebrochen und zugleich seinen Einfluss auf das wissenschaftliche Leben der Folgezeit in Zweifel gezogen. Diese Angriffe hat Sigwart in glänzender Beweisführung auf das der historischen Wahrheit entsprechende Mass reduziert. Er verzichtet auf die vom Gegner nicht ganz verschmähten Advokatenkünste, denn er verfügt über gründliche Sachkenntnis. Wer den endlichen Sieg davongetragen hat, ist nicht

zweifelhaft. Bei Sigwarts Urteil über Bacon wird es in der Hauptsache bleiben. Die ersten Tübinger Arbeiten sind dem neuentdeckten kurzen Traktat Spinozas gewidmet. Ein berufener Spinozaforscher nennt ihren Verfasser einen der ersten Kenner von Spinozas Schriften. Seitdem hat Sigwart eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet. In weitere Kreise gedrungen sind die „Kleinen Schriften“, zwei Bände gesammelter Reden und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts. Die historische Serie bietet kleine Kabinetstücke philosophisch-geschichtlicher Darstellung. Mit Vorliebe weilt der Forscher in jener Übergangszeit, in der das selbständige Denken den Bau der mittelalterlichen Tradition bricht und eine neue Welt- und Lebensanschauung sich durchringt. Es ist die Zeit, in der die moderne Wissenschaft sich vorbereitet. Einen eigenen Reiz üben auf uns die Bilder der beiden Magiker und Theosophen aus dem Reformationszeitalter, Cornelius Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus, jener Faustgestalten, um welche in der Folge die Legendenbildung der Volksphantasie ein buntes Netz von Sagen gewoben hat – jener problematischen Naturen, in denen die neuplatonisch-kabbalistische Spekulation und die Alchemie, die metaphysische Neugier des Philosophen und Naturforschers und der nach dem Besitz übernatürlicher Kräfte lüsterne Zauberwahn des Geistessehers einen wunderlichen Band eingegangen hatten. Und dann die Märtyrer der neuen Wissenschaft aus der Zeit der Gegenreformation: Giordano Bruno vor dem Inquisitionsgericht, Thomas Campanella und Johannes Kepler. Aber auch auf eine Universität der Zeit führt uns der Verfasser. Er macht uns mit einem achtungswürdigen Vertreter der protestantischen Schulphilosophie bekannt, dem Tübinger Professor der Philosophie und Medizin, Jakob Schegk. Darzwischen hinein eine feinsinnige Gedichtnisrede auf Schleiermacher. Die zweite Reihe der „Kleinen Schriften“ bringt Untersuchungen zur Erkenntnislehre und Psychologie; teils, wie die Vorträge „über die sittlichen Grundlagen der Wissenschaft“ und „über den Kampf gegen den Zweifel“, allgemeinphilosophischer Natur und geeignet, uns einen Anblick auf des Verfassers abschließende Ueberzeugungen zu gewähren, teils psychologischen Inhalts – kleine Arbeiten, in leichtes, gefälliges Gewand gekleidet, aber auch streng wissenschaftliche Forschungen: die Abhandlung über „den Begriff des Willens und sein Verhältnis zum Begriff der Ursache“ ist ein musterträgliches Stück analytischer Psychologie – der Psychologie, welche die Grundlage der Geisteswissenschaften bilden kann. Das Hauptwerk Sigwarts ist die „Logik“. Sie bedeutet einen völligen Bruch mit der logischen Tradition. Ein Neubau war längst als notwendig erkannt.

Und oft genug war eine „Reform der Logik“ gefordert worden. Die traditionelle Logik mit ihrem System von Formen und Regeln war in unfruchtbarem Formalismus erstarrt. Wenn jede Logik zuletzt nur die Reflexion auf die lebendigen, wirklich benutzten Formen des wissenschaftlichen Erkennens ist, so hatte die überlieferte Disziplin ihren ursprünglichen wissenschaftlichen Hintergrund, die aristotelische Begriffsmetaphysik, längst aus den Augen verloren, so sehr, dass die sogenannte formale Logik als das natürliche Erzeugnis der ganzen Entwicklung erscheinen kann, die Logik, die sich grundsätzlich beschränkt auf die Sphäre des auf sich bezogenen, der Wirklichkeit abgewandten Denkens. An Reformversuchen fehlte es nicht. Es waren teils Versuche, durch Rückgang auf Aristoteles die Logik zu erneuern, teils Ansätze zu Neugründungen. Obenan steht J. St. Mills „System der deduktiven und induktiven Logik“. Aber in dieser Arbeit hatte der positivistische Erkenntnistheoretiker und der Assoziationspsycholog den Logiker allzusehr in den Hintergrund gedrängt. Erst in Sigwarts Logik ist die erstrebte Reform durchgeführt. Hier ist die logische Untersuchung von vornherein unter den Gesichtspunkt der Methodiklehre gestellt. Sie wird dadurch in lebendige Beziehung zu den wissenschaftlichen Aufgaben der Gegenwart gesetzt. Die erkenntnistheoretische Kontroverse zwischen Idealismus und Realismus bleibt außer Betracht. Die Logik hat die Bedingungen und Regeln des wahren, das heißt des notwendigen und allgemeingültigen Denkens festzulegen. Sie untersucht zunächst in eingehender Analyse den natürlichen Charakter der elementaren logischen Funktion: sie ermittelt das Wesen und die Voraussetzungen des Urteilens. Dann sucht sie die Bedingungen auf, unter denen das Urteilen seinem Zweck, Wahrheit und Allgemeingültigkeit zu erreichen, vollkommen entspricht. Der dritte technische Teil endlich, die Lehre von den logischen Methoden, zeigt uns die Wege, auf denen das Denken zu seinem Ziel, zu vollkommen bestimmten Begriffen und vollkommen begründeten Urteilen, gelangen kann; er knüpft an die wirklichen Verfahrungsweisen an, deren sich die wissenschaftliche Forschung in ihren einzelnen Gebieten bedient, um die ihr gestellten Aufgaben zu lösen, stellt in kritischer Prüfung deren logischen Wert fest und gesteht sie in allen ihren Elementen so, dass sie den logischen Forderungen genügen können. Aber nicht bloss der theoretischen Erkenntnis der natürlichen und geistigen Wirklichkeit weist die Logik die Bahn; auch die methodischen Prinzipien der Ethik, denen Sigwart noch eine besondere Schrift, die „Vorfagen der Ethik“ gewidmet hat, untersucht sie. Und während die logische Reflexion sich auf ihrem ganzen

Wege die metaphysischen Fragen ferngehalten hat, weisen ihre letzten Voraussetzungen auf die Metaphysik hinaus: sie wird zu der Forderung „eines einheitlichen Grundes sowohl des bewussten Denkens und seiner Gesetze als der ihm gegenüberstehenden von ihm unabhängigen Objekte“ gedrängt, „eines Grundes, der als letzter Erklärungsgrund von Subjekt und Objekt zugleich unabdingt sein muß“. Für die Geschichte der Logik hat Sigwarts Werk epochemachende Bedeutung. Und es wird dauernden Wert behalten. Voller Vertrautheit mit der Geschichte der philosophischen Reflexion und der Logik ebenso wie mit der des wissenschaftlichen Denkens, ein umfassender Überblick über die Resultate, Methoden und Probleme der Einzelforschung in ihren verschiedenen Gebieten, ein lebendiger Begriff von den letzten Zielen und Aufgaben der Gesamtwissenschaft und dem Zusammenhang der letzteren mit den

Lebensinteressen der Menschheit; in der Untersuchung selbst eine ungewöhnliche Kraft der Abstraktion und Schärfe der Analyse, verbunden mit der Umsicht des Philosophen, welche die Probleme von allen Seiten zu durchdringen weis, und dem Mut des Denkers, der sich durch Schlagwörter und Modeströmungen der modernen Wissenschaft so wenig wie durch metaphysische oder erkenntnistheoretische Vorurteile beeinflussen lässt; dazu eine Darstellung von außerordentlicher Klarheit und Präzision, künstlerisch abgerundet, im Gedankenaufbau ungemein durchsichtig, stets darauf bedacht, das Allgemeine ins Konkrete zu wenden; und eine Sprache, ebenso frei vom Schulzopf wie von allzu populärer Seichtigkeit — diese Vorträge machen Sigwarts Arbeit zu einer klassischen Leistung im Gebiet der Logik. Zugleich aber auch zu einer der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie überhaupt.

Helarich Maier.

Luise Otto-Peters.

(Geb. am 26. März 1819 zu Meissen, gest. am 13. März 1895 zu Leipzig.)

(Hörns Bildnis Nr. 531.)

Auf dem Denkmal, das Luise Otto in den öffentlichen Anlagen der Stadt Leipzig in den einfachen Formen einer griechischen Stele gesetzt ist, befindet sich die Inschrift: Luise Otto-Peters. Der Führerin auf neuen Bahnen in Dankbarkeit und Verehrung die deutschen Frauen. Die Inschrift ist charakteristisch. Als blutjunges Mädchen glaubte Luise Otto „einzig sich dem Dienste der Muse“ weihen zu sollen, dem Vaterland nur „ihre Lieder kühnen Freiheitsbrand“ bieten zu können; als Romanschriftstellerin hat sie einen zuerst hoch aufrauschenden, dann langsam und vollständig abebbenden Beifall gefunden; als „Führerin auf neuen Bahnen“, als „die Mutter der deutschen Frauenbewegung“ lebt sie noch heute in Tausenden von Frauenherzen.

Der Grund ist nicht schwer zu finden. Wenn heute kaum ein einziges ihrer Gedichte über den engsten Kreis ihrer Freunde hinaus noch lebendig ist, wenn wir vergebens in Gedichtsammlungen danach suchen, in denen Annette Droste-Hülshoff immer ihre Stelle behaupten wird, so ist es klar, dass nicht der künstlerische Wert den Gedichten von Luise Otto seiner Zeit ihre hinausweisende Wirkung verlieh. Sie waren der Ausdruck einer ganzen, mit voller Begeisterung den Idealen der Achtundvierziger hingebenden Persönlichkeit, und wenn sie Georg Herwegh auf seine Werbung entgegenkam:

„Und den Ruf hab ich vernommen aus dem kühnen
Dichtermunde,
Und ich nahm das Wort zu Herzen, nahm es für Propheten-
künde.
Fröhlich will das Schwert ich tragen, fröhlich für mein
Volk es schwingen,
Johaled deutsche Schlachtenlieder unserm Feind entgegen-
singen“.

so geschah es mit dem ganzen Pathos ihrer Zeit, die wenig mit Ausdruck und Bild rechnete. Ihre Dichtung war Tendenzdichtung und als solche in ihrer Wirkung an ihre Zeit geknüpft.

Das Gleiche gilt von ihren Romanen. Gerade in denen, die auf ihre Zeit die stärkste Wirkung ausübten, hat nicht die Künstlerin, sondern der lebendig fühlende, sozial denkende Mensch die Feder geführt. Und dieser sozial denkende Mensch mit dem mächtigen Impuls, den Gedanken in Thaten umzusetzen, hat sein bestes Können den Frauen gegeben; Luise Otto hat die deutsche Frauenbewegung begründet, und so ist nicht der Dichterin, nicht der Schriftstellerin, sondern der „Führerin auf neuen Bahnen“ jenes Denkmal erstanden.

Luise Otto, am 26. März 1819 in Meissen geboren, wuchs in der gemütlichen kleinstädtischen Sphäre auf, die sie in „Frauenleben im Deutschen Reich“ so sonntig zu schildern weis, mit dem Unterschied freilich, dass im Hause des Gerichtsdirektors Otto noch der hochfliegende, aber die enge

Wirklichkeit hinaushebende Schüler-Idealismus seine Pflege fand, der so manchen aus der angstlichen Kleinbürgerlichkeit jener Zeit rettete. Er wurde auch dem schwächlichen Kinde zur Lebenskraft. Aber das etwas unklare, ästhetische Humanitätsideal, das notwendig zuerst in der Seele des so jungen Mädchens entstehen musste, nahm bald praktische Gestalt an. Im Jahre 1830 sah sie im Erzgebirge zum erstenmal das Elend des Proletariats, und auf die schwärmerischen Lieder, die sie auf dem väterlichen Weinberg in mondlichen Nächten „niedergeschrieben zum Preise der Natur und des Ewigen“, folgte das schneidende

Seht ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Die Wangen bleich und die Augen rot;
Sie mühen sich ab um einen Bissen,
Um einen Bissen schwarzes Brot.

Und die Mahnung, die sie „den Reichen und Grossen“ hinschleudert, erklingt verschärft in „Schloss und Fabrik“, dem ersten sozialistischen Tendenzroman, der gleichzeitig mit den „Liedern eines deutschen Mädchens“ im Jahre 1837 erschien und die Verfasserin mit einem Schlage durch ganz Deutschland bekannt machte.

Wie ernst man diesen Roman nahm, zeigt die sofort erfolgte polizeiliche Konfiskation. Von diesem Augenblick an galt Luise Otto als die gefährliche Demokratin. Von diesem Augenblick datiert aber auch eine politisch-literarische Tätigkeit, wie sie selten von einer deutschen Frau ausgeht ist. Von diesem Augenblick datiert schliesslich ihre Arbeit für die Frauenbewegung. Im März 1838 sandte sie die „Adresse eines deutschen Mädchens“ an das neugebildete liberale sächsische Ministerium Oberländer. In der Adresse forderte sie die vom Ministerium eingesetzte Arbeiterkommission auf, sich nicht nur der Arbeiter, sondern auch der Arbeiterinnen anzunehmen. „Glauben Sie nicht, meine Herren“, so schloss sie, „dass Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mitorganisieren — und wenn alle an sie zu denken vergessen, ich werde es nicht vergessen.“ Die Adresse, nicht eben dem Kurialstil unserer Tage entsprechend, aber eben darum mehr Persönlichkeit Ausdruck, hatte einen ungeahnten Erfolg. Alle grossen Zeitungen druckten sie ab, Minister Oberländer erklärte seine volle Zustimmung, Arbeiterkommission und Landtag beschäftigten sich mit der Adresse, und Minister Georgi suchte später Luise Otto persönlich auf, um mit ihr über die Sache zu sprechen.

Von da an ist Luise Otto den Arbeitern eine Vertraute gewesen. So viel sie vermochte, stand sie mitten in der Bewegung, half bei den Walken, bei der Gründung demokratischer Blätter und rief

einen Vaterlandsverein ins Leben, bei dessen Konstituierung sie, als Frau, die keinen Zutritt zu politischen Versammlungen hatte, allerdings zu Hause bleiben musste.

Was sie in Versammlungen nicht aussprechen durfte, das führte sie mit der Feder aus. Eine deutsche Frauenzeitung mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit weh' ich Bürgerinnen“ rief sie ins Leben. Schwer hatte auch sie, nachdem der Jubel der achtundvierziger Tage verrauscht war, unter der Reaktion zu leiden. Stand sie doch in Verbindung mit so vielen politischen Flüchtlingen, war es doch bekannt, dass sie ihnen auf jede Weise Unterstützungen und Mittelungen zu übermitteln wusste. Fand man doch in der Brieftasche Robert Blums, als ihn die Todeskugel getroffen, ihren Namen verzeichnet.

In diese Zeit fällt nun auch der Roman ihres Lebens, die Geschichte ihrer Liebe zu „Eilfried von Taura“, ein Pseudonym, wie es nur die Ritterburgromantik, die so salzsaft die politische Bewegung jener Zeit begleitete, erfinden konnte. Eilfried von Taura, ein junger Schriftsteller aus dem Erzgebirge, führte in Wirklichkeit den wenig anspruchsvollen Namen August Peters. Er hatte sich mit einer Schar Freischützer nach Unterdrückung des Aufstandes in Sachsen nach Süddeutschland durchgeschlagen, war in Rastatt eingeschlossen und machte angesichts der Verurteilung durch das Standgericht Luise Otto ein Geständnis seiner Liebe. Den sieben Jahre dauernden Brautstand verbrachte der Bräutigam in den Zuchthäusern von Bruchsal und Waldheim, die Braut im Kampf ums Dasein und unter den sudauernden Chikannen der Polizei. Viermal im Jahre durfte sie den Geliebten sehen, buchstäblich genommen, denn in den ersten schweren Bruchsaler Jahren trennten sie doppelte Gitter, so dass sie sich nicht einmal die Hand reichen konnten. Erst im November 1856 fand ihre Vereinigung statt. Die mitteldeutsche Volkszeitung, die Peters in Leipzig begründete, musste ihnen die Mittel zum Leben geben. Schon 1864 liess Peters Tod die glückliche Ehe.

Seit Luise Otto in den vierziger Jahren zum erstenmal für die Frauen eingetreten war, hatte sie nie aufgehört, ihre Sache zu führen. Besonders hatte ihr dazu die Mitarbeit an der von ihrem Gatten begründeten Zeitung Gelegenheit gegeben. Es bedurfte der festen Ueberzeugung von der Idee, deren Ausdruck die Frauenbewegung ist, um es angesichts der allgemeinen Depression, die im Anfang der sechziger Jahre auf dem öffentlichen Leben in Deutschland lag, zu wagen, einen Frauenverein zu gründen — den ersten in Deutschland, der nicht ein Wohltätigkeitsverein war. Als „Frauenbildungsverein“ trat er im März 1865 in Leipzig ins Leben. Man wird heute kaum verstehen, dass ein Paragraf in dem

Statut dieses Vereins, der eine Konferenz von Frauen aus ganz Deutschland in Aussicht nahm, teils als bedenklich, teils als komisch angesehen wurde. Luise Otto war dieser Paragraph die Hauptsache als Ausgangspunkt zu einem weit höheren Ziel: einer deutschen Frauenbewegung. Sie schuf ihr — zu einer Zeit, als es noch kein Deutschland gab — die Grundlage in einem Allgemeinen deutschen Frauenverein. Am 16. Oktober 1865 trat er ins Leben.

Was der Allgemeine deutsche Frauenverein für die Frauenbewegung in Deutschland geleistet hat, wird von den Jüngeren, die jetzt bequem den Pfad breit treten, den er durch Gestein und Dickicht bahnte, nur zu oft verkannt. Auch hier heisst es:

„Wir pflügen das Feld mit geduldigen Thaten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten!“

Von „geduldigen Thaten“ legen die Vereinsprotokolle ein vollgültiges Zeugnis ab. Was die moderne Frauenbewegung auch beschäftigen mag, hier finden wir die Grundlage dafür, wo nicht etwa eine weisse Zurückhaltung im Interesse späteren Erfolges geboten war. Die Zulassung der Frauen zu allen Bildungsanstalten, zum Kommunaldienst in Armen- und Waisenhilfe, zur Aufsicht in Gefängnissen, zur Mitwirkung bei der Sittenpolizei, zu dem Beruf der Aerztin und Apothekerin, die vermehrte Anstellung und vertiefte Bildung der Lehrerinnen, die Aenderung der Zivilgesetzgebung zu Gunsten der Gattin und Mutter, die Arbeiterinnenfrage und ihre Lösung im modernen Sinne des gesetzlichen Schutzes und der Konstitutionsfreiheit, die Bürgerpflichten und Bürgerrechte der Frau, all das war Gegenstand von Verhandlungen und Petitionen, die einzige Form der Thaten, die der deutschen Frauenbewegung damals zu Gebote stand.

Luise Otto war bei all dem die treibende Kraft,

ob sie gleich für das grosse Publikum nicht immer im Vordergrund stand. Ihre kleine, gebeugte Gestalt, ihre schwache Stimme, ihr unverfälschter Meissener Dialekt, machten sie wenig geeignet zur Rednerin, wenn auch ihre parlamentarische Begabung und Schöpfung sie zur Leitung grosser Versammlungen in hohem Masse befähigten. Was ihr abging, besserten ihre Mitarbeiterinnen, unter denen auf den zahlreichen Generalversammlungen des Vereins Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt besonders in den Vordergrund traten.

Dass die Frauenbewegung langsam aus dem Stadium des Missverständnisses und damit der Lächerlichkeit herauswuchs, dass sie sich in der Form, wie sie der Allgemeine deutsche Frauenverein vertrat, das Vertrauen der Behörden, des Volkes in seinen höheren und niederen Schichten gewann, ist in erster Reihe auf die eigenartige Persönlichkeit von Luise Otto zurückzuführen; darauf, dass sie nicht nur Agitatorin war, sondern geistige Arbeiterin im besten Sinne des Worts. Sie verstand es, die Bildungskräfte, die sie selbst aus dem edelsten geistigen Besitz unseres Volkes gewonnen hatte, der Frauenbewegung zuzuführen, sie verstand es aber auch, sich die Föhlung mit dem Kleinleben und Kleinbürgertum zu erkaufen, die ihr das Elternhaus gegeben hatte. Fast symbolisch mutet es an, wenn ein Freund des Hauses berichtet, wie er sie einst gefunden: Hegel studierend, während sie an einem Strumpf strickte, auf ihrem Schooss die Hausstutze. Ihr Lieblingsunterhalt war bis zuletzt der Balkon ihres Meissener Hauses, wo sie zwischen Blumen und Vogelbauer, mit dem Blick auf die hochgetürmte Albrechtsburg, der Arbeit des Vereins nachsah, der mehr und mehr der Inhalt ihres Lebens geworden war.

Das war Luise Otto. Heute bricht da, wo ihr Pflug ging, die junge Saat durch die Schollen.

Helene Lange.

Ludwig Traube.

(Geb. am 12. Januar 1808 zu Reibitz, gest. am 11. April 1876 zu Berlin.)

(Literar. Böhm. No. 33.)

LUDWIG TRAUBE, ordentlicher Professor der Medizin und Geheimer Medizinalrat in Berlin, war von Hause aus eine mathematisch-philosophische Natur. Schon als Student in Breslau seit 1835 beschäftigte er sich neben seinen pflichtmässigen naturwissenschaftlich-medizinischen Studien, unter denen er die physiologischen bei Purkinje bevorzugte, eifrig mit Mathematik und der Lektüre philo-

sophischer Schriftsteller. Daneben wandte er seine Aufmerksamkeit auch den literarischen Erzeugnissen und dem Gang der exakten Richtung in der französischen Medizin seiner Zeit zu. Dies geschah besonders in Berlin, wohin er 1837 übersiedelt war, um hier, hauptsächlich als Zuhörer von Johannes Müller und Schönlein, zu studieren. Bald nach seiner 1840 erfolgten Promotion zum Doktor

begann er diejenige Studienrichtung einzuschlagen, in der ihm selbst Lorbeeren zu pflücken und neue Wege zu weisen vorbehalten war. Er begab sich nach Wien und wandte sich dort unter Sieda eifrig den physikalischen Untersuchungsverfahren zu. Es ist eines von Traubes Hauptverdiensten, diesen wenige Jahre später, nachdem er inzwischen die Approbation als Arzt in Berlin erlangt und sich hier dauernd niedergelassen hatte, einen neuen heimischen Boden durch gut besuchte stündige Kurse mit Hilfe eines vorstädtischen armenärztlichen Krankenmaterials bereitet zu haben. Die Einführung der physikalischen Diagnostik bei den Berliner Aerzten machte Traubes Namen bald bekannt. Doch wurde ihm die Erlaubnis zur Benutzung seines Materials von der Armen-Direktion entzogen, und Traube begann sich nunmehr mit anderen wissenschaftlichen Fragen zu beschäftigen. Nach dem Vorbilde der grossen französischen Experimentalphysiologen suchte er auch gewisse Probleme am Krankenbette auf dem Wege des Experiments zu lösen. Dies Bestreben führte Traube zu Ergebnissen, die ihm mit Recht (neben Virchow) zum Schöpfer und Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland gemacht und ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte der Heilkunde gesichert haben. Die Aufsehen erregenden Arbeiten Traubes verschafften ihm die Stellung eines Assistenten bei dem hochangesehenen Schülein in der Charité, in die er eintrat, nachdem ihm schon ein Jahr vorher (1848) infolge der politischen Ereignisse trotz seiner Eigenschaft als Jude die Habilitation als Privatdozent ermöglicht war. 1853 wurde er mit der Leitung einer besonderen Krankenabteilung betraut, 1857 erhielt er die Ernennung zum ausserordentlichen Professor, aber erst 1872 die ordentliche

Professur an der Universität, während er schon 1862 zum ordentlichen Lehrer an der militärärztlichen Bildungsanstalt, der jetzigen Kaiser-Wilhelms-Akademie und 1866 zum Geheimen Medizinalrat ernannt worden war. Traube gehört zu den verdienstvollsten Forschern und Lehrern der Neuzeit. Seine klinischen Arbeiten und Schöpfungen sind von bahnbrechender Bedeutung, und speziell als Lehrer hat er, wie Schreiber dieser Zeiten, der sich mit Stolz Traubes Schüler nennen darf, weiss, eine ausserordentlich erfolgreiche und fruchtbare Thätigkeit entfaltet, die leider in den letzten Lebensjahren infolge von Kränklichkeit vielfache Unterbrechung und Beeinträchtigung erfahren musste. Als Arzt war Traube ein Hippokratiker im edelsten Wertsinne. Er fasste stets den ganzen kranken Menschen ins Auge, nicht bloss das kranke Organ, war von der geschichtlichen und standesethischen Würde des Berufs aufs tiefste durchdrungen, die er bei jeder möglichen Gelegenheit betonte und seinen Schülern ins Herz legte, und wandte bei seinem Heilverfahren kräftige, aber einfache und hauptsächlich die Lebensweise und das ganze Verhalten des Kranken berücksichtigende Mittel an. Einfach, ehrlich und klar in seinem ganzen Wesen, kannte Traube keinen anderen Genuss, als den der wissenschaftlichen Arbeit, der er bis zu seinem Lebensende selbst inmitten seines langwierigen Leidens oblag. Seine Arbeiten sind zum grössten Teil zusammengefasst in den „Gesammelten Beiträgen zur Pathologie und Physiologie“ (Berlin 1871, 2 Bände); ein dritter Band erschien erst nach dem Tode Traubes aus dessen Nachlass.

Einer seiner hervorragendsten Schüler ist der gegenwärtige Professor der Klinik an der Berliner Hochschule, Ernst von Leyden.

Julius Pagel.

Friedrich Esmarch.

(Geb. am 9. Januar 1833 zu Tönning in Schleswig-Holstein.)

(Hierzu Bibliogr. No. 353.)

FRIEDRICH ESMARCH, der schon 1835 von berufenster Seite zu den Klassikern der deutschen Wundheilkunde mit Recht gezählte Vater der blutsparenden Operationsmethoden, der Schöpfer des deutschen Samariterwesens, ist ein Schüler der beiden Meister in der Chirurgie v. Langenbeck und Stromeyer. Unter ihrer Leitung und als Assistent des ersteren studierte er in Kiel und Göttingen und erlangte 1848 die Doktorwürde. Nachdem er darauf zuerst als Offizier, dann als Arzt die Feldzüge in

Schleswig-Holstein mitgemacht hatte, habilitierte er sich als Privatdozent in Kiel, wurde daselbst 1854 Direktor der chirurgischen Klinik, 1857 ordentlicher Professor und Direktor des Hospitals. In diesen Stellungen war er über 4 Jahrzehnte thätig, erhielt 1857 den erblichen Adel und bei seinem Rücktritt den Charakter als Geheimer Ober-Medizinalrat mit dem Titel Excellenz. v. Esmarch gehört zu den verdientesten deutschen Wundärzten der Gegenwart. Wenn man die wichtigsten Fortschritte der neueren

Wundheilende hauptsächlich auf drei Errungenschaften zurückführt: die Betäubung, die blutwidrige Wundbehandlung und die Blutspargung, so ist die eine davon, nämlich die zuletzt genannte, v. Esmarchs Verdienst. Es war im Jahre 1874, als er seine bahnbrechende Neuerung, die Möglichkeit durch vorherige kunstgerechte Einwickelung und Einschnürung an einem blutleeren Gliede zu operieren, in einer Rede auf dem Kongress der deutschen Gesellschaft für Chirurgie bekannt gab. Seitdem ist diese Methode, von ihrem Erfinder inzwischen noch weiter ausgebaut und vervollkommenet, zum dauernden Gemeingut der wundärztlichen Kunst geworden und hat unaussprechlichen Segen gestiftet. Eigentliche Popularität in den weitesten Kreisen Deutschlands gewann v. Esmarchs Name durch die von ihm ausgegangene Anregung zur Gründung von Sanitätserschulen und zur allgemeinen Organisation einer ersten vorläufigen Hilfe in plötzlichen Unglücksfällen. Er veröffentlichte 1888 das seitdem in über 50 Tausend Exemplaren verbreitete Büchlein: „Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Sanitätserschulen etc.“ (Leipzig bei F. W. C. Vogel) und gab auch einen Katechismus für ähnliche Zwecke heraus.

Diese Bestrebungen wurzeln zum Teil in den Erfahrungen, welche v. Esmarch wiederholt auf Kriegsschauplätzen und in Militärlazaretten während der Jahre 1864–71 und schon in früheren Jahren zu machen Gelegenheit hatte. Die Thätigkeit, welche v. Esmarch in dieser Beziehung entfaltet hat,

war ebenso gewaltig wie verdienstvoll. Nachdem er bereits 1864 sich um die Lazarette in dem Schleswig-Holsteiner Feldzug grosse Verdienste erworben hatte, wurde er 1866 nach Berlin in die Inmediat-Lazarettkommission berufen und übernahm die Oberleitung der chirurgischen Thätigkeit in den Berliner Spitalern. 1870 zum Generalarzt und consultierenden Armeechirurg ernannt, wirkte er an verschiedenen Orten und zuletzt hauptsächlich in dem grossen Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin. v. Esmarch ist ein Meister in der kirurgischen Technik, wie sein bezügliches von 1871–1894 in 4 Auflagen erschienenes Handbuch zeigt. Neben diesem hat v. Esmarch eine grosse Reihe teils selbständig, teils als Journalabhandlungen erschienener Schriften veröffentlicht. Dieselben betreffen die verschiedensten Kapitel der Chirurgie. Ein besonderes freundschaftliches Verhältnis verband ihn ausser mit seinem ehemaligen Lehrer und erstem Schwiegervater, dem berühmten hannoverschen Generalsarzt Stromeyer, auch mit dem verdienstvollen Meister der russischen Chirurgie Pirgoff. An der Verbreitung und Förderung der neueren Wundbehandlungs- und Operationsmethoden kommt v. Esmarch ein hervorragender Anteil zu. — Seit 1871 ist v. Esmarch durch seine zweite Ehe (mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg) Schwager des deutschen Kaisers. Gegenwärtig lebt v. Esmarch in Zurückgezogenheit, mit der schriftlichen Abfassung seiner Lebenserinnerungen beschäftigt. Julius Pagel.

Karl Gegenbaur.

(Geb. am 21. August 1829 zu Wilsdorf.)

(Hierzu Bildnis No. 134.)

Jenes wundervolle Gedicht Goethes: „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“ giebt die rechte Stimmung für das Bild Karl Gegenbaur's. Im Beinhau stehen die Schädel grauenvoll gehäuft, ein Zeugnis der Vergänglichkeit. Aber dem Adepten offenbart sich geheimnisvolle Schrift. Im starren Knochen erkennt er „die gutgedachte Spur“, ein Lebensquell entspringt dem Tode und strömt „gesteigerte Gestalten“. Es ist der Gedanke, der das Vergängliche erobert. Goethe war auch in strenger Wissenschaft ein solcher Adept. In exakter Methode versuchte er die ganze Knochenlehre zu vergeistigen. Am Gerippe des Menschen verglich er die einzelnen Knochen miteinander. Die Rückenwirbel erschienen ihm als eine Grundform, in die sich der Schädel

auffösen lasse. Und mit dem Menschen verglich er die Skelette anderer Säugetiere. Hinter allen Verschiedenheiten leuchtete ihm eine geheimnisvolle Ur-Achtheit, ein Urbild durch. Als sei eine Grundform einmal gegeben gewesen, und alle die unendlichen Varianten, das Bein des Pferdes, der Flögel der Fledermaus, die Flosse des Seehundes und der schöne Arm des Menschen, bildeten nur verschiedene Abwandlungen dieses gleichen Themas, bestimmter Lebensweise angepasst. Aber war es nur in der Idee des Anatomen, dieses Urbild, oder drang der Geist auf diesen Sprössen in das Mystereum der Schöpfung ein, die aus Wirbeln Schädel gebaut und aus ein und derselben Grundform Pferde und Menschen gezogen harr? Das war die grosse Frage.

— 802 —

H.p.f.540-5, 802

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

Im dritten Jahrzehnt nach Goethes Tode gab Darwin die Lösung. Was der Blick des Adepten heute noch aus den anatomischen Ähnlichkeiten herauslas, war in der That die „gottgedachte Spur“ der wirklichen Naturentwicklung, die Sprache einer Weltgeschichte, die über Millionen von Jahren zurückreichte und auf Zeiten wies, da es noch nicht Pferd noch Mensch gegeben hatte, sondern nur einen Ahnentypus erster Stüßtiere, dem beide nachmals als Knieel nach zwei Seiten hin entsprossen sollten, und da, noch viel früher, das ganze Wirbeltier-Skelett im niedrigsten Fisch als dem Drahten aller andern Wirbeltiere zusammenschmolz bis zu einem schüssellosen Knorpelstäbchen, das noch ungesondert in sich die Entwicklungsmitte zu Schädel, Rückgrat, Becken und Gliedmassen trug. Als Darwin aber so dem Adepten erst das wahre Sessam gab, das alle Thore sprengte, da war das Material der „vergleichenden Anatomie“ selbst ins Gewisse schon angewachsen im Verhältnis zu dem, was einst Goethe und seine Zeit besaßen.

Dank vor allem der überall bahnbrechenden Thätigkeit Johannes Müllers hatte sich hier eine echte Wissenschaft herangebildet. Nun ihr das Zauberwort zufiel, war Raum da für junge Geister, um ihre ganze Kraft hierher zu legen, ihren ganzen Ruhm sich hier zu werben. Kraft und Ruhm von Karl Gegenbaur stecken in der durch Darwin inspirierten „Vergleichenden Anatomie“. Ein Erfüller zugleich eines Goethischen Wunschs, könnte er für das bestimmte Gebiet geradezu auch Goethes grösster Schüler genannt werden. Zufällig an demselben Ort (Jena), mit genau der gleichen Methode, aber mit unvergleichlich viel besseren Mitteln wie Goethe, war es Gegenbaur beschieden, die Entstehungsgeschichte des menschlichen Schädels und des Schädels der Wirbeltiere im ganzen so weit wirklich aufzuhellen, wie es im neunzehnten Jahrhundert überhaupt möglich war. Mancher Grundpfeiler in Goethes ungenügender Thatsachen-Kennntnis und viel Verarbeitetes auch der Theorie musste ja wieder abgetragen und neu fundiert werden, und im Realen ist wirklich so zu sagen kein Stein auf dem andern geblieben. Gegenbaur ging, was Goethe in solcher Kühnheit nicht ahnen konnte, weit unter das Säugetier auf den Fisch zurück. Aus dem Kopfskelett des Haihäfchs baute er das des Menschen auf. Aus der Flosse des Fisches und Molchhäfchs auch entwickelte er, ein Adept untrüger Vorgänge, den oberen und unteren Beinknöchel, die Fuswurzel und die fünf Zehen oder Finger dieses Fusses, wie wir sie heute noch besitzen, eine Prachtleistung besonderer Dialektik, die den Altmeister vielleicht mehr entrückt hätte als das Meiste in Dichtung und

Politik, was das neunzehnte Jahrhundert nach ihm hervorgebracht hat.

Als Gegenbaur, geborener Würzburger, in seiner Vaterstadt sich zum Mediziner ausbildete, war er am besten Fleck, um in sein wahres Feld zu kommen. Würzburg fing gerade seine grosse physiologische Epoche an, die durch die Sterne Virchow, Kölliker, Leydig in den fünfziger Jahren bezeichnet wird. Er war schon praktischer Arzt am Julius-hospital, als Kölliker ihn in die weitere zoologische Fischforschung mitriss. Er ging mit Kölliker nach Messina, nach dem neuen Brauche des Meisters Johannes Müller, Sectiere am frischen Ort zu erforschen. Als er heimkommt, habilitiert er sich in Würzburg für Anatomie (1854). Schon im nächsten Jahre strahlt ihn aber der Schatten Goethes: Jena beruft ihn als Professor, auf mehr als zwanzig Jahre. Er zog Haeckel nach, seinen treuen jüngeren Genossen, und die beiden teilen sich fortan brüderlich in die Berufsarbeit und, in gewissem Sinne, auch in die Gedanken. Für beide war Darwin entscheidend geworden, nachdem sie sich unabhängig von einander zu ihm gefunden. Haeckels kühner Flug von hier aus ist bekannt. Gegenbaur, sehr ruhig, sehr besonnen, ja „kühl bis ans Herz hinan“, bildete gleichsam das schwere Reservegeschütz des Jenaer Darwinismus. Ohne seine elegante und zugleich solide Detailarbeit ist die Acta Haeckel wenigstens in ihren Anfängen nicht denkbar. Wo Haeckel im Grossen mahte, zeigte Gegenbaur im beschränkten Gebiete, was sich machen liess. Wenn Haeckel an die Menge, ins Volk ging, so schrieb Gegenbaur famose, knappe Lehrbücher für Studierende, die sehr trocken, aber von zwingender Logik waren und wohl mehr als irgend etwas anderes zu dem merkwürdig raschen Nach-Siege der Entwicklungslehre in den sechziger und siebziger Jahren beigetragen haben. Auf die Masse eigener Leistung legte er gar kein Gewicht. Aber alles, was er gab, hatte von früh an eine bestimmte Würde: die Würde der Reife. Er lieferte nichts aus, ehe es nicht bis zu einem ganz bestimmten Masse, wie er es verstand, „vergeistigt“ war. Besondere Geistreichigkeiten der Form brauchte er dann nicht noch. Nun war freilich in unsern Tagen der Kreis naturgemäss noch ein kleiner, der den vollen Geistesgenuss einer solchen Gegenbaurischen Abhandlung als Epikureer auszukosten verstand. Und so ist sein Leben sehr viel stiller hingegangen als das vieler Kollegen, zumal seit er (1875) vom philosophisch heissen Jena ins stillere Heidelberg übergesiedelt war. Aber unter die Ubersätereüpfle des neunzehnten Jahrhunderts gehört er, wenn einer, — dieser vornehme Aristokrat des Darwinismus.

Wühelm Bißsch.

Otto Intze.

(Geb. am 17. Mai 1843 zu Laage in Mecklenburg-Schwerin.)

(Hierzu Bildnis No. 131.)

Das riesenhafte Anwachsen des Menschengeschlechtes und das enge Aneinanderrücken der Volksmassen verlangt eine wirtschaftlichere Ausnutzung der Naturkräfte, als es früher notwendig war. Der moderne Ingenieur muss deshalb nicht nur darauf bedacht sein, durch seine Kunst die Energie der Welt zu betätigen, sondern zugleich, wie ein kluger Kaufmann, sie in sparsamster und ökonomischster Weise auszunutzen. In diesem Sinne haben in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts sich besonders die Wasserbau-Ingenieure ausgezeichnet. Der hervorragendste unter ihnen, dessen wahrhaft originale Arbeiten grundlegend für diese Tätigkeit wurden, ist Otto Intze. Die selten praktischen Talente des hervorragenden Wasserbaukünstlers sind durch seine eigenartige Ausbildung unterstritten worden. Er hat, ehe er den mehr gelehrten Studiengang des deutschen Ingenieurs einschlug, mehrere Jahre unter englischen Technikern am Bau von Eisenbahnen in Kurland gewirkt und erst dann das Polytechnikum in Hannover bezogen. Als er seine Lehrjahre im Herbst 1866 abschloss, fand sich für ihn die glückliche Gelegenheit, sich in Hamburg am Ausbau der grossen Hafenanlagen beteiligen zu können. Die drei Jahre, die er in Hamburg wirkte, haben ihn gleichsam für sein späteres Spezialfach praktisch vorgebildet. 1870 folgte er, 27jährig, einem Rufe an die neubegründete technische Hochschule in Aachen als ordentlicher Professor der Ingenieur-Wissenschaften, mit dem Lehrauftrag für den Wasserbau. Er ist bisher, trotz glänzender Anerbietung, der Aachener Hochschule treu geblieben.

Seine Wirksamkeit als Lehrer hat er mit seiner Tätigkeit als praktischer Ingenieur zu verknüpfen gewusst, und dadurch ausserordentlich günstig auf die Studierenden eingewirkt. Er gründete ein grosses Ingenieur-Bureau, in dem zahlreiche Schüler zusammen mit ausgebildeten Ingenieuren an den

vielen Hundert grossen Bauwerken arbeiteten, die er entworfen hat. Die Pläne von mehr als vierhundert Wassertürmen und Gasbehältern nach dem System Intze, sowie Fabrikanlagen für alle Zweige der Technik im Auftrage des In- und Auslandes, sind hier entstanden.

Die Gewässer, die von den Höhen der Berge dem Thale zu eilen und aus denen sich zumeist die Flüsse aufbauen, können auf ihrem langen Wege segensreich wirken; aber auch allseits Schrecken erregen und die Gegend verwüsten! Schon ziemlich früh hat das Menschenkind mit grossem Erfolg den Kampf mit dem Elemente aufgenommen. Jedoch erst seit verhältnismässig kurzer Zeit ist die Ausnutzung der Gebirgswässer in planmässiger Weise durchgeführt worden. Das ist das Spezialgebiet, auf dem Intze seine grossen Kriege errungen hat. Auf Grund seiner Untersuchungen und nach seinen Plänen wurden zahlreiche grosse Thalsperranlagen im Rheinland und Westfalen ausgeführt; um für Wassertriebwerke und Wasserleitungen das angesehene Wasser auszunutzen, und die Hochwasserschwellungen im Gebirge zu vermeiden.

Im Auftrage des Preussischen Handelsministers untersuchte Intze ferner die Wasserverhältnisse der preussischen Flüsse, bezüglich ihrer Verbesserung und der wirtschaftlichen Ausnutzung der Wasserkräfte. Eng verbunden hiermit waren Arbeiten zur Vermeidung der Ueberschwemmungsursachen. Eine wahre Riesenarbeit ist hier von Intze geleistet worden.

Als man am Schlusse des Jahrhunderts sich auch in preussischen Verwaltungskreisen, allerdings ziemlich spät, über die Bedeutung der modernen Technik klar wurde, suchte man ihre ersten Vertreter durch Ehrungen aller Art zu würdigen. So berief man z. B. einige Lehrer von technischen Hochschulen in das preussische Herrenhaus. Zu den drei Erwählten gehörte auch Intze.

Franz Benét.

Charles George Gordon.

(Geb. am 28. Januar 1831 zu Woolwich, gest. am 26. Januar 1885 zu Chartum.)

(Hierzu Bildnis No. 136.)

Unter den Engländern, die den britischen Namen in der aussereuropäischen Welt während des 19. Jahrhunderts nicht etwa nur geföhrt, sondern gesüht und verehrt gemacht haben, nimmt der

Militär Charles George Gordon eine ganz hervorragende Stellung ein. Und wenn heute Grossbritannien das Stromland des Jang-tse-kiang für englisches Einflussgebiet und die oberen Niländer

als mittelbaren Besitz zu behaupten gedenkt, so ver-
gisst es nicht, dass die Wiederherstellung der
Mandschu-Herrschaft in Südchina wesentlich das
Werk des „chinesischen Gordon“, die Gewinnung
des östlichen Sudans für den schon unter europäischem
Einfluss stehenden Orient neben anderen hervor-
ragenden Abendländern jeder Nationalität auch
„Gordon-Pascha“ zu danken ist.

Charles George Gordon, am 28. Januar 1833
zu Woolwich geboren, trat nach dem Besuch der
Militärakademie seiner Vaterstadt 1852 als Leutnant
in das britische Ingenieurkorps, focht im Krimkrieg
gegen die Russen, wurde vor Sebastopol verwundet
und gehörte nach dem Pariser Frieden der Kommission
an, welche die Grenzen zwischen Russland und dem
Osmanischen Reiche in Bessarabien und in Armenien
festzulegen hatte. Die Korrespondenz Gordons aus
dieser Zeit hat Boulenger im Jahre 1884 herausgegeben.
1860 nahm Gordon an dem englisch-französischen
Feldzuge in China teil und bereiste im folgenden
Jahre die Provinz Petchili nordwärts bis zum Passe
von Kalgan, ein Gebiet, das vor vierzig Jahren noch
wenig bekannt war. Im Jahre 1862 erfolgte die
Beförderung Gordons zum Major.

Als Li-Ilung-Tschang, der Gouverneur der
Provinzen Kiang-su und Kiang-si von den Briten
einen Offizier erbat, der instande zu sein ver-
möchte, mit den vorhandenen Streikräften und
Mitteln den Taipingaufstand wirksam niederzuringen
zu helfen, trat Gordon auf Empfehlung seiner Vor-
gesetzten in die Dienste des Mandschukaisers Tung-
tschi. Er organisierte aus chinesischen Leuten sechs
Infanterieregimenter und eine Batterie, bildete die-
selben mit Hilfe europäischer und eingeborener
Offiziere nach abendländischem Vorbild aus und
wusste durch eiserne Disziplin seine „Ever-victorious
force“ zu einem Musterkorps umzuschaffen, das in
der Hand des energiegelichen Feldherrn durch Tapfer-
keit und Schnelligkeit die Bewegungen seit der
Einnahme von Fushan (6. April 1862) einen Erfolg
nach dem andern über die Taiping gewann. Am
30. Mai wurde Künshan genommen, das seitdem
das Hauptquartier Gordons war. Im Dezember fiel
Sutschon in die Hände der Kaiserlichen; vor Kintan
wurde der siegreiche Heerführer schwer verwundet.
Mit der Eroberung von Tschangtschou am 11. Mai
1864 endeten die Operationen der „Ever-victorious
force“ und ihres tapferen Führers; am 1. Juni
1864 wurde Gordon seine Division auf und kehrte am
25. November über Shanghai nach Europa zurück,
nachdem ihm vom Kaiser Tung-tschü der höchste
militärische Rang Chinas, der eines Ti-tuh (General-
kapitän), verliehen worden war.

Voller Selbstlosigkeit wies Gordon jede Geld-
belohnung zurück; sein Gehalt hatte er zum grossen

Teil zur Ausstattung der Offiziere seines Korps und
zu menschenfreundlichen Werken in dem verwüsteten
Land verwendet. Dabei war ihm von chinesischer
Seite nicht selten mit Undank und Argwohn be-
gegnet worden, sodass er mehrere Male sein
Kommando niederlegte, um es dann freilich wieder
aufzunehmen und von neuen schlimmen Erfahrungen
mit den Grosswürdenträgern des „himmlischen
Reiches“ zu machen. Gordons „Diary of the Taiping
rebellion“, das Hake 1890 herausgab, versetzt leb-
haft in jene Epoche, in der das Organisations-talent
dieses Engländers unvergleichliche Schwierigkeiten
und Hindernisse siegreich überwand.

Nach seinem Austritt aus dem chinesischen
Dienst trat der Ueberwinder der Taiping als Oberst-
leutnant in das britische Heer zurück und übernahm
1865 das Ingenieurkommando der Befestigungen
von Graveland; 1871 bis 1873 bekleidete er das
englische Vizekonsulat für das Donaudelta und war
gleichzeitig britischer Bevollmächtigter für die euro-
päische Donaukommission in Galatz.

Ein neues und fruchtbringendes Feld zivilisatorischer
Thätigkeit eröffnete sich ihm, als er im
Februar 1874 vom Khediv Ismail von Aegypten den
Auftrag annahm, als Nachfolger Sir Samuel Bakers
im Gouvernement der Aequatorialprovinz die
Sicherung und Erweiterung der ägyptischen Ero-
berungen am Behr el Gebel (oberen Weissen Nil)
in die Hand zu nehmen. Mit 2000 Mann brach
Gordon auf, nahm seinen Sitz zuerst in Gondokoro,
dann in Ladö, liess Forschungsreisen und Ver-
messungen zu beiden Seiten des Weissen Nil durch
seine Offiziere vornehmen, unterdrückte den Sklaven-
handel in seinem Verwaltungsbezirk und schob dessen
Südgrenzen bis zum Albert- und Victoria-Njansa vor.
Im Jahre 1877 wurde er zum Generalgouverneur des
ägyptischen Sudan ernannt, zu dem alle Länder
zwischen Nubien, dem Roten Meer, Abessinien, den
Nilseen und der Westgrenze von Dar-Fur gehörten.
Gordon-Pascha besuchte Kordofan, Schelaka, Darfur
und sogar Abessinien, trat aber schon 1879 zurück.
Die Zeit der Verwaltung der Aequatorialprovinz be-
treffen die 1877 in Kairo veröffentlichten „Publi-
cations of the Egyptian general staff. Summary of
letters and reports from the governor-general.“

Die vier Jahre von 1880 bis 1883 sind vielleicht
die wechschollsten im Leben Gordons; er war
Militär-Sekretär des Vizekönigs von Indien, Marquis
of Ripon, folgte dann einer Einladung nach China,
wo er die dortigen Machtthaber von einem Kriege
mit Russland zurückhielt, trat hierauf Dienst auf
Mauritius, führte (1882) als Generalmajor den Ober-
befehl über die Truppen in der Kapkolonie und
wandte sich dann nach Palästina, wo er der Beschen-
lichkeit und Werken der christlichen Caritas lebte.

Die 1885 erschienenen „Reflections in Palestine“ und „A woman's memories of Gordon and his letters to her from the Holy Land“ ermöglichen einen Einblick in das religiöse Gefühlleben des merkwürdigen Mannes.

Gordon war im Begriffe, die Oberleitung einer von König Leopold II. ausgerüsteten Congoexpedition zu übernehmen, als die englische Regierung ihn aufforderte, die Beruhigung des ägyptischen Südens und das Eindämmen der mahdistischen Bewegung zu übernehmen. In der That wäre Gordon ganz der Mann dazu gewesen, durch seine Kenntnis von Land und Leuten diesen Auftrag erfolgreich durchzuführen, doch unternahm der mystisch angehauchte Brit die Werk mit völlig unzureichenden Mitteln. Am 14. Februar 1884 traf er in Chartum ein, wurde hier auch begeistert aufgenommen und

trug anfangs sogar kleine Erfolge über den Mahdi Mohammed Achmed davon. Dann aber überlieferte letzterer mit seinen fanatischen Scharen das Land ringsum, schloß Chartum ein und erstürmte die Metropole des Südens am 26. Januar 1885. Gordon, von der englischen Regierung im Stich gelassen, von Verrat umlauert, fiel auf seinem so lange heroisch behaupteten Posten.

Drei Jahre nach dem Falle Chartums wurde seinem heroischen Verteidiger auf dem Trafalgar Square in London ein Denkmal errichtet; Kitchener hat nach der Schlacht bei Omdurman an den elenden Trümmern der vormals drohenden Mahdistenmacht den Tod seines Landsmanns gerächt, dessen letzte Tagebücher aus Chartum einen Helden von unerschütterlicher Tapferkeit und kindlichem Gottvertrauen erkennen lassen.

Karl Wüke.

Friedrich Christian Adolf von Motz.

(Geb. am 18. November 1775 zu Cassel, gest. am 30. Juni 1830 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 127.)

FRIEDRICH CHRISTIAN ADOLF VON MOTZ gehört zu den hoch begabten Männern, die, aus der Enge der kleinstädtlichen Heimat herausstrebend, in Dienste des mächtig voranstrebenden preussischen Staates dem ganzen deutschen Vaterlande Förderung und Segen gebracht haben. Aus der Fülle hervorragender Geschäftsmänner, die nach den Befreiungskriegen, in der zweiten klassischen Periode des preussischen Beamtenamts durch Tüchtigkeit und Redlichkeit der Arbeit in Preussen die fehlende Verfassung des Staates ersetzen und gleichsam selber darstellen, hebt Motz sich nicht nur hoch hinaus, sondern er ist geradezu der bedeutendste und grösste Staatsmann, den Preussen seit Stein gehabt hat und bis auf Bismarck haben sollte. Er war der grösste Finanzminister, er war zugleich der grösste Staatsminister, der um die Begründung der deutschen Einheit sich so wesentliche Verdienste erworben hat, dass er mit vollem Recht als der Vorläufer Ottos von Bismarck bezeichnet werden muss.

Gebohren 1775 zu Cassel, studierte Motz in Marburg, zeigte aber schon als Student jene frische, kecke Zuversicht, die nicht sowohl aus Büchern als aus eigener praktischer Beobachtung des Lebens ihre Weisheit schöpft. Unbekümmert um das hessencasselsche Ländchen, in dessen Dienste er die Befriedigung seines hoch fliegenden Geistes nicht finden konnte, erbart er sogleich den Eintritt in die preussischen Staatsdienste. Mit Freude und voll froher Hoff-

nungen von Suarez selbst begrüsst, blieb Motz nur kurze Zeit bei der Justiz, zeichnete sich aber als Landrat im Halberstädtischen so aus, dass er schon nach zwei Jahren als solcher in das Reichsfeld versetzt wurde, das durch den Reichsdeputationshauptschluss so Preussen gefallen war. Leider wissen wir von den Erfolgen, die der junge Landrat in dem unter kurmainzischer Verwaltung tief herabgekommenen Lande gehabt hat, nur wenig. Etwas besser sind wir über seine Ansichten unterrichtet, und die gingen bei ihm wie seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Vincke vor allem dahin, so wenig wie möglich zu schreiben. Er wollte vielmehr — und dazu hat er in allen Stellungen festgehalten — alles selbst sehen, selbst urteilen, selbst sich unterrichten und selbst leiten. Von allem Bureaucratismus himmelweit entfernt, glaubte er, wenn er anders handeln würde, sich zum Briefträger herabzuwürdigen. Das Volk, so pflegte er später noch oft zu sagen, ist trefflich, alles ist aus ihm zu machen. Aber nicht am Schreibtisch oder vom Schreibtisch aus muss man mit ihm umgehen und verfahren. Der Bauer hasst alle Akten. Reden soll man mit dem Volk, ihm oft begreiflich machen, warum eine Sache so und nicht anders sein könne, ein paar freundliche Worte thun mehr als ein bogenlanger Bescheid. Es wird allenthalben, namentlich aber bei uns, viel zu viel geschrieben. Als Landrat, wo ich meine Schule fürs Geschäftsleben machte,

— 806 —

habe ich nur sehr wenige Akten gehabt, dagegen den grössten und besten Teil meiner Geschäfte mit meinen Schulzen und Schöppen auf dem Felde abgemacht. Wie Preussens grösste Staatswirte, wie König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., sieht er im Ackerbau den „eigentlichen und ersten, den vorzüglichsten Grund“ der Staatswohlfahrt, gerade aber um ihn zu befördern, müsse man den Handel, diese „Goldgrube des Staates“ im Innern aufzuheitern und ihm nach Aussen möglichst unbeschränkte Freiheit gewähren.

Allein der Sturm der napoleonischen Zeit fetzte zunächst jede Frucht der besten Einsicht hinweg. Freudig aber eilte der patriotische Mann, der auch als königlich westfälischer Stenordirektor seine Anhänglichkeit an Preussen nicht verleugnet hatte, nach der Schlacht von Leipzig über Mühlhausen nach Halle und leistete dem Zivil-Gouverneur der Lande zwischen Elbe und Oder bei der Einziehung und Verpflegung der Truppen, sowie der Heranschaffung der Geldmittel für den Krieg durch „scharfen Verstand, kalte Besonnenheit und grosse Thätigkeit“ so bedeutsame Dienste, dass er nach dem Friedensschluss zunächst als Vice-Präsident, dann seit November 1817 als Präsident der neuen Regierung zu Erfurt bestellt, 1821 als Präsident und Stellvertreter des Oberpräsidenten nach Magdeburg versetzt und im Januar 1824 zum Oberpräsidenten von Sachsen ernannt wurde.

Ganz ungewöhnliche Kenntnisse, ganz ungewöhnliche Selbständigkeit des Urteils und der Thatkraft erforderten damals diese Stellen. Es galt, die Bewohner aus dem wirtschaftlichen Ruin zu erretten, und es galt als Unterlage für die neu herzustellende Einheit des Staates zunächst die einzelnen Landesteile zu einem einheitlichen Organismus zu verschmelzen. Kaum seg genug kann man sich die Not vorstellen, die Napoleons Kriegszüge über uns gebracht hatten. Steuern und Abgaben, Geld und Gut hatte der Feind in gründlichster Weise, systematisch und je nach Gelegenheit erhoben, die Kontinental Sperre hatte dem Lande die Lebensader unterbunden, und trotz aller Verluste waren doch noch die Mittel für die Freiheitskriege aufgebracht worden. Nach dem Frieden aber war, der Staat nun so verschuldet und der Gedanke, eine Anleihe aufzunehmen, teils so abschreckend für die damaligen Staatsmänner, teils bei dem tief gesunkenen Kredit so wenig aussichtsreich, dass man im ausgedehnten Sparsystem den einzigen Weg der Rettung sah, und dass die staatlichen Beihilfen im Gegensatz zu den Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege nur in durchaus unzureichender Weise gegeben werden konnten. Allen wirtschaftlichen Elend und dem Jammer um das tägliche Brot setzen aber die Missernte von

1816, die schneidende Kälte des Winters, die trostlose Dürre des Sommers 1822 die Krone auf. Andererseits war es den vereinten Bestrebungen der fremden Mächte auf dem Wiener Kongress gelungen, die geographische Lage Preussens zu einer so zerrissenen und unvollkommenen zu gestalten, dass sie glauben mochten, eine einheitliche Ausgestaltung dieser Ländergruppen zu einem kräftigen Staat für immer unmöglich gemacht zu haben, und gerade die Provinz Sachsen war aus nicht weniger als 32 verschiedenen Kleinstaaten und Staatsteilen hergestellt, gerade der Regierungsbezirk Erfurt grenzte mit 15 deutschen Staaten zusammen. Es waren überdies Landesteile, die schon unter sächsischer und kurmainzischer Regierung in tiefen Verfall geraten waren.

Allein je grösser die Schwierigkeiten waren, je grösser war die Thatkraft und der Mut, mit dem Motz an ihre Bewältigung ging, und zwar war es, wenn ihm in den acht Jahren glückliche Erfolge beschieden waren, zum grossen Teil seine Persönlichkeit, waren es seine Charakter-Eigenschaften, die ihn dazu befähigten. Die Klarheit seines durchdringenden Verstandes, die überzeugende Kraft seiner Rede, die alle anregte, die feine Humanität, mit der er nicht nur alle anhörte, sondern zur Darlegung ihres Unglücks veranlasste, die Besonnenheit, mit der er Rat erteilte, die Bereitwilligkeit, mit der er Hilfe gewährte, die frische Zuversicht auf den Erfolg, die er aussprach und zu wecken wusste, hoben überall die verzagten Gemüther und machten ihn selbst so sehr zum Manne des allgemeinen Vertrauens, dass seinem Wirken schon dadurch das Gelingen verbürgt war. Die Städte wie das platte Land, Landwirtschaft und Viehzucht wie Handel und Gewerbe, Schulwesen wie Finanzverwaltung, Forstwirtschaft wie Fluss-Regulierungen, Stener-Verfassung wie Justiz, in alles griff er thätig und mit Glück ein, immer das Interesse des einzelnen mit den Bedürfnissen der Gesamtheit geschickt und gerecht ausgleichend und versöhnend, der Not des Einzelnen gerecht werdend und doch den Gemeingeist weckend.

Gleichzeitig hatte er sein lebendiges Interesse für die allgemeine Politik bekundet und durch sorgfältig ausgearbeitete Pläne über Länder-Austauschungen wie über Militär-Konventionen, namentlich aber über den inneren Organismus des Staates und seine Gliederungen bedeutsame Versuche vorgelegt, wie die Einheit des Staates und wie ein festerer Zusammenhang Norddeutschlands hergestellt werden könnte.

Da erhielt er den Befehl des Königs, ein Gutachten einzureichen über die Frage, wie dem unermesslichen Zustande der Finanzen abzuhelfen und das trotz genauester preussischer Sparsamkeit seit

Jahren vorhandene Defizit zu beseitigen sei. Alle Mittel schienen erschöpft, der finanzielle Ruin des Staates schien unabwendbar zu sein, und verzweifelt an jedem Erfolge hatte der zeitige Finanzminister um seine Enthebung gebeten. Gleichzeitig mit Motz hatten noch Vincke, Schön und Schönburg denselben Befehl empfangen. Motz aber ging gegen den Wunsch des Kronprinzen als Sieger aus der Konkurrenz hervor. Er hatte dem Könige dargelegt, dass das Defizit in Wahrheit nur auf dem Papier vorhanden und wesentlich in dem zu hohen Ansatz der Einnahmen, der verkehrten Dezentralisation des Kassenwesens und der unglücklichen Stellung des Finanzministeriums begründet sei, das nicht nur keinen Einfluss auf Festsetzung der Ausgaben habe, sondern dem in der General-Kontrolle, ja auch in der Staatsschulden-Verwaltung übergeordnete Behörden gesetzt seien, die alle Sicherheit und jede Selbständigkeit des Finanzministers zu nichte machen müssten. Vor allem auf Wahrheit der Zahlen, auf wirklichen Eingang der angesetzten Summen kam es ihm an, und in dieser Zeit der schwersten finanziellen Bedrängnis hatte Motz den kühnen Glauben, dass im Falle der Not Preussen reich genug sei, um Kräfte entwickeln zu können, über die man staunen werde. Seine frische Zuversicht hat ihn nicht getroscht. Nach Ueberwindung sehr enger Schwierigkeiten gelang es, die General-Kontrolle aufzuheben, in der Staatsschulden-Verwaltung entscheidenden Einfluss zu gewinnen, das Kassenwesen so zu gestalten, dass sich eine sichere Uebersicht über Bestände und Bedürfnisse ergab, gelang es weiter, den sicheren Eingang der indirekten Steuern durch Einführung der bisher nur im Westen vorhandenen Provinzial-Steuer-Direktionen, den Eingang der Domänen-Einnahmen aber durch herabgesetzte neue Pachtverträge und Ausscheldung aller Reste auf einen besonderen Etat zu ermöglichen. Und so immer mit der vollen Verantwortlichkeit auch die volle Selbständigkeit in Anspruch nehmend und mit geringen, aber festen und wirklichen Einnahmen rechnend, statt mit hohen, aber für die Unterthanen unerschwinglichen und deshalb nicht eingehenden Zahlen zu präbilen, erreichte er es in jenen Jahren der landwirtschaftlichen Not, der kaufmännischen Krisen und der gesunkenen Kurse, dass er für ausserordentliche Staatszwecke mehr als eine Million ausgeben, für Staatsschuldentilgung mehr als drei Millionen verwenden konnte und doch ein Ueberschuss von 4 1/2 Millionen Thaler vorhanden war.

Somit war die Grundlage, auf der der preussische Staat ruhen musste, und die wiederzufinden man so lange Jahre vergeblich gesucht hatte, aufs neue gelegt. Es war damit aber zugleich noch ein Grösseres erreicht. Der Staat hatte jetzt wieder die

Mittel, zeitweise selbst finanzielle Einbussen erleiden zu können. Und darauf kam es an. Völlig unfähig hatte sich der Bund gezeigt, die Verkehrseinheit zwischen den deutschen Staaten, die die Bundesakte verheissen hatte, durchzuführen. Das grosse preussische Zollgesetz von 1818 hatte dagegen innerhalb Preussens durch Aufhebung der Binnenzölle die Einheit des Marktes geschaffen, aber die Furcht, eine Einbusse der Souveränität zu erleiden, hatte die kleinen Staaten bisher an dem so notwendigen und erwarteten Beitritt verhindert. Nur wenige Landesherren hatten sich — unter lauten Tadel der andern Fürsten — angeschlossen, und Preussen selbst begnügte sich mit der Hoffnung auf allmählichen Anschluss der Enklaven, d. h. der von ihm selbst eingeschlossenen fremden Gebiete und mit der Absicht „von Grenze zu Grenze“ vorzuschreiten, zumal der schon 1819 aufgestellte Grundsatz der gleichmässigen Verteilung der Zolleinnahmen unter die kontinentalen Staaten nach der Kopfzahl ihrer Bevölkerung bei dem Zustande der preussischen Finanzen kaum noch anwendbar war. Das änderte sich unter Motz vollständig. Denn als jetzt Hesse-Darmstadt in bitterer Not sich an Preussen wandte, war Motz sofort bereit über die zwischen liegenden Staaten hinweg einen Zollanschlussvertrag zu schliessen, und den Bittenden nicht nur einen Anteil an der Zolleinnahme nach der Kopfzahl, sondern zugleich getrennte Verwaltung, aber gemeinsame Kontrolle und Gleichberechtigung bei etwaiger Abänderung der preussischen Zollgesetze, die Darmstadt voll annahm, zuzugestehen. Damit war der Grund zum Zollverein, zur wirtschaftlichen Einheit Deutschlands gelegt, und im vollen Bewusstsein der politischen Bedeutung dieses Schrittes hatte Motz etwaige finanzielle Nachteile ruhig auf sich nehmen können. Politisch vergleichbar mit dem Wert der Verfassung des norddeutschen Bundes für die des Deutschen Reichs, hatte dieser Vertrag das Vorbild für alle weiteren Zollvereinsverträge, wie Heinrich von Treitschke zutreffend urteilt, geschaffen. Und so stark war das politische Gewicht dieses Vertrages, dass, als die Feindseligkeiten des mitteleuropäischen Zollvereins und des Wiener Kabinetts den gesunden Keim heimtückisch zu zerstören gedachten, sogar bald auch Bayern und Württemberg den Anschluss an Preussen nachsuchen mussten. Der Sorgerter Buchhändler Gott war es, der beide Regierungen bestimmte, in Berlin anzuklopfen, und bereitwillig öffnete ihnen Motz die Thüre. Ueber die thüringischen Staaten hinweg wurde der Vertrag am 27. Mai 1829 geschlossen, dessen kommerzielle Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsen musste, dessen politischer Gewinn aber, wie Motz klar erkannte, „ein von innen und

aussen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm Preussens" gesichert gegen Oesterreich und Frankreich sein musste.

Die Hoffnung, dass das Erworbene ausgebildet, das Fehlende ergänzt werde, erfüllte den Mann, der „mit staunenswerter Sicherheit“ nicht nur die volle

wirtschaftliche Einheit des Vaterlandes, sondern als ihre unausbleibliche Folge auch die politische Einheit voraussah und begründet hatte, der mithin nicht nur, wie die Zeitgenossen ihn priesen, ein „deutscher Genaing“, sondern, wie die Nachwelt bereits erkannt, der Vorläufer Bismarcks im besten Sinne war.

Ernst Berner.

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler.

(Geb. am 25. Dezember 1811 zu Münster, gest. am 15. Juli 1877 zu Barghassan.)
(Hierzu Bildnis No. 138.)

Der Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler entstammte einer der ältesten westfälischen Adelsfamilien, die ihren Ursprung bis ins 12. Jahrhundert zurückführte. Den ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer im väterlichen Hause, dann besuchte er das Gymnasium in Münster. Aber seine unbandige Leidenschaft, vor allem sein wilder Jähzorn liessen es binnen kurzem seinen Eltern geraten erscheinen, ihn in strengere Zucht zu geben, und sie sandten ihn in die Erziehungsanstalt der Jesuiten nach Brieg, von wo er erst nach vier Jahren zurückkehrte, um sich in der Heimat das Zeugnis der Reife für die Universität zu erwerben.

Sein Vater hatte, als Westfalen preussisch wurde, die neue Herrschaft willig angenommen; von seinen Brüdern sind nacheinander vier ins preussische Heer getreten, er selbst entschied sich für den Dienst in der preussischen Verwaltung. Aber der regelmässige Gang einer untergeordneten Beamten-thätigkeit erschien diesem Feuergeiste bald inhaltleer und unbefriedigend, und er hoffte auf einen Krieg mit Frankreich, um seiner Kampfesnatur Genüge thun zu können. Da warf ihn der Streit Preussens mit der katholischen Kirche in völlig andere Bahnen.

Er hatte sich im Beginne seines Universitätslebens willig den studentischen Freuden hingegeben und als Hatter Korpsbursch der Göttinger Westfalen den Schläger geschwungen. An sittlicher Reinheit hat er indes darum nichts eingebüsst, und jene Zeit bedeutet höchstens ein kurzes Verblässen seines tief religiösen Sinnes, den er der Erziehung seiner Mutter verdankte und der in den folgenden Jahren sogleich wieder und um so starker hervortrat. So traf ihn denn das Vorgehen der preussischen Regierung gegen Droste tief: es war ihm ein Angriff auf den katholischen Glauben selbst, es verletzte ihn bei seinem lebhaften Adelstolze daneben auch in seinem Standesgefühl; wie so viele andere ist er dadurch dem Ultramontanismus zugeführt worden.

Die nächste Folge war, dass er aus dem Staatsdienste ausschied, in dem er nach solchen Vorgängen nicht länger mehr bleiben zu können meinte. Ueber die weitere Gestaltung seiner Zukunft war er dabei vorerst noch im Unklaren, doch erfasste ihn schon sehr bald der Gedanke, Geistlicher zu werden, um in die Zerwürfnisse zwischen Staat und Kirche lebendiger miteinzugreifen. Er verurteilte selbst solch Motiv als weder kirchlich noch schön, fand es doch aber gerade für eine Natur wie die seinige sehr gefährlich. So ist es also nicht Weltrücht gewesen, die es ihm eingegeben hat, das Priester-gewand zu nehmen — in den nun folgenden Jahren des Schwankens haben ihn die unschuldigen irdischen Freuden: Geselligkeit, Gebirgswanderungen, vor allem die Jagd, der er leidenschaftlich zugethan war, immer wieder gefesselt — und ebenso wenig hat er in sich einen besonderen Beruf gefühlt, das Wort Gottes zu verkündigen, es sind ihm im Gegenteil stets aufs neue Zweifel gekommen, ob er auch des Priesteramtes fähig und würdig sei: das Bestimmende war die ultramontane Tendenz, die Absicht, wie er sich einmal ausgedrückt hat, den Staat christlich zu machen, der jetzt heidnisch sei, die er bei dem Mangel eines wahrhaft öffentlich politischen Lebens nicht anders durchsetzen konnte. Doch hat er wie gesagt noch drei quälende Jahre verbracht, ohne von sich aus einen Entschluss finden zu können, und er sehnte sich nach einem Menschen, dem er die Entscheidung über seine Zukunft anheim gehen könne. Der Zug seines Charakters, den einmal eingeschlagenen Weg mit voller Energie zu verfolgen, in der Wahl selbst aber des Weges sich anderen zu unterwerfen, tritt deutlich hervor; es wird begreiflich, wie ein solcher Mann in der Erklärung der Infallibilität das Heil erblicken musste. Die Autorität nun, nach der er begehrt, fand er damals in Reinsach, von dessen süsserer Erscheinung er beim ersten Anblick

gefangen genommen war, und Reissach entschied in den ersten Tagen des Februar 1841, dass Ketteler Priester wurde.

So begann denn der bald Dreissigjährige mit Eifer das völlig neue Studium der Theologie, und mit dem gleichen Eifer widmete er sich dann, zum Priester geweiht, als Kaplan in Bochum und Pfarrer in Hopsten den Pflichten seines geistlichen Amtes. Es ist erstaunlich zu sehen, wie der Mann der vornehmen Welt, der vielseitigen Interessen in dem vorerst beschränkten Kreise seines neuen Berufes aufging, wie er als einfacher Bauernpastor mit den schlechtesten Leuten seiner Gemeinde lebte, aufopfernd bemüht, ihrer geistigen und leiblichen Noth zu steuern. Solch stilles Wirken in Seelsorge und Armenpflege schuf ihm damals volle Befriedigung. Doch verliess ihn daneben der Gedanke des Kampfes gegen den Staat nicht. Schon im Klerikalseminar war es der vorwiegende Gegenstand seiner Unterhaltung mit den Studiengenossen gewesen, wie die Kirche noch immer durch den Bureaokratismus geknechtet werde und wie es Pflicht sei, das von Diöcese so glorieich begonnene Befreiungswerk zur Vollendung zu bringen. Als dann die Revolution alle bisherigen Zustände in Frage stellte, war es natürlich, dass er die Wahl nach Frankfurt annahm, um dort für die Ansprüche seiner Kirche einzustehen zu können. In den parlamentarischen Debatten selbst ist er nicht hervorgetreten, aber seine Rede am Grabe des ermordeten Lichnowsky, sein Vortrag auf der ersten Katholikenversammlung, und die im Anschluss daran gehaltenen 6 Predigten über die soziale Frage lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und veranlassten zunächst seine Versetzung als Propst an die Hedwigskirche in Berlin, dann nach noch nicht einem Jahre seine Berufung auf den Bischofsstiz von Mainz.

In Grossherzogtum Hessen hatte unter dem Regiment der letzten irischen Bischöfe Friede wie zwischen Staat und Kirche so auch zwischen den Konfessionen geherrscht. Ketteler war von der Kurie dazu ausersehen, solchen Zuständen ein Ende zu machen und den ultramontanen Prinzipien in seiner Diözese zur Durchführung zu verhelfen. Er begann sogleich damit, dass er die katholisch-theologische Fakultät in Giesseo „reorganisierte“ und an ihrer Stelle wieder das bischöfliche Seminar in Mainz errichtete. So zwang er seinen Klerus von Anfang an in die Bahnen streng römischer Bildung und hielt ihn dann, durch eiserne Disziplin darin fest. Die jähe Leidenschaftlichkeit seiner Jugendjahre kam in seinem despotischen Regiment wieder zum

Durchbruch. Selbst das Domkapitel hatte darüber zu leiden und sah sich veranlasst, ihn wegen seiner Heftigkeit Vorstellungen zu machen; die so notwendige Offenheit des Charakters, meinte es, werde dadurch im Klerus gefährdet. Was solche Mahnung genützt hat, erfahren wir durch Ketteler selbst, der auf dem vatikanischen Konzile eingestand, dass kein Bischof mehr in seiner Diözese von seinem Klerus die Wahrheit höre, schon infolge seiner unendlich höheren Jurisdiktion.

Vom Staate erfuhr Ketteler bei alledem keinen Einspruch, denn das damalige Ministerium Dalwigk sah für seine grossdeutsche Politik in den Ultramontanen mit Recht die besten Bundesgenossen und gab darum ihren Wünschen willig nach, wie es dann sogar durch eine Mitte der 50er Jahre geschlossene Konvention auf die hauptsächlichsten staatlichen Aufsichtsrechte förmlichen Verzicht leistete. Selbst in der Schulfrage zeigte es sich schwach, und ungehindert konnte Ketteler die Jesuiten einführen und durch Förderung eines weitverzweigten katholischen Vereinslebens die ultramontane Partei organisieren.

Mit solchen Erfolgen ist aber Kettelers Wirksamkeit nicht erschöpft, denn sein Einfluss erstreckte sich weit über die Grenzen seiner Diözese. Wo in der oberrheinischen Kirchenprovinz eine grössere kirchenpolitische Frage zur Entscheidung kam, hatte er auch seine Hand im Spiel, und wie er durch den besonderen Willen des Papstes zum Bischof berufen war, so blieb er auch ferner für die Kurie einer ihrer vornehmsten Vertrauensmänner in Deutschland. So hat er den Syllabus vor der Veröffentlichung begutachten müssen, und einige besonders scharfe Stellen darin gehen auf seine Anregung zurück. Auf dem vatikanischen Konzile dagegen hat er nicht unbedingt auf Seiten der Kurie gestanden. Zu einer wissenschaftlichen Kritik der Infallibilität war er nicht befähigt. Er selbst hat stets an die Unfehlbarkeit geglaubt, aber er widerstrebt ihrer dogmatischen Definition aus Gründen der Opportunität. Es war daher voranzusehen, dass er sich dem entschiedenen Willen des Papstes und der Mehrheit der Konzilsväter fügen werde, und tatsächlich hat er als einer der ersten von den Bischöfen der Minorität seine Unterwerfung angezeigt. In dem dann entbrennenden Kampfe zwischen Staat und Kirche ist er wieder einer der hitzigsten Streiter gewesen, doch hat er den Ausgang nicht mehr erlebt. Auf der Rückkehr von einer abermaligen Reise nach Rom ist er in der Nähe des bairischen Wallfahrtsortes Althaus nach kurzer Krankheit gestorben.

Walter Struck.

Ferdinand Lassalle.

(Geb. am 11. April 1825 zu Breslau, gest. am 31. August 1864 zu Gent.)

(Litera. Bildnis No. 379.)

FERDINAND LASSALLE ist geboren am 11. April 1825 als Sohn eines vermöglichen jüdischen Kaufmanns in Breslau. Zuerst war auch er zum Kaufmann bestimmt, aber davon wenig befriedigt wandte er sich dem Studium der Philologie und Philosophie zu. Doch das Leben hat es noch einmal anders mit ihm gemeint und ihn vielmehr zum grössten politischen Agitator gemacht, den Deutschland seit den Tagen Ulrichs von Hutten gehabt hat. Verehrung, Freundschaft, vielleicht auch Liebe liess ihn zum Anwalt der um 20 Jahre älteren Gräfin Sophie Hatzfeldt in ihrem Aufsehen erregenden Ehescheidungsprozesse werden. In diesen Kämpfen um das Recht und in der erfolgreichen Verteidigung seiner selbst gegen die Anklage, die er sich 1849 als Mitarbeiter der von Marx und Proudhon redigierten Neuen Rheinischen Zeitung zuzog, bildete er sich zu dem grossen Redner heran, der er später immer mehr geworden ist.

Durch das Studium der Hegelschen Philosophie hindurchgegangen fasste er sich besonders zu Heraklit, dem Philosophen des Wandens im griechischen Altertum, hingezogen: auch ihm galt die Lehre vom Fluss aller Dinge als der Weisheit letzter Schluss, die Feuerfunken, die aus den stolzen Fragmenten des ephesischen Philosophen sprühten, lohten in ihm zu hellen Flammen auf, und in der Hingabe an das Allgemeine sah er das Höchste nicht nur der Heraklitischen, sondern jeder künftigen Ethik: so hat er ihn in einem grossen Werke, Hegelsch umgedeutet, zu schildern versucht. Aber die Philosophie war dem unbedingte nach Ruhm verlangenden Feuergeist zu weltfremd, und als er es darauf mit der Poesie versuchte, musste er selber erkennen, dass es ihm zum Dramatiker an Gestaltungskraft fehle. Das zeigte seine historische Tragödie „Franz von Sickingen“ mit ihrem rhetorischen Pathos, aber ohne dramatische Schlagkraft und echte Poesie. Allein das Revolutionäre in den Gestalten eines Sickingen und Hutten hat er doch wohlverwandtschaftsähnlich und hervorgearbeitet, und manches klingt geradezu wie Selbstcharakteristik in dem, was er seinem Hutten in den Mund legt.

Doch nun kam es, nun erst kam seine grosse Zeit. Mit der Philosophie und mit der Poesie war für ihn ein Höchstes nicht zu erreichen, so griff er nach der Nationalökonomie. 1861 erschien sein „System der erworbenen Rechte“. Es war epochemachend, und doch zeigte sich hier, dass er in der Wissenschaft nicht sowohl schöpferisch, sondern nur

hervorragend kritisch sich betätigen konnte. Er war eine durch und durch polemische Natur; deshalb griff er Schulze-Delitzsch, den wasserhärigen Handwerkerfreund und manchesterlich-iden Theoretiker mit unerhörter Heftigkeit an und behandelte ihn als einen ganz armseligen Stümper, wie er kurz zuvor auf anderem Gebiet mit dem Literaturhistoriker Julian Schmidt ähnlich umgesprungen war. Aber trotz dieser vorwiegend kritischen Richtung seines Denkens und der teilweise lückenhaften Kenntnisse begann doch mit diesem Werk auch für die wissenschaftliche Nationalökonomie in Deutschland eine neue Zeit.

Allein es war immer nur Wissenschaft und Theorie, Lassalle aber war ein Mann des Willens und der That, er fühlte sich als einen zum Führer und Herrscher geborenen überlegenen Geist; auch seine unbedingte Eitelkeit drängte ihn eine Rolle zu spielen. Es mochte nach der damaligen Konstellation der politischen Lage in Preussen scheinen, als ob er seine Stelle in den Reihen der Fortschrittspartei zu nehmen habe. Allein besser und früher als sie verstand er die Aufgabe Preussens und dessen Bedeutung für die Entwicklung Deutschlands; und dass es sich in der Politik um Machtfragen handelte, hat er gerade während der Konfliktsjahre gegen sie begreifen gelernt. Das beides hätte ihn zu Bismarck führen können, auch sah er das Dänemärsche und Geniale an dessen Natur früher als die meisten; aber die beiden trennte doch allzustark die Verschiedenheit der Lebensstellung und der Tradition, auch Lassalle sah wie Börne und wie fast alle bürgerlichen Politiker in Deutschland den Staat von unten an; und endlich wollte er sich nicht einem Geübten unterordnen, sondern selber gross sein und an der Spitze stehen. So beschloss er, da er die Oberen nicht für sich gewinnen konnte, den Acheron aufzuzwühlen. Nachdem er in öffentlichen Versammlungen mit der Fortschrittspartei und ihrem politischen Manchesterum gründlich abgerechnet hatte, entwickelte er in Vorträgen und vor allem in seinem Antwortschreiben an ein Leipziger Centralcomité zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses vom 1. März 1863 seine Gedanken über die soziale Frage, die damals in Deutschland noch in ihren allerersten Anfängen lag. Und an diesen Gedanken hat er dann festgehalten: es waren ihrer vor allem zwei, die Lehre vom sogenannten ehernen Lohngesetz, wonach der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, ohne sich

jemals lange über denselben erheben oder unter denselben herunterfallen zu können; und das Verlangen eines Staatskredits von 100 Millionen Thaler zur Gründung von Produktivassoziationen, als deren Mitglieder die Arbeiter teil bekommen sollten am Gewinn ihrer Arbeit. Als Mittel aber, um zu diesem Ziel zu kommen, forderte er die sofortige Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Stimmrechts, um dadurch den Arbeitermassen die Macht in die Hand zu spielen.

Sicher ist es nicht ohne Einwirkung durch ihn geschehen, dass Bismarck bald darauf dieses Stimmrecht in die Verfassung des norddeutschen Bundes und später in die des deutschen Reiches aufnahm, wie denn Lassalle wirklich schon 1864 verkündigte hat, dass vielleicht kein Jahr mehr vergehen werde, bis Herr v. Bismarck das allgemeine und direkte Wahlrecht oktroyiert habe.

Seine beiden sozialistischen Hauptlehren sind freilich von den Sozialisten selbst später aufgegeben worden: das ehrene ökonomische Lohngesetz, das übrigens nicht von ihm zuerst formuliert worden ist, erwies sich als falsch; und das Verlangen nach Staatshilfe zur Gründung von Produktivassoziationen erschien ihnen als nicht praktikabel und nicht weitgehend genug, sein Staatssozialismus klang ihnen bald zu wenig international. Aber die Lehre vom ehernen Lohngesetz war doch eine hundertfache Formel und darum lange Zeit hindurch die wirksamste Waffe im Agitationskampf gegen den verhassten Kapitalismus, und die Forderung der Produktivassoziationen führte ein in die sozialen Gedanken überhaupt. Doch nicht nur was Lassalle vortrug und forderte, wirkte, sondern vor allem die Art, wie er es vortrug. Denn nun erst begann seine Agitation im grossen Stil und mit der flammenden Gewalt seiner hinreissenden Beredsamkeit. Und nun erst achte er das, was seinen Namen für alle Zeiten unvergessen machen wird, — die deutsche Sozialdemokratie. Freilich die Anfänge waren zuerst noch klein und unscheinbar. Eben erst hatte die Industrie in Deutschland den grossen Aufschwung genommen, die Industriearbeiter dagegen waren noch nicht zum Bewusstsein ihres Willens und ihrer Macht erwacht, sie mussten mühsam erst aufgetrieben und aufgeschrien werden. So lange Lassalle lebte, hat es der allgemeine deutsche Arbeiterverein, dessen Präsident er war, auf nicht mehr als 4610 Mitglieder

gebracht, und nur in seiner lebhaften Phantasie hörte sein Gründer den drohenden Massenschritt der Arbeiterbataillone. Aber der Baum, den er mit kühner Hand gepflanzt hatte, wuchs fest und war nicht mehr zu entwurzeln, und wenn die deutsche Sozialdemokratie später vielmehr auf den Namen von Karl Marx als auf den von Lassalle getauft worden ist, so blieb doch dieser der Stamm, der den Samen ausgeworfen und zur richtigen Stunde, als Boden, Luft und Licht dazu bereit waren, in die Erde gesenkt hatte.

Natürlich war Lassalle bald ein gehetztes Wild seitens der Polizei und der Staatsanwaltschaft, die dieser beispiellos kühnen und revolutionären Sprache mit Hindernissen und Verfolgungen aller Art entgegentraten. Aber nicht sie, sondern ein ganz irrationaler und sinnloser Zufall bereitete seinem Wirken das vorzeitige Ende. Auf einer Erholungsreise in die Schweiz knüpfte Lassalle ein leidenschaftliches Verhältnis mit einem Fräulein v. Donniges an, das er ernsthaft nahm, während sie trotz ihres guten Herkommens kaum etwas Besseres war als eine Dirne. Es kam darüber zu einem Duell zwischen Lassalle und dem wälschischen Bojaren Racowitz; am 31. August 1864 erlag Lassalle in Genf der Wunde, die er in diesem Zweikampf davongetragen hatte. Die Fürstin Hatzfeldt liess seine Leiche nach Deutschland bringen, seine Totenfeier war der letzte grosse Triumph des still gewordenen Mannes. Ein wüstes Gezänze erhob sich um die führende Stelle in der Partei unter seinen Epigonen, von denen keiner ihm auch nur annähernd ebenbürtig war. Das trotzdem seine Schöpfung nicht unterging, bewies noch einmal, wie sicher sie gedacht und wie stark sie bereits eingewurzelt oder auch, wie sehr sie eine historische Notwendigkeit gewesen war.

Man mag Lassalle schlichtlich Recht oder Unrecht geben, das muss ihm der Feind zugestehen wie der Freund, dass er ein gross angelegter genialer Mensch gewesen ist; selbst in seiner Eitelkeit steckte etwas vom grossen Stil. Und auch das wird ihm unvergessen bleiben, dass er den Sozialismus als einen nationalen Gedacht und gewollt hat, erst Marx hat ihm den internationalen Zug aufgeprägt. Wenn daher heute einzelne Vertreter desselben auf dieses nationale Element zurückgreifen, so knüpfen sie damit nur über Marx rückwärts an die Lassalleschen Traditionen wieder an.

Theobald Ziegler.

Karl Marx.

(Geb. am 5. Mai 1818 zu Trier, gest. am 14. März 1883 zu London.)

[Hierzu Bildnis No. 360.]

Der Autor des „Kommunisten-Manifestes“ und des „Kapitals“, der geistige Führer der internationalen Sozialistenbewegung, wurde am 5. Mai 1818 zu Trier geboren, wo sein Vater, der mit Beginn der preussischen Herrschaft zum Christentum übergetreten war, die Advokatur ausübte. Karl Marx, der Sprössling einer altjüdischen Gelehrtenfamilie, besuchte die Hochschulen zu Bonn und Berlin, wo er zuerst der Rechtswissenschaft, später der Geschichte und der Philosophie sich widmete. Er promovierte in der preussischen Hauptstadt und trat im Herbst 1842 in die Redaktion der „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“ zu Köln ein, die am 1. Januar jenes Jahres von den rheinischen Liberalen der Führung Carlplausen-Hansemann ins Leben gerufen worden war.

Marx vertrat damals den Standpunkt des philosophischen und politischen Radikalismus, forderte allgemeines Wahlrecht, Pressefreiheit, öffentliche Rechnungslegung der Finanzverwaltung, progressive Einkommensteuer, Aufhebung der Zölle auf Lebensmittel, Handelsgerichte und Abschaffung des stehenden Heeres. Dem Kommunismus eines Leroux und Proudhon gegenüber wurde wohlwollende Kritik geübt. Proudhons „Qu'est-ce que la propriété“ veranlaßte den Radikalen Marx, sich dem Sozialismus zuzuwenden, als die preussische Regierung am 1. April 1843 die „Rheinische Zeitung“ unterdrückte.

Mit Arnold Ruge ging Marx noch in demselben Jahre nach Paris, um dort 1844 in den „deutsch-französischen Jahrbüchern“ die politischen Zustände Deutschlands zu befechten. Tiefer gehende Meinungsverschiedenheiten der beiden Herausgeber auf sozialen Gebieten führten zum Eingehen der „Jahrbücher“. Im „Vorwärts! Pariser deutsche Zeitschrift“ wandte sich Marx gegen jede staatliche Sozialreform; in dem mit Friedrich Engels zusammen geschriebenen Buche „Die heilige Familie“ trat er gegen die philosophische Richtung Bruno Bauers und für die Grundsätze des Kommunismus und die materialistische Geschichtstheorie in die Schranken.

Aus Paris im Januar 1845 polizeilich ausgewiesen, siedelte Marx mit seinem Freunde Engels nach Brüssel über. Hier gründeten beide einen deutschen Arbeiterverein und traten der internationalen demokratischen Gesellschaft, sowie dem kommunistischen Geheimbund der Gerechten bei, der das von Marx und Engels ausgearbeitete „Manifest der kommunistischen Partei“ auf dem Bundeskongress zu London als Programm annahm. Das „Manifest“

nimmt in der Geschichte der sozialen Bewegung eine hervorragende Stellung dadurch ein, dass es die zuvörderst zu verwirklichenden Forderungen der Kommunisten genau aufzählt, die in den verschiedenen Ländern Europas von der Partei zu beobachtende Taktik in den politischen Kämpfen der nächsten Zeit vorschreibt und die materialistische Geschichtstheorie (der Klassenkampf die Basis aller wirtschaftlichen, politischen und intellektuellen Entwicklung) genauer entwickelt.

Die „Deutsche Brüsseler Zeitung“ war bis zur Februarrevolution das Organ von Karl Marx und seinem Anhang. Aus Belgien ausgewiesen, ging der Chef des „Bundes der Kommunisten“ über Paris nach Köln, wo er am 1. Juni 1848 die Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung“ übernahm, die für die einzige, unteilbare, demokratische deutsche Republik kämpfte und als Mittel zum Zweck den revolutionären Terrorismus empfahl. In der rheinischen Metropole trat der Autor des „Manifestes“ in den Vorstand der demokratischen Gesellschaft und in den Kölner demokratischen Zentralausschuss und unterzeichnete am 14. und 18. November 1848 zwei Proklamationen, die die rheinpreussische Bevölkerung zur Steuerverweigerung gegenüber dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel aufforderten. Deshalb wegen öffentlicher Aufreizung zur Rebellion angeklagt, wurde er am 9. Februar 1849 von den Assisen freigesprochen, erhielt aber am 16. Mai die polizeiliche Ausweisungsorder, worauf am 19. die „Neue Rheinische Zeitung“ ihr Erscheinen einstellte.

Über Baden, die Pfalz und Paris, wo er ebenfalls ausgewiesen wurde, ging Marx nach London, wo er den Bund der Kommunisten neu zu beleben suchte, doch traf er hier auf heftigen Widerstand; die inneren Streitigkeiten endigten erst mit der Auflösung des Bundes im November 1852. In den nun folgenden zwölf Jahren widmete sich Karl Marx ausschließlich journalistischer Tätigkeit für die Chartistenblätter Londons, die New York Tribune u. a., sowie wissenschaftlichen Studien, deren reifste Frucht „Kapital, Kritik der politischen Ökonomie“ war, das Hauptwerk von Marx, „das die Grundlagen seiner ökonomisch-sozialistischen Anschauungen und die Hauptzüge seiner Kritik der bestehenden Gesellschaft, der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Folgen darlegt“ (F. Engels). Der erste Band erschien 1867, der zweite und dritte nach dem Tode des Verfassers 1885 und 1894. Wie Bray, Proudhon und Roubertus leitete auch der Autor des

„Kapitals“ alles Elend aus dem vom Unternehmer profitierten „Mehrwert“ her. Mag aber auch Marx das umfassende Lohnproblem nicht völlig gelöst haben, die Anregungen seines Systems haben bei Anhängern und Gegnern unendlich anregend gewirkt. Die von der „bürgerlichen“ Volkswirtschaftslehre wie von sozialistischer Seite (Bernstein) namentlich an der Werttheorie des „Kapitals“ gelübte Kritik traf in dem Punkte zusammen, dass der zu Abstraktionen geneigte Denker junghegelianischer Schule der überquellenden Fülle der Wirklichkeitserscheinungen nicht völlig gerecht geworden ist und dass die verallgemeinernde Konstruktion nur zu Teilwahrheiten geführt hat. Die Zusammenbruchstheorie von Karl Marx hat in der Nationalökonomie selbst sozialistischer Richtung ein ähnliches Schicksal gehabt wie die Katastrophentheorie der stürmischen Geologie. Wenngleich die Parteilichsinnung nicht von der Lehre des „Zusammenbruchs“ lassen will, die Thätigkeit der Sozial-

demokraten im Reichstag, in den Landtagen und Gemeindevertretungen hat sich mehr und mehr der Lösung der Aufgaben zugewandt, die der Tag stellt.

Es lässt sich aber annehmen, dass Marx selbst sich heute nicht der Reformarbeit entziehen würde; hat er doch schon seit den sechziger Jahren die Forderung des gesetzlichen Maximalarbeitstages aufgestellt und das Begehren nach einer Arbeiterschutz-Gesetzgebung unterstützt. Gerade die Thätigkeit, die Karl Marx als Mitglied des Generalrats der internationalen Arbeiter-Assoziation (1864 bis 1872) entfaltet hat, ist nicht etwa der Höhepunkt seiner im gewöhnlichen Sinne des Wortes revolutionären Agitation, sondern ein allmähliches Einlenken in die Bahn friedlicher Sozialreform gewesen. Als Karl Marx am 14. März 1883 zu London starb, war auf dem Kontinent der erste Schritt gethan worden, die berechtigten Forderungen des „vierten Standes“ zu gewähren.

Karl Wilke.

Emile Zola.

(Geb. am 2. April 1850 zu Paris.)

(Hilfen Bildh. No. 341)

Der zukünftige Kulturgeschichtsforscher wird zweifellos unter den vielen Merkmalen aller geistigen Entwicklung im 19. Jahrhundert als eines der hervorragendsten den ungemein schnellen Wechsel der geistigen Strömungen feststellen, und ihm werden wahrscheinlich diese so häufig wechselnden „Strömungen“ kaum viel anders erscheinen als das Abblühen der Moden. Als etwa um 1880 herum auch über Frankreichs Grenzen hinaus der Name Zola als der des bedeutendsten Vertreters des rücksichtslosen Naturalismus drang, glaubten viele kurz-sichtige Beurteiler, es sei eine grosse dauernde Umwälzung in der europäischen Literatur angebrochen. Nach weniger als zehn Jahren war der Naturalismus durch mindestens drei neue Ismen abgelöst, unter denen der Symbolismus und der Psychologismus — z. B. von Bourget — ungefähr dieselbe Geltung beanspruchte und gewann wie einst der Naturalismus. Was die Mitwelt von einem noch so berühmten Schriftsteller sagt, oder vielmehr was die zeitgenössische Presse über ihn aus tausend Trompeten hinausposaunt, ist keineswegs immer das, was auch die Nachwelt, oft schon eine ganz obse Nachwelt, von ihm als bleibend anerkennt. Das Gerüde von der alleinigmächtigenden Kraft des Naturalismus ist längst verstaubt, die einschneidende Hervorhebung der Nachtseiten menschlicher Natur, des Lebensschmerz-

reizt niemand mehr, und sollte Zola sich wirklich als eine der dauernden Erscheinungen der Litteratur, auch nur der französischen Litteratur, erweisen, so wäre dies begründet durch viel weniger bekannte Eigenschaften dieses grossen Meisters der erzählenden Darstellung.

Voran in der Reihe der Zolas Namen Dauer versprechenden Eigenschaften steht die des Sittenschilderers. Bei allen seinen Einseitigkeiten und Uebertreibungen muss jeder, der Frankreich in der Zeit vor und bald nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs gekannt hat, zugeben, dass in Zolas Romanen eine ganze wichtige Zeitspanne festgehalten wird. Als Jüngling von 18 Jahren (1858) nach Paris gekommen, hat Zola sein erstes Jahrzehnt als Mann in der glänzendsten und genussstreichigsten Zeit des zweiten Kaiserthums verlebt. Mittellos, mit dem geringen Einkommen als Buchhalter eines Pariser Verlegers in einer Dachkammer; so hat Emile Zola bis zum Ende der 60er Jahre Paris aus seinem Dachfenster beobachtet. Als bei Sedan das Kaiserreich zusammengebrochen war, begann Zola mit seinen Romanen aufzutreten, die geradezu als Geschichtsromane bezeichnet werden dürfen. Mit dem vollen Bewusstsein einer grossen Lebensaufgabe ging Zola zu sein Werk als Romandichter. Gemäss seiner eine ganze Zeit und eine ganze Gesellschaftsent-

wicklung umspannenden Absicht fasste er den Plan, die Geschichte einer Art von französischer Mustereinfamilie aus den höheren Mittelklassen in beliebig vielen Romanen zu schreiben. So wurde die Romanreihe der „Rougon-Macquart, Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“, begonnen und fortgeführt. Ähnlich wie vor ihm Balzac liess Zola in jedem folgenden Roman Gestalten aus den vorhergehenden aufreten, einmal um dadurch den Zusammenhang aller dieser Romane festzuhalten, dann aber auch, und noch mehr, um an greifbaren Beispielen zu betätigen, was Zola die naturwissenschaftliche, die „experimentelle“ Seite des neueren Romans nannte. In der Einleitung zu der Rougon-Macquart-Reihe sagte Zola: „Ich habe klarmachen wollen, wie eine Familie, eine kleine Menschengruppe sich in einer Gesellschaft entwickelt, indem sie zehn oder zwanzig Einzelwesen hervorbringt, die auf den ersten Blick eine tiefe Verschiedenheit zeigen, die aber die Untersuchung als eng mit einander verknüpft erweist. Die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwerkraft. Ich werde versuchen, indem ich die Doppelfrage der Temperamente und der Umgebungen löse, den Faden zu finden, der mathematisch von einem Menschen zum anderen führt.“ — Hierin haben wir den ganzen Hochmut des wissenschaftlichen Dichters. Die Phantasie ist tot, es lebe das Experiment, d. h. das, was Zola und seine Nachtreter so nannten. Sie redeten sich wirklich ein, den Roman aus den Schranken menschlicher Unvollkommenheit in das Reich der wissenschaftlichen Wahrheit emporgehoben zu haben. Sieht man näher zu, so währt man sofort, dass die beabsichtigte naturgetreue Wiedergabe der Wirklichkeit, wie der Naturalismus sie angeblich bot, mit den Mitteln der Kunst unmöglich und auch Zola völlig misslungen ist. Gar bald musste er zugestehen, dass auch der naturalistischste Roman die Wirklichkeit nur so wiedergeben könne, wie der einzelne Romanschriftsteller sie sehe; daher die bekannte Formel Zolas über die naturalistische Romandichtung: „Die Natur durch das Prisma eines Temperaments gesehen.“⁶ Was aber hätte je ein Romandichter vor Zola es anders gemacht? Freilich, die grossen Romandichter früherer Jahrhunderte, Cervantes, Fielding, Goethe, hatten sich begnügt, Menschen zu gestalten und sie uns durch die Geheimnisse der Kunstübung glaublich zu machen. Man sollte meinen, die künstlerische Lösung dieser Aufgabe könnte auch dem anspruchsvollsten Dichter genügen. Zola und seine Schule wollten höher hinaus. Man bedenke: seine schriftstellerischen Lehrjahre fielen in die Zeit, als man die angeblich festen Ergebnisse der Wissenschaft auch den Laien zugänglich zu machen strebte. Ohne eigene Forschungen und Versuche konnte damals

und kann heutzutage jedermann die Weisheit gewisser Bücher für „Allgemeingebildete“ nachplaudern. Naturgesetze, so deren fester Begründung die grössten Gelehrten Zweifel liegen, gelten diesem laienhaften Nachtrabe der Wissenschaften für gesicherte Lehraufträge, und nun wird flott damit umgesprungen in den Gefähr, für neu, für tief, für wissenschaftlich zu gelten. In der Reihe dieser wissenschaftlichen Laien steht Zola voran. Sein naturwissenschaftliches Steckpferd ist die Erblichkeit, also eine Erscheinung, die nie bestritten war, deren Gründe und Gesetze aber bis zum heutigen Tage uns noch völlig dunkel sind. Trotzdem sein Ausspruch: „Die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwerkraft“; wobei Einem unwillkürlich der Gedanke kommt: zweifellos, nur mit dem Unterschied, dass wir die Gesetze der Schwerkraft kennen, die der Erblichkeit nicht. Für Zola waren die Gesetze der Erblichkeit so sicher wie ein einfaches Regelstreck-Beispiel. An diesem Irrtum scheitert die ganze beabsichtigte Wissenschaftlichkeit seiner Rougon-Macquart-Romane. Uebrigens hat er selbst im späteren Verlauf die Unhaltbarkeit seiner sogenannten Wissenschaft eingesehen und so gut wie ganz auf die Verwendung der Erblichkeit verzichtet.

Die beiden Höhepunkte der 20 Romane, die jene Reihe bilden, werden durch „Germinal“ (1885) und „La débâcle“ (1892) bezeichnet. Ich glaube, diese beiden Romane werden auch von den Lesern des 20. Jahrhunderts als grosse Meisterwerke sittenschildernder Kunst gewürdigt werden. Dass in den Romanen Zolas die Hervorkehrung des Hasslichen, des Gemeinen, ja des Schmutzigen, mit einer einzigen Ausnahme (Le rêve, 1888) eine ständige Gewohnheit bildet, ist so sprichwörtlich geworden, dass man Zola überhaupt vielfach unter die schmutzigen Schriftsteller zählt. Ich glaube, nicht ganz mit Recht; jedenfalls fehlt Zola die Absicht zur geschichtlichen Zotenreisserei, und auf keinen Fall kann man ihm Lüstern nennen. Er folgt vielmehr einem unwiderstehlichen Drange, einer vor ihm eingerissenen Neigung zur lästerlichen Süßlichkeit die unverhüllte, derbeste Offenheit gegenüberzustellen. Ich glaube nicht, dass Zolas gerade und derbe Sprache annähernd so gefährlich wirkt, wie die unter Giftblumen verborgene Lasterheit der Feydeau, Féval u. s., die von vielen für Idealisten gehalten wurden.

Nach dem Abschluss seiner Rougon-Macquart-Reihe, deren einzelne Romane ich nicht auflühre, weil ihre Titel überall zu finden und ihr Inhalt meist bekannt ist, wandte sich Zola abermals dem umfassenden kulturgeschichtlichen Roman zu, denn er will nun einmal nicht Einzelromane schaffen, sondern bei seinem Hange zum Massigen und Breiten thut er es nie unter einer ganzen „Reihe“.

So entstanden die drei Romane: „Lourdes“, „Rome“, „Paris“ (1894, 1896, 1897). Mit diesen Romanen begann für Zola der Niedergang; denn mochten sich die Leser an das Geschlechtliche in seinen früheren Romanen nachgerade gewöhnt haben, an die zunehmende Langeweile seiner späteren Werke werden sie sich nie gewöhnen. Ähnlich oder schlimmer steht es mit der dritten Romanreihe, deren erster Band „Fruchtbarkeit“ im letzten Jahre des 19. Jahrhunderts erschien, deren zweiter „Die Arbeit“ soeben veröffentlicht wird. Auch diese Romane werden wohl noch gelesen, wie so viele andere, einen tieferen Eindruck aber machen sie nicht mehr, trotz, ja vielleicht wegen ihrer ausgesprochenen Sittenpredigerei.

Es giebt eine Seite in Zolas Romandichtung, die leider viel weniger allgemeine Wertschätzung gefunden hat, als gerade die vergänglichste Seite seiner Romane. Trotz seiner zur Schau getragenen Wirklichkeitsucht besitzt gerade Zola, und er mehr als alle seine französischen Zeitgenossen vom Roman, eine wahrhaft grossartige Begabung für die dichterische Belebung des Fictiven. Er hat sich für das Haupt der Naturalisten gehalten und ist es in gewissem Sinne gewesen; mit noch viel grösserem Recht aber könnte er für den Führer, jedenfalls für den Meister des ersiehenden Symbolismus gelten. Lebensfähige Einzelgestalten zu schaffen, ward ihm versagt; welche von seinen tausend Romanpersonen wird ihren Schöpfer überdauern? Hierin steht er weit hinter Daudet und hinter vielen minderbegabten Erzählern zurück. Dagegen hat ihn kein anderer Franzose, und wenige Erzähler aus anderen Völkern, übertroffen in der geradezu unbemerklichen Belebung von Gesamtschneidungen. Unter seinen Händen

erweitert sich die einzelne Weinspelunke im „Assommoir“ zu dem grossen Alkoholdrachen, der das ganze Land zu vertilgen droht; Nana ist nicht mehr die einzelne Dirne, sondern das ganze Pariser Dirnentum; die Kohlengrube in „Germinal“ wird zu einem belebten Ungetüm, dessen finsterner Schlund die Arbeiter verschlingt; ein Riesenwarenhaus nimmt belebte Gestalt und Bewegung an wie ein wirkliches Lebewesen, — und so in jedem Roman dieselbe Neigung und dieselbe meisterliche Fähigkeit, aus totem Stoff zuckendes Leben zu machen. Dies aber nennt die Welt mit Recht „dichten“, und dagegen verankert alles, was nur Mode des Stils und Einsseitigkeit der Anschauung ist.

Keine Betrachtung aber dieser trotz allem grossgearteten Erscheinung der französischen Litteratur darf geschlossen werden, ohne einer That zu gedenken, durch die Zola seinen Namen für alle Zeiten in die Geschichtstafeln der Menschheit eingegraben hat: durch sein hochgemutes, die eigene Freiheit und Lebensruhe aufs Spiel setzendes Eintreten für Dreyfus, das Opfer eines der furchtbarsten Justizverbrechen des französischen Volkes. Ganz so wie alle Darstellungen Voltaires seinen Kampf für den von der französischen Justiz hingerichteten unschuldigen Jean Calas unter die höchsten Ehrentitel zählen, wie ohne jene That das Bild Voltaires des hellsten Lichtschimmers entbehren würde, so wird die Nachwelt, auch die in Frankreich selber, Zola niemals die beste That seines Lebens vergessen, durch die er, der eine Mann, im Kampf gegen sein fast wahnsinnig gewordenes Volk die Ehre der Gerechtigkeit und des französischen Namens gerettet hat.

Eduard Engel.

Victorien Sardou.

(Geb. am 7. September 1831 in Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 543.)

Von den drei bedeutendsten Dramatikern Frankreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Victorien Sardou der letzte Überlebende. Er steht schon lange nicht mehr auf der Höhe seines Könnens, zählt aber noch immer wenigstens unter den erfolgreichsten Bühnendichtern mit.

In Deutschland und überhaupt ausserhalb Frankreichs ist er vornehmlich bekannt durch seine glänzenden Spannungs- und Verwickelungskomödien. Stücke wie „Les pantes de mouche“ (auf deutschen Theatern: „Der letzte Brief“), „Fernande“, „Fédora“ zeigen ihn als einen glänzenderen, witzigeren, auch

berechnenderen Scribe. Im Gegensatz zu dem dramatischen Advokaten Alexander Dumas Sohn und zu dem strengen Sittenprediger Emile Augier will Sardou weder beweisen noch predigen, sondern spannen und wieder spannen, von Scene zu Scene, von Akt zu Akt straffen, und uns erst dann entlassen, wenn der kling geschürzte Knoten in möglichst überraschender Weise vor unseren Augen gelöst ist. Auf Lebenswahrheit, auf Poesie, auf dramatische Tiefe kommt es ihm nicht an. Das französische Theaterpublikum verlangt das alles von seinen Dichtern nicht sonderlich in dem Masse wie

das deutsche von den seinigen. Der Franzose erblickt in der Schaubühne nicht die sirlieh hohe Anstalt, von der Schiller geschrieben, sondern in erster, in zweiter und auch in letzter Reihe eine Sitze, an der man sich gut unterhält. Diesem alles zurückdrängenden Bedürfnis des französischen Theaterpublikums und, wie der Erfolg gezeigt hat, auch des überwiegend grösseren Teiles der Theaterbesucher der ganzen übrigen Kulturwelt thut Sardou von allen französischen Dramatikern des 19. Jahrhunderts am vollständigsten Genüge. Seine Gattung ist nicht die höchste im Drama, aber in seiner dramatischen Mittelhöhe ist Sardou der geschickteste Bühnenkünstler, den Frankreich überhaupt hervorgebracht hat.

Neben dieser bekanntesten Seite weist aber Sardous dramatische Muse doch noch eine bedeutendere auf. Mehr als einmal hat dieser ausserordentlich begabte Bühnenkünstler den Flug in die höheren Gefilde des Dramas gewagt. In Stücken wie „Nos intimes“ und „Nos bons villageois“ hat er mit nachhaltigem Erfolge das Gebiet der satirischen Situenkomödie betreten und in „La famille Benoiton“ (1865) hat er geradezu ein Meisterwerk der dramatischen Satire fertig gebracht. Die Lockerung aller

Banden, auch der Familie, unter dem zweiten Kaiserreich ist von keinem anderen Dramatiker so fürchtbar gezeißelt worden wie von dem Bonapartisten Sardou. Noch höher stelle ich seine politische Komödie „Rabagas“ (1872). Dies ist überhaupt das beste politische Lustspiel, das nach des Aristophanes Wolken und Vögeln geschrieben worden. Gleichviel, ob Gambetta oder wer sonst dadurch getroffen werden sollte, — getroffen hat der Schlag der dramatischen Geißel, und der Name Rabagas ist seitdem sprichwörtlich geworden für demagogisches, geschwätziges Strebertum.

Bei der Meisterschaft der Franzosen im spannenden Unterhaltungsdrama wird sicherlich auch das 20. Jahrhundert Werke wie „Fernande“ u. dergl. immer wieder hervorbringen. Schautücke gar aus der Geschichte wie „Theodora“, „Tosca“, „Thermidor“ und auch die sehr muntere „Madame Sans-Gêne“ werden Sardou schwerlich lange überleben. Sein „Rabagas“ aber wird auch von der strenger richtenden und sichtigenden Nachwelt nicht verworfen werden, und mit diesem seinem Meisterwerk wird Sardou wahrscheinlich auch am Ende des 20. Jahrhunderts genannt werden, wenn man Dumas Sohn kaum noch von seinem Vater unterscheiden wird.

Edvard Engel.

Christopher Hansteen.

(Geb. am 26. September 1784 zu Christiania, gest. am 11. April 1871 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 545)

Unter den Forschern, die sich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, mit Ernst und ohne vorgesezte phantastische Ansichten, dem Studium der magnetischen Erscheinungen unserer Erde zuwandten, muss besonders der schwedische Physiker und Astronom Christopher Hansteen genannt werden. Er war es, der es sich zuerst klar machte, dass nur durch genaue Messungen an den verschiedenen Teilen der Erde, Einsicht in die geheimnisvollen magnetischen Kräfte zu erlangen sei. Seine heissigen Untersuchungen sind später für die berühmten theoretischen Arbeiten des Grossmeisters Gauss von Bedeutung gewesen.

Hansteen wurde am 26. September 1784 zu Christiania geboren. Er hatte in Kopenhagen Mathematik studiert und dann in Dänemark vielfach als Lehrer gewirkt. Aufmerksamkeit in Fachkreisen

erregte der junge Gelehrte zuerst durch eine Arbeit über den Erdmagnetismus, die preisgekrönt wurde und ihm einen Lehrstuhl an der Universität seiner Vaterstadt eintrug.

In der Geschichte der Physik wird Hansteens Name ein geschätzter und genannter bleiben durch die Entdeckung der täglichen regelmässigen Veränderung der magnetischen Kräfte.

In die Jahre 1828—1830 fallen Hansteens der Magnetuntersuchung gewidmete Reisen in Sibirien. Seitdem wirkte er an der Sternwarte der Universität seiner Vaterstadt und an dem — besonders für ihn begründeten — Observatorium für Erdmagnetismus. Er starb am 11. April 1873, nachdem er sich in seinen letzten zehn Lebensjahren von seiner amtlichen Thätigkeit zurückgezogen hatte, zu Christiania.

Franz Bunde.

Anton Bruckner.

(Geb. am 4. September 1824 zu Ansfelden, gest. am 11. Oktober 1896 zu Wien.)

(Hörers Bildnis No. 544.)

Wenngleich die Umwälzungen, die das 19. Jahrhundert auf dem Gebiete der dramatischen Musik gebracht hat, den Gang der Geschichte um starksten beeinflusst haben, so bietet doch die Entwicklung der symphonischen Formen ein kaum geringeres Interesse. Nahn an jenen nach und nach die gesamte Öffentlichkeit lebhaftesten Anteil, so bildete diese von jeher recht eigentlich den Streitpunkt musikalischer Fachkreise. Das Vorbild Beethoven's war, wie natürlich, jahrzehntlang das einzig massgebende; seine Symphonien, in denen wir noch immer die unerreichten Muster der Gattung erblicken, riefen zunächst die sogenannte nachklassische Richtung hervor, die ihre Vertreter übrigens bis in die jüngste Vergangenheit hinein, wenn auch immer seltener, gefunden hat. Dana kamen die Romantiker. Ihr Feld war die Oper, die Haus- und Kammermusik; für die Symphonie bedeutet ihr Wirken keinen Fortschritt. Erst in Johannes Brahms' erstand wieder ein wahrhaft grosser Symphoniker, der die klassischen Formen mit neuem Geiste zu füllen vernochte. Was sonst an schöpferischer Eigenbegabung hervortrat, wendete sich seit Berlioz und Liszt mehr und mehr der freieren symphonischen Dichtung zu. Nicht mehr der Kanon musikalischer Gesetze, sondern der vorgestellte, oft in beifügige Worte gefasste poetische Inhalt sollte die Form gestalten.

Zwischen diesen beiden scharf gesonderten Gruppen der älteren und modernen Symphoniker, der „absoluten“ und „Programm-musiker“ — wie die Schlagworte lauten —, sehen wir nur einen Mann in einsamer Stellung, der es versucht hat, selbständig einen dritten Weg zu gehen, einen originellen Denker in Tüben: Anton Bruckner. Bruckner's Bedeutung beruht wie die jedes grossen Meisters in seiner starken Erfindungsgabe, die bei ihm mit einem seltenen kontrapunktischen Können gepaart war. Seine Eigenart aber fand er, indem er die Vermittlung zweier entgegengesetzter Konstruierungen anstrebte. Er blieb absoluter Musiker, weil er vom musikalischen Gedanken, vom Thema, ausging und seinen Tongebilden keinerlei poetische Analysen zur Erläuterung mit auf den Weg gab; er nahm aber von den Neuern nicht nur den Glanz der Instrumentation, die Kühnheit und den grösseren Reichtum der harmonischen und melodischen Ausdrucksmittel, sondern eignete sich auch die freiere Bewegung, das Fließende ihrer Formen an. Ja, sogar den dramatischen Stil Wagner's suchte er seinen Ideen

dienstbar zu machen. So gelang ihm zwar kein Ausgleich, wohl aber eine originelle und interessante Mischung beider Stile. Seine üppige Phantasie schwelgte in den Reizen der Klangfarben und konnte sich nicht genug thun im Aufürmen kolossaler Tongebäude. Das Intime steht seiner Kunst fern; sie zeigt einen Zug zum Grossen, zum Erhabenen, mitunter auch zum Massigen. Nicht mit Unrecht freilich konnten ihm seine Gegner vorwerfen, dass die strenge Kontrapunktik seines Stils wie ein fremdes Element, oft unvermittelt, in dieser romantische Welt hineinragt, dass ohne das Hinzuziehen einer leitenden poetischen Idee das Aufgeben der symphonischen Form alle künstlerische Berechtigung verliert, so gut wie die Verpflanzung durch das Drama bedingter Ausdrucksmittel auf ein anderes, der Mithilfe des Wortes entbehrendes Kunstgebiet. Solche und ähnliche Bedenken dürfen jedoch niemals vergessen machen, wie hoch die Schönheit und Tiefe der Tongedanken Bruckner's an sich zu veranschlagen ist. Die Genialität seiner Ideen, nicht weniger die Meisterschaft seiner Kompositionstechnik stempeln ihn zu einer Persönlichkeit und stellen es ausser Frage, dass sein Name nur mit den Grossen seiner Zeit genannt werden kann. Die Zahl seiner Werke ist nicht erheblich, aber fast alle tragen monumentale Charaktere. Acht Symphonien (eine reichte ist unvollendet hinterlassen) stehen an erster Stelle; neben kleineren geistlichen und weltlichen Chorwerken sind drei Orgelwerke zu nennen, ferner das grossartige Te Deum und ein Streichquintett in F dur, dessen Mittelsatz in Ges zu dem schönsten gehört, was Bruckner geschrieben hat.

Bruckner's Lebenslauf gehört zu den merkwürdigsten, die in der Musikgeschichte zu verzeichnen sind. Sonst pflegt sich gerade die musikalische Begabung, die ja auch am frühesten beim Menschen in die Erscheinung tritt, verhältnismässig schnell, wenn auch nicht immer zu Ruhm und Ansehen, so doch in den nächsten Kreisen zur Geltung zu bringen. Bruckner, obgleich er von Jugend auf musizierte und unablässig an seiner Vervollkommnung arbeitete, war bereits ein Fünfziger, als man ihm Aufmerksamkeit zu schenken begann, ein Greis, als der Ruhm seinem Dasein sich gestellte. Das geschah durch die erfolgreiche Aufführung der siebenten Symphonie (in E dur) unter Arthur Nikisch in Leipzig, der damit am 30. Dezember 1884 den Tondichter aus dem Dunkel zog, in dem er bis dahin gelebt hatte.

Anton Bruckner war am 4. September 1834 in Ansfelden in Oberösterreich als Sohn eines Dorfschullehrers geboren. Als er zwölf Jahre zählte, verlor er den Vater, der auch sein erster Lehrmeister in der Musik gewesen war, und kam als Stagerknabe in das Chocherrenstift St. Florian. Hier erhielt er Unterricht im Klavier-, Violin- und Generalbassspiel; auf der Orgel half er sich auf eigene Hand weiter. Mit 17 Jahren fand er Anstellung als Schulgehilfe in Windhaag bei Freistadt. Da sein Gehalt nur 2 Gulden monatlich betrug, musste er durch Aufspielen bei Bauernhochzeiten und Kirchweihfesten sich vom Hunger zu schützen suchen. Dann war er noch in Kronsdorf thätig, bis er 1845 als Lehrer und provisorischer Organist in St. Florian in eine erträglichere Lage geriet. Aber erst, als er bei der Preiskonkurrenz um die Domorganistenstelle in Linz unter allen Mitbewerbern durch seine Gabe, im strengen Stile zu improvisieren, als Sieger hervorgegangen war, konnte Bruckner sich ganz seiner geliebten Tonkunst widmen. Rührend ist es, wie der inzwischen gereifte Mann, der bereits Messen, Psalmen und ein Requiem komponiert hatte, noch immer nach Wien pilgert, um unter Sechters Leitung seine kontrapunktischen Studien fortzusetzen. Sechs Jahre hindurch bereitete er sich so für eine rigorose Prüfung vor, die er 1861 vor den namhaftesten Musikern Wiens mit glänzendem Erfolge ablegte. Nun fanden sich auch einflussreiche Gönner. Herbeck verschaffte ihm 1867 die Organistenstelle in der Hofkapelle und die Professur für Orgel, Harmoniklehre und Kontrapunkt an dem Wiener Konservatorium.

Drei weitere Studienjahre erlegte sich Bruckner nach jener Prüfung noch auf, bevor er an die Abfassung seiner grossen, für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke ging. Die Aufführung seiner ersten C-moll-Symphonie im Jahre 1865 in Linz hatte infolge ungenügender orchestraler Mittel keinen Erfolg. Bruckner liess sich jedoch nicht entmutigen im Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn. Dass sich auch um die folgenden Schöpfungen niemand kümmerte, ist um so merkwürdiger, als er sich damals bereits einen Namen als genialer Improvisator auf der Orgel gemacht hatte. Sein Ruf führte ihn sogar zweimal ins Ausland, nach Nancy

und Paris (1865) und nach London (1871), wo er fünf Konzerte in der Albert-Hall gab. Auch die Bekanntschaft mit Wagner, den Bruckner 1865 in München kennen lernte, hatte für ihn keinerlei praktische Folgen. Bruckner gehörte zu den begeistertsten Verehrern des Bayreuther Meisters und hat ihm seine dritte Symphonie in D-moll (1872) gewidmet. Noch anderthalb Jahrzehnte vergingen indessen, bis mit der erwähnten Aufführung der E-dur-Symphonie in dem Schicksal des Komponisten die entscheidende Wendung eintrat. 1885 dirigierte Levi in München das selbe Werk, und nun war das Eis gebrochen. Jetzt fand sich auch in Wien eine Partei, die Bruckner auf den Schild hob. Hans Richter führte die Symphonien mit den Philharmonikern auf; ganz besonders machten sich der Wiener Wagner-Verein und, als Leiter seiner Werke, F. Löwe und J. Schalk um ihn verdient. Sein Ansehen wuchs von Jahr zu Jahr; 1891 kreierte ihn die Wiener Universität, an der er Lektor für Musik war, zum Ehrendoktor.

Als Mensch war Bruckner von grosser Schlichtheit, Reinheit und Güte, ein wahres Kindsgemüt; sein Charakter zeigte ein seltsames Gemisch von Genialität und Einfachheit. Da sein Benehmen, zumal in grösserer Gesellschaft, recht unbeholfen war, so kursierten in Wien allerhand Geschichtchen, in denen er eine komische Figur spielte. Die wachsende Erkenntnis von seiner künstlerischen Bedeutung setzte ihn schliesslich aber auch bei den Gegnern in Respekt. Seit 1893 kranke die Meister. Die zunehmende Wassersucht hatte eine Herzschwäche zur Folge, die Bruckners Zustand zeitweise bedenklich machte und seine Verehrer von der geplanten Feier seines 70. Geburtstages Abstand nehmen liess. Von seinem Gartenhäuschen aus, auf dem Lustschloss Belvedere, das ihm die Gunst des Kaisers zum Ruhesitz angewiesen hatte, konnte er noch die sich steigende Teilnahme des In- und Auslandes an seinen Werken verfolgen, und hier entschlief er auch am 11. Oktober 1896 in einer plötzlichen Ohnmacht. Das Leichenbegängnis fand auf Kosten der Stadt Wien statt und gab der Verehrung für den Tondichter würdigen Ausdruck. Ueber ihn und sein Leben haben bisher Franz Brunner und W. Held geschrieben; eine gebesserte Biographie hat A. Götterlich unter der Feder,

Leopold Schmidt.

Adolph Menzel.

(Geb. am 8. Dezember 1815 zu Breslau.)

(Hierzu Bildnisse No. 545 und 546)

Wenn man im allgemeinen nicht sagen kann, dass es ein Glück sei, alt zu werden, so hat die Gnat des Schicksals Menzel die Gabe verliehen, seines hohen Alters froh zu bleiben und mit seiner Kunst auch der Jugend zu imponieren. Er hat immer mit dem Fortgang des Könnens Schritt gehalten und ist in seinem Jahrhundert, welches in Deutschland jeden Fuss breit technischen Vermögens hat wieder erobern müssen, im Vordertreffen gestanden.

Als Knabe mit seinen Eltern nach Berlin übersiedelnd, hat er die Gipsklasse der Akademie bald verlassen, um sich in kunstgewerblicher Beschäftigung zu versuchen. Er war lithographischer Zeichner, und aus den decisiger Jahren sind zwei grosse Blätter zyklischer Darstellungen geblieben, die Illustration zu Künstlers Erdewallen und das Vaterunser. Es sind in der Ausprägung verstandesmässig scharfer Antithesen, im Witz der Erfindung bereits rechte Menzels. Die Freude an Emblematischen, die durch das siebzehnte Jahrhundert geht, ist in ihm wieder lebendig geworden. Die Darstellungen aus dem Künstlerleben zeigen ihre Moral in einem Fabuladocet angehängt, und es sind auch weiter kleine allegorische Bilder zusatzweise mitgegeben; ebenso ist das Vaterunser ohne Kontraste und weite Gedankenschaukel, die etwas Gesuchtes haben, für den jungen Künstler nicht anziehend genug gewesen. Diese starke Dosis verstandesmässiger Reizmittel, die aus einer leicht erfindenden und kombinierenden Assoziationsgabe kommen, fand ihren geeignetsten Boden in der Buchillustration, wo der Text gegeben ist und vom Bild gleichsam resumiert werden soll. Ein in Frankreich erschienenes, von Horace Vernet illustriertes Buch über Napoleon gab einem deutschen Verleger die Anregung zu einem ähnlichen Buch über Friedrich den Grossen. Franz Kugler schrieb die Biographie, Menzel gab die Bilder. Von da ab hatte er seinen Helden. Wir sehen seitdem Friedrich und seine Zeit mit Menzels Augen. Immer wieder wendete er den Stoff hin und her: auf das Leben des Königs folgte das Armeewerk, die auf genauestem Studium beruhende Wiedergabe sämtlicher Uniformen jener Zeit, dann die Illustration der Folioprauchtausgabe der *oeuvres de Frédéric le Grand*, die König Friedrich Wilhelm IV. veranstaltete. Endlich, schon in den fünfziger Jahren, die kleineren Folgen von Soldaten des Königs und seine Paladine. Diese eigentlich haben den Namen des Künstlers erst in weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Inzwischen aber war neben dem Illustrator und Zeichner der Maler erwachsen. In den dreissiger Jahren gab es nur einen als anständig geltenden Gegenstand der deutschen Malerei: die Geschichtsmalerei. Auf diesem Gebiet hatte Menzel mit einer Folge lithographierter Blätter zur preussischen Geschichte, als dem normalen Beitrag zur herrschenden Richtung, angefangen. Als dem deutschen „Idealisten“-stil der französische „Materialismus“ der Farbe entgegentrat, liess sich Menzel durch das odöse Wort nicht scherecken. Während Kaulbsch im stillen Kämmerlein ohne grossen Erfolg verzeffeltes koloristisches Exerzieren sich hingab, ruhte Menzel nicht, bis er auch darin auf die Höhe der Zeit gelangt war. Mehr war ihm damals nicht beschieden; das Kolorit der Bilder aus dem Leben des grossen Königs, des Flötenkonzerts und der Tafel in Sanssouci, wie des Krönungsbildes Wilhelms I. aus den sechziger Jahren ist ein überwundener Standpunkt. Komposition und Ausdruck der Figuren sind das Wesentliche und kommen in der Nachbildung besser zur Geltung. Seitdem aber stieg der Künstler zum kanonischen Ansehen des ersten Vertreters der Berliner Kunst empor, auf den man sich allemal berief, wenn der Akademismus neben ihm seine Hüsseln zu deutlich sehen liess. In der That ist Menzel immer auf sich selbst gestanden und hat in erstaunlicher Charakterstärke seinen Platz behauptet, ohne sich mit den wechselnden Parteilbildungen zu identifizieren, immer aber so zu verdeden, dass niemand Ursache gehabt hätte, ihm vorzuwerfen, er sei zurückgeblieben. Auf der Folie der Berliner Kunst stach er fast als ein Jugendlichlicher bei zunehmendem Alter ab, als ein Naturalist gegenüber der Konvention, meistermässig in der sicheren Beherrschung künstlerischer Technik.

Als in der deutschen Malerei die Schwenkung gegen die grosse Historie erfolgte, fand sie Menzel vorbereitet. Sein *Hammerwalzwerk* von 1875, ein Stück Fabrikleben der modernen Industrie, erschien als eine viel schroffere Absage an die bisherigen Götzen als der Kampf, den in Frankreich Courbet gegen Historie und Romantik geführt hat. Denn damit trat Menzel seine eigene Vergangenheit. Historie hat er fortan nur noch als Genre- und Wirklichkeitsmalerei gepflegt und in kleinem Format. Die Abreise des Königs 1876, die Darstellungen aus dem Hofleben sind selbstgesehene und beobachtete Dinge. Dazu kamen dann zahlreiche Früchte seiner Reisebeobachtungen aus Verona und Paris, Prozessionen und Kircheninterieurs aus Süddeutschland,

Illustrationen und Gelegenheitsaufträge, worunter die Adressen hervorzukleben sind, zu denen die grossen Persönlichkeiten und Geschehnisse der neuen deutschen Geschichte den Anlass geben.

Dass Menzel zwei Richtungen der deutschen Kunstentwicklung, die sich bekämpften und ablösten, in einer Person vereinigen konnte, kann nur aus der angeborenen Art seiner Begabung erklärt werden, die ihn innerhalb der Geschichtsmalerei verhältnismässig früh für die archäologische Seite Partei ergreifen liess. Diese Gruppe, die man die „urkundlichen“ Historienmalerei nennen könnte, war so sehr an das Dokumentenstudium der Kostüme, Waffen u. s. w. gewöhnt, dass sie der später geförderten Peinlichkeit des Naturstudiums nahe kam. Menzel hat seine Studien mit wissenschaftlicher Gründlichkeit getrieben; er musste für sein Arznewerk genau wissen, welches Regiment Friedrichs des Grossen weisse Patrontaschen trug und für welches gelb gewichene Schnurrbärte Vorschritt waren. Diese Methode peinlicher historischer Genauigkeit hat er später einfach auf das Studium der gegenwärtigen Wirklichkeit übertragen. In diesem Punkt ist er am besten mit dem Franzosen Flaubert, dem Meister des historischen und zugleich des realistischen Romans zu vergleichen. Immerhin thun es Gelehrsamkeit und Geduld nicht allein; sie sollten von der Mitgift eines starken künstlerischen Temperamentes begleitet sein.

Das künstlerische Temperament ist nicht das, was Menzel auszeichnet, es ist mehr so, dass er seinem Mangel durch grosse technische Sicherheit begegnet. Bei dem starken Ueberwiegen seiner kritischen Verstandesbegabung tritt das Instinctive und Impulsive zurück. Der rein formale Ausdruck, womit andere Maler sich oft begnügen, genügt ihm nicht. Wenn er eine Architekturstudie, etwa einen Rokokoaltar, gemalt hat, so ist ihm das geistreich prickelnde Formenspiel dieses Stils, das Licht und die Farbenwirkung für sich nicht genug, er muss irgend eine witzige Staffage hinzuarbeiten, die dem Beschauer zu denken giebt, und so ist es überhaupt ein seltsames Zusammentreffen, dass ein so nüchterner und kühl beobachtender Kopf zum Darsteller des Rokoko' und seiner von keiner Reflexion

angekränkelten Laune gekommen ist. Der Sinn für Anmut, Grazie, der Sinn für Frauenschönheit fehlt Menzel. Hier ist eine grosse Lücke. Die Frau spielt in seiner Kunst keine Rolle, wie die ganze Seite der unbewussten Natur, des schlummernden Empfindungslebens vor der scharfen Brille der Menzelschen Augen zerstreut. Er ist der unerbitliche Darsteller des scharfzunehmenden, unter die Lupe genommenen Charakters.

Dieser seiner Grundanlage hat er die Ausdrucksmittel dienstbar gemacht, erst die Zeichnung, dann die Farbe. Von jenem holden sich Verliehen in das einzelne Ausdrucksmittel, wodurch bei anderen das „schöne“ Kolorit entsteht, ist bei Menzel nie die Rede. Der Stift und der Pinsel dienen seinem Forscherdrang; er will wissen, nicht geniessen. Und nicht nur diese technischen Handwerkszeuge, in weitestem Umfang hat er sich der Techniken bemächtigert, um den Ausdrucksmöglichkeiten nachzugehen. Mit der Lithographie hat er begonnen; als er die Illustration zum Leben des grossen Königs begann, stand der Holzschnitt auf wenig entwickelter Stufe; die künstlerischen Kräfte mussten dafür erzogen werden. Die Versuche „mit Pinsel und Schab-eisen“ folgten. In Wasserfarben und zumal in der sogenannten Gouachetechnik hat Menzel unermüdlich gemalt, und vielleicht sind diese Arbeiten seine vollendetsten geworden. Während andere ihr Bestes im schnellen Extemporieren eines stark empfundenen Eindrucks geben, hat hier die anstehende Geduld immer neuen Einfällen Raum gegeben und höchst geistreiche und farbenwitzige Gebilde hervorgebracht. Ähnlich sind von den kleinen Oelgemälden manche zu wahren Leckerbissen gediehen. Wie etwa in der „Ballpause“ die Menschen und Kostüme in der Trübung der dicken, kerzendampferfüllten Luft der Gallerie des Ballsaales gegeben sind, dies verrät ein technisches Raffinement und eine Treffsicherheit des Pinsels, die ihresgleichen suchen.

Die Verbindung von wissenschaftlicher Beobachtung, ruhigem Verstand, Sauberkeit der Methode und handwerklicher Solidität, belebt von glücklich kombinierendem Witz, lassen Menzel als den Gipfel der Richtung erscheinen, in der Chodowiecki, Schadow, Blechen und Krüger vorangegangen sind.

Carl Neumann

Wilhelm Leibl.

(Geb. am 23. Okt. 1844 zu Köln, gest. am 4. Dez. 1900 zu Würzburg.)

(Merz's Bildnis No. 347.)

Es brauchte wohl eine Kraftnatur, um die deutsche Kunst aus der Reflektiertheit und Instinktilosigkeit des Akademismus auf ein besseres Gleis hinüberzuführen. Leibl war begabt, einen wesentlichen Anteil an dieser Aufgabe zu nehmen. Die Familie des Künstlers war bayerisch, der Vater als Domkapellmeister in Köln thätig. Da der Sohn sehr ungern auf der Schule sass, kam er zu einem Mechaniker, dann in den Zeichenunterricht des Kölner Museums und bald auf die Münchener Akademie, wo er rasch in die Pilotklasse aufrückte. Er fiel durch seine Körperkraft auf, und schon auf dem Gymnasium war er gegen Peibel, die ihm sein fortwährendes Zeichnen während der Unterrichtsstunden eintrug, unempfindlich. In München, wo er zumal nach 1866 als Preusse manche Sticheleide zu hören bekam, warf er einzeln in kürzester Frist sieben Malakollegen vor die Thüre. Da auch seine Kunstrichtung den Sinn für das Kräftige und Ursprüngliche nicht verleugnete, konnte ihm bei Piloty nicht wohl werden. Theater, Theatergarderobe, Pose, falsches Pathos, historische Komantik — diese widersprach seiner Art. Er ging in eine andere Schule, zu Ramberg, interessierte sich für Holland und Rembrandt; sein Hauptindruck und sein Schicksal aber war die Ausstellung der Werke und das persönliche Erscheinen des Franzosen Gustave Courbet 1869 in München. Leibl ging unmittelbar darauf nach Paris, nach dreiviertel Jahren aber brach der Krieg aus und seines Bleibens war nicht mehr; er kam nach München zurück; der Einjährigendienst war ihm erlassen worden. Er traf die Entscheidung für sein ganzes Leben.

Als Knabe hatte er eine Leidenschaft und eine Sehnsucht nach dem Seemannsleben gehabt; er soll von Köln aus einmal entlohen sein, um auf ein Meerschiff zu kommen. Diese Neigung war vergangen; geblieben aber war das Bedürfnis, Brust an Brust mit den Elementarmächten der Natur zu leben, einen unmittelbaren Zusammenschluss zu gewinnen, den ihm die Stadthäuf und das Ameisengewimmel neidischer Künstlergemeinschaften versagten. Überall war so viel Tradition und Parteieichung, lauter Scheidewände zwischen dem Künstler und der Natur. Leibl versuchte es mit verschiedenen Dörfern im Münchener Hinterland gegen das Gebirge hin; nach einigen Ortswechseln liess er sich für immer in Aibling nieder, einem Ort gegen Rosenheim und das Isartal hin, an einer Nebenbahn; wegen der Moorbäder finden sich Fremde dort Sommers zusammen, als Maler aber war Leibl an diesem Ort wohl einzig in seiner Art.

Seine Kunst stand zunächst noch völlig unter dem Eindruck von Courbet. Dieselbe Wirkung hat mehr als einer von jener Generation wohlthätig erfahren. Courbet war wie ein Befreier, als wie wenn in dem Druck der Schulüberlieferungen, der Nachahmung alter Meister, der Strickluft der Manieren eine Thür ins Freie sich öffnete und ein erfrischender Luftzug eindränge. Man kann sich das heute, wo wir längst über Courbet hinaus gegangen und weiter gelangt sind, schwer so vorstellen. Das Auffällige und Kühnste war, dass er von den durch Historie und Literatur geprägten Stoffen absah und sich an die sichtbare Wirklichkeit hielt; dabei weit von dem üblichen Genre sich entfernend. Wenn er Stein-klopfer oder eine Beerdigung malte, so sah er von jeder sentimentalen Zufüt ab; er wollte die Phantasie nicht verführen und an keinen Reiz, der jenseits des Sichtbaren lag, appellieren. Die Aufgabe, das, was man sieht, klar und gewissenhaft wiederzugeben, schien ihm schwierig genug, um zunächst nichts darüber Hinausgehendes zu dulden oder zu verlangen. Der grosse Respekt vor der Natur, der aus seinen Bildern sprach, erschien wie eine Anklage gegen die anderen Maler, welche ihr bischen Witz und Verstand auf der Leinwand zum besten gaben und die Natur nur hilfswiese zu Rate zogen. Seine gegebenen Bundesgenossen und Anknüpfungspunkte fand Courbet in den grossen Naturalisten des siebenzehnten Jahrhunderts, und er entlehnte ihnen auch mehr als uns nötig scheint die schwere Finsternis ihrer Schattenbehandlung.

Alle diese Eigenschaften begegnen uns bei Leibl wieder, die Breite der Behandlung, die grossen dunklen Flächen, das klecksartige Licht, die Stärke des Ausdrucks, die nächstliegenden Modelle, Bauern und Bauerninnen und Jäger aus der Gegend, Studienköpfe aller Art. Der Wille für Komposition in herkömmlichem Sinn ist noch da. 1878 erregte in Paris sein Bild, die Daripolitiker, grosses Aufsehen und fand einen amerikanischen Käufer; es waren fünf Bauern, von denen einer die Zeitung vorliest. Die Beobachtung der Einzelgestalten ist vorzüglich; vielleicht aber wurde das Bild durch seinen Genregehalt, durch seine Handlung erst verlässlich. Indem auch hier Leibl des weitern jede Konvention abstreifte, wurde er der Künstler, dessen Werk bleiben wird.

Wenn die bedeutendsten Künstler des Jahrhunderts im Kampf sich haben durchsetzen müssen, und ihre Werke Spuren jener Ueberreibungen zeigen,

zu denen immer der Widerstand zwingt, so fiel von Leibl, je tiefer er sich der Einsamkeit ergab, jener polemische Accent ab. Ist der Streit verklungen, so bleibt als Wirkung nur das rein Empfundene; die Nebentöne verlieren ihren Klang, wenn sie nicht schädigend, und das ist der häufigere Fall, wie ein unbedeutendes Vergänglichliches der Wirkung sich in den Weg stellen. Leibl mochte jeden Tag deutlicher empfinden, was an Garbeit und an seiner eigenen Manier, so lange er den Spuren des Franzosen folgte, gewaltsam, übertrieben, unwahr und daher unnötig und störend war. Er fand in den häufigen Gegensätzen von Schatten und Licht, in der breiten Spachtelart, in allen Ueberraschungen der Technik nichts Wesentliches mehr. Die Natur, die er suchte, erschien ihm einfacher. So wurden allmählich seine Absichten andere und damit auch die Ausdrucksmittel, sie zu verwirklichen.

Als er auf diesem Weg die äussere Wirklichkeit immer unbefangener und immer näher sah, fand er es notwendig, sich ihrer nicht nur mit Rücksicht auf tonige Wirkung, sondern durch das Erkenntnismittel genauer Zeichnung zu bemächtigen. Es war, als wenn er in sich ausser der Sensation der äusseren Hülle der Natur ein Mitgefühl ihres tieferen Gestaltungsdrangs entdeckt hätte. Das organische der Natur ging ihm jetzt erst auf. Es war kein Virtuosenstück, wenn er eine Figur an einem beliebigen Körper- oder Gewandteil zu zeichnen anfangt, denn er hatte gelernt, das Ganze in seinem inneren Zusammenhang ebenso zu begreifen, wie ein Naturforscher aus einem beliebigen Wurzel oder Bein oder Pflanzenteil das Fehlende ergänzend zusammenbauen kann. Der Charakter in den Dingen ist Leibl immer deutlicher geworden, und dabei verschwanden ihm die Unterschiede von Tierreich, Pflanzenreich u. s. w. In der Natur fand er nichts Unwesentliches mehr und keine Hierarchie höherer und niederer Dinge. Zum Ausdruck halfen ihm in den Objekten ebenso sehr Gesicht und Hände wie ein gestreifter Rock, ein Schmuckstück oder ein Gerät. Dies machte seine Bilder zu einem Ziel immer neuer Bewunderung, wenigstens bei Künstlern. Es gab hier keinen Quadratcentimeter gleichgültiger und unbedeutender Leinwand; wo man hinsah, war Zusammenhang und sprechender Charakter.

Der Grundzug alles ernsthaften Naturalismus kehrt auch hier wieder. Das Bemühen um die

Einzelerscheinung führt zum Verzicht auf Gruppierung, Historie, Kompositionslust, als läge in diesen Aufgaben eine Verführung zur Fälschung des ursprünglichen, ungetrübten empfundenen Eindrucks. Die Titel, unter denen Leibls Malereien laufen, sind wie eine äusserliche Zuthat. Wer Handlung, Erzählung, Anekdotisches sucht, darf nicht zu Leibl gehen. In diesem Punkt ist ihm jedes Bild von Defregger, so tief es künstlerisch unter Leibl steht, überlegen; denn die Figuren aus Leibls Malereien haben keine wechselseitige Beziehung; in Wahrheit steht jede wie eine originale Einzelstudie neben der anderen.

In der Reaktion gegen eine auf Verstandes- oder Phantasieritz ausgehende Richtung ist Leibl immer stehen geblieben. Phantasie und Seele bietet seine Kunst wenig. Er war die lebendige Mahnung, dass die Grundlage aller Malerei sei, gut malen zu können. Deshalb blieb er beim einfachsten, wenigst aufregenden und komplizierten Modell, dem Bauern. Das wenig nervöse, härter untrassene und unbeweglichere Wesen, die Natürlichkeit und durch Zivilisation noch nicht gebrochene Typik der Bauernnatur entsprach dem, was er suchte. Die pikante Würze, die unsere Dorfgeschichtenerzähler oder die Sommerfrischler in der stillen oder ausgesprochenen Vergleichung von Kultur und Natur suchen, lag Leibl fern. Ihm war der Bauer das unverbildete und darum beste Modell einer Kunst, die entgegen den Manieren und Ueberlieferungen der Schule die Natur ohne Nebeninteressen und -reize stofflicher Art rein formal und künstlerisch zu bemalern suchte. Der Bauer ist bei Leibl der einfachste Fall und das tauglichste Objekt.

Dass sich Leibl damit auf eine rechte Strasse fand, dafür giebt es, obwohl er wenig Nachfolger gefunden hat, einen fast entscheidenden Beweis. Er besteht darin, dass er fast der einzige unter den Zeitgenossen ist, der die grosse Familienähnlichkeit mit den alten deutschen Meistern erkennen lässt. Die peinliche Beobachtung der Wirklichkeit, die Fähigkeit deutlichsten Sehens, ohne dass das Ganze nur ein Aggregat der Teile werde, hat er mit den alten Künstlern, den van Eycks und Holbein, gemeinsam. Leibl ist einseitiger begabt, von Innerlichkeit und Phantasie giebt er wenig zu spüren. Aber es ist Blut von ihrem Blut, das uns in so ergreifender Mächtigkeit aus Leibls Schöpfung entgegenrauscht.

Carl Neumann.

Jean-François Millet.

(Geb. am 4. April 1814 zu Gruchy, (Normandie), gest. am 20. Januar 1875 zu Barbizon.)

(Hierzu Tafeln No. 143.)

In Gruchy, einem Dorfe der Normandie, wurde am 4. April 1814 einem Bauer ein Sohn geboren. Gleich seinen Brüdern arbeitete er auf dem Acker, im Stall, in der Scheune. Niemand ahnte, dass aus dem Bauernknecht ein Künstler werden könnte. Erst als er das 20. Jahr überschritten hatte, entschied sich seine Zukunft. Er hatte mit Kohle ein paar Portraits gezeichnet, die wurden ähnlich befunden, und ein Herr Mouchel gab dem Vater den Rat, den Sohn versuchsweise auf eine Kunstschule zu schicken. So kam er nach Cherbourg, wo Langlois, der städtische Zeichenlehrer ihn unterrichtete. Nicht lange, denn als 1835 sein Vater gestorben war, brauchten ihn die Seinen wieder zu Hause. Weitere drei Jahre arbeitete er mit Hacke und Sense, da brachte Langlois, sein Lehrer, 600 Fr. zusammen, und Millet ging nach Paris zu Paul Delaroche, in dessen Werkstatt damals die tüchtigsten jungen Maler zusammenströmten.

Dieser unregelmässige Bildungsgang erklärt seine Schwächen, war aber auch die Vorbedingung seiner Grösse.

„Ein überaus origineller Maler, guherzig und eine wahrhaft ländliche Natur, hat von dem Land und seinen Bewohnern, von ihrer Mühe, Melancholie und dem Adel ihrer Arbeit Dinge gesagt, die ein Holländer nie gefunden hätte. Aber hat er gute Bilder hinterlassen? Hat seine Ausdrucksweise die Eigenschaften guter Malerei?“ Diese Frage, die in den „Maitres d'aurefois“ der feinsinnige Eugène Fromentin aufwirft, mit ja zu beantworten ist unmöglich. Als Millet 23jährig bei Delaroche landete, war er schon zu alt, um noch die Herrschaft über das Meîtier zu gewinnen. Namentlich der Vergleich mit Courbet, dem grossen Maitre-peintre zeigt, wie barbarisch und hilflos Millet als Maler ist. Lediglich als Zeichner stellt er seinen Mann. Seine Oelbilder, plump und roh in der Farbe, bereiten dem verwöhnten Auge wenig Freude.

Andererseits wäre er, früher zu Delaroche gekommen, wohl nicht Millet geworden. Er hätte in geschmeidiger Technik die nämlichen Dinge wie alle anderen gesagt. Nur weil er innerlich reif war, weil er schon wusste, was er wollte, blieb er vor der Versuchung gefeit, in die Bahnen schaler Historienmalerei einzutreten.

Eine Zeit lang schwankte er. Er war verheiratet, war Familienvater. Es galt Geld zu verdienen, gefällige Verkaufsware anzufertigen. So stösst man in den Galerien auf Bilder, unter denen

man erstaunt ist, Millet's Namen zu lesen: Rokokodamen, verliebte Schäferscenen, badende Nymphen, wie sie im 18. Jahrhundert Boucher und Fragonard malen. Nur erreichte Millet die prickelnde Grazie der Alten nicht. Was dort duftig wirkt, wirkt hier schmutzig. „Deine Nymphen riechen nach Kuhstall“, sagte Diaz spöttisch dem Freunde. So verzichtete er darauf, gegen den Strich seines Temperamentes zu arbeiten. Das Jahr 1828 bezeichnet den Wendepunkt. Damals entstand sein erstes Bauernbild, der „Kornschwinger“. Er entdeckte seinen Beruf, indem er das malte, was er selbst in der Jugend that. Und er blieb auch nicht in Paris. Er kehrte aufs Land zurück, siedelte in Barbizon sich an, dem kleinen Dorf am Ausgang des Waldes von Fontainebleau, wo auch Théodore Rousseau, der grosse Landschaftler, lehrte, und beschloss hier sein Dasein — Bauer unter Bauern.

Darin liegt die Sonderstellung, die er unter allen Bauernmalern einnimmt. Alle früheren waren Söldner und malten für Söldner. Die alten Holländer sahen im Bauer nur den betrunkenen, röhrenden Rôpel. Rohe burleske Dinge blühten sie in den Bildern an, belustigten die gesitteten Mytheers, indem sie von der Dummheit, dem unfähigen Benehmen des Volkes erzählten. Die Kunst des Rokoko wurde durch Hangout zur Schilderung des Bauernlebens geführt. Menschen, die gewöhnt waren an die schwüle Atmosphäre des Salons, armeten zur Abwechslung gern den Geruch des Kuhstalls, Ueberfeinerte Roués, der gepuderten Marquisen müde, betrachteten zur Abwechslung gern die drollen Buxen und sonnengebräunten Arme der Bäuerinnen. Die Genremaler des 19. Jahrhunderts aber waren verkappte Literaten. Nur Vorgänge, die sich novellistisch verarbeiten liessen, konnten sie für ihre Werke bräuen. Statt schlicht die Wirklichkeit zu schildern, arrangierten sie effektvolle lebende Bilder, sammelten drollige oder röhrende Episoden, um den Kunstvereinsbesuchern ein überlegenes Lächeln oder eine Thräne der Wehmuth zu entlocken.

Millet war Bauer, kannte aus eigener Erfahrung die Arbeiten des Feldes, die das Gesicht braun machen und die Hände schwierig. Wie ein Bauer — in Holzschuhern, Strohhut und blauem Kittel — ging er in Barbizon umher, war mit den Leuten befreundet, wusste, dass der Bauer weder drollig noch sentimental ist, dass sein Leben keiner pointirten Novelle gleicht, sondern im ruhigen Gleichmass harter Arbeit verläuft. Davon erzählt er in seinen

Werken. „Das Schönste für mich ist das, was man in den Wäldern, auf den Aekern sieht. Man bemerkt, wie ein armes, mit einem Reisigbündel beladenes Wesen aus einem kleinen Feldweg herauskommt. Die Art, in der diese Gestalt vor einem aufsaucht, erinnert augenblicklich an die Grundbedingung des menschlichen Lebens, die Arbeit. Rings auf den Aekern sieht man Gestalten hacken und graben. Man sieht, wie diese und jene sich in den Hüften aufrichtet und den Schweiß mit der umgekehrten Hand abtrocknet. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Fröhlich und scherzhaft, wie gewisse Leute uns einreden, ist diese Arbeit nicht. Gleichwohl findet sich hier für mich die wahre Menschlichkeit, die grosse Poesie.“ Mit diesen Worten hat er selbst den Inhalt seiner Bilder gekennzeichnet. Da hat sich ein Winzer, von der Arbeit müde, am Chausseegraben niedergesetzt. Dort stützt sich ein Feldarbeiter auf seine Hacke. Oder ein Stemann schreitet über das Feld. Aehrenleserinnen sind über die Scholle gebeugt. Eine Frau melkt eine Kuh, führt sie zur Weide, füttert die Hühner. Ein Bauer propft einen Baum. Mädchen suchen im Wald Holz für den Winter. Hirten und Hirtinnen, in ihren Mantel gebüllt, stehen neben der Herde, bekreuzen sich und beten, wenn am Feierabend das Glockengeläut des Ave Maria sie nach Hause ruft. Das ganze Bauernleben ist in Millers Werken umschrieben. Die Scholle dampft. Ueber fetter, wogende Kornfelder schweift der Blick. Den Erdgeruch frisch gepflügten Bodens glaubt man einzusatmen.

Darin liegt die kulturgeschichtliche, die ethnische Bedeutung seiner Bilder. Alle Früheren machten aus dem Bauernleben einen komischen Mummenschanz. Keiner suchte den Bauer auf dem Felde, bei Pflug und Egge, bei Sense, Spaten und Hacke, Sauf, Schmaus und Tanz, Hochzeiten, Kindtaufen und Raufereien waren die einzigen Themen. Aus Millers Werken spricht zum erstenmal das grosse Wort „ich arbeite“. Und indem er den Bauer bei der Arbeit zeigte, gab er ihm das Recht der eigenen Existenz. Vorher Held von Anekdoten, ist er jetzt ein Heros. Vorher Witzfigur, nur auf der Welt, um Städter durch seine Dummheit zu belustigen, steht er jetzt stolz wie ein König in seinem Reich. Statt in ein Kasperltheater blickt man in eine Welt von urwüthlich patriarchalischer Grösse.

Denn der „Naturalismus“ Millers ist nur scheinbar. Wohl hält er sich fern von jeder Verschönerung, hat seinen Bauern weder griechische Nosen gegeben, noch ihre Nägel gereinigt, noch ihre Kittel geplättet.

In schweren Holzschuhen und geflickter Hose, in derbem Mantel und grobleinigen Hemd, ungeschlicht und hässlich stehen sie da. Schwiebig sind die Hände, sonnegebräunt und verwettert die Gesichter. Jede Gestalt ist ein Charakter von kondensierter Lebensfülle, von starrer, strammer Härte. Gleichwohl entwickelt sich aus den Werken eine monumentale, über die Natur hinausgehende Wirkung. Dieser Stemann, der in so mächtiger Geburde den Arm ausbreitet, wirft ehrfürchtigbetend wie die Gestalt eines Sakralbildes. Diese Frau, die eine Kuh weiden lässt, steht in ihren Holzschuhen wie eine Karyatide auf dem Feld. Der Mann mit der Hacke hat jenes Terribile, das an den Gestalten Michelangelos erschreckt. Die Holzsammlerinnen scheinen aus dem Parthenonfries zu stammen. So gross der äusserliche Gegensatz ist zwischen den hellenischen Göttern und diesem rauhen Menschengeschlecht, sind stilistisch wenige Moderne den Griechen näher gekommen als Millet.

Diese Wirkung erreicht er durch die ruhige Ge tragenheit seiner Linien sprache, durch seine homerische Einfachheit, durch sein Gefühl für den Rhythmus. Er verschönert die Dinge nicht, aber merzt alles Kleinalte aus. Er vernachlässigt die Wahrheit, aber er sieht nur die grossen Linien und die entscheidenden Bewegungen. So gab er seinen Werken den Stil der Erhabenheit. So wurde er der Lapidarpoet der Arbeit. Besonders Bilder, wie die Aehrenleserinnen und der Angelus, in denen er die mächtigen Accorde gross gesehener Landschaften anschlägt, aus deren weiter Unendlichkeit die Silhouetten der Menschen einsam wie Statuen sich erheben, wirken in ihrer grandiosen Einfachheit feierlich wie religiöse Malerei.

Als er am 20. Januar 1875 in Barbizon starb, war er ein anerkannter Meister. Gleich Böcklin hatte er nach langer Verleugung noch seinen Triumph erlebt. Doch noch näher als den Zeitgenossen steht er der Gegenwart. Kurz nach seinem Auftreten setzte die altmeisterlich-koloristische, dann die impressionistische Bewegung ein. In der Welt des farbigen Stimmungsreizes siedelten die Maler sich an. Die heilige Schönheit der Linie war vergessen. Erst nachdem alle Phasen der Lichtmalerei durchlaufen waren, kam wieder die Sehnsucht nach dem Monumentalen, das Streben „aus den Elementen des modernen Lebens Erhabenes zu machen“. Und da griff man auf Millet zurück. Cotta in Frankreich, Segantini in Italien, Meunier in Belgien, Graf Kulekrecht bei uns, verbinden ihn mit den Bestrebungen der Gegenwart.

Richard Muther.

Camille Corot.

(Geb. am 20. Juli 1796 zu Paris, gest. am 25. Februar 1875 ebenda.)
(Hierzu Bildnis No. 249.)

Corots Leben umfaßt 79 Jahre. Er wurde in Paris am 20. Juli 1796 geboren und starb daselbst am 25. Februar 1875. Es spiegelt in seinen Werken also die Kunstentwicklung eines halben Jahrhunderts sich wider.

Zunächst war die Landschaftsmalerei verfehmt. Nur Bilder, die aus antiken Statuen sich zusammensetzen, wurden vom Klassizismus geduldet. Erst allmählich fand die Landschaft in diesem engen ästhetischen Gehäus ihren Platz. Sie war berechtigt, sofern sie als Trägerin klassischer Architekturwerke oder als Wohnort von Göttern und Helden die Gedanken auf die Antike lenkte. Die Landschaftler arbeiteten also in Italien. Dort suchte Victor Bertin, Corots Lehrer, die Erleuchtung. Dort bildete Théodore Agny unter Poussins Einfluss sich heran. Corot begleitete die beiden, als sie 1825 eine neue Romfahrt machten, und verlebte 2 1/2 Jahre im Süden. Feierliche historische Landschaften, mit Gestalten der Bibel und der heidnischen Mythologie bevölkert, waren die ersten Werke, die ihn seit 1827 im Pariser Salon vertraten.

Um diese Zeit vollzog sich ein Umschwung der ästhetischen Anschauungen. Der Romantismus lenkte das Auge auf die Heimat. Georges Michel, André Jolivard und andere vergruben sich in der Umgebung von Paris und malten dort kleine einfache Bildchen, die sie auf die Töne der alten Holländer stimmten. Und noch wichtiger wurde das Bekanntwerden der Engländer. Es hatte sich in London, der ersten modernen Grossstadt, jene „intime“ Landschaftsmalerei entwickelt, die erst das Grossstadtleben erzeugen konnte. Während die Holländer nüchtern sachliche Veduten malten oder, um Stimmung zu wecken, der Gletscher und Tannen Norwegens, einer übermenschlichen, in Hyperbeln sprechenden Natur bedurften, nahmen diese Kinder der Grossstadt, inmitten öden Häusergewühls aufgewachsen, mit dem Schlichtesten, Bescheidensten verlieb. All ihre Liebe, all ihr Schauen trugen sie in die Natur hinein. Auch nicht auf atmesterliche, braune Gallerieschönheit stimmten sie ihre Bilder ab. Sie suchten den Reiz der Stunde zu haschen, das Licht und die Luft zu malen, die in ewigem Wechsel die Dinge umwogen. John Constable namentlich, seit dem Ende der 20er Jahre im Pariser Salon vertreten, wurde das angestaunte Ideal, zu dem die Jüngeren aufblickten. Théodore Rousseau und Jules Dupré, Narcisse Diaz und Charles Daubigny betraten den Schauplatz, siedelten im Wald

von Fontainebleau sich an und führten das Blütezeitalter der französischen Landschaftsmalerei herauf.

An Corot ging die ganze Bewegung zunächst spurlos vorüber. Er war älter als die Fontainebleauer, wurzelte mit all seinen Jugenderinnerungen im Klassizismus. So machte er noch zweimal 1835 und 1843 — nach Italien sich auf, um dort neue Eindrücke zu sammeln und neue Schönheit zu sehen. Nur ein wenig verraten die Bilder, dass auch in ihm eine Wandlung sich vorbereitete. Anfangs konnte er ohne heroischen Linienzug, ohne biblische und antike Figuren nicht auskommen. Jetzt setzt er sich vor die Natur und malt einfache Veduten — Scenerien, die wegen ihrer historischen Erinnerungen oder ihrer feinen Farbestimmung ihn reizen. Eine Ansicht von Volterra, der Akademie di San Luca, der Villa d'Este und der Villa Medici waren 1900 auf der Pariser Weltausstellung Paradigmen für diese Phase seiner Kunst. Ein halbverwilderter Garten, ein weisschimmerndes Stück Architektur, ein paar Menschen und einige Marmorfiguren sind im Sinne des Velasquez auf kühle grünweissegrüne Harmonien gestimmt. In die Heimat zurückgekehrt, malte er in ähnlicher Weise Veduten aus Frankreich: die Kathedrale von Chartres, den Hafen von Dünkirchen — schlichte vornehme Bildchen, die in ihrem hellen Ton viel mit Canaletto gemein haben, doch in ihrer scharfen spitzen Zeichnung noch nicht ahnen lassen, welche Wandlung er später noch durchmachte.

Die Werke, an die man vorzugsweise denkt, wenn Corots Name genannt wird, gehören erst seinem Greisenalter an. Er hatte sich in Ville d'Avray ein Landhaus gekauft, wo er den grössten Teil des Jahres verbrachte. Vom Balken blickte er hinüber auf den dämmerigen Wald und auf die wallenden Nebel des Flusses, lauschte dem Plätschern des Wassers und dem Säuseln der Bäume, folgte den Wanderwolken, die in hellen, durchsichtigen, glänzenden Streifen das Firmament durchziehen. Hier entbillen sich ihm die Geheimnisse des Luftlebens. Hier wurde ihm die Landschaft zum Seelenzustand. Nicht mehr als Einzelobjekte in zeichnerischer Genauigkeit stellte er die Dinge dar. Er malte sie in die Atmosphäre getaucht, malte das, was nicht das beobachtende, nur das träumende Auge sieht. Es entstanden jene Bilder, die, mehr hingewischt als gezeichnet, „aus einem wenig Grau und einem gewissen je ne sais quoi“ bestehen. In ihnen hat er sich der grossen

Bewegung angeschlossen, die von Rousseau und Dupré, von Diaz und Daubigny ausging, und steht ihnen gleichzeitig als selbständige Persönlichkeit gegenüber.

Daubigny war der Idylliker der Plejade. Er malte wogende Kornfelder und blühende Apfelbäume, schaukelnde Kähne und zickende Mücken. Etwas bukolisch Ländliches ist über seine Werke gebreitet. Diaz liebte die Sonnenstrahlen, die in neckischen Spiel über alte Baumstämme hüpfen, die Blätter vergolden und glitzernde Flecken auf feuchten, dunkelgrünen Moose bilden. Dupré, vom Fieber des Romantismus darüberschüttelt, malte eine geängstigte, keuchende Natur: das Wüten und Tosen der Elemente, Sturm, der die Baumkronen durchlegt, Blitze, die gespenstisch das Firmament durchzucken, rollende Wogen, die, vom Winde gepeitscht, spritzen und schäumen. Rousseau, in andern Sinne Romantiker, schwärmte für schöne Bäume, für jene uralten mächtigen Eichen, die jedem Sturm trotzend wie gewaltige Ueberrichtungen ihre stahlharten Aeste gen Himmel recken.

Corot unterscheidet sich von Rousseau, wie im 17. Jahrhundert Halbena von Ruysdael. Er war eine leichtere Natur, hatte nie wie die andern mit widrigem Geschick, nie mit Not zu kämpfen. Denn sein Vater, ein marchand de modes, war wohlhabend. Obwohl er bis zum 30. Jahre nichts verkaufte, konnte er ruhig, ohne Sorgen seinen Weg gehen. Dieses Heitere, still Zufriedene spiegeln seine Werke wider. Auch etwas vom zitternden Silberklang der Geige, die er so gern gespielt hat, scheint über seiner Kunst zu liegen.

Nie hat Corot den Winter gemalt, wenn eine schmutzige Schneedecke über fröstelnde Fluren sich breitet, nie den Sturm, wenn elementare Kräfte sich entladen, der Regen herniederkirscht und die Bäume stöhnen. Wie sein Leben ohne Kampf, seine Entwicklung still und ruhig verlief, sind seine Bilder das Gegenteil alles Aufgerüttelten, Erregten, Dramatischen. Selbst die Farbengegensätze, die der Romantismus hatte, hat er gemieden, statt der scharfen Kontraste von dunkeln Schatten und grellem Licht eine milde gleichzeitige Harmonie gesucht. Auch das Trotzige, Heroische Rousseaus ist ihm fremd. Er nähert sich Daubigny in seiner idyllischen Art, ist nur noch ätherischer, noch zarter. Während bei Daubigny die Erde den Mücken und Bienen, den Enten und Fröschen gehört, gehört sie bei Corot den Feen. In feinen, weich wallenden Duff ist alles gebadet. Wie durch einen Florschleier, der die Deutlichkeit mildert, alles zart und ver-

schwommen macht, sieht man die Dinge. Schlanke zitternde Bäume — Erlen, Birken und Silberpappeln — wiegen sich in bläulichen Aether. Weiden beugen ihre Zweige in stille einsame Weihen nieder. Nebel liegen über der Flur und verdichten sich zu grauschleierem Mantel, wenn in der Stunde der Dämmerung Ruhe und Friede sich über die Erde breitet. Diese diskrete Harmonie der Natur nach Sonnenuntergang war ihm die liebste Stimmung. „Wenn der Abenddaff die Ufer mild umwagt, die kleinen Häuschen sich in weichem Nebel baden, die ganze Stadt sich mit dem Himmel eint und Geisterland sich vor dem Auge aufbaut, da versteht der Philister nicht mehr, weil er aufhört genau zu sehen. Doch dem Künstler weilt, nun in Tönen redend, die Schöpfung ihr schönstes Lied“. So schrieb Whistler und so malte Corot. Immer und immer wieder hat er jene Stunde gefeiert, wenn die Landschaft, von der Dämmerung überhaucht, löse sich entficht und nur ein Stückchen Blau am Himmel oder ein schweigender Waldsee für einen Augenblick noch den Reflex verflügender Lichtes bewahrt. Und in diese graue farblose Natur passten die blassen Dryaden und Nymphen, die er als Schüler der Klassizisten noch immer gern in seine Landschaften setzte. Hingebaut, alles Körperlichen entleert, scheinen sie Nebel, die sich zu Formen verdichtet haben. Aus dem Alltag ist man in ein weitferes Elysium versetzt, wo nichts Irdischschwere hat, alles in Duff zerrinnt, wo es in den Bäumen säuselt und flüstert von Glück und von Liebe.

Corot ist in diesem feenhaften Hauch, der seine Werke unwittert, wohl der reinsten Ausdruck jenes Zeitalters, das aus dem Schmutz und dem Lärm der Grossstadt sich in eine unentwehte Natur hinüberträumte. Die Meister des neuen Kurses, Manet und Monet hatten andere Ziele. Sie entdeckten die Poesie der Grossstadt, entdeckten die Poesie der Landschaft, die dem Manachen nicht fern ist, sondern ihm dienstbar: die Sätze seiner Arbeit und der Schauplatz seiner Freuden. Auch die Lichtwunder malten sie, die uns die technischen Eroberungen des Jahrhunderts brachten: wenn glühbühige Eisenbahnzüge dämpfend und fauchend die Natur durchqueren, wenn Gas- und elektrisches Licht mit dem Nebel kämpft. Doch noch heute lebt einer, der in seiner farbigen Enthaltsamkeit, seiner Scheu vor dem Tagesleben und vor grellem Licht wie ein verspürter Romantiker, wie ein Nachkomme Corots anmutet: Cazin, der mit so leiser zitternder Stimme von blauender Dämmerung und den Schatten des Abends erzählt.

Richard Muther.

Nikolai Michailowitsch Prschewalsky.

(Geb. am 17. März 1839 zu Kimborowo, gest. am 22. Oktober 1898 in Karsköl.)

(Hierzu Bildnis No. 55a.)

Zum Reisenden muss man geboren sein. Dies Wort Prschewalskys hat sich glänzend an ihm selbst bewährt: was physische Veranlagung, Geistesrichtung, Selbstzucht und natürliche Energie zusammengekommen als Vorbedingung für die dornenvolle Laufbahn eines geographischen Forschers bedeuten, das hat der ungewöhnlich grosse Erfolg der wissenschaftlichen Unternehmungen Nikolai Michailowitsch Prschewalskys in reichem Masse dargethan.

Geboren am 31. März (12. April) 1839 in Kimborowo (Gouvernement Smolensk), genoss er unter Leitung seiner trefflichen gesund denkenden Mutter seine erste Erziehung, die, auf vernünftigen freien Grundsätzen beruhend, Geist und Körper des Knaben in gleicher Weise heranbildete. Neben den Lehrstunden war ihm ziemlich unbeschränkte Freiheit gelassen, sich in Wald und Feld herumzutummeln und in dieser frischen Ungebundenheit wuchs und festigte sich frühzeitig eine tiefe, verständnisvolle Liebe zur Natur und ihren Erscheinungen. Dem Unterricht auf dem Gymnasium in Smolensk verdankte er namentlich das lebhafteste Interesse für Geographie und Geschichte, aber über alles ging ihm doch das unmittelbare Selbstschauen, und so war es ihm der höchste Genuss, in den langen Sommerferien oft regelung in den ausgedehnten Wäldern und Sumpfen seiner Heimatsgegend umherzuzustreifen und durch das eifrigste Studium von Reisebeschreibungen seine Sehnsucht nach unbekannten Fernen zu steigern.

16 Jahre alt, wandte er sich der militärischen Laufbahn zu, die er aber wohl schon damals nur als Stoff für seinen künftigen Beruf betrachten mochte; gewissenhaft zwar und pünktlich, was die dienstlichen Anforderungen betraf, konnte ihn doch das soldatische Leben innerlich nicht befriedigen. Sehr bald zum Leutnant befördert, begann er sich durch energisches Studium zur Kriegsakademie vorzubereiten, die er 1861 nach glänzend bestandenen Examen bezog. Schon hier zeigte sich seine eminente Begabung für naturhistorische und geographisch-topographische Arbeiten. Der inzwischen ausgebrochene polnische Aufstand sah ihn 1863 als Adjutant beim russischen Expeditionskorps in Polen; nach Niederwerfung desselben wirkte er bis 1865 als Lehrer der Geographie und Geschichte an der Junkerschule in Warschau.

Seine 1867 erfolgte Versetzung in den Stab des ostsibirischen Militärbezirks sowie die ihm dort über-

tragene Stellung als Kommandeur des Ussurischen Kreises gaben ihm endlich die ersehnte Gelegenheit, sich als geographischen Forscher zu betheiligen. Zwei Jahre lang durchwanderte er sammelnd und schauend dies Gebiet und legte die Resultate seiner Reisen 1870 in einer besonderen Schrift der wissenschaftlichen Welt vor. Hierdurch gewann er Fühlung mit der Petersburger geographischen Gesellschaft, die sich nunmehr veranlasst sah, dem zu einer grösseren Expedition nach Zentralasien sich Rüstenden ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. So brach er im November 1870 auf, durchquerte von Kischta aus die Mongolei bis Peking, wandte sich von dort westlich durch den Bezirk Odros zur chinesischen Provinz Gansu, gelangte bis in das obere Quellgebiet des Yangtschiang, zog dann nördlich, den See Kuku-Nor berührend, durch die Wüste Gobi und traf Ende 1872 wieder in Irkum ein. Die wissenschaftliche Ausbeute und der Umfang und Wert seiner Sammlungen machten seinen Namen mit einem Schläge auch im Auslande bekannt; die gleicherweise erhöhte Aufmerksamkeit der russischen wissenschaftlichen Kreise bewirkte, dass dem erfolgreichen Forscher nunmehr reiche Mittel zur Ausführung einer zweiten Reise zur Verfügung gestellt wurden, die er nach der westlichen Mongolei plante. August 1876 trat er sie an, zog von Kuldscha aus, die Kämme des Thian-schan und Himmelsgebirges überschreitend, zum Tarinbecken hinab, folgte diesem bis zum Lob-Nor-See und durchstrebte den langgedehnten Gebirgszug des Altyn-Tagh. Hier kehrte er um und traf Dezember 1877 wieder in Kuldscha ein, diesmal namentlich eine bedeutende Masse botanischer und zoologischer Sammlungen mit sich führend. Infolge Erkrankung durch physische Ueberanstrengung sah er sich genötigt nach Petersburg zurückzukehren. Hier wartete seiner eine glänzende Reihe äusserer Ehrungen, die ihm von seiten der heimischen und ausländischen Akademien sowohl wie durch die persönliche Gunst seines Kaisers zugebracht waren. Nicht lange aber litt es ihn daheim: kaum genesen, verliess er Petersburg im Februar 1879 und rüstete sich zu seiner dritten Reise. Diesmal durchquerte er die westliche Mongolei bis Khami, drang von dort, südwestlich über das Nanschan-Gebirge und die Kette des vorgelagerten Berglandes hinabsteigend in Tibet vor, konnte aber sein Ziel, die Stadt Lhassa, nicht erreichen, sondern musste, nur einige 30 Meilen davon entfernt, infolge der freundenfeindlichen

Haltung der Bevölkerung den weiteren Vormarsch aufgeben. So zog er denn in nordöstlicher Richtung aufwärts bis zu dem schon einmal besuchten Kuku-Nor-See, erforschte von dort aus das Quellgebiet des Hoangho und kehrte Ende 1880 über Kiachta zurück.

Der Wunsch, sich die Erforschung Tibets trotz des Misserfolges bei der vorigen Reise dennoch zu erzwingen, bewog ihn schon im November 1883 zum vierten Male auszuziehen. Wieder von Kiachta aus aufbrechend, durchwanderte er noch einmal die Wüste Gobi und richtete dann seinen Marsch durch das Altschan-Gebiet nach dem Tsaidam-Platzen, wo es ihm gelang, in 4140 Meter Meereshöhe die Quellen des Hoangho zu entdecken; dann, südwärts nach dem Oberlauf des Yangtsickiang ausbiegend, überschritt er von neuem die Grenze Tibets, sah sich aber wider Willen auch diesmal zur Umkehr genötigt; über Khanan und Aissa nordwärts langte er dann Oktober 1885 wieder in der Heimat an.

Eine 5. Expedition auszuführen, zu welchem Zwecke er 1888 schon von Petersburg nach Karakol gegangen war, war ihm leider nicht mehr beschieden; eine typhöse Erkrankung, die er anfangs gering geachtet hatte, verschlimmerte sich rasch dazert, das ärztliche Hilfe versagte. Am 22. Oktober (1. November) 1888 verschied Porschewski, erst 49 Jahre alt, mitten

in den umfassendsten Vorbereitungen zur Reise. Der kleine Ort Karakol, wo er starb und begraben liegt, ward ihm zu Ehren auf kaiserlichen Befehl in Porschewsk umgenannt.

Die Kenntnisse und Errungenschaften, die Geographie und Naturkunde diesem einen Mann verdanken, sind zu zahlreich, um hier nur angedeutet werden zu können; jeder Zweig dieser Wissenschaften erfuhr durch ihn eine emimenten Bereicherung; sein scharfes Auge und seine unermüdete Hand häuften Materialien und Sammlungen, die, schon durch ihn selbst in grossen Zügen geordnet, der wissenschaftlichen Bearbeitung auf Jahre hinaus ein reiches Feld schufen und noch schaffen werden. Das Wesentlichste von seiner eigenen Hand sind seine anschaulichen Beschreibungen seiner Reisen und Forschungen, die selbst für den Laien durch die frische und sachliche Art der Schilderung hohen Reiz haben. Allmählich bis zum Range eines Generalmajors aufgestiegen und von fast stämmlichen Akademien und wissenschaftlichen Instituten der Welt mit Auszeichnungen überhäuft, wachte er sich doch stets seine Unabhängigkeit, seinen Ernst und seine lebenswürdige Einfachheit zu bewahren. Die gerechte Verehrung, die seine russische Heimat seinem persönlichen Andenken und seinen Verdiensten zollt, gebührt ihm überall, wo Wissenschaft eine Stütze hat.

Th. Comnichau.

Sonja Kovalevsky.

(Geb. am 15. Januar 1851 zu Moskau, gest. am 10. Februar 1891 zu Stockholm.)

(Heres Bildnis No. 251.)

Am einen Herbsttage des Jahres 1870 trat in das Arbeitszimmer des bekannten Mathematikers Professor Weierstrass in Berlin ein schüchternes junges Mädchen, unvorteilhaft gekleidet und das Gesicht von einem grossen, tentenartigen Hut fast verdeckt. Sie trug ihm die Bitte vor, ihr ein privatissimum in der Mathematik zu lesen, da die Universitätsvorlesungen ihr versagt seien. Der Gelehrte betrachtete sie mit einem gewissen Misstrauen, gab ihr aber doch einige Aufgaben, die er für die vorgeschrittenen Schüler seines Seminars aufgestellt hatte, zur Lösung mit. Nach einer Woche kehrte sie wieder und erklärte, sie habe sämtliche Aufgaben gelöst. Zu seinem Erstaunen fand Weierstrass nicht nur sämtliche Lösungen richtig, sondern auch mit ganz besonderem Scharfsinn und der Divinationsgabe des Genies durchgeführt. So berichtet Charlotte Edgren Leffler über die erste Einführung ihrer Freundin Sonja Kovalevsky bei dem

„Vater der modernen mathematischen Analyse“, der nun vier Jahre hindurch der Lehrer der jungen Russin blieb.

Ihr Weg von Russland in die stille Berliner Gelehrtenstube hatte manche Kurve beschrieben.

Sonja Kovalevsky war als die Tochter des russischen Generals Corvin Krukovsky, am 15. Januar 1851 in Moskau geboren. Väterlicherseits führte sie ihren Ursprung auf den Ungarkönig Mathias Corvinus, mütterlicherseits auf den bekannten Mathematiker und Astronomen Schubert zurück.

Die Mathematik nahm auf seltsame Weise zuerst ihre Phantasie gefangen. Aus den Gesprächen eines Onkels, der einige mathematische Kenntnisse besass, erschien sie ihr, wie sie in ihren Jugenderinnerungen erzählt, wie „eine höhere geheimnisvolle Wissenschaft, die dem Kundigen eine neue, herrliche Welt eröffnet, zu welcher einfache Sterbliche keinen Zu-

trier erlangen.⁶ Diese phantastischen Eindrücke wurden verstärkt durch die sonderbare Wandbekleidung ihres Kinderzimmers. Diese befand sich nämlich jahrelang in einem provisorischen Zustand; nur die Unterklebung für die Tapeten war fertiggestellt worden, und zwar bestand sie aus Blütern aus Ostrogradskis Vorlesungen über Differential- und Integralrechnungen. Vor den krausen Formeln stand das Kind oft stundenlang und suchte ihren Zusammenhang zu begründen. Zu ihrem eignen Erstaunen fand sie, als sie als fünfzehnjähriges Mädchen in Petersburg ihre erste Lektion in den Differentialrechnungen nahm, die Spuren jener Eindrücke noch deutlich in ihrem Gedächtnis.

Geiz hatte General Krjukovsky der Tochter ihre Studien erlaubt, so lange sie als eine Art von Sport gelten konnten. Als sie sie ernsthaft betreiben wollte und zu dem Zweck einen Studienaufenthalt im Ausland forderte, sah er darin einen bedenklichen Ausfluss der jungrossischen Ideen, denen schon seine älteste Tochter Anjuta mit Begeisterung anhing. Er schlug Sonjas Wünsche daher rundweg ab, und es bedurfte eines starken Mittels, um sie durchzusetzen. In Woldemar Kowalevsky, einem jungen Studenten aus guter Familie, fand Sonja den Mann, der sich bereit erklärte, ihr das Studium im Ausland durch das bei der damaligen russischen Jugend sehr beliebte Auskunftsmittel einer Scheinehe zu ermöglichen. Aber erst als Sonja sich zu ihm Hochzeit und dadurch das Haus Krjukovsky unrettbar zu kompromittieren drohte, gab der Vater die Trauung zu, und das junge Paar begab sich nach Heidelberg, wo jedes für sich seinen Studien lebte.

Von hier aus reisten die beiden dann nach Berlin, wo wiederum jedes seine eigene Wege verfolgte. Im Sommer 1874 promovierte Sonja in Göttingen auf Grund dreier Arbeiten aus verschiedenen Gebieten der Mathematik. Ihre dabei zu Tage tretende glänzende Begabung veranlasste die Fakultät, den sonst sehr selten erteilten Dispens vom mündlichen Examen zu gewähren, den Dispens, den sie vor allem nachgesucht hatte, weil, wie sie selbst in ihrer Eingabe charakteristischer Weise gesteht, es peinlich und verwirrend auf sie wirken würde, fremden Männern Rede und Antwort zu stehen.

Ein längerer Aufenthalt in Russland folgte. Der Tod ihrer nächsten Familienmitglieder und ihre wachsende innere Vereinsamung brachten Sonja dem Gatten näher, so dass das bisherige unnatürliche Verhältnis in das normale einer wirklichen Ehe überging. Zu einem ruhigen Glück sollte sie nicht führen. Nach ein paar Jahren voll phantastischer Spekulationen und geschäftlicher Misserfolge starb Kowalevsky, und Sonja musste nun sich und ihrem Kinde eine Existenz gründen. Das gelang ihr bald.

1884 nahm sie einen Ruf als Professor an die Hochschule von Stockholm an. Ihre Lehrthätigkeit dort war erfolgreich und ausserlich sehr befriedigend. Ihre Begabung und ihr Vortrag, der trotz der ihr ungewohnten schwedischen Sprache nach der Versicherung aller Hörer ungemein klar und anregend war, sicherten ihr einen grossen Kreis von Schülern. Daneben beschäftigten sie dauernd grössere mathematische Arbeiten. Den höchsten Triumph errang sie auf diesem Gebiet, als ihr am 24. Dezember 1888 in der öffentlichen Jahresversammlung der Pariser Akademie der Prix Bordin pour les sciences mathématiques zuerkannt wurde. Am 10. Februar 1891 ist sie an einer Lungenentzündung, die sie sich auf der Rückreise von Italien zugezogen, eben vierzigjährig, gestorben.

Soweit die knappe äussere Skizze ihres Lebens.

Sein geistiger Gehalt lässt sich zunächst in die festen Linien der nächstehenden mathematischen Abhandlungen fassen: 1. Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen, 1874. (Inaugural-Dissertation, abgedruckt in Crelles Journal. B. 80, S. 1—32.) 2. Ueber die Gestalt des Saturn-Ringes, 1874. (Später in Schubmachers Astronomischen Nachrichten erschienen.) 3. Ueber die Reduktion einer bestimmten Klasse Abelscher Integrale dritten Ranges auf elliptische Integrale, 1874. (Später abgedruckt in den Acta mathematica Bd. 4, S. 393 bis 414.) 4. Ueber die Brechung des Lichts in kristallinischen Mitteln, 1885. (Acta mathematica Bd. 6, S. 249—304.) 5. Sur le problème de la rotation d'un corps solide autour d'un point fixe. Von der Pariser Akademie gekrönte Preisschrift, abgedruckt (1889) in den Acta mathematica, Bd. 12. 6. Sur une propriété du système d'équations différentielles qui définit la rotation d'un corps solide autour d'un point fixe, 1890. (Acta mathematica, Bd. 14.)

Dahinter aber steht eine ganz inkommensurable Persönlichkeit.

Das zeigt sich schon in den schriftstellerischen Leistungen der auch auf diesem Gebiet genial begabten Frau. Ihr in dieser Beziehung interessantester Roman „Die Schwestern Rajevski“ schildert ihre eigene Jugend. Am entschiedensten aber tritt der elementare Untergrund ihrer Natur in den Sinnungen und Gefühlswirren hervor, von denen die oben gegebenen festen Lebenslinien allerdings nichts ablenken lassen und deren psychologisch überaus interessanter Detail sich im Rahmen dieser Skizze nicht geben lässt.

Viele haben sich schon an der Entzifferung dieser eigenartigen Natur gemüht.

Dem deutschen Publikum sind fast nur zwei biographische Skizzen bekannt, die eine giebt Anna

Charlotte Leffler in dem Büchlein: Sonja Kowalevsky, was ich mit ihr zusammen erlebt habe und was sie mir über sich selbst mitgeteilt hat. (Leipzig, Philipp Reclam.) Die Verfasserin, die eben damals mit dem Herzog von Cajanello noch eine späte Liebesheirat einging, sieht Sonjas Leben nur unter diesem Gesichtswinkel. Zwei wesentliche Grundzüge: das wissenschaftliche Genie und das Verhältnis zu ihrer einzigen Tochter treten ganz darin zurück. Die zweite Darstellung — durch Laura Marholm im Buch der Frauen — kommt einer vollständigen Verzerrung gleich. Laura Marholm, die überall nach Persönlichkeiten sucht, die in ihre Schablone der „Hirnwiber“ passen, setzt so lange an und zu, bis auch diese grosse und eigenartige Frau sich hineinfügt.

Die weitaus beste Darstellung hat Ellen Key, die Frau Kowalevsky besonders in der letzten Zeit sehr nahe stand, in ihrem Buche: Anna Charlotte Leffler, Duchessa di Cajanello gegeben:

„Sonja Kowalevsky war aus den widersprechendsten Gegensätzen zusammengesetzt: eine ganz ausserordentliche Kultur und eine grosse, wilde Naturkraft; sie war unendlich zersplittert, nuanciert, eindrucksfähig und dabei doch im höchsten Grade energisch, einheitlich, intensiv; sie besass eine moderne, analysierende, beobachtende Intelligenz und eine morgenländisch fruchtbare Phantasie; sie war ein exakter Mathematiker und eine idealistische Trümmern. Wenn man alle diese Gegensätze aufgezählt hat, sind noch hunderte ungenannt geblieben, und es will einen bedünken, als hätte man noch nichts über diese Persönlichkeit gesagt, deren ausserordentlicher, Sympathie erweckender Reiz vielleicht zum grossen Teil gerade in der Vereinigung dieser sonst unvereinbaren Gegensätze lag, eine Persönlichkeit, deren Reichtum man nicht erschöpfen, deren Wesen man nicht ergründen konnte, ausgestattet mit der dreifach problematischen Natur des Genies, der Frau und der altsächsischen Rasse“.

So sucht Ellen Key die Eindrücke zu fixieren,

die ihr aus dem unmittelbaren Verkehr mit Sonja stammten. Und über Sonja, die Mutter, berichtet sie gleichfalls als Augenzeugin, dass sie der Tochter „mehr Zärtlichkeit, mehr Verständnis und geistige Einwirkung“ gegeben habe, „als viele der exemplarischen Mütter, die an nichts anderes denken als an ihre Kinder, ohne sie darum auch nur um einen Schritt geistig zu fördern“.

Und mit kritigen Wirklichkeitsansatz zerreisst sie das phantastische Gespinnst, das Charlotte Leffler um die letzten Herzenserlebnisse Sonjas gewoben. Schon durch die Überschrift des vorletzten Kapitels ihrer Lebensskizze „die Leuchte im Erlöschen“ verrät Charlotte Leffler, dass sie Sonjas Tod nicht „einigen ungewöhnlich gefährlichen und lebenskräftigen Mikroben in ihren Lungen“ zuschreiben möchte, sondern einen Mangel an Willen zum Leben, als Folge eines schweren Herzenskonflikts. Ein solcher hat freilich Sonjas letzte Lebensjahre erfüllt. Sie liebte mit voller Leidenschaft einen Mann, der ihr mit inniger Freundschaft und tiefer Sympathie gegenüberstand und ihr mehrfach seine Hand antrug. Und gewiss hat dieser Konflikt ihre Natur, die alles wollte oder nichts, tief erschüttert. Dazu kamen Erwägungen, ob nicht Wissenschaft und Mutterschaft unter diesen neuen, sie ganz erfüllenden Beziehungen zu leiden haben würden. Mag man nun Anna Charlotte Leffler glauben, dass Sonja von dem letzten Zusammensein mit ihrem Freunde in Italien ganz resigniert zurückkehrte, oder Ellen Key, dass sie entschlossen war, unter Hintansetzung aller Bedenken die neue Ehe einzugehen, gewiss ist, dass sie nicht „an gebrochenem Herzen“ starb.

Aber freilich wird man Ellen Key zustimmen können, dass der Tod ihr ein Befreier ward von dem „Kompromiss zwischen der absoluten Forderung des Idealismus und den Lebensverhältnissen, wie sie vorliegen“. Vor diesem Kompromiss aber wird jeder echte Idealist, ob Weib oder Mann, einmal gestellt. Für das Genie birgt er eine schwerere Tragik als für andere.

Helene Lange.

John Bright.

(Geb. am 16. November 1811 zu Greenbank bei Rochdale, gest. am 27. März 1889 zu Rochdale.)

(Hiersu Bildnis No. 55a.)

JOHN BRIGHT, der Apostel des Freihandels und der unermüdete Verkämpfer der englischen Parlamentsreform, war ein Sohn Lancashires, wo er am 16. November 1811 zu Greenbank bei Rochdale geboren wurde. Auf der Schulbank hat er nicht lange gesessen, denn schon im 15. Lebensjahre trat er in das Comptoir der Baumwollenfabrik seines Vaters. In seinen Müsserstunden aber widmete sich John eifrig dem Studium der englischen Verfassung und sozialer Fragen und beteiligte sich, so ausgerüstet, an der Agitation, die der Reformbill von 1832 vorausging. Nach ausgedehnten Reisen, die ihn

bis nach Griechenland und Palästina führten, wandte sich der junge Bright 1835 der Erörterung handelspolitischer Fragen in öffentlichen Versammlungen zu und trat sich 1838 neben Richard Cobden und Charles Villiers als einer der thätigsten Führer der Anti Corn Law League hervor. Im Jahre 1843 wurde er für Durham, 1847 für Manchester ins Unterhaus gewählt, wo er als einer der grössten Redner, die das Parlament je gekannt hat, in der liberalen Partei sehr schnell zu hohem Ansehen gelangte.

Im Hause der Gemeinen trat er energisch für Finanzreform, religiöse Duldung, Gleichberechtigung der Glaubensbekenntnisse, Besserung des Loses der Inder und Aufhebung der Navigationsakte ein, die er als eins der Häupter der Manchester Free Trade League betrieb. Aus seinem Standpunkt religiöser Toleranz ist es auch zu verstehen, dass Bright 1851 sich Lord John Russells Antrag auf Nichtigkeits-erklärung aller vom Papst an Engländer verliehenen Titel widersetzte. 1853 wiederum zu Manchester gewählt, erregte er bei seinen Wählern durch den Widerspruch gegen die Teilnahme Englands am Krimkrieg solches Aergerniss, dass sich Bright im November 1854 zeitweilig ganz vom öffentlichen Leben zurückzog.

Im Jahre 1857 fiel er bei den Wahlen in Manchester durch, doch schickte ihn von nun an Birmingham ins Unterhaus; volle dreissig Jahre, bis an seinen Tod, haben ihm seine Wähler in Birmingham ununterbrochen die Treue gewahrt. Bright war es nun, der den englisch-französischen Handelsvertrag von 1860 anregte, den Richard Cobden zu Paris mit Napoleon III. zum Abschluss brachte; Bright, Cobden und Gladstone setzten dann die Genehmigung des Vertrages im Unterhause durch. Das Mitglied von Birmingham war es auch, welches im Hause der Gemeinen raslos für eine weitere Parlamentsreform eintrat und alle dahin zielenden Bestrebungen unterstützte, mochten diese nun von Liberalen oder Konservativen ausgehen. So war er 1866 auf der Seite von Lord Russell und Gladstone, wenn ihm auch deren Bill nicht weit genug zu gehen schien, als aber Robert Lowes (Lord Sherbrooke) Abschwanken brachte, trat John Bright ebenso eifrig für Disraelis Reformentwurf 1867 ein.

Im ersten Kabinete Gladstone verwaltete Bright von Dezember 1868 bis Dezember 1870 das Handelsministerium und von 30. September 1873 bis 17. Februar 1874 das Kanzleramt des Herzogtums Lancaster. Das ganze Jahr 1871 musste er sich wegen geschwächter Gesundheit aller Teilnahme am staatlichen Leben enthalten. In der Zeit des ersten Ministeriums Gladstone wirkte der Deputierte Birmingham für Steuerreform, Abschaffung der Ein-

kommensteuer und Abänderung des irischen Unterrichts-gesetzes. Im Januar 1875 wandte sich Bright gegen die Missbräuche in der anglikanischen Hochkirche.

Der imperialistischen Politik Lord Bessensfelds setzte er einen heftigen Widerstand entgegen. Als im April 1880 Gladstone wieder ans Ruder kam, übernahm Bright zum zweiten Male das Kanzleramt des Herzogtums Lancaster, schied aber freiwillig aus dem Kabinete (Juli 1881), als der „grosse alte Mann“ in Aegypten einzuschreiten sich anschickte.

Trotzdem John Bright ein Freund der irischen Agrarreform und ein Gegner aller Ausnahmegesetzgebung auf der „grünen Insel“, nicht minder aber ein treuer Bundesgenosse von Gladstone bis dahin gewesen war, so schwenkte Bright mit Lord Hartington, Joseph Chamberlain und den anderen liberalen Unionisten von Gladstone ab, als dieser, zum dritten Mal Kabinetschef, am 8. April 1886 seine erste Home Rule Bill zu Gunsten Irlands im Unterhause einbrachte. Diese Session führte zum Scheitern der irischen Bill in zweiter Lesung und nach den bald darauf folgenden Neuwahlen zum Rücktritt Gladstones.

Am 17. März 1880 starb John Bright zu Rochdale im 78. Lebensjahre. Er war ein lauterer und selbstloser, aber auch ein selbständiger und freudigen Einflusses nicht leicht zugänglicher Charakter, dessen Energie selbst ein Disraeli wiederholt bezeugt hat. Der Abgeordnete für Birmingham ist das Ideal des kleinbürgerlichen Liberalismus in England gewesen, trotzdem dieser Mann sich keineswegs auf ein Parteiprogramm für eingeschworen hielt. Ohne gerade ein begeistertes Anhänger des völlig uneingeschränkten allgemeinen Stimmrechts zu sein, war er stets darauf bedacht, die Steuerlasten möglichst gerecht zu verteilen und zur Hebung der niederen Bevölkerungsklassen beizutragen, soweit sich das mit dem Ideenkreise vertrug, in dem die Mittem der Manchester Free Trade League gelebt und gewirkt hatten. Das Schwergewicht der politischen Thätigkeit John Brights lag in der innern Reformarbeit der Jahre 1832 bis 1888; in einer weiteren Gebietsausdehnung des britischen Weltreichs sah er dagegen kein Heil, noch weniger in der Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Völker. Diese Anschauungen Brights wurzeln zum Teil in seiner Jugenderziehung, da sich sein Vater zum Auslandskrieg bekannnte. Freunde und Gegner dieses englischen Staatsmannes sind sich stets darin einig gewesen, dass John Bright zwar nicht der erste Debutant, immer aber einer der grössten Redner des englischen Parlaments im 19. Jahrhundert gewesen ist, der an oratorischem Genie selbst einem Gladstone wohl kaum nachgestanden hat.

Karl Wilke.

James Anthony Froude.

(Geb. am 23. April 1818 zu Darlington (Devonshire), gest. am 20. Oktober 1894 zu Oxford.)

(Hierzu: Bildnis No. 353.)

Wenige Schriftsteller ersten Ranges haben ihre persönliche Eigenart tiefer in ihre Schriften verwoben, als der englische Geschichtsschreiber James Anthony Froude es gethan hat. Jede Seite, die er geschrieben, möchte man sagen, bietet ein autobiographisches Dokument. Der klare, feingemeisselte, eindringliche Stil Froudes kündet die anmutvolle und zugleich kräftige geistige Persönlichkeit. Unbewusst hat der Autor in seinen Essays, seinen Geschichtsdarstellungen ein fast objectives Bild seines eigenen Lebens hingezeichnet, das sein Denken und Empfinden answill lebendig macht, und dem gleichsam die äusseren Thatsachen und Fortschritte zum Rahmen dienen. Als jüngster Sohn eines Geistlichen zu Darlington in der malerisch anziehenden Landschaft von Devonshire am 23. April 1818 geboren hat Froude früh die Eindrücke der Naurschönheit in sein empfängliches Gemüt aufgenommen. Sein Vater, als Landeigentümer und Friedensrichter, wie er ihn schildert, kann als der Typus des Rektors einer Pfarochie in den englischen Grafschaften des beginnenden 19. Jahrhunderts gelten, eines politisch wie sozial bedeutsamen Faktors des Lebens jener Tage. Nach einem häuslichen Vorbereitungsunterricht, wie ihn die Söhne der wohlhabenden Stände auf dem Lande im Anfang des Jahrhunderts genossen, kam Froude auf die Westminster-School und 1837 nach Oxford, woselbst er ins Oriel College eintrat. Hier kam er, durch die Vermittlung seines älteren Bruders Richard Hurrell, in Berührung mit Pusey, Keble und anderen Führern des sogenannten „Tractarian movement“, einer religiösen Bewegung im England der vierziger Jahre, die hart an den römischen Katholizismus striefte, in der Pusey das mystische und der später zur römischen Kirche übergetretene Newman das hierarchische Element mit Nachdruck zur Geltung brachte. Wenngleich Froude später, entsprechend seiner geistigen Unabhängigkeit und seinem auf die Ursachen hin dringenden Urteil sich dem Rationalismus zuwandte, so hat doch diese Bewegung unverlöschbare Züge in seinem ganzen Wesen zurückgelassen und in seinem letzten Werke, (1894) das dem Leben des Erasmus gewidmet ist, hat er die Gegenwart in historischer Verkleidung symbolisiert, zugleich auch Zeugnis abgelegt für das, was der Autor als des höchsten menschlichen Strebens für wert erachtete. 1840 erhielt der junge Denker einen zweiten Preis in den klassischen Fächern, und nachdem er 1843 den Chancellor's-Preis für eine Abhandlung gewonnen hatte, die den Einfluss der

Volkswirtschaft auf die sirtliche und soziale Wohlfahrt der Nation behandelte, wird er zum Fellow des Exeter College gewählt. Er betheiligte sich an der Bearbeitung der Biographien der „englischen Heiligen“ und erhielt 1844 die ersten Weihen. Aber bald vollzog sich in dem Geiste Froudes eine im inneren Kampf und Zweifel errungene Umwandlung, der er in seiner mit dem Pseudonym „Zeta“ gezeichneten Schrift: „Die Schatten der Wolken“ (the Shadows of the Clouds) 1847 Ausdruck gab; der denn 1848 in der „Nemesis des Glaubens“ ein zweites mit staunenswerter Kraft und in leidenschaftlicher Sprache geschriebenes Selbstbekenntnis gegen die Traditionen der orthodoxen Staatskirche folgte, das ihn von der Universität und der Kirche schied. Er verblieb dennoch innerhalb der Bischofskirche und wandte sich literarischen Arbeiten, zunächst als Mitarbeiter der „Westminster Review“ und von „Fraser's Magazine“ zu. Die Geschichte Englands im Zeitalter der Reformation ward der Gegenstand seiner Studien, die er aus peinlicher Durchforschung der Quellen in den Archiven zu vertiefen strebte. Das Ergebnis dieser Arbeiten ist die Geschichte Englands vom Sturze Wolseys bis zum Untergange der spanischen Armada, in 12 Bänden 1856—70 zuerst erschienen. Die Absicht des Verfassers, seine Erzählung bis zum Tode Elisabeths zu führen, ist nicht verwirklicht worden. Aus der zustimmenden und abweisenden Kritik, die das Werk in gleicher Weise erfahren, erhellt, dass wir es hier mit einem Meisterwerk englischer Geschichtsdarstellung zu thun haben. Die malerische und die die Leidenschaft des Autors widerspiegelnde rythmische Kraft seiner Sprache führen ihn, der Klarheit des Gedankens damit zu verbinden weiss, nahe an Macaulay; aber der umfassenden Quellenforschung fehlte doch die auszeichnende Kritik, und namentlich haben die Parteinahme für Heinrich VIII. und die nicht gerechte Beurteilung Elisabeths durch Froude den Widerspruch hervorgerufen. Indem er die Geschichte nicht nach dem Resultat ihrer Förderung des nationalen Lebens beurtheilt, sondern aus den Motiven der handelnden Personen und aus deren Urteilen ihre Thaten zu verstehen suchte, konnte er meinen, aus dem Palimpsest, als der sich ihm in der Vorstellung seiner Zeitgenossen Heinrichs VIII. Regierung darstellte, die Originalschrift ihnen herzustellen, die bedeckt von Legenden war, wie Verblendung und Vorurteil sie geschaffen. So wird ihm der Tudorfürst zum vollendeten König, dem die Staatspflicht

gebot, seine Gegner als Verbrecher gegen dem in ihm personifizierten Staatswillen zu verfolgen. Als Frucht seiner weit angelegten Studien der Reformationsgeschichte müssen auch die Arbeiten über den Einfluss der Reformation auf den schottischen Volkscharakter gelten, sowie seine Essays über Luther, Bunyan und anderes, das zum Teil in den „Short studies on great subjects“ (1867—1882) gesammelt ist. Seit 1867 war Froude Rektor der St. Andrews Universität und legte, als der Austritt aus dem geistlichen Stande 1872 durch Gesetz zugestanden worden war, förmlich seine geistliche Würde ab. Im Herbst desselben Jahres bereist er die Vereinigten Staaten, woselbst er, infolge seiner Vorträge über Englands Verhältnis zu Irland eine heftige Fehde mit dem Dominikaner Thomas Burke auszufechten harrte. Sein Buch über „England und Irland im 18. Jahrhundert“ ist der Ausdruck von Froudes Anschauungen über diese Frage, die nicht unwidersprochen geblieben sind. Leg in dieser Tätigkeit schon eine politische Aktion, so trat solche um so entschiedener hervor in der Reise, die er 1874 auf Antrieb Disraelis in das Kapland, später in die australischen und westindischen Kolonien unternahm, mit dem Auftrage, den Plan für eine Föderativ-Verwaltung der Kolonien zu entwerfen. Insbesondere zeigt Froude in seiner „Oceana“ (1886), einem glänzenden Werke über das britische Kolonialreich, das zugleich einen vom Standpunkt des insularen Engländer geschriebenen politischen Traktat darstellt, wie ihm ein Reichsparlament, in dem Vertreter der Kolonien sitzen, als das Ziel vorschwebt. Dagegen wollte er für Westindien die

lokale Selbstverwaltung, die dort zum Untergang der Pflanzerkolonien führe, aufgehoben und die Regierungsform, die in Indien herrscht, eingeführt wissen. Als Biograph Carlyles musste Froude, weil er es für gewissenhaft hielt, kleinliche und selbstsüchtige Züge, die jener von ihm doch als heroisch erfassten Persönlichkeit anhafeten, nicht zu verschweigen, manchen Angriff erlähren; auch ein Lebensbild Lord Beaconsfields danken wir seiner Feder. Als Nachfolger Freemans 1892 zum Regius Professor der neuen Geschichte nach Oxford berufen, kehrte der Forscher zu der Alma mater zurück, von der er einst ausgesgangen war. Hier wurde er am 20. Oktober 1896 inmitten einer emsigen Thätigkeit vom Tode ereilt.

Die Arbeit Froudes bedeutet einen Zuwachs zu unserer Kenntnis europäischer Geschichte; in der Darlegung religiöser Stimmungen und Parteienungen steht er unerreicht da, er versteht es, die wesentlichen, in der geschichtlichen Bewegung wirksamen Ideen herauszuheben, und wenn ihm auch die Analyse der Politik und der Charaktere nicht voll gelungen ist, und er die Einheit des Dramas inmitten des Wechsels der Scenen in seiner Erzählung nicht recht zu wahren gewusst hat, so wird sein Name als der des glänzenden Schriftstellers, des geistvollen Denkers, fortleben, den eine tiefe Sympathie verband mit dem geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit. Seinen Landsleuten aber wird er unvergessen bleiben, als englischer Patriot und als Geschichtsschreiber der Zeit ihrer nationalen Entwicklung, die aus der Wurzel der Reformation die Grundlagen zog, auf denen das moderne seggewaltige Grossbritannien erwachsen ist. Georg Stammer

Richard Owen.

(Geb. am 26. Jani 1804 zu Lancaster, gest. am 16. Dezember 1892 zu London.)

(Herrn Bildnis No. 524)

RICHARD OWEN verkörpert in seiner Person die ganze Entwicklung der Paläontologie (Lehre von den ausgestorbenen Lebensformen) im England des neunzehnten Jahrhunderts. Seine erste Jugend reicht noch in die Tage zurück, da der Ingenieur Smith zufällig bei Kanalbauten auf die regelmäßige Aufeinanderfolge von geologischen Schichten stiess, deren jede ihre besondere Tierwelt gehabt zu haben schien, und da bei Lyme Regis in Dorsetshire die ersten wohl erhaltenen Ichthyosaurus-Gerippe zu Tage kamen. Sein Alter überlebte Lyell, den wissenschaftlichen Begründer der modernen Geologie, um siebenzehn, Darwin um zehn Jahre. Dieses lange Leben ging im ausschliesslichsten

Sinne im Museum hin, und es ist nichts von ihm zu sagen, was nicht in dem Worte Museum umschlossen wäre. Aber sein Museum war das britische zu London. Und London reichte durch England bis in fernste Weltteile mit der Kraft, dort selbst das Gestein bis in seine tiefsten Geheimnisse zu durchwühlen. Owen war der erste, dem paläontologische Schätze, die Reste untergegangener Welten, aus entlegenen Gebieten der Südhalbkugel unseres Planeten zur wissenschaftlich gewissenhaften Bearbeitung zuzugingen. Als er in seine Lebenswissenschaft einztrat, war der Weg dacio eben musterghrig bezeichnet durch Cuvier. Wir besitzen in weitaus den meisten Fällen von den ausgestorbenen Wirbeltieren

nur die Knochen und durchweg selbst diese nicht vollständig. So wird die zoologische Paläontologie für diesen Boden wesentlich ein Zweig der Knochenkunde, der Osteologie. An den vollständig bekannten Gerippen der heute lebenden Tiere müssen wir den Schlüssel finden, das Auge uns schulen für das Verständnis der mangelhaften Knochenüberbleibsel der Urwelt. Cuvier zeigte, wie ein scharfsinniger Kenner aller Beziehungen der Gerippeile untereinander schliesslich aus einem überlieferten Zahn das ganze Tier wieder mit einiger Wahrscheinlichkeit müsse herstellen können.

In dieser Linie ist Owen mit strengster sachlicher Methode geblieben. Er arbeitete sich zunächst zur ersten Autorität in der Kenntnis des Knochenbaus lebender Wirbeltiere durch. Schon hier hat er Bahnbrechendes geleistet. Die Systematik der Säugetiere auf Grund des Skelettbaues kam wesentlich durch ihn auf ihre heutige Stufe, weit hinaus über Cuvier. Insbesondere die alte Mischordnung der Huftiere löste er glänzend auf, indem er die unhaltbare Rubrik der Dickhäuter strich und drei grosse natürliche Gruppen: Paarzehler, Unpaarzehler und Rossuhrierte, scharf sonderte. Die so gewonnene umfassende Kenntnis wandte er dann in unaufhaltsamem Siegeszuge auf die vergangenen Säuger, Vögel und Reptile an. Aus den Skeletten erschloss er hier die unbekanntesten Weichteile und aus dem ganzen Körper endlich die Lebensweise von Geschöpfen, die zum Teil seit vielen Millionen von Jahren nicht mehr existieren. Aus einer ewig wiederkehrenden Knickung der Schwanzwirbel des Ichthyosaurus verkündete er klöhn, dass diese grosse Fischeidechse eine regelrechte fischartige Schwanzflosse besessen haben müsse, wie sie heute kein Reptil mehr ähnlich zeigt. Erst in allerneuester Zeit ist in Schwaben ein Ichthyosaurus gefunden worden, bei dem auch der Umriß der Weichteile noch abgedrückt war. Die Flosse erschien da ganz in der von Owen gemutmassten Grösse. Aus dem Bau der Extremitäten und einer gelegentlichen Verletzung am Schädel liess er aus das Riesenfauiltier im lebenswahren Bilde erstehen, wie es auf den Hinterbeinen hockend mit den riesigen

Kralleppanken Bäume umreisst und ab und zu vom fallenden Stamm eins auf den Schädel bekommt. In die Hand dieses Kundigen führte nun die englische Kolonialherrschaft neue, nie geahnte paläontologische Wunder der Südhalbkugel. Schon das Riesenfauiltier selbst kam daher, aus Südamerika. Vom Kapland, in stählertes Gestein geschlossen, aber erschienen die Schädel der Dikynodonten, Reptile mit furchtbaren Stosszähnen im sonst zahlosen Munde, von denen noch heute dunkel ist, wohin sie im Stammbaum gehören. Australien gab nachhergrosse Beuteltiere. Ein einzelner Knochen, 1830 dem Gelehrten aus Neu Seeland überbracht, wurde von ihm so gleich als Bein eines Riesenvogels gedeutet. Darnach ist dann die Insel systematisch weiter durchsucht worden, immer unter Owens stiller Direktive von London aus. In 25 Jahren hat er allein 25 ausgezeichnete Abhandlungen über diese staunensartigen Kolosse, die „Moose“, veröffentlicht. Aus Deutschland kam zwischendurch die erste lebliche Platte mit dem Abdruck der berühmten Archaeopteryx in den Besitz seines Museums und damit in seine wissenschaftliche Bearbeitung. Bis ins hohe Alter wahrte er sich als erster Kenner auf diesen reinen Thatsachengebieten eine geradezu absolute Autorität, nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent. In der Theorie blieb er allerdings in späteren Jahren etwas hinter der Zeitströmung zurück, da er sich mit der Entwicklungsidee in der Form, wie sie Darwin bot, nicht vertragen wollte, zu eigenen klaren Vorstellungen auf diesem Felde aber ebenso wenig vorzudringen vermochte. Schlicht über alle Massen waren seine äusseren Schicksale. Schon 1835, also kurz nach Cuviers Tode, trat er, Arzt von Hause aus, in die Verwaltung der Londoner naturgeschichtlichen Staatssammlungen ein. Als Professor, in erster Linie aber oberster Konservator und fachwissenschaftlicher Vertreter der paläontologischen Abteilung im Britischen Museum, dauerte er ein halbes Jahrhundert fest in London aus. Seine Abhandlungen bilden eine kleine Bibliothek und es ist keine darunter, die nicht als Muster einer geradezu klassischen Methode der Sachforschung gelten könnte.

Wilhelm Biltzsch.

Cyrus West Field.

(Geb. am 30. November 1819 zu Stockbridge [Massachusetts], gest. am 12. Juli 1892 zu Andley [New York])
(Hierzu Bildnis No. 355.)

Von den vielen technischen Unternehmungen während des 19. Jahrhunderts hat nicht eines das Publikum in der Weise erregt und in Erstaunen versetzt, wie die Auslegung der Kabel durch den Atlantischen Ozean zur Verbindung der alten und der neuen Welt. Zweifelten doch die besten Fachmänner an der Möglichkeit der Ausführung; und der Tross der Thanologen drohte mit der Strafe des

Himmels, denn es heisst: „Der Mensch soll nicht verbinden, was Gott selbst getrennt hat.“

In der That schien damals das Geschlecht der Techniker einen aussichtslosen Kampf mit den Elementen zu führen. Nur der unendlichen Geduld, Energie und Thatkraft eines Mannes, des Amerikaners Cyrus Field, ist es zu danken, dass die Riesenaufgabe gelang!

Cyrus Field hatte sich in jungen Jahren, amerikanischer Sitte gemäss, dem Handel gewidmet und war durch glückliche Unternehmungen früh zu grossem Vermögen gelangt. Mit genialem Blick erkannte er die Bedeutung der damals neu erblühenden Telegraphie. Er weichte sich mit Begeisterung der Verwirklichung der von Wheatstone, Morse, Siemens und Armstrong geschaffenen Methode, die das „Kabel“ durch die Meere ermöglichte. Gleich seine erste Unternehmung nach dieser Richtung glückte. Er stellte eine Kabelverbindung zwischen Amerika und New Foundland her.

Im Anschluss hierzu fasste er den grossen Plan, Irland und New Foundland telegraphisch mit einander zu verbinden. Zu dem Zwecke gründete er im Jahre 1836 in London in Verbindung mit einflussreichen Industriellen und Technikern die Atlantische Telegraphengesellschaft.

Am 6. August 1857 begann die erste Kabellegung mit zwei Schiffen. Aber schon sieben Tage später zerriss das Kabel und die Fortsetzung der Arbeit musste aufgegeben werden.

Nach wesentlich anderen Methoden nahm man die Legung im Frühling des nächsten Jahres wiederum auf. Die beiden Schiffe begaben sich auf die Mitte des Ozeans, vereinigten dort die beiden Kabelenden und nahmen, indem sie das Kabel in das Meer senkten, ihre Fahrt nach den entgegengesetzten Küsten: das eine nach England, das andere nach New Foundland. Nach vier Versuchen gelang die Kabellegung. Die erste Depesche, die über den Riesenweg das Wort trug, führte die Glückwünsche der Königin von England und des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Leider hat das Kabel nur kurze Zeit seinem Zwecke gedient. Bereits am 1. September, nach sorgfältiger Wirksamkeit, erwies es sich als unbrauchbar. Es ist auch nicht gelungen, es zu heben; es ruht noch jetzt auf dem Boden des Ozeans.

In dem langjährigen Kampfe gegen das Meer, um seinen Nacken unter das Kabel zu beugen, beschaffte Field das wichtigste Mittel, das der Krieg erfordert: „Geld, Geld und wiederum Geld“. Er sorgte, dass die Erfinder wirken und schaffen und

die Methoden feststellen und prüfen konnten, die das Auslegen grosser Kabel erfordert.

Die misslungenen Kabellegungen hatten ein Vermögen von zwei Dutzend Millionen Mark verschlungen, für das zum grossen Teil die englische Regierung eintreten musste. Sie verlangte daher, ehe sie gewillt war, Garantie für ein neues Unternehmen zu bewilligen, eine genaue Prüfung der bisher gebrauchten Methoden. Die Kommission, die aus den hervorragendsten Fachleuten aller Nationen zusammengesetzt war — unter den Mitgliedern befand sich z. B. auch Werner Siemens —, erklärte sich für die Möglichkeit einer exakten Durchführung der projektierten Kabellegung.

Aber erst nach sieben Jahren waren die Vorarbeiten vollendet, um von neuem die gefährliche Fahrt aufzubrechen zu können. Am 22. Juli 1865 begann die dritte Fahrt. Diesmal war es ein Riesenschiff, der Great Eastern, der das ganze Kabel beherbte, und Englands grösster Elektriker William Thomson befand sich zur Ueberwachung der Arbeiten an Bord. Aber auch jetzt hatten die Unternehmer mit andauerndem Missgeschick zu kämpfen. Das Kabel brach wiederholt und sank in die Tiefe. Trotzdem es gelang, es zu fassen und mit dem Hauptstränge zu verschmelzen, endigte die Legung dennoch mit einem Fiasco. Die Atlantische Telegraphengesellschaft war auch mit Unterstützung der Regierung nicht länger imstande, die Geschäfte weiterzuführen, und übertrug ihre Rechte an die neugebildete Englisch-Amerikanische-Kabelgesellschaft.

Wiederum, mit ungebrochenem Mute, schritt man an das Unternehmen heran: Die Brems- und Auslegevorrichtungen wurden auf Grund der schmerzlich erungenen Erfahrungen verstärkt und neue Kabel gewickelt. Diesmal erfocht die zühe Energie und der unermüdete Fleiss der Ingenieure den Sieg. Am 7. Juli 1866 begann die vierte Auslegung und am 27. Juli war sie vollendet. Das grosse Werk war gelungen und das Meer überwunden.

Nun war man auch imstande, allerdings nach schwerer Arbeit und dauerndem Bemühen, das dritte Kabel aufzuheben und es seiner Bestimmung zuzuführen.

Nach Vollendung seiner Lebensaufgabe hat Cyrus Field sich im weiteren an den grossen Unternehmungen beteiligt, durch die sich die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts so eigenartig auszeichnete. Er trat z. B. in seiner lebhaftesten Art für die Kabelverbindung von San Franzisko mit den Sandwichinseln ein und veranlasste die Errichtung der New-Yorker Hochbahnen.

FRANZ BEMDT.

Claude Henri de Saint-Simon.

(Geb. am 17. Oktober 1761, gest. am 19. Mai 1825.)

(Hieron. Biénius No. 566.)

CLAUDE HENRY DE ROUVROY, Graf von Saint-Simon, einer der ersten Vertheidiger des Gedankens einer durchgreifenden sozialen Reorganisation, welcher in wechselnden Formen das ganze 19. Jahrhundert beschäftigt hat, begann seine öffentliche Laufbahn als Offizier der französischen Armee, welche im nordamerikanischen Freiheitskriege gegen die Engländer kämpfte. Ausgezeichnet als Feldsoldat, findet er den Dienst im Frieden wenig nach seinem Geschmack. Er quittiert 1785, bereist Holland, arbeitet dort einen Angriffsplan auf die englischen Kolonien aus, wendet sich dann nach Spanien und entwickelt der dortigen Regierung ein ausführliches Projekt, Madrid durch einen Kanal mit dem Meere zu verbinden. Ein verwandtes Projekt, das Uebild des Panama-Kanals, hatte ihn schon in Amerika beschäftigt. Dem grossen Ereignissen der Revolution bleibt er völlig fern: trotzdem ward jene Zeit für ihn bedeutungsvoll. Umfassende und kühl überlegte Spekulationen in Axiomaten und Nationalgöttern hatten ihn zum reichen Mann gemacht; das Bild der allgemeinen Aufbebung einen tiefen Eindruck auf seinen Geist hinterlassen. In längerer Kerkerhaft, welche er unter der Schreckensherrschaft nur wegen seiner niedrigen Namens zu erdulden hatte, reift in ihm der Gedanke, dass eine umfassende Reorganisation der europäischen Gesellschaft notwendig und ihm eine führende Aufgabe dabei zugefallen sei. Die Wissenschaft soll den Anfang machen. Was ihm vorschwebt, ist ein endlicher Abschluss der Analyse, Beginn einer umfassenden Systematisation des menschlichen Wissens, Herstellung einer wahrhaften Encyclopädie statt jenes blossen Wörterbuchs, in welchem Diderot und d'Alembert das Wissen des vorigen Jahrhunderts in Bruchstücken aufgespeichert hatten. In unbändiger Kraft des Selbstgefühls glaubt Saint-Simon sich selber herufen, das grosse Werk zu vollbringen. Er umgibt sich mit Gelehrten aus allen Wissenschaften, um die Lücken seiner eigenen Bildung auszufüllen und sie in den Dienst seiner Ideen zu stellen; er unternimmt neue Reisen nach Deutschland und England; er lässt sich von seiner Frau, die er 1800 geheiratet hatte, scheiden, um Madame de Staël nach dem Tode ihres Gatten einen Antrag stellen zu können. „Sie sind die bedeutendste Frau der Zeit“, sagte er ihr; „ich ihr hervorragendster Mann; wenn wir das Glück haben sollten, einen Sohn zu bekommen, wird er der Erlöser der Menschheit sein.“

Aber plötzlich schwand die ökonomische Basis unter seinen Füssen. Sein Vermögen ist verbraucht; als Tagschreiber fristet er sein Leben, bis Diard, ein früherer Angestellter aus der Zeit seiner Finanzgeschäfte, sich seiner annimmt, für seinen Lebensunterhalt sorgt und sogar die Kosten seines ersten Werkes trägt, der „Introduction aux Travaux Scientifiques du XIX. Siècle“. Es war nur ein kurzes Aufatmen. Im Jahre 1800 stirbt Diard, und erst nachdem Saint-Simon in Krackheit und Elend fast zu Grunde gegangen, nimmt seine Familie sich seiner an und setzt ihm eine kleine Pension aus. Unermüdet arbeitet er weiter. Er gelangt zu einer ganz neuen Würdigung des Mittelalters. Er fasst es als eine grosse Organisations-Periode und fordert etwas Aehnliches auf höherer Stufe und mit vervollkommenen Hilfsmitteln für die Zukunft. Die Wissenschaft und ihre Vertreter müssen an die Stelle treten, welche im Mittelalter Religion und Klerus innegehabt haben. Zugleich verkündet er mit dem grössten Nachdruck den Vorrang des industriellen und ökonomischen Lebens vor dem politischen, und den sozialen Frieden, die Hebung der arbeitenden Klasse, die Harmonisierung der Interessen als das eigentliche Ziel aller Staatskunst. Diese Ideen sind in zwei seiner späteren Schriften, „Réorganisation de la Société Européenne“ aus dem Jahre 1814, und „L'Industrie, ou Discussions Politiques, Morales et Philosophiques“ aus den Jahren 1817 und 1818 niedergelegt.

Auch in seiner Armut übte er eine ausserordentliche Anziehungskraft auf bedeutende Geister aus. Augustin Thierry, Auguste Comte, Saint-Auban, stellen sich als Hilfsarbeiter und Sekretäre in seinen Dienst und nennen sich mit Stolz seine Schüler. Aber trotz gelegentlicher Unterstützungen, die er empfängt, wird seine Lage immer äusserer. Die selben Kräfte, denen seine Betonung des ökonomischen und wirtschaftlichen Moments zusagen musste, fühlen sich durch seinen Kampf gegen die Ausbeutung der Arbeit abgestossen. Angesichts der Unmöglichkeit seine literarischen Arbeiten fortzusetzen macht er 1823 einen Selbstmordversuch, wird aber nach langem Leiden geheilt und findet die Kraft, sein letztes Werk: „Le Nouveau Christianisme“ zu vollenden. Es verkündet den Gedanken einer vollkommenen sozialen Ordnung in religiösem Gewande: getragen von den Motiven allgemeiner Menschenliebe, unter voller Anerkennung der Rechte des Diessits und Ausschluss alles Uebernatürlichen.

Diese religiöse Wendung hat Comte zur Trennung von ihm veranlasst; sie hat ihm andere Anhänger zugeführt, und der Gedanke der wahren Kirche als eines organisierten Systems allgemeiner Brüderlichkeit, ist nach seinem Tode (1825) vorzugsweise gemeinschaftsbildend gewesen. Er selbst scheint die Überzeugung von seiner providenziellen Mission bis zum Schlusse festgehalten zu haben.

Eine merkwürdige Natur, von gewaltiger Thatkraft und höchstem Selbstgefühl, in welcher die

Züge des Reformators und Geschäftsmannes, des Priesters und des Charlatans, fast untrennbar in einander übergehen. Kein tiefer Gelehrter, aber ein sprühender Geist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit; der erste grosse Kritiker der revolutionären und liberalen Rechtsordnung, aber nicht im Geiste der Vergangenheit, sondern im Geiste der Zukunft; der prophetische Verkünder des Socialismus, aber nicht als eines rein wirtschaftlichen, sondern als eines christlich-religiösen Systems.

Fr. Jodl.

Bernhard Riemann.

(Geb. am 17. September 1826 zu Breslau, gest. am 20. Juli 1866 zu Selasca.)

(Hieszu Bildnis No. 159.)

Unter den Forschern, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich um die Ausgestaltung der neueren Mathematik hervorragende Verdienste erworben haben, ist mit an erster Stelle Bernhard Riemann zu nennen. Wenn er auch überall, wo er eingriff, schöpferisch wirkte, so war es doch vorzüglich das Gebiet der Funktionslehre, auf dem er sich den Lorbeer gewann, der seinem Namen Unsterblichkeit verlieh. Nur einem verhältnissmässig kleinen Haufflein unter den Menschenkindern erschliesst sich dieser schwierigste Wissenschaftszweig, und unter diesen giebt es wiederum nur einige wenige, die sich in ihm schöpferisch bethätigen. Riemann hat verstanden, den Stützen der Funktionslehre in gewissen Fällen eine geometrische Deutung zu geben und damit das so unendlich abstrakte Gebiet gewissermassen anschaulich zu machen. Mit Vorliebe pflegt sich deshalb der junge Mathematiker in seine Darlegungen zu versenken, ehe er an das Studium der Arbeiten von Riemanns grossem Zeitgenossen Carl Weierstrass heratrifft.

Die schöpferische Thätigkeit der grossen Mathematiker behätigt sich in der Ermittlung neuer Denkformen. Der Wert ihrer Arbeit tritt daher am anschaulichsten auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu Tage, wenn es darauf ankommt, aus neu beobachteten Vorgängen das Gesetzmässige zu erkennen.

Riemann gehörte zu den Mathematikern, bei denen sich das originale Talent schon in sehr jugendlichen Jahren zeigte. Nach kurzem theologischen Studium, folgte er dem Rufe in seiner Brust und begab sich nach Berlin, wo das mathematische Dreigestirn Jacobi, Lejeune Dirichlet und Steiner ihn bis 1849 fesselten. Auch die grossen politischen Ereignisse haben Riemann damals lebhaft ergötzt.

Er hat z. B. als Mitglied der Studentenverbindung die Wache im königlichen Schloss während der stürmischen Märsche 1848 mitgebildet.

Viele von Riemanns berühmten Arbeiten sind zum Zwecke des Examsens geschrieben. So zeigte gleich seine Doktorarbeit: „Ueber die Grundlagen für eine allgemeine Theorie der Funktionen einer veränderlichen komplexen Grösse“ die Riesenaus. Die Abhandlung ist grundlegend für sein weiteres Forschen gewesen.

Nicht minder bedeutungsvoll waren die Abhandlungen, die seine Habilitation als Privatdozent an der Universität Göttingen veranlassen. Hier wurde ein Gewaltiger durch den Gewaltigsten geprüft. Gauss war der Ordinarius, vor dem Riemann zu hinstehen hatte. Die Habilitationsschrift war die hauptsächlich historische Abhandlung „Ueber die Darstellung einer Funktion durch eine trigonometrische Reihe“. Für die Probevorlesung musste der Dozent drei Aufgaben vorschlagen, von denen die Kommission eine wählte. Gauss hatte das Thema „Ueber die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen“ ganz gegen die Erwartungen Riemanns zum Vortrag bestimmt. Die Art, wie der junge Gelehrte diesen Gegenstand behandelte, erregte Gauss höchste Bewunderung.

In der That gehört die Schrift, in dem der mathematische Stoff ohne Formel erörtert wird, zu den am meisten bewunderten philosophisch-mathematischen Darlegungen der Weltliteratur.

Den Gipfel seiner wissenschaftlichen Leistungen erreichte Riemann in der grossen Abhandlung „Ueber die Theorie der Abelschen Funktionen“, die 1857 publiziert wurde.

Neben seinen rein mathematischen Untersuchungen hat er sich mit Vorliebe auch naturwissenschaftlichen Forschungen zugewendet, und

die mathematischen Hilfsmittel, die er in so seltener Weise beherrschte, zur Überwindung schwieriger physikalischer Aufgaben herangezogen. Besonders behandelte er akustische und elektrische Probleme. Riemann war es auch, der neben Dirichlet in Deutschland zuerst Vorlesungen „über die Anwendung partieller Differenzial-Gleichungen auf physikalische Fragen“ hielt und damit das Verständnis der mathematischen Physik, die in der neueren Naturforschung eine so bedeutende Rolle spielt, wesentlich erleichterte und förderte.

Schon während seiner Studienjahre hat Herbert bedeutend auf den grossen mathematischen Denker eingewirkt. In seinem Nachlasse finden sich eine nicht kleine Zahl, allerdings nur unvollendeter, philosophischer Abhandlungen zur Psychologie, Metaphysik und Erkenntnis-Theorie. Er selbst definierte seinen Standpunkt mit den Worten: „Der Verfasser ist Herbartianer in Psychologie und Erkenntnis-Theorie; Herbart's Naturphilosophie und den darauf bezüglichen metaphysischen Disziplinen kann er meistens sich nicht anschliessen.“

Am Schlusse des Jahres 1857 wurde Riemann zum ausserordentlichen Professor und zwei Jahre

später zum ordentlichen Professor in Göttingen berufen. In dasselbe Jahr fällt seine Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften, bei welcher Gelegenheit er in innige Beziehung zu den dortigen Mathematikern, besonders Weierstrass, trat. Im nächsten Jahre hatte er die Freude, auch in Paris von den französischen Mathematikern die ehrendste Aufnahme zu finden. Es sind das die glücklichsten Jahre in Riemanns kurzem Leben, die noch verschönt durch seine Verelichung mit Elise Koch und durch Reisen in Italien wurden. Er fühlte sich zum ersten Male als ein freier, von allem Zwange befreiter Mensch. Leider war seinem Leben nur noch eine kurze Frist gestellt.

Im Juli 1862 erkrankte er an einer Brustfellentzündung, von deren Nachwirkung er sich niemals wieder erholte. Die wenigen Jahre, die ihm noch beschieden waren, verlebte im andauernden Kampf mit der Krankheit.

Er starb am 26. Juli im nicht ganz vollendeten vierzigsten Lebensjahre, angezogen des Lago Maggiore zu Zelasco. Er ruht hier, fern von der Heimat, auf dem Kirchhofe zu Bioganzolo.

Franz Bendt.

Rudolf Clausius.

(Geb. am 2. Januar 1822 zu Köslin, gest. am 24. August 1888 zu Bonn.)

(Herz. Bildnis No. 538.)

Wärme ist eines der grossen Zauberworte des neunzehnten Jahrhunderts. Wer an der Vertiefung dieses Wortes mitgearbeitet hat, der hat die Weltanschauung des Jahrhunderts vertieft helfen. Wer bahnbrechend über die Wärme gearbeitet hat, der steht in der ersten Reihe der geistigen Bahnbrecher dieser hundert Jahre. Jede Zeit hat ihre Einschlagstelle auf das Höchste, den Augenpunkt, wo sie dem Weltgeheimnis sich am nächsten fühlt. Dem Zeitalter Robert Meyers lag er in der Theorie der Wärme. Bezeichnend einer physikalischen Theorie. Aber diese Theorie entwickelte das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der Naturkraft — und damit gab sie dem grossen Jahrhundert der Physik seine Ewigkeitschau. Der Name Robert Meyers löst nun organisch einen zweiten aus: den von Rudolf Clausius. Im engeren Sinne haben wir uns gewöhnt, Clausius als den Begründer der modernen mechanischen Wärmetheorie zu feiern. Man muss dem aber eine gewisse Einschränkung geben. Das, was wir mechanische Wärmetheorie nennen, besitzt eine fundamentale Quader. Ihr engerer Ausdruck

ist das sogenannte Aequivalent von Wärme und mechanischer Arbeit, die einfache Thatsache, dass eine Energieform nicht in eine andere verwandelt werden kann, ohne dass die Grundrechnung stimmt und am Schluss dieselbe Summe herauskommt, wie am Anfang. Im weiteren Sinne steckt darin das umfassende Gesetz von der „Erhaltung der Energie“. Sein ideeller Vater ist Robert Mayer. Eigentlich experimentell eingemauert hat die Quader Joule. Clausius setzt erst bei einem zweiten, schon spezielleren Satze ein, der sich mit den praktischen Möglichkeiten der Umwandlung von Arbeit in Wärme und Wärme in Arbeit befasst. 1824 hatte Sadi Carnot die Dampfmaschine beobachtet und dabei den unwiderleglichen Satz aufgestellt, dass Wärme nur in Arbeitsleistung überzuführen sei, wenn sie von einem wärmeren Körper auf einen kühleren überströmt. Das Wörtchen Strömen war dabei für Carnot, der vor Mayer steht, real gedacht. Ihm war Wärme ein „Stoff“. Er verglich den Vorgang mit der Arbeitsleistung des Wassers, das auch nur von höherem zu niedrigerem Niveau abströmend Arbeit

— 820 —

verrichte und baute genau so seine Wärmetheorie. Clausius aber kam 1850, also nach Mayer, und renkte die ganzen Dinge erst vom Boden der Wärme- und Arbeits-Äquivalenz ein. Zu jeder Arbeit wurde Wärme unmittelbar verbraucht, da sie ja nicht ein „Stoff“, sondern nur selber eine Energieform war. So wurde die Rechnung total anders. Die Wärme floss nicht konstant über wie das abkühlende Wasser, sondern es ging Wärme verloren, verloren natürlich nicht im Widerspruch zum Grundgesetz ins „Nichts“ hinein, sondern verloren durch Umwandlung in Arbeit. Die Details können hier nicht erzählt werden. Aber Clausius gewann wirklich so, über den verbesserten Carnotschen Satz hinweg, eine Art zweiter, wenn auch sekundärer Quader der Wärmetheorie. Und seine Zuthat an Eigenem wurde um so sinnfälliger, als er zugleich als ein geschickter Systematiker des Ganzen auftrat. Er gab den schlechten Grundstücken, hier Meyers Intentionen ausbauend, eine immerläu kühne, aber im „Ganz-Blicke“ des Jahrhunderts imponierende kosmische Erweiterung. Den Grundsatz von der Gleichheit der Anfangs- und Schlussziffer in jeder Energierechnung, einerlei wieviel Umwandlungen sie enthielt, prägte er in den monumentalen Satz: Die Energie des Weltalls ist konstant! Aus dem auf Meyers Lehre verbesserten Carnotschen Dampfkraftmaschinen-Satz aber konstruierte er ein ungeheures kosmisches Finale. Die Wärme, niemals restlos in Arbeit rückverwandelt, frass so zu sagen die Arbeitskraft des Alls beständig in sich hinein. Und sie gab nichts mehr von sich, wenn eines Tages keinerlei Übergang von wärmeren auf kältere Körper möglich war. Eine allgemein gleichmässige Welttemperatur enthielt zwar immer noch in Meyers Sinne die ganze Summe der Weltenergie konstant in sich, aber es wurde nichts mehr in Arbeit ausgenützt. Totes Kapital im verwegesten

Sinne, lag der Kosmos in alle Ewigkeit. In dieser Weltuntergangslehre des Clausius, die in ihrer Konsequenz genial über alle Massen ist, steckt nur eine Fehlermöglichkeit, über die sich der kluge Mann wohl auch nie in Zweifel gewesen ist: sie setzt nämlich eine endliche Welt voraus. Die Unendlichkeit bietet immer wieder neue Quellen zu Kälterem abströmender und damit in Arbeit und kosmisches Weiterfließen verwandelter Weltenergie. Die rechnende Physik grenzt hier, stolz und bescheiden zugleich, an die Philosophie, die mit solchen Begriffen wie „endlich“ und „unendlich“ arbeitet, selber Geisteskraft weitergehend so gut sie kann.

Clausius gehörte, wie diese loseste Skizze schon verrät, zu den ideenreichen, genialisch schaffenden Naturforschern seines Jahrhunderts. Um so schlichter war sein bürgerliches Leben. Sein Gehirn lebte im Kosmos, nur bedingt gleichsam auf dieser kleinen Erde. Als Privatdozent habilitierte er sich in Berlin, wurde dann um die Mitte des Jahrhunderts, in seiner besten Zeit, Lehrer dort an der Artillerieschule, lehrte zehn Jahre (bis 1867) am Polytechnikum in Zürich und war dann zwanzig Jahre lang einer der grossen Sterne der Bonner Universität, nach als eisgraues Männlein ein Geist von attergendster Frische, dessen prächtigen Vortrag kein Hörer bis heute vergisst. Seine Arbeit schweifte noch in Engeres, was in dem Faden oben kaum angedeutet ist. Er mütete sich vor allem, die Wärmetheorie als Leuchte zu benutzen in das Gespensterreich der Moleküle und ihrer Schwingungen im unsichtbar Unerkannten hinein. Er baute die Theorie der Gase von hier aus auf, — kühn, vielleicht zu kühn, aber überall mit der Marke des Genies, die auch die strengste Physik niemals missen kann und die also auch das grosse Jahrhundert der Physik wie das liebe Brot brauchte.

Wähelem 1895sche.

Christoph Moritz von Egidy.

(Geb. am 29. August 1847 zu Mainz, gest. am 29. Dezember 1898 zu Potsdam.)

(Hierzu Bildnis No. 55.)

Als der Sohn einer preussischen Offiziersfamilie am 29. August 1847 in Mainz geboren, erhielt M. v. Egidy seine Schulbildung im Kadettenkorps zu Potsdam und Berlin. Der im Jahre 1865 als Offizier in die preussische Armee eingetretene Jüngling kam sehr bald in die grosse Aktion hinein. In der Schlacht bei Königgrätz führte er einen Zug seiner Kompagnie vom 35. brandenburgischen Püsküler-Regiment bei der Abwehr der berühmten Reiter-Attacke von

Chlum. Im französischen Feldzug focht er bei St. Privat und St. Quentin, befand sich eine Zeit lang vor Paris und sodann bei der sächsischen Kavallerie-Division in den nördlichen Departements.

Von 1884 bis 1889 stand M. v. Egidy als Major, von 1889 ab als Oberstleutnant bei dem 18. (Königs-) Husaren-Regiment in Grossenhain im Königreich Sachsen. Dort fand im Herbst 1890 seine bis dahin so glänzende militärische Laufbahn ein Ende. Der

Reiteroffizier war zu einem Denker und Weltverbesserer geworden. Er veröffentlichte im Oktober 1890 eine Broschüre, betitelt „Ernste Gedanken“, von welcher sehr bald über 60.000 Exemplare in alle Gauen Deutschlands verbreitet waren, ein für deutsche Verhältnisse enormer publizistischer Erfolg.

Die Wirkung bei der Armeeführung bestand in dem „Abschied mit gesetzlicher Pension und bisheriger Uniform“. Worüber hatte denn unser Oberstleutnant so ernste Gedanken gehabt und veröffentlicht, dass eine militärische Stellung sofort unmöglich für ihn wurde?

Nun, es stand in dem klar und energisch geschriebenen Büchlein, welches zunächst den Wunderglauben und die Bekennnistforderungen der christlichen Konfessionen bekämpft, nichts eigentlich Neues. Alles war an anderen Stellen, in anderem Zusammenhang, mit schlagenderen Beweisgründen schon längst gesagt worden; aber dass es von einem solchen Manne, in solcher Stellung, mit einem solchen ehrlichen Aufschrei aus tiefstem Gewissensdrucke, mit einer solchen kraftvollen Sehnsucht nach Wahrheitlichkeit des Lebens und Denkens gesagt wurde, das war doch neu, und das ergiff die weitesten Kreise, in denen verwandte Gedanken lebten, und in denen nur die Abhängigkeiten des Lebens, die Belastungen des Verstandes und Willens mit den Interessen und Forderungen des Tages das Hinausretten allmählicher sittlicher Bedrängnisse in die grosse Öffentlichkeit verhinderten.

Die „Ernsten Gedanken“ enthielten aber nicht bloss einen Aufruf, zu einem konfessionslosen reinen Christentum zurückzukehren und auf diesem Wege auch schliesslich zu dem duldsamsten, liebreichsten Menschentum hinzustreben, sondern es wurde auch von der sozialen Not der Zeit darin geredet.

Auf die Frage, wie kommt denn aber ein Offizier dazu, über jene Angelegenheiten des Gemeinschaftslebens zu reden, antwortet der Verfasser: „Gerade der deutsche Offizier ist so recht der Mann, der so etwas schreiben kann, der Offizier, der so recht mit Leib und Seele die Bedeutung seines Berufes erfasst hat . . .“

Offenbar wird einem Offizier, der mit einer reichen Seele so gewaltige Ereignisse erlebt, wie es ihm in jenen beiden Feldzügen zu teil geworden ist, in ganz ungewöhnlicher Weise „der Menschheit ganzer Jammer“ zugleich mit vieler menschlicher Grösse und Stärke vor die Augen gebracht und ins tiefste Herz gesenkt. Zweifellos sind dies mächtige sittliche Wirkungen, auf die sich viele Verherrlicher des Krieges nicht mit Unrecht berufen, wobei sie nur ausser acht lassen, dass diese Wirkungen doch höchstens als eine Milderung der viel grösseren Uebel gelten dürfen, die der Krieg sonst zur un-

mittelbaren und noch mehr zur weiteren Folge hat, und wobei sie ferner in ihren Schlüssen zu Gunsten der Notwendigkeit des Krieges übersehen, dass es auch ohne Kriege und dann erst recht in Pülle ergreifende Anlässe zu todesmutiger Hingebung für die Gemeinschaft und Erscheinungen von Heldengrösse und erhabener Gesamtwirkung geben wird. Dass aber in M. v. Egidys Seele unter den Schlachten Donner von Königgrätz und St.-Privat die Keime sehr ernster Gedanken und Vorsätze eustehen konnten, ja eustehen mussten, ist einleuchtend.

Auch von einer andern Betrachtung ausgehend, werden wir zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen. Die Selbsterleugnung und Hingebung in der Unterordnung unter eine strenge Disziplin, solange diese zu höheren Zwecken im Interesse Aller und mit unbedingter Gerechtigkeit gehandhabt erschelut, ist in der That geeignet, in vielen Charakteren einen Adel der Gesinnungen zu entwickeln, der hoch über den Lebensanschauungen des Interessentums vieler anderen Berufskreise, einschliesslich des Gelehrtenums, steht. In vertrauten Stunden sprach sich M. v. Egidy hierüber in pietätvoller Weise aus, freilich nicht ohne das Gegenbild, nämlich die Wirkungen einer Disziplin ohne jene Feinheit der Führung, aufs schärfste als Entartung zu perhorreszieren. Besonders glücklich war er, wenn ihm, hinzukommend zu seinen eigenen Erinnerungen und Beziehungen, neue Zeichen und Erfahrungen mitgeteilt werden konnten, aus denen eine wachsende Anteilnahme deutscher Offiziere an einer ernsteren Erfassung der Gesittungsfragen hervorging. Er selbst hatte während seiner militärischen Dienstzeit nicht bloss getreu dem Grundsatz gelebt, dass vordrückenden Pflichten nur die gewissenhafte Erfüllung innerlich frei macht, sondern er hatte auch diese innere Freiheit in menschlichster Fürsorge für alle, die ihm näher anvertraut waren, bestritten und dabei neben der Gemütsfeinheit auch sehr ansehnliche soziale und wirtschaftliche Gaben erwiesen.

Am Schluss der „Ernsten Gedanken“ hatte er seiner Kritik der Zustände, insbesondere der kirchlichen, die Frage angefügt: „Was wird? Wie stelle ich mir die zukünftige Gestaltung der Kirche, oder wie wir die Einrichtung nennen wollen, vor? Ich weiss es genau, aber ich halte es nicht für gut, es hier schon niederschreiben . . .“ „Wenn solche Zukunftsgedanken an einen Unvorbereiteten herantreten, kühlen sie zu leicht ab, während ich doch erwärmen will.“

Man habe im grossen Publikum den Eindruck, dass M. v. Egidy mit dieser ganzen Kundgebung nur kirchlich-religiöse Reformen einleiten wollte; denn in der That war der Wortlaut vieler seiner Darlegungen, wie der eben angeführten, kaum anders zu verstehen.

Wer könnte ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er nicht sofort nach einem umfassenden Plan zielbewusst vorging, sondern sich zunächst die Ratschläge und die Mitwirkung gleichgesinnter Volksgenossen erbat. Es war seine grösste Stärke, dass er fortwährend lernte und in unausgesetzter geistiger und sittlicher Entwicklung seine Horizonte unablässig erweiterte.

Zeugnis hiervon gaben schon sehr bald nach dem Erscheinen des ersten Buchleins, nämlich in der Zeit von Januar bis zum März 1891, die sieben Hefte: Zum Ausbau der „Ersten Gedanken“. Dann erschien der Bericht über die Pfingstversammlung (Mai 1891), ferner im Februar 1892 der Aufruf zur Verbreitung des Gottesknechts „Einiges Christentum“, an den sich die Begründung der Zeitschrift „Einiges Christentum“ durch Prof. Lehmann-Hohenberg anschloss. Nachfolgerin dieser Zeitschrift wurde vom Januar 1894 ab die von M. v. Egidy selbst herausgegebene Zeitschrift „Versöhnung“, zuerst als Wochenschrift, später als Monatschrift erscheinend.

Neben dieser grossen publizistischen Thätigkeit gieng nun eine briefliche, persönliche und rednerische Wirksamkeit immer grosseren Stils einher. Er war um 1892 nach Berlin, in den letzten Jahren nach Potsdam übersiedelt. Es begannen sich Gemeinden „zur Verbreitung Egidy'scher Gedanken“ zu bilden, die sich jetzt Egidy-Vereinigungen nennen und in den meisten grösseren Städten Deutschlands Wurzel gefasst haben, anfangs gegen Wunsch und Willen des Urheberes der Bewegung, der keine neuen engeren Vereinsbildungen, sondern eine Neubildung der Gesinnung Aller hervorrufen wollte, sich aber schliesslich dem Wunsche der begeisterten Freunde fügte, ihm bei dem umfassenden Werke dienen zu dürfen.

Bei den Reichstagswahlen von 1893 trat M. v. Egidy in Berlin als Kandidat auf. Von den Politikern verspottet, erlangte er doch eine grössere Stimmenzahl, als diese ihm prophezeiten; ebenso bei der Wahl von 1898 in Barnau-Elberfeld. Seine Kandidatenreden von 1892 wurden aber der Ausgangspunkt einer bedeutsamen Erweiterung seiner ganzen Aktion und einer ausserordentlichen Steigerung seiner rednerischen Wirkungen. Die heitere Vornehmheit seines Auftretens, verbunden mit der freimütigsten Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, machten ihn fast unanfechtbar. Wie herzlich konnte der Mann Irrungen eingestehen und sich selbst demütigen. Es war ihm eine Seligkeit, sich dabei der höheren Macht der Gerechtigkeit und der Liebe zu unterwerfen. Und das wurde nun immer mehr der Inhalt seines ganzen Wirkens, in Beispiel, Rede und Schrift diese Beseeligung zu verkünden und immer weitere Kreise zu derselben hinzuleiten aus

der Nacht und Not der Autoritätssucht und der damit verbundenen Lüge, aus dem Elend der erbarmungslosen begehrliehen Eigensucht und aus dem Dunkel der Verzweiflung und Erbitterung.

Für die Befreiung des frommen Gemüts von einem dogmatischen Zwange, der keine höheren als Machtzwecke hat, und für die Wiedererweckung der reinsten, rührendsten Jesus-Gedanken war er, ein innig religiöser Mann, in seiner ersten öffentlichen Kundgebung eingetreten. Aber je mehr er Füllung mit den verschiedensten Berufsklassen, je mehr er Einblicke in die Nöte und Uebelstände des Einzellebens und des Gemeinlebens gewann und doch auch die Stärke des Bestehenden erkannte, desto klarer und mächtiger entwickelte sich in ihm und aus seinem Munde die Forderung, das Neubildens des ganzen sittlichen Grundes unseres Denkens und unserer Einrichtungen unerschütterlich und dringend seien, wogegen äussere Reformen und organisatorische Umbildungen ohne jene inneren Erneuerungen in Haupt und Gliedern zunächst illusorisch und weiterhin, wenn erst diese inneren Erneuerungen in Erscheinung und Wirkung träten, nebensächlich sein würden.

In gewissen Stufen seines Fortschreitens hatte er noch Staat und Kirche in ihrer jetzigen Gestalt als die Wurzel des Übels bezeichnet und erklärt, dass sie verschwinden und vollständig ersetzt werden müssten durch die ihm vorschwebenden freieren und weniger machtsüchtigen Gebilde „Volk und Religion“, wobei er schliesslich unter Religion das reinste, gemeinsamste und weisheitsvollste Denken über Welt und Menschheit verstand, durchglüht von der edelsten Liebe und gerechtesten Fürsorge für alles, was Menschenantlitz trägt.

Immer mehr traten dann jene stürmenden Worte und Gedanken zurück hinter dem lebendigen, liebevollen Interesse, das er an allen Leidenserscheinungen der Gegenwart, tief unten bis hoch oben, nahm, und hinter seinem mannhaften öffentlichen und persönlich wirksamen Eintreten für gekränktes Recht und gegen eigensüchtige rechtshaberische Gewalthat.

Nach kurzer Krankheit starb M. v. Egidy am 29. Dezember 1898 zu Potsdam.

Eine starke und reine Stimme des öffentlichen Gewissens ist durch seinen Tod in Schweigen versenkt. Aber sie wird aus seinen Schriften und aus den Erinnerungen der Mitlebenden weiter klingen und eine Mahnung zur Selbstbesinnung und Selbstüberwindung in den Konflikten des Lebens bleiben im Sinne der ewigen Grundwahrheiten, die auch im Christentum, und zwar in ergreifendster Gestalt, enthalten, aber in der Christenheit so sehr in den Hintergrund getreten sind. Wilhelm Foerster.

Peter Rosegger.

(Geb. am 31. Juli 1843 zu Alpe! bei Kitzbühl.)

(Fluren Bildnis No. 56.)

Neben dem unvergleichlichen Anzengruber ist Peter Rosegger der Stolz und Ruhm der erst im vorletzten Jahrhundert zu neuem, freiem Leben erstandenen deutschen Litteratur Oesterreichs. Den beiden anderen Grossen, Grillparzer und Hamerling, gegenüber haben sie als geistig autochthon ihre Sonderbedeutung; sie allein geben Kunde davon, was das jahrhundertlang zu intellektueller Thatlosigkeit gezwungene Volk in den Alpen und ihren Vorlanden aus sich selbst heraus zu leisten vermag. Als man Anzengruber fragte, ob er Wagnerianer sei, antwortete er in seinem Dialekt: „Ich bin selber Amer“, und das gilt noch mehr von Rosegger. Sein Schutzengel, der ihn von Jugend auf getreu geleitet, hat ihn vor allem vor der „Litteratur“ bewahrt, in der für ihn die grösste Gefahr lag, als er aus seiner Waldheimat in die Stadt kam. Auch in der neuen Umgebung behielt er seine Ursprünglichkeit, auch im hochdeutschen Gewande sein unverfälschtes Herz, seine dichterische Selbständigkeit, die so mancher Schriftsteller bürgerlicher Herkunft alsbald verlor.

Wie aus dem alten Hirten ein junger Schneidergesell, aus dem alten Schneidergesellen ein Student und endlich ein Schriftsteller geworden, erzählt Rosegger selbst in seinen autobiographischen Schriften lebenswürdig und herzerfrischend. Als der Knabe schwermüde auf seiner Ofenbank lag, gelobte ihm seine Mutter dem Himmel, wenn er wieder gesunde, was aber rückgängig ward, weil das Geisteskranken Geld kostete. Er blieb daheim, half seinem Vater bei der Arbeit und hütete das Vieh. Von einem Bettelmann, der elast Schullehrer gewesen und nun in den zersezerten Bauernhäusern für die Kost die Kinder unterrichtete, lernte er lesen und auf besondere Bitte auch schreiben. Ein Volkskalender, der ihm in die Hand kam, berichtete viel von Joseph dem Zweiten und der schönen Donaustrasse; so machte sich der kleine Fabelhaus auf, um den verehrten Kaiser zu sehen. Die Schilderung dieser Fussreise von seinem Alpe! ins Wien“ gehört zu dem Reizendsten, was Rosegger schrieb. Ein Maler nahm ihn mit sich ins Atelier, zeichnete ihn und gab ihm obendrein noch fünf Gulden, die der Waldbauernbub für zwei Bücher verwendete — über Kaiser Joseph, der freilich schon vor sechzig Jahren gestorben war, und über Wien. Das Bild fand sich nach Jahrzehnten unter den Skizzen Alois Schöns und schmückt nun das Buch „Als ich jung noch war“ (1895), dem „Waldheimat“ (1873) vorausging und „Mein Weltleben“ (1898) folgte. Als Hirt schon schrieb er

selbst einen Kalender mit Wetterprognosen, Geschichten und Gedichten, aber erst als Schneidergeselle, da er mit seinem Meister von Gehöft zu Gehöfte zog, wagte er einige seiner Erstlinge, deren er bereits mehrere Pfund vorrätig hatte, an eine Grazer Zeitung zu senden, deren Redakteur sich seiner annahm. Rosegger besuchte darauf, von landmännischen Gönnern unterstützt, die Handelsakademie und später als ausserordentlicher Hörer die Universität in Graz, redlich, aber ohne Erfolg bemüht, für einen praktischen Lebensberuf tüchtig zu werden. Schon sein erstes Büchlein „Züker und Hackbrenn“ (1863), Gedichte in steirischer Mundart, zu dem Hamerling auf Wunsch ein etwas frostiges Vorwort verfasste, erwarb ihm Freunde in der Heimat, deren Kreis sich mit jedem neuen Werke erweiterte, sodass er sich ganz der Schriftstellerei widmen und sogar einen eigenen Hausstand gründen konnte. In dieser seiner „glücklichsten, lustigsten Lebenszeit“ entstanden „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (1875), sein „schwermütigstes Buch“, das von allen die meisten Auflagen erlebte und seinen Ruhm begründete. Alle Lyrik des Waldes durchstunet dieses Werk, alle Tröge! des Waldes dagegen enthält der erste seiner volkstümlichen Tendenzromane, wenn man sie so nennen darf, „Der Gutsucher“ (1883). Dem seltsamen Helden offenbart sich Gott im Feuer: „Sei wie das Feuer, wenn es Dir geföhlen soll — sei warm, so wirst Du Dir und anderen zur Freude sein!“ Ein schönes Wort, das auf Rosegger selbst seine beste Anwendung findet. Fast jedes Jahr brachte ein neues Buch von ihm. „Sie entstehen und wachsen wie die Jahresringe an einem Baum“, sagt er selbst an einer Stelle. Nicht alle sind bedeutend, aber keines ist ohne Liebe geschrieben. Von seinen Gedichten ist nur eins allgemein bekannt, das schalkhafte „Därf ichs Därfel hühn“, das ihm von allem Anfang an die Pfarrer und Küster gram machte, obwohl er niemals den „christkatholischen“ Glauben angriff, vielmehr noch heute, da seine Stellung zum Dogma eine viel freiere ist und da eine Versöhnung der nationalen und religiösen Gegensätze in Oesterreich die Unentschiedenen zu offenem Bekenntnis drängt, erklärt, dass er bei seiner Kirche verharren wolle, weil sie ihm trotz aller ihrer Schwächen lieb geworden und weil ihr Kern doch gutes, echtes Christentum sei. Rosegger vertheilte die Sünden der Pfarrherren ebensowenig wie Mathias Schmid, der in gleicher Weise vom Klerus verfehmt wurde, aber

er schildert in seinen Schriften gerade in katholischen Priestern Vertreter reinsten Menschenliebe, doch sein Ausspruch, die Priester habe Gott, die Pfaffen aber der Teufel erschaffen, konnte ihm nicht verziehen werden. Es ist geradezu unbegreiflich, dass Rosegger, dieser stille, nur seiner Muse lebende Mann, mit fast jedem neuen Buche neue und andere Feinde erwarb, die ihm nicht zum geringsten Teil zu seiner grossen Beliebtheit verhalfen, weshalb er sie seine „lieben Feinde“ nennt. „Der Gottsucher“ galt für atheistisch, „Martin der Mann“ (1891) eines motivierten Fürstenmordes wegen für anarchistisch; in der Mitte der achtziger Jahre hiess Rosegger ein „Jüdling“, zehn Jahre später ward er einer unbedeutenden Bemerkung über Heine wegen von der liberalen Presse als Antisemit heftig angegriffen, ungedenken, dass sie ihm noch 1893 zu seinem fünfzigsten Geburtstag die schmeichehaftesten Artikel gewidmet hatte; und während ihn die einen als klerikalen Rückwärtler betrachteten, sahen die andern in ihm einen Vorkämpfer für Glaubens- und Gewissensfreiheit. Rosegger dagegen bekennt: „Ich habe bei meinen literarischen Schaffen schon lange keine andere Absicht mehr, als die, meinem eigenen Naturtriebe Genüge zu thun, Dinge, die in meiner Seele leben und wehen, möglichst wahr und klar darzustellen, und so eine Welt, welche durch die Sinne von aussen nach innen kam und sich dort verklärte und abgeklärt hat, wieder nach aussen zu rücken.“ Doch sind seine Werke, wie die eines jeden Dichters, zugleich Ausdruck seiner Weltanschauung, und darin liegt in gewissem Sinne ihre Tendenz, die in seinen neuesten Schöpfungen am stärksten hervortritt. Schon zahlreiche seiner kleineren Erzählungen sind von einer gesunden, echt deutschen Lehrhaftigkeit, die sie nur noch vollständlicher macht, so dass manche von ihnen zu jenen zu gehören scheinen, die niemand erfindet, die vielmehr „zwei Enten übers Wasser gebracht“. Seine jüngsten Romane zeigen Rosegger, der sich stets der priesterlichen Mission des Dichters bewusst war, ganz als Prediger, als Lehrer seines Volkes. Er predigt nicht eigentliche Rückkehr zur Natur, sondern Wahrung der Natur, wo sie noch ist. Er sieht in dem Streben der Bauern, Städte zu werden, ein „verhängnisvolles Laster“, er zeigt in „Jakob der Letzte“ (1888), wie der Bauerstand im Sinken begriffen ist, in dem Roman in Tagebuchform „Das ewige Licht“ (1897), der auch für seine religiösen Ansichten bezeichnend ist, wie der moderne Geist in eine idyllische Alpenwelt seinen verderblichen Einzug hält, in „Erbsen“ (1900), den Sonntagsbriefen eines Journalisten, der

sich einer Wette zuteilge auf ein Jahr als Knecht verdand, wie reich und schön diese Welt selbst für den kulturgewöhnten Städter ist, wie selbst er in ihr arbeitsfrendig und glücklich zu leben vermag. „Das ewige Licht“ und „Erbsen“ stehen nicht ganz auf der Höhe von Roseggers Erzählungskunst, einen neuen Gipfelpunkt aber bedeutet sein jüngster Roman „Mein Himmelreich“ (1900), der die starke evangelische Bewegung in Oesterreich zum Hintergrund hat. Ein alter Pfarrer verlässt, nachdem fast seine ganze Gemeinde „lutherisch“ geworden, sein Dorf; auf dem Wege bricht er zusammen. Ein Herr, der eben vorüberfährt, nimmt ihn in den Wagen — es ist sein evangelischer Amtsnachfolger, der ihn nun ganz aufnimmt und ihm gestattet, für die wenigen Katholiken des Ortes in dem jetzt protestantischen Gotteshause die Messe zu lesen wie vorher. Solche Duldung ist Roseggers Ideal; er will das Christentum befreit wissen von allen konfessionellen Härten und geht darum auf die schlichten Lehren der Evangelien zurück, darin ein Geistesverwandter Tolstois, wie einer Rousseaus in seiner Hochachtung der Natur.

Reine Harmonien sind die Grundakkorde von Roseggers Werken. Wohl schildert er auch Sonderlinge und Verbrecher, aber in keinem Herzen ist auch der letzte Funke Menschlichkeit erloschen; er hat einen nie wankenden Glauben an das Gute in der Welt und darum auch den echten, warmen Humor, wie er in solchem Masse seit Fritz Reuter vielleicht keinem deutschen Schriftsteller eigen; er gewann ihm zuerst die Leser. In einer Zeit, da noch Auerbachs Salonschwarzwalderei für Natur galt, da man die stimmunglosesten Landschaften und die geistlosesten Genrebilder in Oeldruck schön fand, erschienen „Waldheimat“ und „Die Schriften eines Waldschulmeisters“ als Verbote einer seelenvollen, stimmungreichen, der Natur ungeschwätzten „wahren“ Kunst. Hier war Erdgeruch, Tannenduft und Höhenluft und dabei ein führendes Heimweh nach den Bergen, wie es den Schweizer des Volksliedes beim Klinge des Alphorns überwältigt, ein Heimweh, das der Lebenspuls auch aller seiner späteren Schöpfungen, das aber selbst nur der Oberton eines tieferen Grundtones ist, einer „Sehnsucht nach dem Ganzen, Allgemeinen, nach dem Wahren, aber Unfassbaren, in dem unsere drängende, strebende, bangende Seele Ruhe und Erlösung zu finden hofft“. Wer Roseggers Werke liest, fühlt, dass sie ex tremis in die weite Welt gesandt sind, um alle jene zu erquickten, die diese Sehnsucht empfinden.

Otto Hauser.

Hans Thoma.

(Geb. am 9. Oktober 1839 zu Bernau im Schwarzwald.)

(Hierzu Bildnis No. 261.)

HANS THOMA — ein Name, den wir heute mit Fug als den eines Altmeisters im Reiche der Kunst rühmen und feiern, und der doch nach vor zehn Jahren kaum genannt wurde, wenn er auch einem kleinen Kreise vertrauter Freunde wohlbekannt und geliebt war. Es ist als ob seine Kunst der weltbeglückenden Stille bedarf hätte zu ihrer Entfaltung, wie Enzian und Edelweiss, die nur an einsamen Bergeshalden in voller Schönheit erblühen.

Und aus den Bergen stammt auch er. In Bernau war es, tief im Herzen des Schwarzwaldes, wo er am 9. Oktober 1839 das Licht der Welt erblickte, in einer jener bescheidenen Hütten, die er uns oft und oft in seinen Bildern gezeigt hat, die mit ihrem weitausgreifenden, saumel dunkeln Schindeldach die grünen Mänten der heimlichen Erde küssen, in deren blanken Fensterscheiben sich die Sommersonne spiegelt, und vor deren immer geöffnete Thüre das muntere Völkchen der Hühner gackernd sich erspäzert. Hier empfing er, empfing seine Kunst die ersten Eindrücke der Schönheit des Vaterlandes, der smaragdgrünen, blumenträumten Wiesen, der leise murmelnden, silberklaren Bäche, der dunkeln Tannenwälder, über denen weisse Wolkenlocken am lichtblauen Aether dahinschweben. Und ein gütiges Geschick that es gnädig, dass er zwanzig Jahre lang all diese Schönheit in sich einsaugen konnte, um sie später als reifer Mann, als in sich gefestigte künstlerische Persönlichkeit wiederzustrahlen zur Freude und zum Segen seines Volkes.

Die grossen Eindrücke froher, sorgentrunder Jugendtage sind es ja, die uns Menschen bleiben und die bestimmend wirken auf die Neigungen und Thaten des Mannes weit hinaus bis an die Schwelle des Alters. Glücklich, wer sich ihnen hingeben kann mit der ganzen Kraft und Freudigkeit jugendlichen Empfindens! — Hans Thoma war es vergönnt, was in unseren Tagen so oft missbräuchlich von der mürben Jugend von heute erstrebt und gepriesen wird: — sich auszuleben. Ein still-beschauliches Familienleben mit Mutter und Schwester fesselte ihn an das einsame Hochthal, und länger als es anderen Sterblichen beschieden zu sein pflegt, begleiteten ihn diese lieben Genossen frohlicher Kinderzeit ins Leben hinaus, die Mutter bis zum Vorabend ihres dreundneunzigsten Geburtstages, bis in sein achtundfünfzigstes Jahr.

Den Vater hatte Thoma schon mit 16 Jahren verloren, und es war wohl die Mutter, wie fast bei allen Künstlern, deren Quellen klar zu Tage liegen,

von der Hans die Begabung zur Malerei und zu jeder höheren Geistesbätigkeit mit auf den Weg bekam. Sie galt als eine Meisterin im Erzählen von Märchen und wundersamen alten Geschichten, eine Fähigkeit, die sich — nur in anderer Weise — auf den Sohn vererbte. Die ersten Emanationen des jungen Talentes bewegten sich innerhalb der vier Holzleisten seiner Schiefertafel, die er bekräftelt der Mutter brachte, damit sie ihm die verworrenen Striche und Linienzüge deutete oder zu Bildern der ihn umgebenden Natur ergänzte. Er schnitt auch wohl gelegentlich mit der Schere Ornamente aus Papier, kopierte Spielaarten oder Kalenderbilder und suchte sich so tastend der Kunst zu nähern. Nach Absolvierung der Volksschule kam er zu einem Lithographen nach Basel, später zu einem Stubenmaler in die Lehre, lehrte aber, als der Vater 1855 starb, in die Heimat zurück, um der Mutter in Haus und Feld zu helfen. Daneben übte er sich eifrig im Zeichnen nach der Natur, zunächst ohne bestimmten Zweck, mehr aus einem inneren Triebe heraus, und als dann in Bernau eine Zeichenschule eingerichtet wurde, galt er bald als deren beständigster und bester Schüler. Der auf ihn aufmerksam gemachte Oberamtmann von St. Blasien dachte ihn zu einem tüchtigen Uhrenschlössler heranzubilden. In Pfortwangen lernte er dies neue, seinen heimlichen Wünschen so sympathische Handwerk, aber da die Mutter nicht mehr im stande war, das Lehrgeld zu bezahlen, lehrte Hans bald wieder nach Bernau zurück. Er hatte nun das Technische der Kunst gelernt, verstand mit Oelfarben umzugehen und galt ihnen kurzem daheim als wirklicher Künstler, der Landschaften und Porträts malte, ja mitunter sogar verkaufte. Ein in Oel gemaltes Bauernbildnis soll ihm damals den fabelhaften Preis von drei Gulden eingetragen haben. Aber wichtiger als der materielle Erfolg und von weittragender Bedeutung für seine Zukunft war die Thatsache, dass sich der Oberamtmann Sachs namentlich der künstlerischen Ausbildung seines Talentes ernstlich annahm und Probearbeiten an die Kunstschule nach Karlsruhe schickte, wo Schirmer die ungewöhnliche Begabung Thomass mit sicherem Blick erkannte und ihm ein Stipendium vom Grossherzog erwirkte. Im Herbst 1859 konnte er in die Kunstschule eintreten und hier entwickelte er sich unter Schirmers Leitung, der ja auch dem jungen Titanen Arnold Böcklin ein eifriger Förderer gewesen, unbeeinflusst von den klassizistischen Neigungen seines Lehrers, zu jener einzigartigen

künstlerischen Persönlichkeit, die wir heute in ihm verehren und bewundern.

Während seiner Studienzeit in Karlsruhe war es namentlich der Wiener Canon, dessen zielbewusstes Streben nach technischer Schulung inmitten eines unfruchtbaren Streites um Richtungen und Aufgaben der Kunst einen tiefen Eindruck auf den jungen Schwarzwälder machte. Auch an Bracht und Lugo schloss er sich an, immer freilich bedacht, trotz aller fremden Anregungen seine eigenen Wege zu gehen. Mächtiger als die Kunst der Mitstrehenden wirkten jedoch die altsächsischen Meister auf ihn ein, namentlich Dürers und Holbeins schlichte, innige Eigenart, die er erst hier in der Hauptstadt kennen lernte. Dürers Kunst ist es auch gewesen, die in Zukunft vorbildlich und bestimmend auf sein Schaffen wirkte, denn er fühlte sich im Herzen dem grossen Nürnberger blutsverwandt, und gar unanigefach sind die Berührungspunkte, die sich im Wesen und Willen beider Künstler finden.

1867 siedelte Thoma nach Dittelsdorf über und besuchte ein Jahr später Paris, wo ihn neben den Schätzen des Louvre namentlich Courbets gewaltige Erscheinung einen tiefen Eindruck hinterliess. Nach Darnau zurückgekehrt, gab er sich in der alten Heimat alsbald einem fröhlichen Schaffen hin, erlebte aber in Karlsruhe mit der Ausstellung seiner neuen Bilder einen argen Misserfolg. Enttäuscht zog er sich wieder in sein stilles Schwarzwaldthal zurück und ging 1870 nach München, wo er in Scholderer, Steinhausen, Haider, Leibl, Sattler und Trübner alte und neue Freunde fand. Auch mit Böcklin knüpfte er innige Beziehungen, und manche genussreiche Stunde verbrachten die beiden im Verkehr mit den alten Meistern in der Pinakothek, dem einzigen Ort in München, wo man, wie Böcklin fröhlich sagte, sicher sei, keinen Maler zu treffen. Hier war es auch, wo Thoma 1872 die Bekanntschaft des Frankfurter Arztes Dr. Eiser machte, in dem er alsbald einen verständnisvollen Freund und Förderer seiner Kunst gewann. 1874 ging er nach Italien, wo er zu dem grossen Anreger, aber nicht Selbstkünstler Hans v. Marsden vorübergehende Beziehungen knüpfte, um es trotz der tiefen und nachhaltigen Eindrücke, die er von Botticelli und Signorelli empfing, so deutsch und dorerisch rein zu verlassen, wie er es betreten hatte.

Von 1875—1877 war er wieder in München und hier hatte er das Glück in einer reichbegabten Schülerin die Lebensgefährtin zu finden, die ihn von ihrer ersten Begegnung an verstand und die ihm selber in guten und bösen Tagen eine an seinem Schaffen und Streben warmen Anteil nehmende, treue Hausfrau geliebt ist. Im Herbst 1877 siedelten sie nach Frankfurt über und dort fand er Musse

und Behaglichkeit zu ruhigem Schaffen, Freunde, die verständnisvoll und fördernd zu ihm hielten, Krieger für seine Bilder und endlich im Jahre 1885 ein eigenes kleines Heim neben dem gleichzeitig mit ihm nach Frankfurt übergesiedelten Freunde Steinhausen. Er sah die alte Mutter und seine Schwester Agathe zu sich und lebte, ein stiller Mann, zufrieden und glücklich der Kunst und den Seinen. Wer je zur Frühlingszeit das blumendurchduftete, sonlige Häuschen in der Westlichen Wolfgangsstrasse betreten, wird die Erinnerung daran dankbar durchs ganze Leben bewahren. Im Sommer weilte Thoma gern in Oberursel am Tauern, der ihn wegen seiner Aehnlichkeit mit der Schwarzwälder Heimat lebhaft anzog, und 1899 baute er sich ein Haus in Crofberg.

1890 hatte er mit einer Sonderausstellung im Münchener Kunstverein, wo er vor 20 Jahren verspottet und ausgelacht worden war, einen unerhörten Erfolg. Fast sämtliche Bilder (36 an der Zahl) wurden verkauft, und die Tageskritik ging wie damals getreu mit dem Publikum und sang das Lob des Künstlers in allen Tonarten. Er wurde zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt, erhielt 1898 den Professorentitel, und ein Jahr später berief ihn sein alter Landesherr, der Grossherzog von Baden, der ihm 40 Jahre zuvor das erste Stipendium gewährt hatte, als Galeriedirektor nach Karlsruhe, indem er ihm gleichzeitig die Leitung eines Meisterateliers an der dortigen Kunstakademie antrug. Der Entschluss das liebe Frankfurt zu verlassen, an dem er mit tausend Fäden hing, wurde ihm nicht leicht, aber aus ehrlcher Dankbarkeit und Treue zu dem Fürsten, der ihm zuerst die Wege geebnet, entschloss er sich doch den Ruf anzunehmen und die Mühen und Sorgen der neuen Würden auf sich zu laden.

Thomas Kunst hat sich von Jugend an bis auf den heutigen Tag in einem engebegrenzten Stoffgebiet bewegt, in der Schilderung der Heimaterde und ihrer Bewohner. Und doch umspannt sie, im Gegensatz zur Thätigkeit fast aller anderen zeitgenössischen Künstler, beinahe jedes Fach, in dem die einzelnen Grossen der deutschen Kunst ihre Lorbeeren geerntet. Es ist ja wahr, das Thoma in erster Linie ein Landschaftsmaler sei, aber er hat seine Stoffe vielfach aus mythologischen und biblischen Quellen geschöpft, er hat Genrebilder gemalt, Allegorien, Bildnisse, Tierstücke, Blumen und Stillleben. Sein graphisches Werk umfasst eine stattliche Zahl von Lithographien und Radierungen. Dass er nicht auch für den Holzschnitt gezeichnet hat, für den seit Ludwig Richter kein anderer die gleiche markige Kraft und Einfachheit besessen wie gerade er, ist mehr der Zeit, als dem Künstler selbst zur

Last zu legen. Wir leben ja leider in der Epoche der Zinkätzung, und unter den vielen Reproduktionsarten, die wir der raslos fortschreitenden Erfindungskraft verdanken, ist die schnellste und billigste die beliebteste.

Thoma ist einer der deutschen Künstler, vielleicht der deutsche, den wir besitzen. Seine Schwarzwalddandschaften, oft nur kleine Ausschnitte der Natur, ein rieselnder Quell, der sich zwischen bemoosten Ufersteinen und blumenbesetzten Wiesen dahinschlingelt, ein Blick über niedrige Hügel und thaufrische, saftig sich hebende und senkende Rasenflächen in den klarblauen Himmel, sind von unendlichem Reiz. Sie strahlen eine Farbglut von so intensiver Leuchtkraft aus, dass wir meinen Ähnliches nie gemalt, sondern — eben nur in der Natur gesehen zu haben. Und dann wieder beherrscht er mit der Sicherheit seines unendlichen Feingefühls für die Grosszügigkeit der Linie weite Ländergebiete, lässt uns von sonniger Höhe durch graugrüne Oelbäume über die stille Fläche des Gardases blicken, führt uns ins Hochgebirge oder in die sonnendurchglühte, von weissen Ziegen belebte Campagna. Auf seinen Bildern aus dem Leben der Bauern spielt die Landschaft meist eine wichtige Rolle, immer steht sie wie bei Böcklin in geistigen Kontakt mit dem Vorgang, sei es, dass die Grossmutter dem Enkel aus der Bibel vorliest, oder den Kindern im Mondschein Märchen erzählt. Der Dorfgeiger, die junge Schmittlerin mit dem beladenen Esel, der flötende Hirtenknabe am Ufer des Flusses sind berechte Beispiele dafür. Sie sprechen in der ruhenden Einfachheit ihrer Auffassung zu jedem kunstführenden Herzen. Und das Gleiche gilt von den biblischen und mythologischen Vorgängen, dem Paradies, Christus am Oelberg, dem h. Christophorus, Charons Nachen, Orpheus oder Endymion.

Nicht ganz auf gleicher Höhe stehen andere Stoffe, die Thoma wiederholt behandelt hat, wie die Sirenen, die Bilder aus dem nordischen Sagenkreise, die Walküren und Nornen. Ihnen fehlt das dämonische,

Furchtbare, Gewaltige, das z. B. bei Böcklins Gestalten so unwiderstehlich packend den Beschauer gefangen nimmt. Aber dieser Mangel liegt in der Natur unseres Künstlers begründet. Er ist von einer so abgeklärten, weifernen, schlichten Reinheit des Gemüthes, dass sich ihm, wie seinem grossen Vorbilder Ludwig Richter, unwillkürlich der Ausdruck leidenschaftlicher Erregtheit in die stille Milde des eigenen Wesens verwandelt. Man erkennt seine Helden an der Gebärde, aber der sanfte, fast lachende Ausdruck ihrer Züge steht damit in Widerspruch. Vielleicht irrte ich darin, denn es ist meines Wissens diese Ansicht von anderer Seite niemals getussert worden, aber nach meinem persönlichen Empfinden verhält es sich doch so.

Unter den Bildnissen sind die schönsten die, deren Urbilder seinem Herzen am nächsten stehen, namentlich die seiner Mutter und seiner Gattin, die — selbst eine ausgezeichnete Künstlerin — ihn in den ganz eigenartigen, heib und erdig gemalten Stillleben ersichtlich beeinflusst hat. Wandervoll ist das Selbstporträt des Meisters von 1880 in der Dresdener Galerie mit einem Buch in der Hand unter dem Apfelbaum voll reifer Früchte und in einer weiten Landschaft voll froher Menschen im Kahn und auf der Wiese. Es ist, als ob er hier das Wesen seiner Kunst in allen ihren Phasen zu einem Bilde hätte zusammenfassen wollen, und in keinem Werke ist er, wie mir scheint, seinem Vorbilde Albrecht Dürer näher gekommen, als eben in diesem. In späteren Jahren zeigt ihm das hier reproduzierte Selbstbildnis. Prüfend blickt er auch auf diesem aus dem Bilde heraus mit hellen, freundlichen Maleraugen, und die ihm näher stehen, rügen wohl auch die zarten Herzensbeziehungen zu seinem unermüdeten Propheten und Freunde Henry Thode erkennen an den Oliven des Gardases im Hintergrunde und dem Ring des Fraugijsani an seinem Finger, der an eine fast märchenhaft wundersame, von Thoma mit reizenden Vignetten geschmückte Erzählung Thodes erinnert.

Max Lehra.

Johann Hinrich Wichern.

(Geb. am 21. April 1808 zu Hamburg, gest. am 7. April 1881 ebenda.)

(Herrn Bildnis No. 562.)

In den schwersten Tagen napoleonischer Unterdrückung wurde zu Hamburg am 21. April 1808 Johann Hinrich Wichern geboren. Der Vater, Notar, sprach und schrieb sieben fremde Sprachen, weshalb er von der Stadt zum vereidigten Translator ernannt wurde.

Johann Hinrich genoss seine erste Schulbildung in einer von einem jungen Theologen geleiteten Privatschule. Drei Jahre später brachte ihn der Vater auf die Gelehrtenschule des Johanneums. Hier waltete unter dem Einfluss des sonst hervorragend tüchtigen Direktors Guclit ein rationalistischer Geist

— 847 —

H.p.f.540-5, 847

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

und an den jungen Johann Hinrich traten bald die schwersten, innern Kämpfe heran, in denen er an dem gesunden religiösen Sinn, von dem das Elternhaus getragen war, einen Halt fand. Im sechszehnten Lebensjahr verlor er seinen Vater, an welchem er mit kindlicher Liebe hing. Die Familie geriet infolge des Heimgangs ihres Ernährers in Not und Armut; doch that Johann Hinrich das seine, um durch Erteilung von Privatstunden die Lage seiner Mutter und Geschwister erleichtern zu helfen, bis ihm schliesslich die bedrückten Verhältnisse, in denen er mit den Seinigen lebte, und zwar noch ehe seine Ausbildung auf dem Johanneum vollendet war, dazu führten, dem Ruf als Assistent am Erziehungs-Institut eines gewissen Herrn Pluns bei Hamburg Folge zu leisten.

Während dieser Zeit gewährte ihm der Verkehr mit befreundeten Familien Erholung und Anregung. Wir nennen die Pastora Wolters und John, Senator Hudtwalcker, in dessen Hause er die später so wichtig gewordene Bekanntschaft mit dem Syndikus Sievekling machte, endlich die fromme Künstlerin Louise Reichardt.

Am 7. Oktober 1827 schied Wichern aus dem vorerwähnten Institut, um sich zunächst völlig seinen meist philologischen Studien und zwar in stetem persönlichen Verkehr mit den von ihm höchstgeschätzten Lehrern hinzugeben. 1828 bezog der Zwanzigjährige, von Stipendien unterstützt, die Universität Göttingen. Vor allem war es hier Professor Lücke, ein Mann, in welchem sich feste Glaubensgewissheit mit grosser Freiheit der Forschung vereinigt fand, zu welchem sich der junge Wichern hingezogen fühlte. 1830 siedelte er dann nach Berlin über, woselbst ihn vor allem Neander und Schleiermacher fesselten. Besonders zu ersterem trat er in ein nahe persönliches Verhältnis. Aber auch manche, der akademischen Welt nicht angehörige Männer lernte Wichern in Berlin kennen und schätzen. Durch Neander wurde er dem alten, ehrwürdigen Baron Kotwicz zugeführt, dem Vater und Freund der Armen, dem Prediger des Evangeliums unter den Verlassenen und Geringsten. Auch der hochverdiente Dr. Julius ist hier zu nennen, der seine vornehmste Lebensaufgabe darin sah, eine von sittlichen Grundsätzen geleitete Reorganisation der Gefängnisse ins Leben zu rufen, eine Aufgabe, der Wichern später seine beste Lebenskraft zugewandt hat.

Im September 1831 ging das akademische Triennium zu Ende. Für Wichern begann nun wieder eine arbeitsreiche und infolge äusseren Mangels schwere Zeit. Nach wohlbestandenem Examen nahm er sich vor, allernächst von Pastor Rautenberg begründeten Sonntagsschule in Hamburg

80. Der mit ihr zusammenhängende „Besuchsverein“ gab ihm die reichste Gelegenheit, tiefe Blicke in das Elend, in die materielle und sittliche Not der unteren Stände seiner Vaterstadt zu thun. Gelegentlich einer Jahresfeier dieses Vereins, der unter seiner Führung sichtbar aufblühte, trat Wichern zum erstenmal aus der Verborgenheit in die Öffentlichkeit.

In seiner zu Herzen gehenden, gewählten Ansprache warb er um Helfer und Helferinnen für die Sonntagsschule. Unter denen, die sich damals meldeten, befand sich seine spätere weite Lebensgefährtin Antanda Bühme.

Die durch die Zugehörigkeit zur Sonntagsschule und zum Besuchsverein gesammelten Erfahrungen erweckten bald darauf in Wichern den Wunsch, in Hamburg ein Rettungshaus für arme, sittlich gefährdete Kinder ins Leben zu rufen. So schwer auch die Ausführung des Werkes schien, es kam schneller zustande, als Wichern selbst gehofft hatte.

Neben kleineren und grösseren Legaten für diesen Zweck war es vor allem die grossmüthige Schenkung Syndikus Sievekings, durch welche die Verwirklichung ermöglicht wurde. Er gab das Haus dazu her, eine einfache strohgedeckte Hütte, im Volksmunde genannt „das Ruge Haus“, später hochdeutsch „Raubes Haus“. In einer am 12. September des Jahres 1833 stattgehabten öffentlichen Versammlung wurde der Entwurf Wicherns genehmigt. Bereits am 31. Oktober zog er mit seiner Mutter und seiner Schwester Therese ein, und bald waren vierzehn Knaben aufgenommen. Schon im Jahre 1834 und dann von Jahr zu Jahr musste immer wieder ein neues Haus zugebaut werden. Heute umfasst die Anstalt einige zwanzig Gebäude. Einen besonderen Zweig bildet das seit 1852 bestehende Pensionat (Paulinum) für Söhne gebildeter Stände, die in der Anstalt eine sechsclassige Realschule besuchen.

Mit der zunehmenden Zahl der Zöglinge vor allem in der sogenannten „Kinderanstalt“ mussten natürlich auch die Hilfskräfte vermehrt werden. Woher nahm Wichern diese? Er verknüpfte die Frage der Gewinnung solcher Kräfte von Anfang an mit einem andern Plan, der ihn bereits vor Gründung des Raubens Hauses beschäftigt hatte. Es galt ihm die Rettung aller dem Evangelium Fernstehenden, all derer, welche durch das geordnete Amt der Kirche mit dem Worte Gottes und dem Dienst der barmherzigen Nächstenliebe bis dahin nicht erreicht wurden. Aus diesen Erwägungen heraus erwuchs die Brüderanstalt des Raubens Hauses. Sie bietet die für die Aufsicht und Erziehung der Knaben erforderlichen persönliche Kräfte, zugleich aber dient sie zur theoretischen und praktischen Vorbildung von Hausvätern an Rettungs- und Waisenhäusern, an Herbergen zur Heimat, Arbeiterkolonien und

Armenhäusern, von Stadtmissionaren und Seemannsmissionaren — in früheren Jahren auch zur Vorbildung von Gefängniswärttern und Kolonistenpredigern für Nordamerika.

Wicherns Wirksamkeit im Rauhen Hause gewann schon in den dreissiger und vierziger Jahren einen weit über die Grenzen der Lokalanstalt hinausreichenden Einfluss. Er wurde dahin und dorthin gerufen, um Vorträge zu halten und beständig Einrichtung von Anstalten und Vereinen für innere Mission Ratschläge zu erteilen. Besonders das Jahr 1848 wurde für ihn und sein ganzes Werk von grosser Bedeutung und zwar einerseits durch seine im Auftrage der preussischen Regierung getroffenen Massnahmen behufs Linderung der Waisennoth in Oberschlesien, wozu infolge mehrjähriger Missernten und grosser Ueberschweemmungen eine verheerende Typhusepidemie ausgebrochen war, welche tausende von Kindern obdachlos gemacht hatte — andererseits durch die Berufung des Wittenberger Kirchentags, auf welchem Wichern am 22. September jene zündende Ansprache gehalten hat, in der er alles Christenvolk zu gemeinsamer Arbeit am Werke der inneren Mission aufrief und als Mittelpunkt für die schon bestehenden und noch zu gründenden Anstalten und Vereine freier christlicher Liebesarbeit den Zentralausschuss für innere Mission schuf.

Von nun an nahm Wicherns Wirksamkeit einen bis dahin nicht gekannten Umfang an; 1849 unternahm er Missionsreisen im Norden und Süden des Vaterlandes, überall die Geistlichkeit und die Gemeinden zum Werk der inneren Mission aufmunternd. Zwei Jahre später ward ihm seitens der preussischen Regierung der schwierige und zugleich ehrenvolle Auftrag, sämtliche Gefängnisse der Monarchie zu inspizieren um Vorschläge zur Abstellung schwerer Missethate zu unterbreiten, unter denen die Gefangenpflege litt. Die Frucht dieser Reisen war die Durchführung des sogenannten pennsylvanischen Systems (Einzelhaft) in vielen Gefängnissen Preussens

und die durch Königliche Kabinettsordre erfolgte Berufung der Bruderschaft des Rauhen Hauses in den preussischen Strafanstaltsdienst, speziell in das sogenannte Zellengefängnis zu Moabit bei Berlin.

So stand Wichern bereits geraume Zeit mit einem guten Teil seiner Kraft im Dienst des preussischen Staats, als er im Jahre 1857 in das Ministerium des Innern als Dezernent für das Gefängnis- und Armenwesen und zugleich in den evangelischen Oberkirchenrat als Oberkonsistorialrat berufen ward. Nur unter der Voraussetzung war Wichern dem an ihn ergangenen Rufe gefolgt, dass dadurch sein Verhältnis zum Rauhen Hause nicht gelöst werden dürfe. So wehte er fortan und zwar bis zum Jahre 1872, je halbjährlich wechselnd in Berlin und Hamburg. In Berlin gründete er unmittelbar nach seiner Berufung das bis heute in grossem Segen wirkende Evangelische Johannesstift, eine umfangreiche Erziehungsanstalt verbunden mit einer Brüderanstalt. Die Zahl der dem Rauhen Hause überhaupt nachgebildeten evangelischen Brüderanstalten beträgt heute vierzehn, mit mehr denn 2000 männlichen Berufsarbeitern der inneren Mission.

Das Uebermass an Arbeit, das auf Wicherns Schultern lastete, zehrte an seiner Kraft. Ein leichter Schlaganfall, dem später schwerere folgten, nöthigten ihn, den Staatsdienst zu verlassen und seine Thätigkeit fortan lediglich auf das Raube Haus, die Schöpfung seiner Jugend, zu beschränken. Doch schon nach Jahresfrist brach er zusammen und musste die Arbeit in die Hand seines dritten Sohnes Johannes niederlegen, welcher bis auf diesen Tag dem Rauhen Hause vorsteht. Am 7. April 1881 erlag der „Herold der inneren Mission“ dem langjährigen schweren Leiden. Nach Wicherns Tode erschien im Verlage der Agentur des Rauhen Hauses sein Lebensbild, gezeichnet von Wicherns langjährigem Mitarbeiter Prediger Oldenberg. Auch giebt eben jetzt der vorhergenannte Sohn Wicherns die „gesammelten Schriften“ seines Vaters heraus. Das Werk erscheint im gleichen Verlage.

D. Wolt.

Friedrich Wilhelm Ritschl.

(Geb. am 6. April 1806 zu Gross-Vargula bei Erfurt, gest. am 9. November 1876 zu Leipzig.)

(Hierzu Bildnis No. 163.)

RITSCHL war der älteste Sohn eines thüringischen Dorfgemeinlichen, dessen Vater nach den vollen Namen des im 17. Jahrhundert von des protestantischen Glaubens willen aus der böhmischen Heimat ausgewanderten ritterlichen Geschlechts der Ritschl von Hartenbach trug. Er studierte ein Jahr in

Leipzig unter G. Hermann, drei Jahre in Halle im engen Anschluss an K. Reissig und habilitierte sich ebenda im Sommer 1829.

Nachdem er sich seit 1833 in Breslau in vollem Masse als Professor (seit 1834 als Ordinarius) bewährt hatte, wurde er 1839 nach der rheinischen

Hochschule berufen und erfüllte hier sechsundzwanzig Jahre lang seine unvergleichliche Lehrthätigkeit mit immer steigendem Erfolg, sodass Bonn nun Mittelpunkt und Hochburg der philologischen Studien wurde. Fast als Sechziger 1865 durch aufstiegsbedingte Kränkungen von dort vertrieben, schuf er sich, trotz schwerer körperlicher Lähmung, an der Leipziger Universität, die ihn, dessen lange Gewünschten, mit Freuden aufnahm, mit jugendlicher Schweißkraft ein neues Arbeitsfeld, das sich bald zu der weitest besuchten Philologenschule Deutschlands entwickelte.

So steht in der Mitte des 19. Jahrhunderts Ritschl unter den Deutschen — und somit überhaupt — unbestritten als der gewaltigste Universitätslehrer der klassischen Philologie da: immer neue und immer zahlreichere Geschlechter von Jüngern, und nicht bloss aus den verschiedensten Teilen Deutschlands allein, sind zu seinen Füßen gesiebt und verdanken seiner Lehre und Zucht feste Schulung für ihr ganzes wissenschaftliches Leben. Sie alle bezeugen, wie eine elektrisierende Kraft von ihm ausging, jeden ergriff und grüßte zur Mitarbeit zwang und so die Wechselwirkung herstellte, durch die allein Lehre mehr wird, als bloss belehrend, durch die sie bildend wird.

Diese einzigartige Wirkung floss aus dem tiefsten Innern der ganzen lebenssprühenden Persönlichkeit, die durchaus auf dialektische Diskussion und Mitteilung zu andere gerichtet, von dogmatischer Starrheit aber ganz entfernt war. Nur die Forschung selbst und noch mehr der Weg der Forschung erregte Ritschls Interesse; die Freude an methodisch angelegter Untersuchung durchdrang alles, was er sprach und schrieb, Schritt für Schritt wurden die Folgerungen in ihrer zwingenden Gewalt bis zum Endziel entwickelt. Dagegen hat er nie auch nur ernsthaft versucht, die Erkenntnisse eines grösseren Gebietes in abschliessender systematischer Darstellung zusammenzufassen.

Mit sicherem pädagogischen Blick erkannte Ritschl, dass alle philologische Bildung auszugehen müsse von der Kritik und Erklärung der Schriftsteller: das Bonner philologische Seminar, dessen Mitglieder er in dieser fundamentalen Kunst mit unerbittlicher Strenge übte, ist bis auf den heutigen Tag das Vorbild alles philologischen Unterrichtes auf deutschen Universitäten geblieben. Den so zu freier Selbständigkeit Erzeugenen wurde der Lehrer dann auch Ratgeber und unermüdet sorgender Freund für die spezielle Arbeit; jeden liess er in seiner Eigenart gewähren und wusste für ihn eine seiner besonderen Begabung angemessene Aufgabe zu finden; wie er denn einer der grössten „philologischen Arbeitgeber und Arbeitsförderer“ Deutschlands war.

Seine eigenen bahnbrechenden Arbeiten gruppieren sich zum guten Teil um Plautus, dessen Komödien andauernd im Mittelpunkt seines Interesses standen. Für den unglaublich verwallosten und durch Interpolationen aller Art bis zur Unkenntlichkeit entstellten Text, wie er in den damaligen Ausgaben gelesen wurde, gab es zunächst unter den bisher bekannten die reinen echten Quellen herauszufinden und in ihrer Bedeutung zu würdigen: eine wahre Herkulesarbeit, die ihre Krönung fand in der Verwertung der noch so gut wie ungenutzten ältesten Handschrift, des Mailänder Palimpsestes. Die Mühe der langwierigen und unendlich schweren Entzifferung, die Ritschl selbst bei seiner italienischen Reise 1836—37 mit schönstem Erfolg auf sich nahm, trug reichen Lohn in der Fülle ungeschämter Belehrungen, deren überaus scharfsinnige Verwertung die ganze Plautuskritik auf einen neuen Boden stellte. Vor allem musste die bisher geduldete wilde Gesetzlosigkeit der Metrik nun einer bestimmt geregelten Verskunst weichen, deren Gesetze Ritschl auf Grund dessen, was der Ambrosianus lehrte, durch Induktionschlüsse und gestützt auf sein feines rhythmische Gefühl, erst in einem grossen Anlauf, dann in immer neuen Reinigungen, Klärungen, Vertiefungen festzustellen unternahm. Massgebend war dabei die Voraussetzung, dass bei den plautinischen, wie bei allen römischen Bühnenversen, einmal die Gewaltthat der täglichen Rede und Aussprache, und zum anderen als mächtigster und idealster Faktor der Accent von starkem Einfluss gewesen sei. Das Erscheinen der nach solchen Grundsätzen hergestellten kritischen Textausgabe war ein Ereignis, und immer wird sie ein mit allem Zauber genialer Meisterschaft gewinnendes Hauptwerk souverän schaltender Divination bleiben, wenn auch die gegenwärtigen Anschauungen über das vom Kritiker zu erstrebende Ziel wesentlich bescheidener geworden sind.

Nebenher gingen die mannigfaltigsten plautinischen Arbeiten: Atlas, Namen, Zeit, Lebensumstände des Dichters, Einrichtung der Bühnenspiele und des Theaters, Zeitfolge der einzelnen Stücke, ihre griechischen Vorbilder, ihre ursprüngliche Gestalt und spätere Uebearbeitung, die Arbeiten der antiken Philologen über Plautus, zuletzt noch der Unterschied zwischen den bloss deklamirten und den mit verschiedenen Graden der Musikbegleitung vorgetragenen Partien, wurde in das Bereich der Untersuchung gezogen, die nicht selten die überraschendsten Aufschlüsse ergab.

Als sich immer mehr herausstellte, wieviel von der Gestalt der Sprache, die zur Zeit des Plautus im Munde des Volkes lebte, noch aus den vermeintlichen Willkürlichkeiten und Selbstweisen seiner Komödien erkannt werden könne, wurde Ritschl zu

tieferer Erforschung der lateinischen Sprachgeschichte geführt, einer Disziplin, die er einfach erst geschaffen, aber nicht bloß begründet, sondern schon stützlich ausgebaut hat. Für diese Sprachstudien zog er eine bisher ganz unbeachtete Quelle, die altlateinischen Inschriften, heran. Hier musste freilich alles erst aus dem Rohstein herausgearbeitet werden. Brauchbare Inschriften-Sammlungen gab es damals überhaupt noch nicht; noch weniger war Verlass auf die Wiedergabe sprachlicher Besonderheiten. So ging Ritschl an die Sammlung der Schriftdenkmäler der römischen Republik; von allen bedeutenderen wusste er sich mit nie ruhendem Eifer Abdrücke zu verschaffen und liess diese mit untübertrefflicher Akribie facsimilieren. Das Ganze wurde zusammengefasst in dem Riesentafelband „Priscae Latinitatis Monumenta Epigraphica“, das selbst ein künstlerisch vollendetes Meisterwerk ist. Mit Hilfe dieses Materials gelang es, vollen Einblick in die zeitliche Entwicklung von Schrift und Sprache zu gewinnen, nach palaeographischen Indicien die einzelnen Denkmäler zu datieren und weiterhin die festen Grundlinien der altlateinischen Sprachentwicklung zu ziehen. Es sind besonders glänzende Untersuchungen, in denen Ritschl die aus den Monumenten sich ergebenden Auf-

schlüsse vorführt, auch besonders reizvoll durch die Werdelust, die in diesen von Stufe zu Stufe vordringenden Abhandlungen herrscht.

Von den zahlreichen sonstigen auf den verschiedensten Gebieten der klassischen Sprachen und Literaturen sich bewegenden Untersuchungen mögen etwa noch die über die ausgedehnte Schriftstellerei Varros hervorgehoben werden, namentlich die Abhandlung über seine „Disciplinarum Libri“, in der das wichtige Resultat gewonnen wurde, dass der Kreis der sieben freien Künste, in den das Mittelalter alles encyclopädische Wissen einschloss, auf diese merkwürdige Arbeit des römischen Polyhistor zurückgeht.

Das grossartige Gesamtbild aller Monographien Ritschls, wie es uns jetzt aus den fünf Bänden seiner „Kleinen Schriften“ entgegentritt, lässt überall die nämlichen Grundzüge erkennen: die feurige Energie, mit der er jede Aufgabe, die er überhaupt anfasste, durchzuführen pflegte, stets vom Kleinsten bis zum Grössten ganze Arbeit verrichtend, die sichere Führung auch durch die verwickeltesten Aporien, die Kunst reichvoller und eindringlicher Darlegung, die eminenten Kraft kombinatorischer Divination, gepaart mit strengster Methode der Prüfung, endlich den Reichtum an fruchtbaren Ergebnissen.

Curt Wachsmuth.

Heinrich Schliemann.

(Geb. am 6. Januar 1822 zu Neu-Buckow in Mecklenburg, gest. am 26. Dezember 1890 zu Neapel.)

(Hierzu Bildnis No. 55a.)

HEINRICH SCHLIEMANN wurde am 6. Januar 1822 in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Neu-Buckow als Sohn eines nicht mit Glücksgütern gesegneten Pastors geboren. Die dürftigen äusseren Verhältnisse des Vaters, der sehr bald darauf nach dem Dörfchen Ankershagen (nahe beim Müritz-See) übersiedelte, liessen den Knaben frühzeitig die harte Not des Lebens kennen lernen und haben wesentlich mitgewirkt, seine weiterhin so glänzend bewiesene Energie und Beharrlichkeit zu festigen und zu steigern. Den ersten Unterricht erhielt er vom Vater, zu dessen besonderen Eigenschaften eine schwärmerische Begeisterung für das alte Griechenland gehörte, die sich namentlich in glühender Verehrung für die homerischen Gedichte äusserte. So war es denn natürlich, dass auch Herz und Sinn des Knaben bald mit Entzücken den Schilderungen des Vaters folgten, dass neben der frohen Bewunderung der Helden und Heldenthaten sich auch ein naiver Glaube an die Realität der von Homer besungenen Ereignisse in seiner Vorstellung festwurzelte, ein

Glaube, der, obwohl kindlicher Phantasie entsprungen, auch dem späteren Manne und erfolgreichen Forscher stets unerschütterlich blieb.

Diese trotz der dürftigsten Zustände des Vaterhauses glückliche und ungehinderte Jugendzeit musste jedoch bald harten Zwängen weichen. Fast aller Mittel entblosst, sah sich der Vater genötigt, den 14-jährigen Knaben, dessen kurzer Schulbesuch in Neu-Strelitz damit vorzeitig beendet wurde, einem kleinen Materialwarenhändler in Fürstenberg (Mecklenburg) in die Lehre zu geben. Fünf volle entbehrungsreiche Jahre, ausgefüllt durch schwere Arbeit in Keller und Laden und sogar am Schenkentisch hatte hier der Heranwachsende durchzumachen, die aber dazu angethan waren, in ihm den Wunsch nach Befreiung aus drückender Lage und stumpfer Eintönigkeit zu steigern. Aus der grauen Alltäglichkeit heraus trug ihn seine Phantasie immer und immer wieder zu seinen ihm stets lebhafter erfüllenden Lieblingsvorstellungen, den Bildern der homerischen Welt, und was er als Kind oft geträumt,

die trojanische Burg ausgraben und den Schatz des Priamus entdecken zu wollen, das reifte jetzt in ihm zum festen Entschluß, zum grossen Vorsatz eines Lebens, dessen Güter zu diesem Zwecke zu erringen er unermüdetlich bestrebt sein wollte. Und das wusste er auch, unbeirrt durch Misserfolge, in zäher Ausdauer zu erreichen.

In Amerika sah er das Land der Verheissung. So verdiente er sich denn 1841 in Hamburg als Schiffsjunge auf einem Venezuela-Fahrer und trat erwartungsvoll eine Reise an, die ihn jedoch unvermutet an eine ganz andere Küste werfen sollte; schon bei der holländischen Insel Texel scheiterte das Schiff und, obwohl glücklich gerettet und nach Amsterdam geleitet, sah er sich von neuem der bittersten Not gegenüber, der er erst dadurch entging, dass er eine schlecht bezahlte Stelle als Ausläufer in einem Amsterdamer Handelshause erhielt. Dass ihm, um im Leben weiterzukommen, Kenntnisse mangelten, sah er bald; deshalb warf er sich mit Energie auf die Erlernung des Englischen, das er unter Anstrengungen männlicher Art in 6 Monaten bewältigte; ermuntert durch den Erfolg, wusste er sich in erstaunlich kurzer Zeit noch fünf weitere Sprachen anzueignen und sah seine Ausdauer bald dadurch belohnt, dass er unter günstigen Bedingungen eine Stellung als Correspondent bei H. H. Schröder & Co. in Amsterdam erhielt. Die Beziehungen dieses Hauses legten ihm nahe, auch das Russische zu erlernen, und so ausgerüstet zog er als Vertreter seines Handelshauses nach Petersburg. Seine Geschäftskennntnis und sein mit klarem Urteil gepaarter Unternehmungsgestir verschafften ihm nach kurzer Zeit die Möglichkeit, sich selbständig zu machen und jetzt für eigene Rechnung zu arbeiten. In jahrelangem, unermüdetlichen, sthem Ringen hat er hier, jede sich nur irgend bietende Konkurrenz benutzend, mit den denkbar verschiedensten WarenGattungen handeld, mit der kühnen aber sicheren Rechengabe eines vollendeten Grosskaufmanns, dazu nicht minder vom Glück begünstigt, durch alle Schwankungen und Fälsnisse der durch die europäischen Kriegswirren vielfach beeinflussten Lage des Weltmarktes hindurch noch und nach ein Vermögen erworben, das, endlich auf Millionen angewachsen, ihm selbst schon im Jahre 1858 genügend erschieu, um seinen höchsten Wunsch zu befriedigen, — Troja, die Stadt des Priamus, auszugraben. Bei aller geschäftlichen Inanspruchnahme hatte er noch die Zeit gefunden, Latein und Griechisch zu lernen und die Gesänge seines Abgottes Homer in der Ursprache kennen zu lernen!

Bevor er an die eigentliche Arbeit ging, wollte er die Welt sehen, das Gefühl der endlich errungenen Freiheit geniessen. So zog er durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien bis nach Aegypten

hinunter, das ihm in der Fülle uralter Denkmäler zur Bewunderung hieniss, wanderte durch Arabien und Syrien und hatte eben in Athen den griechischen Boden betreten, als ihm eine bedenkliche Krise, die durch Verschulden seines Verrtreres sein Geschäftshaus bedrohte, zur schleunigen Rückkehr nach Petersburg zwang. Wieder also sah er sich auf Jahre ins alte Joch gespannt, aber seine unermüdetliche Ausdauer brachte es dahin, dass er schon 1865 mit der Gewissheit, sein Vermögen nannach endgültig gesichert zu haben, Petersburg von neuem den Rücken kehren konnte. Er entschloss sich zunächst zu einer Reise um die Welt, wanderte über Nordafrika, wo er die Stätte Carthagos, aufsuchte, Aegypten, Indien, China nach Japan, durchkreuzte den Ozean und kehrte über Nordamerika nach Paris zurück, wo er sich für mehrere Jahre niederliess, um sich einem eingehenden, eifrigen Studium zur Vorbereitung für seine eigentliche Aufgabe zu widmen. Erst 1868 verliess er Paris und wandte sich nun direkt nach Griechenland. Nach einem kurzen Besuch auf Corfu, in dem er seiner festen Ueberzeugung nach das Land der Phäaken sah, und Ithaka, wo er auf Schritt und Tritt die homerischen Schilderungen von der Insel des Odysseus noch heur bewahrheitet zu finden glaubte, ging er nach Korinth, Argos und Mykenae, dessen Trümmer ihn zu einer späteren Ausgrabung anregten, und wandte sich dann von Athen aus nach seinem langersehnen Ziel, der Nordwestspitze Kleinasien, wo das alte Troja gelegen haben musste. Mit sicherem Urteil erkannte er sehr bald, dass der Ort, wo die sagenberühmte Stadt gestanden hatte, nicht, wie man bisher geglaubt hatte, im heutigen Buvarbaschi, sondern vielmehr in dem nahegelegenen Hisarlik zu suchen sei. Das Wichtigste war also gefunden; nun bedurfte es nur der erforderlichen Erlaubnis der türkischen Behörden; hier aber begegnete er unerwarteten Schwierigkeiten und Gegentreiberen, die er endlich, unter Anwendung der äussersten Energie, so weit zu beseitigen wusste, dass er im April 1870 mit den ersten Grabungen beginnen konnte, sie aber noch einmal auf behördlichen Einspruch einstellen musste. Erst im Oktober 1871 hatte er völlig freie Bahn und begann nun, von seiner jungen Gattin, einer Athenerin, mit Eifer und Kenntnis unterstützt, systematisch die Ausgrabung und setzte sie während dreier Jahre unermüdet fort, unter Entbehrungen schlimmster Art, die das dürftige, feberreiche Gebiet bedingte, und fortwährenden Belästigungen durch türkische Aufseher. Die Bedeutung und den wissenschaftlichen Wert seiner Funde noch einmal zu würdigen, erübrigt sich hier; es genügt festzustellen, dass durch Schliemanns Ausgrabungen der Altertumskunde ein Material zugeführt wurde, welches anfangs zwar mit

ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen, sehr bald als von ungehörter Bedeutung für die Vorgeschichte griechischer Kultur erkannt wurde und eine völlige Umgestaltung in den bisherigen Anschauungen von der historischen Entwicklung dieser Kultur herbeiführte. Freilich nicht ganz im Sinne des glücklichen Entdeckers: Schliemann sah in dem vielgestalteten Hausat, den Urnen, Krügen, Spinawirren, Schwertern, den zahlreichen Wertgegenständen aus Gold und Silber, den zu Tausenden getriebenen Resten von Türmen, Mauern und Wohngebäuden nichts Geringeres, als die stummen Zeugen des troischen Glanzes, Gegenstände, die den von Homer besungenen Trojanern gehört und die sich aus der Zerstörung der Stadt in unsere Zeit hinübergerettet hatten; er war fest überzeugt, dass der kostbare Gold- und Silberschatz, den er dort 1873 fand, zweifellos der Goldschatz des Priamus sein müsste und war durch keine sachlichen und historischen Einwände in seinem naiven Glauben wankend zu machen; für ihn war Homer unbestrittene Autorität und das, was schliesslich nichts zur Sache. Ging er doch mit ähnlichen Überzeugungen im Jahre 1876 an die Ausgrabung auf der Burg Mykenae, die, was die Art und den Wert der Funde anbetrifft, die in Troja gemachten nach um vieles übertraf; hier wurden Reste einer Kultur aufgedeckt, welche, wenn auch wohl jünger als die troische, der Altersforschung geradezu überraschend kam, hier lagen vor den erstaunten Augen der Forscher Zeugen einer Kunstpoche, einer künstlerisch so scharf charakterisierten Kultur, wie sie früher kaum vorausgesetzt worden war. Seitdem datiert der Begriff der „Mykenischen Periode“, die für die Erforschung und Beurteilung der vorhistorischen Kultur des Mittelmeergebietes von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist. Hieran schlossen sich Ausgrabungen auf der Burg Tiryns sowie in Orchomenos in Böotien, welche mehr durch den treuen Einblick in die Bauart dieser Vorzeit, als durch Kostbarkeit der Funde hervorragen.

Seit 1882 ward Schliemann in seinen Unternehmungen thätig von Wilhelm Dörpfeld unterstützt, dessen Sachkenntnis und Genauigkeit es vor allem zu danken ist, dass neben dem Eifer im Suchen auch der wissenschaftlichen Aufnahme der aufgedeckten Reste entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Mit seiner Hilfe setzte Schliemann auch die weiteren Ausgrabungen in Troja fort, wo nunmehr auch die topographische Kenntnis der alten Stätte zu ihrem Rechte kam. Bis 1890 setzte er dort, mit Unterbrechungen, die Ausgrabungen fort und beabsichtigte auch im folgenden Jahre dort weiter zu arbeiten; doch dazu kam es nicht. Wiederholt hatte sich in der letzten Zeit ein Ohrenleiden bemerkbar gemacht, welches gegen Ende 1890 so bedenklich wurde, dass Schliemann sich zu einer Operation entschliessen musste; er begab sich zu dem Zwecke nach Halle, wo sie im November vorgenommen wurde und geglückt schien. Voller Hoffnung auf Genesung reiste er nach einem letzten Besuch in Berlin und Paris heim, sollte jedoch die Seinen nicht mehr wiederschaen; in Nespel ereilte ihn unerwartet am 26. Dezember 1890 der Tod. In Athen ward er beigesetzt; ein stolzes Grabmal in antikem Stile erhebt sich über seiner Asche.

Schliemann hat selbst in mehreren Schriften die Resultate seiner vielfachen Ausgrabungen zusammengefasst, von denen hier „Ilios“ (1880), „Troja“ (1884) und „Mykenae“ (1878) als die hauptsächlichsten genannt sein, durch Fülle des Materials und Ausstattung hervorragend. Wenn er auch mit seinen privaten, oft naiven Anschauungen von der Bedeutung seiner Funde sich mit der exakten wissenschaftlichen Forschung im Widerspruch befindet, so wird doch damit dem Wert seines Lebenswerkes kein Eintrag getan; sein Name und sein Schaffen werden der Wissenschaft unvergesslich bleiben. Sonst mag von ihm das schlichte Wort der Bibel gelten: „Er zog aus, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und fand ein Königreich.“
Th. Commlon.

Wilhelm Liebknecht.

(Geb. am 29. März 1836 zu Giessen, gest. am 7. August 1900 zu Charlottenburg.)
(Hiera Bildnis No. 355.)

WILHELM LIEBKNECHT, der Senior unter den Führern der deutschen Sozialdemokratie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, ist der Sprössling einer Beamten- und Gelehrtenfamilie, die mit seinem Urgrossvater, dem späteren Universitätsrektor Johann Georg Liebknecht (gest. 1749) nach Giessen kam. Am 29. März 1836 zu Giessen geboren, verlor Wilhelm Liebknecht die Eltern schon in seinem 5. und 6. Lebensjahr. Er besuchte das Gymnasium und seit 1849 die Hochschule seiner Vaterstadt, an der er Philologie und Philosophie studierte. In Berlin hörte er darauf bei Schelling und Trendelenburg,

bei Böckh, den Gebrüdern Grimm und Lachmann. Nach Giessen zurückgekehrt, machte er sich bei der akademischen Behörde misliebzig und siedelte hierauf für zwei Semester nach Marburg über. Im Herbst 1847 ging er nach Zürich, um sich dort auf die Advokatenlaufbahn vorzubereiten und an der im Geiste Rousseaus und Pestalozzis geleiteten Musterschule Julius Fehrels Unterricht zu erteilen.

Bei Ausbruch der Februarrevolution eilte er nach Paris, kehrte aber bald darauf nach Zürich zurück und nahm im September 1848 an Struves Einfall in Baden teil. In Gefangenschaft geraten, sass er acht Monate lang zu Freiburg i. Br. in Untersuchungshaft, erhielt aber beim Ausbruch des Maiaufstandes 1849 durch den Spruch der Geschworenen die Freiheit. Nach der Niederwerfung dieser Erhebung entkam er mit Struve nach Frankreich und von hier aus nach der Schweiz, wo er Mitte Juli in Genf seinen Aufenthalt nahm. Hier wurde er Vorsitzender des Genfer Arbeitervereins und bald Obmann des Bundes der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz. Der auf Februar 1850 von Liebknecht nach Mürren berufene Kongress dieser Vereine wurde unteragt, der Einberufer desselben kam auf zwei Monate zu Freiburg i. d. Schw. in Untersuchungshaft und wurde hierauf aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft ausgewiesen.

Liebknecht ging nach London, wo er Freundschaft mit Karl Marx schloss, unter dessen Einfluss er sich volkswirtschaftlichen und soziologischen Studien auf das eifrigste zuwandte und eine nicht gewöhnliche Kenntnis der englischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte sowie der englischen Literatur erlangte, auch seit jener Zeit eine ausgesprochene Vorliebe für England gewann. Er erwarb seinen Lebensunterhalt durch Erteilung von Unterricht und als Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“. Nebenher hielt er regelmässig Vorträge im „Komunisten-Klub“.

Nach der Amnestie von 1861 siedelte er nach Berlin über, wo er bei der von August Brass ins Leben gerufenen grossdeutsch-demokratischen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ im August 1862 die Redaktion der Auslandspolitik übernahm. Als jedoch Brass Fühlung mit Bismarck nahm, schied Liebknecht wieder aus. Er wurde Mitglied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, ohne jedoch damals besonders hervorzutreten. Als er aber die kleindeutsche Politik des Ministeriums zu bekämpfen begann, erhielt er im Sommer 1865 den für ganz Preussen geltenden Ausweisungsbefehl.

Nach Leipzig übergesiedelt, begann Liebknecht sofort eine energische agitatorische Thätigkeit. Nach im Oktober 1866 zwischen Preussen und Sachsen zu stande gekommenen Friedensschluss begab er

sich nach Berlin, wurde aber hier auf Grund der Ausweisungsbefehle von 1865 sofort verhaftet und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. 1867 sandte ihn der 19. sächsische Wahlkreis Stollberg-Schneeberg in den Norddeutschen Reichstag. Auf der sächsischen Landesversammlung zu Chemnitz organisierte er die Arbeiterpartei auf Grund eines von ihm entworfenen sozialdemokratischen Programms und rief zu Beginn des Jahres 1868 das „Demokratische Wochenblatt“ als Parteiorgan ins Leben. Auf dem Vereinstag der deutschen Arbeitervereine zu Nürnberg im September 1868 gelangte das von Liebknecht ausgearbeitete Programm zur Annahme, das nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische Emanzipation des Arbeiterstandes forderte. Der zu Eisenach in den Tagen vom 7. bis 9. August 1869 abgehaltene allgemeine deutsche sozialdemokratische Arbeiterkongress rief die sozialdemokratische Arbeiterpartei (die „Eisenacher“, im Unterschied vom Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein der Lassalleaner) ins Leben, deren Organ nun der unter Liebknechts Leitung in Leipzig dreimal wöchentlich erscheinende „Volksstaat“ wurde, der an die Stelle des „Demokratischen Wochenblatts“ trat.

Die bis etwa 1869 währende ablehnende Haltung Liebknechts gegenüber dem Reichstag und dem Parlamentarismus überhaupt liess sich auf dem Stuttgarter Parteitag (4. bis 7. Juni 1870) dazu herbei, den Vertretern der Partei die Pflicht aufzuerlegen, auch parlamentarisch, soweit dies angänglich, im Interesse der arbeitenden Klasse zu wirken. Die Stimmabhaltung Liebknechts und Behels im Reichstage in Sachen der Kriegsanleihe (21. Juli 1870) hatte nicht den Beifall des Parliausschusses und der Kontrollkommission, weniger Widerspruch erfuhr er in der eigenen Partei bei seiner Abstimmung gegen die zweite Kriegsanleihe am 26. November. Wegen Vorbereitung des Hochverrats wurden Liebknecht und Behel am 26. März 1872 vom Leipziger Schwurgericht zu zwei Jahren Festung verurteilt.

Im Mai 1875 erfolgte die Einigung der „Eisenacher“ und der „Lassalleaner“ auf Grund des Kompromiss-Programms zu Gotha, mit welchem Moment die Partei einen ausserordentlichen Aufschwung nahm. Seit dem 1. Oktober 1876 erschien an Stelle des Leipziger „Volksstaat“ und des Berliner „Neuen Sozialdemokrat“ in Leipzig unter Redaktion von Liebknecht und Hasenclever der „Vorwärts“ als Zentralorgan der Partei; ausserdem bestanden damals noch 40 andere Parteiblätter zumeist lokalen Charakters. Das Sozialistengesetz von 1878 bereitere zwar der sozialistischen Publizistik ein jähes Ende, ohne doch die Partei als solche unterdrücken zu können, namentlich war es Liebknecht, der seitdem stets einem klugen Opportunismus das Wort redete

und vor jedem Versuch einer Gewaltpolitik warnte. Als 1881 über Leipzig der kleine Belagerungszustand verhängt wurde, auf Grund dessen Liebknecht und Behel ausgewiesen wurden, ging der erstere nach dem benachbarten Orte Borsdorf. 1879 bis 1883 und wieder 1884 bis 1892 war Liebknecht Mitglied der Zweiten Kammer des sächsischen Landtags. Seit 1874 Mitglied des Deutschen Reichstags, vertrat er hier seit 1888 den 6. Berliner Wahlkreis. In die Borsdorfer Zeit fallen mehrere Reisen Liebknechts nach der Schweiz, Frankreich, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Zu Beginn des Jahres 1891 übernahm er nach Ausserkraftsetzung des Sozialistengesetzes die Chefredaktion des „Vorwärts“ in Berlin, des Zentralorgans der Partei. Nur wenige Wochen nach seiner Uebernahme in die Reichshauptstadt gründete er hier die Arbeiterbildungsschule. Seit dem Erfurter Parteitag von 1891 wandte sich Liebknecht sowohl gegen die Ultraradikalen wie gegen die zu Kompromissen mit anderen Parteien geneigten Realpolitiker und

hatte deshalb manch hebrige Kritik der jüngeren Parteigenossen zu erfahren. Nach einer zweiwöchigen Erholungsreise durch Italien starb er unerwartet plötzlich am 7. August 1900 zu Charlottenburg, aufrichtig betrauert von seiner Partei und den Gesinnungsgenossen aller Länder. Unter Liebknechts Leitung ist die sozialdemokratische Fraktion im Reichstag zur zweitstärksten angewachsen, und bei den Wahlen von 1898 hatte sie die bedeutendste Stimmenzunahme (340.000). Die zahlreichen Flugschriften Liebknechts sind eine unentbehrliche Quelle zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie innerhalb der letzten dreissig Jahre; die den ganzen Menschen in Beschlag nehmende parteipolitische Tätigkeit liess den uner müdlichen Agitator nie dazu gelangen, seiner stets bewährten Neigung zu wissenschaftlicher Arbeit folgen zu können; die Geschichte der französischen Revolution kannte er wie wenige, das nach dieser Richtung in laugen Jahrzehnten aufgespeicherte Material ausgiebig zu verarbeiten, hat er nie die Masse gefunden.

Karl Wittke.

Max Liebermann.

(Geb. am 26. Juli 1847 zu Berlin.)

(Hierin Bildnis No. 566.)

Die Wirklichkeitsmalerei hat auf deutschem Boden in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kaum einen zielbewussteren Vorkämpfer aufzuweisen, als Max Liebermann. Auf Klassizismus und Romantik folgte eine naturalistische Reaktion, deren erste Ansätze sich über die Mitte des Jahrhunderts zurück verfolgen lassen, deren Sieg die Leistungen eines Manet, Israels und Liebermann entschieden. Die Lorbeerkrone des jüngsten Streikers ist die reichste, nicht weil er die grösste Kraft eingesetzt, sondern weil sein Schaffen mit dem allmählichen Reifen künstlerischer Anschauung und künstlerischen Urteils zusammenfiel. Trotzdem wäre es unbillig, von leicht verdientem Ruhm zu sprechen angesichts des Widerspruchs, den Liebermanns Arbeit bis in die letzten Jahre hinein gefunden hat.

Zunächst musste er den Kampf mit den Wünschen seines Vaters aufnehmen, der den begabten Sohn für den Gelehrtenberuf bestimmt hatte. An der Berliner Universität 1868 inskribiert, besuchte er heimlich das Atelier Steffecks, an dessen „Sadows“ er mitmalen durfte, und wusste schliesslich die Abneigung der Eltern gegen seine Künstlerlaufbahn soweit zu überwinden, dass sie in seine Ueber-

siedlung an die Weimarer Akademie (1869) einwilligten. Mit 26 Jahren malte er sein erstes selbständiges Bild, die „Gänserupferinnen“ (Nationalgalerie Berlin 1873). Dass aus Liebermann kein Gussow oder Munkacsy hätte werden können, war damit noch nicht gesagt. Trotzdem erregte sein Bild Aufsehen und fand — was dem Ehrgeiz des wohlstehenden Kunstjägers sicherlich weit mehr imponierte, als das Gezeter der aus ihrem Gewohnheitsschlaf aufgerüttelten Tageskritik — einen Käufer. Sein zweites, zuerst in Antwerpen ausgestelltes Bild „Die Konservenzsicherinnen“ begegnete in Frankreich ebenfalls wohlwerchtiger Aufmerksamkeit, so dass Liebermann sich noch im Dezember 1873 entschloss, nach Paris überzusiedeln.

Aber nicht Paris, wo ihn Munkacsy und Millet mächtig anzogen, sondern Holland sollte die eigentliche Heimat des Malers werden. Naturalistisches Bestreben wendet sich begreiflicherweise zuerst an einfache Vorwürfe. Wo diese in den Motiven, wie sie das phlegmatische, so ganz zum Malen einladende Leben der holländischen Bevölkerung bietet, vorhanden sind, wo überdies die Spuren eines Rembrandt, Frans Hals und Ostade locken, da musste das Goldland des

modernen Naturalismus zu finden sein. Liebermann war nicht [sein Wiederentdecker: Joseph Israels' Schöpfungen hatten bereits für die Ergreifigkeit des Bodens Zeugnis abgelegt. Gleichwohl wäre sie für die moderne deutsche Kunst vielleicht ungenutzt geblieben, hätte nicht ein so starkes Talent, wie das Liebermanns, sich hier verankert. Die „Kleinkinderschule zu Amsterdäm“ (1880), das „Ammenhaus“ (1880), der „Hof des Waisenhauses“ (1881), die „Flachsachser in Laren“ (1887), die „Netzflickerinnen“ (1888), „In den Dünen“ (1893), bedeuten wichtige Etappen in der Entwicklung des deutschen Naturalismus. Hier vereinigen sich scharfe Beobachtung, Feinblick für Licht und Leben, Luft und Bewegung mit selbstbewusster Beherrschung der Mittel zu einer Kunst, die Nachstrebenden wie Lassen den Schlaf aus den Augen reißen musste, Freilich erschöpft sich Liebermanns Genie fast in dem scharfen Blick des Auges und der Sicherheit der Hand; es ist ein Nachleben der Natur, kein Neuschaffen, was er uns bietet. Er malt die Natur, wo ein Böcklin seine Natur malt. Trotzdem liegen die Wurzeln ihrer Kraft für die deutsche Malerei unserer Zeit gerade im Boden des Naturalismus, zumal wenn eine Kultur der Ausdrucksmittel und eine Kultur des Gesichtsinnes daraus erwachsen, wie sie selbst einen Leib niemals zu gleicher Freiheit gediehen ist. Denn Liebermanns Kunst ist bei aller scheinbaren Schlichtheit raffiniert, soweit alles Künstlerische raffiniert sein muss. Er verliebt sich in die Farbwirkung eines japanischen Kakeemonu, weiss die nervöse Vibration in den Schöpfungen eines Degas und Pissarro mit der gleichen Lebhaftigkeit zu schätzen, wie den naiven Ernst eines Quattrocentisten. Aber diese Sensibilität ist nicht entwickelt aus nachdenklichem Studium oder aus Modegenuss, sondern aus eigenem Arbeiten. Deshalb wird auch seine Art, von der Natur zur Kunst zu gelangen, stets vorbildlich bleiben.

Das Stoffgebiet, das Liebermann beherrscht, ist nicht gross: das Leben der unteren Volksklassen, der Feldarbeiter, Handwerker, Fischer, der Waisen und Spittler lockt ihn mehr als das der eleganten Welt, der er selbst angehört. Indes kommt es ihm bei all seinen Schilderungen niemals auf das Was des Vorwurfs an, sondern nur auf die malerische Ergreifbarkeit. Wenige, aber scharfgeprägte Bildnisse, wie die Wilhelm Hodas (1890), des Bürgermeisters Petersen (1890), Gerhart Hauptmanns (1892), Rudolf Viechows (1894), Eduard Grisebachs (1896), Theodor Fontanes (1896) sind offenbar in der Absicht gemalt, der Mit- und Nachwelt zu beweisen, dass der „Ryparograph“, zu dem ihn die Kritik hatte stempeln

wollen, keine steiflichen Schranken für sein Schaffen anzuerkennen gesonnen ist.

Von der Meisterschaft landschaftlicher Schilderung legen bereits frühe Bilder, wie die Arbeiter im Rübenfelde (1875), dann aber besonders die „Dorfstrasse“ (1885), die „Netzflickerinnen“ (1888) und zahllose Studien und Radierungen breites Zeugnis ab. — Ein einziges religiöses Bild hat Liebermann gemalt: der zwölfjährige Christus im Tempel (1879); das kühne Wagnis, den durch zahllose flauere oder erklügelte Darstellungen überlieferten Vorwurf mit neuem nicht eben sympathischen, aber lebensprühendem Inhalt zu füllen, weckte lebhaftere Entrüstung. Nicht diese Entrüstung, viel eher das Gefühl, dass sein Talent ihn auf den unmittelbaren Verkehr mit der Natur hinwies, hielt ihn wohl von weiteren Versuchen der Art zurück.

Was die Bilder Liebermanns vor so vielen Werken Mitsrebender auszeichnet, ist die in ihnen sich bekundende Fähigkeit, die Einzelheiten eines Naturauschnittes ohne Willkür zusammenzustimmen. Seine Bilder sind mit einem Blick gesehen, der momentane Eindruck, die „Impression“, giebt den Ausschlag auch da, wo die Ausführung von ändernder Uebersetzung zeugt. So ist es erklärlich, dass seine Zeichnungen und Skizzen oft frappanter wirken, als seine Gemälde. Er versteht gleich Rembrandt, mit wenigen Strichen und Tönen dem Beschauer Farbvorstellungen zu suggerieren, eine Bewegung, einen Gesichtsausdruck flüchtig so anzudeuten, dass die Phantasie unweigerlich die vom Zeichner gewollte Ergänzung vollzieht. Knappe Prägnanz der Ausdrucksweise ist ja vielen Griffelvirtuosen eigen, aber, dass sie nicht ins Eigenwillige, Kaprizöse verfällt, sondern stets im Dienst künstlerischen Strebens bleibt, unterscheidet den Meister vom Manieristen. Und damit ist Liebermanns Stellung in der Kunst unserer Zeit gekennzeichnet: er kennt keinen Stillstand der Arbeit, kein Sichgenügen-lassen mit dem einmal Erreichten, neue Ziele steigern seine Fähigkeit, die sich gleichwohl stets in einer bestimmten, unabänderlichen Richtung entwickelt. Folgerichtigkeit und Fortschritt vereinigen sich nur im Schaffen der ganz Grossen zu einer ähnlichen Evolution. Die neueste Phase seiner Kunst, die das Schlagwort „Luminarismus“ nicht ganz deckt, wird meiner Uebersetzung nach den Widerspruch, den sie findet, ebenso siegreich überwinden, wie seine frühere Malweise. Denn schon heute steht die Künstlerpersönlichkeit Max Liebermanns in ihrer Geschlossenheit und Grösse als ein „rocher de bronze“ vor uns, an dem Hass und Widerstreben einer rückständigen Anschauungsweise zerschellen müssen. Ludwig Kocsmarek.

Peter Tschaikowsky.

(Geb. am 25. April (7. Mai) 1840 zu Wotkinsk, gest. am 25. Oktober (5. November) 1893 zu Petersburg.)

(Hiersu B33mit No. 367)

Durch die erfolgreichen Bemühungen moderner, namentlich deutscher Dirigenten ist neuerdings die russische Komponistenschule zu grossem Ansehen gelangt. Mit steigender Vorliebe beschäftigt man sich mit ihren kraftvollen Erzeugnissen und ist bereit, das Eigenartige auch dort zu bewandern, wo es sich lediglich im Widerstreit mit den Traditionen einer durch Jahrhunderte erworbenen, allmählich verfeinerten musikalischen Kultur abhebt. Ein Meister indessen, der in seinen Werken die Musik unabhängig von dem Reiz des Nationalen durch schöpferisches Vermögen bereichert hat und dem deshalb vor seinen Landsleuten eine überwiegende Bedeutung zukommt: das ist Peter Tschaikowsky. In weit höherem Grade als seine Vorgänger ist er erfinderisch veranlagt, und namentlich, wo er in grossen symphonischen Formen sich ausgesprochen hat, ist es ihm gelungen, eine Brücke zu schlagen zwischen der Kunst des Abendlandes und den musikalischen Bestrebungen seiner Heimat. Auf die folgende Generation russischer Tonsetzer ist er von entscheidendem Einfluss gewesen. In wie weit er der gesamten Entwicklung dienlich gewesen, lässt sich freilich noch nicht überblicken; wohl aber hat schon die Gegenwart ein Recht, ihn unter die ersten Meister der jüngsten Epoche zu setzen.

Peter Iljitsch Tschaikowsky entstammt wahrscheinlich einem polnischen Adelsgeschlechte, das jedoch seit Generationen in Russland vollständig heimisch geworden war. Seine Mutter, eine geborene Assiére, war französischer Herkunft. Wie alle hervorragenden Musiker Russlands ist er vom Dilettantismus zur Kunst gekommen. Es hängt das mit den Verhältnissen des Landes zusammen, denn bis vor Kurzem war der Beruf des Musikers in Russland ein wenig verlockender. Der Vater Tschaikowskys hatte das Bergfach erlernt und erhielt als Oberbergwart die Stellung des leitenden Chets einer Fabrik in Wotkinsk im Gouvernement Wjattska. Hier wurde Peter am 25. April (7. Mai neuen Stils) 1840 geboren. Kein Mitglied der zahlreichen Familie zeigte musikalische Neigung. Dieser Umstand, das Leben der Seinen in einer von allen Kulturstätten abgelegenen Gegend, endlich der mehrfache Domizilwechsel während seiner Kinderjahre brachten es mit sich, dass die Begabung Tschaikowskys erst spät erkannt wurde. Während er durch eine französische Erzieherin den nötigen wissenschaftlichen Unterricht erhielt und später, als die Familie nach Petersburg übersiedelt war, eine öffentliche Schule

besuchte, war er musikalisch fast ganz auf sich selbst gewiesen. Kurze Zeit gab ihm ein gewisser Filjopoff Klavierstunden; dann übernahm der Vater einen Verwaltungsposten in Atapajewsk und die Phantasie des Knaben, die in der neuen Umgebung wieder jeder Anregung beraubt war, arbeitete selbstständig weiter. Peter sollte nach dem Wunsche der Eltern die Beamtenlaufbahn einschlagen. Als seine bis dahin schwankende Gesundheit sich einigermaßen gekräftigt hatte, wurde er 1850 nach Petersburg geschickt, um dort die sogenannte „Rechtsschule“ durchzumachen. Aus jener Zeit besitzen wir interessante Zeugnisse über Tschaikowskys ausserlich wenig anmutendes und doch so gewinnendes Wesen. „Als ich ihn kannte“, schreibt einer der Mitschüler in seinen Erinnerungen, „konnte nur der ganz ungewöhnliche, nicht zu beschreibende Zauber seiner Persönlichkeit die Zerstreuung, Unordentlichkeit und Nachlässigkeit Tschaikowskys vergessen lassen“. Später zeichnete sich der Meister im Gegenteil durch peinliche Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten und Sauberkeit in der äusseren Erscheinung aus, wie er auch in seinen Ansichten Umschlag, oft leichtfertig gefällte Urteile selber verwarf und aus dem Vergnügungstüchtigen, hotten Viseur, der er als Jüngling war, zu einem ernstem, arbeitsamen Manne heranreifte. Trenn aber blieb ihm die Gabe, alle, die mit ihm in Berührung kamen, durch seine Lebenswürdigkeit zu bezaubern, in dem Masse, dass Laroche in seinem Nachruf ihm die Verkörperung aller Lichtseiten des Menschentums nennen durfte.

Während der Schulzeit scheint das Bewusstsein von seiner Bestimmung in Tschaikowsky noch geschlummert zu haben. Wohl improvisierte er nach wie vor allerlei Tänze am Klavier, berauschte sich gelegentlich an musikalischen Aufführungen und suchte sein Klavierspiel durch Stunden, die er bei dem tüchtigen Pianisten Rudolf Kündinger nahm, zu vervollkommen. Als er jedoch 1859 die Schule verlassen konnte, dachte er noch keineswegs an eine Künstlerlaufbahn, sondern trat als Sekretär in die Kanzlei des Justizministeriums ein. Fleissig und pünktlich erfüllte er seine Obliegenheiten, indessen das Gefühl der Unbefriedigung, die Sehnsucht nach musikalischer Betätigung liessen nicht auf sich warten und waren bald durch keinen Vergnügungstaumel mehr zu betäuben. Jahrelang hat Tschaikowsky qualvoll mit sich gerungen, ehe er alle Zweifel niederkämpfte und seine Entlassung

nahm. Dann begann er unter Saremba, später als Schüler des 1862 von Anton Rubinstein gegründeten Konservatoriums theoretische Studien mit dem glühenden Eifer eines in vorgereifterem Alter stehenden Kunstjägers. Nur konnte er die Strenge seines Charakters bewähren; denn nicht nur wurde es ihm schwer, sich künstlerisch durchzusetzen, auch materiell hatte er Opfer zu bringen, da die Familie inzwischen verarmt war und Peter für seine Bedürfnisse selber zu sorgen hatte. Er beendete unter Entbehrungen mancherlei Art seine Studien, verliess die Anstalt mit Auszeichnung, nachdem eine Komposition von ihm öffentlich aufgeführt worden, und folgte 1866 dem Rufe Nicolai Rubinstains nach Moskau, um dort an dem neuen Konservatorium eine Lehrerstelle anzunehmen. Bei der feierlichen Eröffnung trat Tschaikowsky auch als Pianist auf; er spielte, nach dem Urteil von Zeitgenossen, gut, gewandt und glänzend, aber ohne wärmere Empfindung. Eine natürliche Scheu hielt ihn von allen Gefühlsoffensurungen ab, die er auch bei andern nicht liebte; die ihm eigene Schüchternheit lähmte sein Auftreten in der Öffentlichkeit oder in grosser Gesellschaft und machte, verbunden mit unüberwindlicher Nervosität, ihn auch zu einem unsicheren und wenig geschickten Dirigenten seiner eigenen Werke. Immerhin ist auch dieser Zug an ihm sympathisch, weil er in der grossen, echten Bescheidenheit wurzelt, die den Künstler und Menschen kennzeichnete.

Bis 1878 zwangen die Verhältnisse Tschaikowsky, zum Teil seine Kräfte in einer für ihn im Grunde recht unfruchtlichen Lehrthätigkeit zu verbrauchen. Durch die freundschaftliche, selbstlose Theilnahme einer Frau, die ihm zeit lebens unbekannt blieb, wurde es ihm ermöglicht, sich ganz seinem Schaffen zu widmen. In den Genuss einer jährlichen Pension von 6000 Rubel gesetzt, gab Tschaikowsky, der sich nach kurzer Ehe von seiner Gattin getrennt hatte, sein Lehramt auf und verbrachte die nächsten Jahre meist im Auslande. Auch später unternahm er häufige Erholungs- und Kunstreisen, lebte aber immer einen Teil des Jahres in Moskau oder in der Nähe von Klin, einem 60 Kilometer von Moskau entfernten Sträbchen, vor dessen Thoren

er ein gemüthliches Heim besass. Sein Ruhm war seit der Mitte der 70er Jahre rasch gestiegen, zumal als Hans von Bülow in Deutschland und Amerika auf das B-moll-Konzert und seinen Schöpfer aufmerksam gemacht hatte. Viel Sympathie fand er bei den Franzosen, deren künstlerischem Wesen sein eigenes vielfach verwandt war. Die Universität Cambridge erkannte ihm im Juni 1893 das Diplom eines Doktors der Musik zu. Nach der Rückkehr aus England wohnte Tschaikowsky in Hamburg der Premiere seiner Oper „Jolanthe“ bei, und noch kurz vor seinem Tode leitete er in voller Frische die erste Aufführung seiner H-moll-Symphonie in Petersburg. Am 30. Oktober wurde er eines der ersten Opfer der ausbrechenden Choleraepidemie und verschied am 25., wie einst seine Mutter, in einem Bade, das die Aerzte als letztes Rettungsmittel verordnet hatten. Die Trauer um den unerwarteten Heimgang des Meisters war eine tiefe und zeugte davon, dass man in Russland die Grösse des erlittenen Verlustes empfand.

Tschaikowskys Werke sind nicht vollständig erhalten; Manches ist verschollen, viele von seinen früheren Arbeiten hat er selbst im Unmut vernichtet. Dennoch ist es erstaunlich, zu welcher Produktivität sich der spät Gereifte in höherem Alter aufgerafft hat. Mit Vorliebe wendete er sich immer wieder der Bühne zu. Aus der Reihe seiner Opern sind „Fägen Orägin“, „Pique Dame“ und „Jolanthe“ auch im Auslande bekannt geworden. Der Schwerpunkt seines Schaffens aber lag auf symphonischem Gebiete. Hier ist es vor allem die VI. (letzte) „pathetische“ Symphonie, die ihm die meisten Bewunderer zugeführt hat. Das erwähnte Klavierkonzert und das Violinkonzert sind Zierden ihrer Gattung; unter den Kompositionen für Kammermusik ragt das dem Andenken Nic. Rubinstains gewidmete A-moll-Trio ganz besonders hervor. Zu den lebenswürdigen Gaben sind aber auch die zu einer Orchestersuite vereinigte Musik aus dem Ballet „Der Nussknacker“ sowie eine stattliche Reihe geistvoller Lieder und Klavierstücke zu rechnen, mit denen Tschaikowsky nicht weniger als mit den Werken grossen Stils seinem Namen ein bleibendes Denkmal errichtet hat.

Leopold Schmidt.

Alexander Graham Bell.

(Geb. am 3. März 1847 zu Edinburgh.)

(Hierzu Bildnis No. 268.)

Uner den Kultursapparaten, die in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der Menschheit von ihren grossen Wohltätern, den Technikern geschenkt wurden, nimmt nicht einer eine

so eigenartige Stellung ein, wie der Fernsprecher. Es dürfte in der That keine zweite Vorrichtung geben, die mit gleich einfachen Mitteln so Ungewöhnliches leistet. Dem Alltagsmenschen erscheint

er bereits als etwas Selbstverständliches, wie ein Organ seines Körpers, während die Naturforscher noch immer mit staunender Bewunderung auf die grösste Erfindung Graham Bell's blickten.

Graham Bell war durch seine Abstammung und seine Erziehung gleichsam für die Erfindung eines Apparates, der der Sprache und dem Ohre dient, vorbestimmt. Sein Vater, Alexander Melville Bell, hatte sich als Besitzer einer Taubstummen-Anstalt zu Edinburg und durch sein „System der sichtbaren Sprache“, das den Taubstummen die Artikulation der Sprache verdeutlicht, rühmlichst bekannt gemacht. Graham unerrichtete zuerst am Institute seines Vaters.

Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er an der Universität seiner Vaterstadt. Hier widmete er sich mit Vorliebe physikalischen und besonders akustischen Studien.

Er ist zweifellos durch seinen Beruf als Taubstummenlehrer, sowie durch die berühmten theoretischen Arbeiten unsers Helmholtz zur Physiologie des Tones und der Sprache, deren Studium er sich mit Begeisterung widmete, zu experimentellen Untersuchungen geführt worden, die ihn zur Konstruktion des Fernsprechers leiteten.

Bekanntlich ist etwa zehn Jahre früher Philipp Reis (geboren 1834 in Gelnhausen, gestorben 1874 in Friedrichsdorf) zum Bau eines Telephons, wie er den Fernsprecher zuerst bezeichnete, gelangt, das allerdings mit elektrischen Strömen arbeitet und nur die Uebersführung von Musik und wenigen Lauten zulässt.

Im Jahre 1870 siedelte Bell nach Amerika über. Er errichtete in Boston ein Institut für Taubstumme und wirkte zugleich als Professor der Vokalphysiologie an der dortigen Universität. In diese Zeit (1874) fällt die Veröffentlichung des Fernsprechers, dessen erstes Patent auf den 6. April 1875 lautet. Der

ausserordentlich einfache Aufbau des Fernsprechers, der seine Benutzung ohne jede Vorbildung und Uebung für jedermann zulässt, führte ihn in wenigen Jahren als unentbehrlichen Gebrauchsapparat in allen Kulturländern ein.

Dieser grosse Erfolg und die gewaltige Industrie, die der Fernsprecher hervorrief, machten Bell ganz zum Elektrotechniker und zum Leiter bedeutender industrieller Etablissements. Besonders in den Jahren von 1876 bis 1880 entwickelte er auf diesem Gebiete eine äusserst lebhaft und geeignete Thätigkeit. Als reifste Frucht aus dieser Zeit ist die Erfindung des Photophons zu nennen. Dieser Apparat gestattet durch Licht- oder Wärmestrahlen die Sprache durch den freien Raum hindurch auf viele Kilometer zu übertragen. Verwendet wird in ihm die Eigenschaft des Metalles Selen, welches während der Bestrahlung seine elektrische Leitungsfähigkeit verliert.

Das Photophon ermöglicht also einen Fernsprechdienst ohne Draht! Allerdings ist es Bell nicht möglich gewesen, diese Erfindung in der Weise praktisch zu gestalten, wie seinen Fernsprecher.

Im Grunde seiner Seele ist Bell eine durchaus wissenschaftliche Natur. Der innige Drang, in freier Forschung, ohne Rücksichtnahme auf geschäftliche Verpflichtungen wirken zu können, veranlasste ihn zur Errichtung des Volta-Laboratoriums in Washington, sowie zur Annahme der Professur für Phonologie an der John Hopkins Universität zu Baltimore. Dass dem Manne, der es dem Individuum ermöglicht hat, gleichsam allgegenwärtig zu sein, Ehren und Auszeichnungen in Fülle zutossen, bedarf nicht erst der Bestätigung!

In letzter Zeit hat sich Bell dem Lieblingstudium seiner Jugendjahre, den Gesetzen der Taubstummen-sprache, wieder zugewendet und eine grössere Zahl von Schriften über den Gegenstand veröffentlicht.

Franz Bendt.

Robert Arthur Talbot Gascoigne Cecil, Marquis of Salisbury.

(Geb. am 14. Februar 1830 zu Hatfield.)

(Hierzu Bildnis No. 569.)

Der Staatsmann, unter dessen Leitung Grossbritannien in das zwanzigste Jahrhundert eingetreten ist, gehört einem der ältesten und mit der Geschichte des Landes seit Jahrhunderten eng verknüpften Geschlechter an. Vielfach in Blutsverwandschaft mit dem Königshause der Plantagenets, geht die jüngere Linie der Familie zurück auf William Cecil, Lord Burleigh († 1598), den grossen Staatsmann Elisabeths, und auf dessen Sohn Robert Cecil, den Finanzminister Jacobs I., sie erlangte 1789 das Marquisat.

Der zweite Marquis von Salisbury hat sich als eifriger Tory und Schutzzöllner bekannt gemacht. Sein Sohn ist der leitende Staatsmann bei der Thronbesteigung König Eduards VII. Robert Arthur Talbot Gascoigne Cecil, Marquis of Salisbury wurde am 13. Februar 1830 zu Hatfield, dem alten Familiensitze seines Geschlechts, geboren und war bis zum Tode seines älteren Bruders (1865) als Lord Cecil bekannt. Seine Erziehung weicht von der in den englischen Adelsfamilien üblichen Art nicht ab. In

Eton vorgebildet, kommt er 1847 ins Christ Church College nach Oxford, wuestet er 1849 Bachelor of arts wird. An dem Debattierklub der „Oxford Union Society“, bestanden doch solche Klubs seit alters her an den englischen Colleges, nahm der junge Student regen Anteil, und es ist nicht schwer, aus der Art der Beredsamkeit des späteren Staatsmannes auf die Reden zu schliessen, die er zumeist als Kampfreden dort gehalten; stets wird er durch seinen scharfen Verstand und sein Temperament geleitet, heftig im Ton gewesen sein, wird mit Grund sicher gestellter Behauptungen seine Darstellung entwickelt und eine bisweilen allzu scharfe Kritik geübt haben. Jedenfalls können wir ihn uns kaum anders vorstellen, als der junge politische Kämpfer für die alten Toryprinzipien in Westminster sich später gegeben hat, wo er hervorragender in der Wucht seines murrigen Angriffs, als klug berschmend in der Wahl seiner eigenen Stellung und in deren Befestigung sich gezeigt hat. Nach dem Abgang von Oxford finden wir ihn auf einer zweijährigen Reise im Ausland; er besuchte eine Reihe der britischen Kolonien und hat selbst in Neu-Seeland seine Kenntnis des britischen Kolonialreichs zu erweitern gesucht. Nach seiner Rückkehr in die Heimat zum fellow of All Souls College zu Oxford gewählt (1853), bot sich, infolge des Rücktritts des Mr. Herries von der Vertretung für Stamford, dem jungen Manne im Sommer 1853 die erwünschte Gelegenheit zum Eintritt ins Unterhaus. Am 28. August ohne Opposition gewählt, nahm Lord Robert Cecil zu Beginn der folgenden Parlamentstagung den Sitz in Westminster ein, den er unter wachsendem Ansehen die folgenden fünfzehn Jahre hindurch inne gehabt hat. Bei Gelegenheit der zweiten Lesung der Universitäts-Bill Lord John Russels hielt Lord Cecil am 7. April 1854 seine Jungtenrede, in der er vor Verschwendung der Stiftungen in den Colleges warnte, und erregte dabei selbst die Anerkennung Gladstones. Der Vorschlag einer Listenwahl, mit dem er im Frühjahr 1857 der Agitation bei den Wahlen entgegenzutreten strebte, fand keine Zustimmung. Seit 1857 mit Georgina Caroline, der ältesten Tochter des glänzenden Juristen Sir Edmund Hall Alderson vermählt, sehen wir ihn alsbald in der Opposition gegen die von den Liberalen damals erstrebte Ausdehnung des Stimmrechtes; die in den „Oxford Essays“ erschienene Darlegung aus seiner Feder über die „Theorien der Parlamentsreform“ zeigt seinen Standpunkt; obwohl theoretisch zu rechtfertigen, erscheint ihm praktisch-politisch eine Erweiterung des Wahlrechts nicht als nützlich, sicherlich zur Zeit nicht als dringend, er besorgt eine daraus folgende Schädigung des politischen Gleichgewichts. In der Tagespresse,

mit zahlreichen Beiträgen in der Quarterly Review während der Jahre 1860 bis 1866 erscheint Lord Cecil als sehr gewandter und stets schlagfertiger Verfechter der Toryprinzipien; es ist diese Zeit die interessanteste in seiner persönlichen Entwicklung; denn stufenweise wachsen während dieser Periode die Kräfte des politischen Denkers und die Geschicklichkeit des glänzenden parlamentarischen Debatteurs, der Staatsmann, den die Welt in dem späteren englischen Premier kennt, hat noch nicht seine volle Reife erlangt, aber die politischen Ziele des Lord Cecil im letzten Parlamente Palmerstons sind schon die des leitenden Staatsmanns. Am 14. Juni 1865 ward er durch den Tod seines älteren blinden Bruders Viscount Cranborne. Das politische Leben Englands zieht die Persönlichkeiten in unvergleichlicher Weise durch, die an die Spitze der Geschäfte gelangen. Geist, Kenntnisse und Fähigkeiten muss ein Mitglied des Unterhauses in hohem Grade an den Tag gelegt haben, ehe es in das Amt eines Kabinettsministers, d. h. in den Ausschuss der regierenden Partei gelangt. Im Juli 1866 ward Lord Cranborne in Derbys Kabinet Staatssekretär für Indien, doch trat er schon 1867 aus prinzipiellem Widerstreben gegen jede Parlamentsreform wieder aus, als der Schöpfer der modernen konservativen Partei, Benjamin Disraeli seine radikalen Reformvorschläge einbrachte, die nach erlangter Gesetzeskraft das Wahlrecht auf alle selbständigen städtischen Haushalter ohne Zensusbeschränkung ausdehnten. Nach seines Vaters Tode, 1868 Marquis of Salisbury and Peer, wird er im Oberhaus einer der Führer der Opposition während des ersten Ministeriums Gladstones (9. Dezember 1868 bis 17. Februar 1874), nach dessen Sturz er wieder als Minister für Indien in das Kabinet Disraelis eintrat. Erst im April 1873, also fast ein Fünfziger, erlangte Lord Salisbury als Minister des Auswärtigen die Stellung, zu der ihn Charakter und Fähigkeiten im Dienste seines Landes am meisten geeignet erscheinen liess. Er führte die Verhandlungen mit Russland und der Türkei im Interesse Englands auf das glücklichste und vertrat sein Land neben Lord Beaconsfield (Disraeli) auf dem Berliner Kongresse (1878), der England den Besitz von Cypern brachte. Schon nach Beaconsfields Sturz (1880) und dann nach dessen Tode (1881) war Salisbury der anerkannte Führer der neu-konservativen Partei in der Opposition gegen Gladstone geworden, dessen schwächliche Politik gegenüber den Vorgängen im Sudan er bekämpfte. In der neuen nach weitergehenden demokratischen Parlamentsform gelang indes eine Einigung der Parteiführer. Als Gladstone am 8. Juni 1885 zurücktrat, folgte Salisbury ihm in der Leitung der Regierung als Minister des Auswärtigen. Die erste Verwaltung Salisburys war

von kurzer Dauer; seine Abneigung gegen die Forderung von Home Rule (selbständige Verwaltung) schiens der Iren war die Ursache seines Sturzes zu Anfang Februar 1886. Trotzdem war ihm die Regelung der afghanischen Grenze in Verhandlungen mit Russland, eine Annäherung an Deutschland und der Beginn der Unterwerfung Birmas geglückt.

Indessen die liberale Partei blieb nicht lange am Ruder, und schon am 26. Juli 1886 übernahm Lord Salisbury die Neubildung des Kabinetts, in das er auch liberale Unionisten d. h. Whigs aufnahm, die gegen Gladstones Home Rule im Interesse der Reichseinheit Widerspruch erhoben und von der liberalen Partei sich getrennt hatten. Das Kabinett musste diesen Elementen viele Zugeständnisse machen, doch blieb es bis zum 12. August 1892 im Amte. In Irland suchte die neue Regierung die Lage der Pächter zu erleichtern, während sie der politischen Agitation energisch entgegen trat. In der auswärtigen Politik dagegen, der persönlichen Domäne des Premiers, ward ein freundlicheres Verhältnis zu Deutschland erstrebt, andererseits trat Salisbury den russischen Machtansprüchen im Osten mit kluger Entschlossenheit gegenüber. In Aegypten hielt man den englischen Einfluss aufrecht, in den Kolonialfragen verstand Salisbury die geschlossenen Verträge meist einseitig im britischen Interesse zu wenden. Im Innern ward in den „Grafschaftsräten“ die Verwaltung des Selbstgovernment demokratisiert, 1891 der freie Schulunterricht durchgeführt, doch misslang eine Reform des Oberhauses. Die grossen Arbeiterausstände seit Ende 1889 verursachten dem Wirtschaftsleben Englands starke Schädigungen und waren ein Gegenstand erster Sorge für die Regierung. Die Home Rulefrage für Irland, von Gladstone mit feuriger Begeisterung aufgegriffen, stürzte Juli 1892 das zweite Ministerium Salisburys. In erbittertem Kampfe trat Salisbury den Gegnern in Protestmeetings und im Oberhause persönlich gegenüber, die die Bill, dank dem gewaltigen Einflusse Gladstones, im

Unterhause zur Annahme brachten, und die, als das Oberhaus sie verwarf, zum Kampfe gegen die Peerskammer ansetzten. Gladstones Nachfolger Lord Rosebery (März 1894 bis Juni 1895) war in der inneren Politik radikal, aber unfruchtbar, und so finden wir Lord Salisbury seit 1895 wieder an der Spitze des britischen Staatsschiffs. Die jüngste Verwaltung Salisburys ist charakterisiert durch die vielfach gegenüber allen andern Mächten rücksichtslos durchgeführte Expansionspolitik Englands in den fremden Erdteilen, bei der der Premier durch den Kolonialminister Chamberlain gedrängt wird. Die Ereignisse des Transvaalkrieges haben der Regierung schwere Stunden bereitet, doch ist der Gedanke der imperial policy, der einen engeren politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluss der Kolonien mit dem Mutterlande erstrebt, im Wachsen, und Lord Salisbury vertritt ihn.

Begabung, Charakter, Familientradition haben Lord Salisbury zum Staatsmann gemacht, der die auswärtigen Angelegenheiten seines Landes mit grossem Geschick zu leiten versteht, und den das Vertrauen seiner Landsleute zu seiner Politik trägt. Die weniger der öffentlichen Kritik ausgesetzte Thätigkeit des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten giebt diesem ein Machtbewusstsein und ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl, das seinen Willen energisch beleben und befestigen muss. Salisbury ist durch Fähigkeiten und Geschäftserfahrung eine imponierende, doch keine originale Individualität, er ist ein hervorragender politischer Charakter, wenngleich kein Staatsmann allerersten Ranges. Die innere Politik hat er in den Bahnen des gerechten Fortschritts in modernem Sinne geleitet, und wie er neben seiner intensiven Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten in seinen Museestunden chemische Probleme zu lösen sucht, so ist auch sein Ehrgeiz nicht durch seine Parteistellung beschränkt; er hat nie einen Wahltag mit der Integrität seiner Würde erkaufen wollen und niemals die Partei über das Wohl der Gesamtheit gesetzt.

Georg Stampfer.

Pierre Eugène Marcelin Berthelot.

(Geb. am 25. Oktober 1867 in Paris.)

(Hörst. Bildnis No. 576.)

Das Geburtsjahr dieses hervorragenden französischen Chemikers bezeichnet einen der einschneidendsten Wendepunkte in der kaum mehr als hundert Jahre währenden Geschichte der Chemie als Wissenschaft. Nachdem durch Lavoisiers grundlegende Forschungen das Gesetz von der Erhaltung

der Materie, das ausspricht, dass der im Weltganzen vorhandene Stoff nur seiner Erscheinungsart nach verschieden, seiner Menge nach aber unveränderlich ist und dass eine Erzeugung oder Vernichtung von Stoff sich bei keinem chemischen Vorgange feststellen lässt, nachdem dieses Gesetz gegen Ende des

18. Jahrhunderts festgegründet war und der Engländer Dalton in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in den von ihm aufgestellten Gesetzen der konstanten und multiplen Proportionen gezeigt hatte, dass alle chemischen Veränderungen des Stoffes nach festen und unabänderlichen Gesetzen vor sich gehen, hatte ein reges, fruchtbares, beinahe festliches Leben in der jungen Wissenschaft begonnen, deren Jünger, der neuen Lehre froh, nicht stauten, dieselbe an allen zugänglichen Gebieten der Natur zu erproben, zu befestigen und zu erweitern. Eine ungemein grosse Menge wissenschaftlicher Arbeit wurde in jenen Frühlingstagen geleistet. Neue Theorien bauten sich auf den vorhandenen Grundgesetzen auf, viele Grundstoffe oder Elemente wurden als solche erkannt, isoliert, für sich selbst und in ihren Verbindungen untersucht, das Mineralreich in seiner vielgestaltigen Form ward einem so gründlichen Studium unterworfen, dass für unsere Zeit auf diesem Gebiet zu thun fast nichts mehr übrig geblieben ist, viele chemische Individuen, die sich im pflanzlichen und tierischen Organismus finden, wurden gesondert und nach ihrer Eigenart durchforscht und in den Laboratorien wurden Versuche gemacht, alle diese von der Natur erzeugten Körper künstlich zu schaffen und nachzubilden. Während diesen letzteren Bemühungen die Substanzen der unbelebten Natur keine wesentlichen Hindernisse in den Weg legten und es beispielsweise leicht gelang, Körper des Mineralreichs in Tiegeln, Kolben und Retorten herzustellen, schien der Synthese solcher Stoffe, die sich in der organisierten Natur, im Tier- und Pflanzenreich finden, ein unüberwindliches Hindernis im Wege zu stehen. Bereits hatte die Wissenschaft resigniert und die Lehre von der *vis vitalis* aufgestellt, einer besonderen „Lebenskraft“, der es vorbehalten sei, die „organischen“ Körper entstehen zu lassen und die zu beherrschen dem Chemiker nicht vergrünnt sei. Das Jahr 1827, das Geburtsjahr Berthelot's, war das letzte Lebensjahr dieser Theorie. 1828 stellte unser Friedrich Wöhler durch seine Synthese des Harnstoffs ein Produkt des tierischen Stoffwechsels künstlich dar und von diesem Zeitpunkt an datiert eine neue Blüte, ein zweiter Frühling der jungen Wissenschaft, der zu einer Zeit einsetzte, da die Früchte des ersten noch nicht anstehend eingeharnt waren, und dessen eigene Früchte ein unerschöpfliches Heer fleissiger und erfolgreicher Arbeiter bis zum heutigen Tage noch nicht unter Dach bringen konnte. Einer der wackersten Pfleger, einer der glücklichsten Schnitter auf diesem Gebiete, dem Gebiete der organischen Synthese, das sein Geburtsjahr inaugurierte, ist P. E. M. Berthelot.

Als Sohn eines Pariser Arztes geboren, erhielt

Berthelot eine sehr sorgfältige Erziehung. Er studierte am Collège Henri IV., wo er im Allgemeinen Examen den Ehrenpreis erhielt. Später widmete er sich dem Studium der Chemie und promovierte im April 1854 zum *docteur en sciences* mit einer bemerkenswerten Arbeit über die Verbindungen des Glycerins mit den Säuren und die Darstellung natürlicher Fette. 1861 sprach ihm die Akademie der Wissenschaften einen Preis zu für seine Forschungen über die Synthese von chemischen Körperklassen, die im lebenden Organismus vorkommen. 1851 wurde er dem Collège de France als *répétiteur* für die chemischen Vorlesungen seines Lehrers Balard zugewiesen. Im Jahre 1859 erfolgte seine Ernennung zum Professor der organischen Chemie an der *école supérieure de pharmacie* und 1865 wurde auf Veranlassung der *Académie des sciences* ein neuer Lehrstuhl für organische Chemie am Collège de France für ihn errichtet. 1873 ward er an Stelle von Duhamel in die Akademie der Wissenschaften gewählt, deren ständiger Sekretär er späterhin als Nachfolger Pasteurs wurde. So war es Berthelot vergönnt, alle Ehren zu erreichen, die die Wissenschaft zu vergeben hat und wie würden von seinem reichen Leben das Bild einer stillen und glatten Gelehrtenlaufbahn gewinnen, wenn er nicht gleich seinen Landmann und Fachgenossen Dumas von seinen Mitbürgern öfters zur Mithilfe an der Leitung der Staatsgeschäfte berufen worden wäre. Schon im September 1870 wurde er zum Präsidenten des wissenschaftlichen Komitees der Verteidigung ernannt und während der Belagerung von Paris beschäftigte er sich eifrig mit der Fabrikation von Kanonen und Schiesspulver, besonders von Nitroglycerin und Dynamit, Stoffen, die seinen früheren wissenschaftlichen Arbeiten besonders nahe lagen. Aus dem allgemeinen Wahlen des Jahres 1871 gieng er, ohne als Kandidat aufgestellt gewesen zu sein, mit überwältigender Stimmenzahl als Abgeordneter hervor. 1876 wurde er zum Generalinspektor des höheren Unterrichtswesens ernannt und 1881 zum unabhätzbaren Senator erwählt. An den Sitzungen des Oberhauses nahm er aber nur teil, wenn es sich um Fragen des Unterrichts handelte. Als Berichtserstatter für diese Fragen begründete er eines der grundlegenden Gesetze über den Elementarunterricht. Später wurde ihm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts im Kabinet Goblet übertragen und die letzten Jahre sahen ihn als Minister des Aussenen der französischen Republik.

Trotz dieser vielfachen Ablenkungen von seinem wissenschaftlichen Beruf kann Berthelot als einer der fruchtbarsten Chemiker betrachtet werden. Wie schon kurz erwähnt, liegen seine hauptsächlichsten Forschungen und seine grössten Erfolge auf dem

Gebiet der organischen Synthese, zu deren Mitbegründern und Hauptförderern er ohne Zweifel gezählt werden muss. Schon seine Promotionsarbeit behandelte ein Thema aus diesem Stoffkreise in musterger und vorbildlicher Weise, sodass diese Arbeit, die uns zum ersten Male mit dem mehrwertigen Alkohol bekannt machte und diese als integrierenden Bestandteil der natürlichen Petrarzen feststellte, schon heute den klassischen Forschungen der chemischen Wissenschaft zugehört werden kann. Eine grosse Anzahl ähnlicher Arbeiten über die Synthese von Alkoholen, Kohlehydraten u. s. w. sind in den wissenschaftlichen Zeitschriften, insbesondere in den *Annales de Chimie et de Physique* und in den *Comptes rendus de l'Académie de sciences* zerstreut. Besonders mag erwähnt werden, dass es Berthelot gelungen ist, den Acetylalkohol oder Weingelst künstlich darzustellen. Und wenn auch diese Entdeckung vorläufig noch nicht technisch verwertet werden kann, da die Ausbeuten sehr mangelhaft sind, so wird es vielleicht einer nicht allzu fernem Zeit vorbehalten bleiben, den Gedanken zur Reife zu bringen. Im übrigen haben die Forschungen Berthelots nach mehr als einer

Richtung fruchtbringend und anregend für die chemische Industrie, insbesondere für die Industrie der Theerfarben gewirkt.

Aber nicht nur auf dem Gebiet der organischen Synthese allein hat sich Berthelot betätigt. Aus seinen übrigen umfangreichen Arbeiten seien nur seine Forschungen auf theoretisch-chemischem Gebiet besonders erwähnt, unter denen seine thermochemischen Untersuchungen eine ganz besondere Bedeutung in Anspruch nehmen. Seine dabei ausgesprochenen Theorien, die eine Zeit lang heftig bekämpft wurden, scheinen in jüngster Zeit sich wieder mehr Freunde zu erwerben.

Auch als Schriftsteller ist Berthelot vielfach hervorgetreten. Wir verdanken ihm einige vortreffliche Werke über organische Chemie und über synthetische Methoden, eine Abhandlung über Isomerie und ein Werk über Explosivstoffe. Sehr bekannt sind seine thermochemischen Schriften und die während der achtziger Jahre entstandenen geschichtlichen Werke, die sich hauptsächlich mit der Geschichte der Alchemie befassen. Als populären Schriftsteller finden wir Berthelot in vielen Zeitschriften, auch für die „Deutsche Rundschau“ hat er wertvolle Aufsätze geliefert.

Robert Kahn.

Friedrich Diez.

(Geb. am 15. März 1794 zu Giessen, gest. am 29. Mai 1876 zu Bonn.)

(Literar. Bildnis No. 271.)

Die Philologie am Anfang und in der Mitte des XIX. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen der Zusammenfassung. Und daraus abgeleitet der Vergleichung. Ganz neue Gesichtspunkte tauchen auf und gestalten sich im Laufe der Zeit zu einem überraschend harmonischen Ganzen. Neue Methoden werden angewendet innerhalb der Einzelphilologien, ja neue philologische Wissenschaften bilden sich unter dem Gesichtspunkt der Vergleichung. Die romanische Richtung jener Zeit ist ihrem Entstehen wie ihrem Wachsen günstig. Führer der romanischen Schule, wie z. B. die beiden Schlegel, sind zugleich Stützen jener Wissenschaften. Das ferne Wunderland Indien und die Neuentdeckung des Sanskrit üben weitgehendsten Einfluss. Mit Hilfe davon zimmert Franz Bopp seinen Monumentalbau der indogermanischen Sprachen. Für das Deutsche stellt Jacob Grimm in genialer Weise in seiner Grammatik die unverrückbare Grundlage her. Eine vergleichende Sprachwissenschaft für das Indogermanische wie für das Germanische ist somit gegründet. Was lag da näher, als auch die romanischen Sprachen in derselben Weise zusammenzufassen,

nach derselben Methode untereinander zu vergleichen! Und auch hierfür fand sich der richtige Mann, wiederum ein Deutscher: Friedrich Diez, der Gründer der romanischen Philologie.

Man kann Diez nicht einen schöpferischen Genius beissen, wie jene erlauchten Geister Bopp und Grimm. Die beinahe aus dem Nichts hervorgegangenen neuen Methoden, gänzlich neue Gedanken in die Wissenschaft einführen. Wenigstens konnte er sich nicht als solcher betätigen. Er stützte sich ja schon auf das Verfahren, welches jene auf die indogermanischen resp. germanischen Sprachen angewandt hatten. Aber dass er eben diese Methode in die romanische Sprachwissenschaft einführt, das gerade bleibt sein unsterbliches Verdienst. Das stempelt ihn zum Schöpfer der romanischen Philologie. Und so sind seine Hauptwerke: Die „Grammatik der romanischen Sprachen“ (1836–42) und das „Etymologische Wörterbuch“ (1853) ein monumentum aere perennius für ihn. Dazu kommt noch ein anderes. Ein Geist, wie Grimm, in dessen Seele neben dem Gelehrten auch der Dichter, der Seher wohnt, geht häufig in seinem grossen Zuge über

das Ziel hinaus. Nicht immer hält er sich mit dem Kleinen auf, nicht immer übt er scharfe Kritik an sich selbst. Gerade diese äusserste Akrisie, die in etymologischen Fragen so besonders von Nöten, ist aber Diez in hohem Masse zu eigen. Er charakterisiert einmal seine Methode mit folgenden Worten: „In Gegensatz zur unkritischen Methode unterwirft sich die kritische schlechthin den von der Lautlehre aufgefundenen Prinzipien und Regeln, ohne einen Fuss breit davon abzugehen, sofern nicht klare, tatsächliche Ausnahmen dazu nötigen, sie bestrebt sich, dem Genius der Sprache auf der Spur zu folgen, ihm seine Geheimnisse abzugewinnen; sie wägt jeden Buchstaben und sucht den ihm in jeder Stellung zukommenden Wert zu ermitteln.“ Mit dieser Methode hat er es erreicht, dass seine beiden oben zitierten Werke noch heute den grössten Teil ihres wissenschaftlichen Wertes behalten haben, trotzdem eine unabwehrbare Pille neuphilologischer Arbeit seitdem in Deutschland und den romanischen Ländern auf der Grundlage eben dieser Werke gehen ist.

Solche Werke schreibt kein Jüngling. Sie setzen eine ungeheure Beherrschung des Materials voraus, eine tiefgründige durch mannigfaltige Studien erworbene Kenntnis der einschlägigen Sprachen und Literaturen. Sie sind erst die krönenden Werke seines reifen Mannesalters. Und sie sind auch nicht etwa von Jugend auf bewusst geplant und vorgearbeitet gewesen. Der spröde grammatische Stoff, der erst von hoher Warte aus Leben und Geist gewinnt, kann einen Jüngling nur selten anziehen. Das satthetisch-literarische Gebiet lockt und reizt viel gewaltiger. Diez war schon auf dem Gymnasium in Giessen von seinem geistvollen Lehrer, dem berühmten Archäologen Welcker in dieser Richtung beeinflusst. Welcker gab ihm auch den Anstoss zu seinem späteren Studium, indem er ihn schon auf der Schule für die Beschäftigung mit der italienischen Sprache und Literatur zu begeistern wusste. Mit Uebersetzungen spanischer Romanzen (1818 und 1821) beginnt der junge Diez seine Bahn. Man staunt, wenn man den späteren Grammatiker in dieser Schrift in die romantisch schwingvollen Worte ausbrechen hört: Die Romanzen sind „wunderseltene Blumen, welchen man ihre Ahnunft aus einem entlegenen Himmelsstrich ansieht, so innig senken manche das thürnenschwere Auge.“ Die kritisch gesichteten und formvollendeten Romanzen zogen die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich. Auch Goethe nahm von ihnen Notiz. 1818 hatte Diez die Ehre von Goethe empfangen zu werden und Goethe war es, der ihn auf die pro-

venalische Dichtung aufmerksam machte und speziell auf ein Werk des Franzosen Raynouard über die Poesie der Troubadours. Man kann Raynouard als Vorgänger Diezens bezeichnen. Nur ist seine Methode distanzantischer, unkritischer. Diez verdankt ihm viel Anregung, und an ihm schärfte er die nächsten zehn Jahre seine kritischen Waffen. Und seine erste selbständige Schrift „Ueber die Minnehöfe“ ist eine Bekämpfung einer Theorie Raynouards. Aber die grossen und dauernden Früchte seiner Beschäftigung mit Raynouard und dem Provenzalischen sind die „Poesie der Troubadours“ (1826), worin er das ganze Gebiet jener so schönen und in ihren Einflüssen so wichtigen Poesie vollständig erschliesst, und als Ergänzung dazu „Leben und Werke der Troubadours“ (1826). Beide Werke sind heute noch nicht übertroffen. Noch einmal kehrte Diez in hohem Alter zu der Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend, den litterarhistorischen Fragen zurück in einer Untersuchung „Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie“ (1864). Aber in seinen übrigen Arbeiten ist er fast ausschliesslich der kühle, kritische Grammatiker, dem die romanische Wissenschaft so unendlich viel verdankt. Denn abgesehen von seinen überragenden Hauptwerken hat er auch in seinen exegetischen Schriften fast überall wie mit einer Wünschelrute verschlossene und unbekannte Brunnen der Wissenschaft entdeckt und geöffnet, mag er nun „über den epischen Vers“ handeln oder über „altromanische Glossare“. Immer müssen alle späteren Untersuchungen auf ihn als Quelle zurückführen.

Ueber sein privates Leben ist wenig zu sagen. Ein Gelehrtenleben. Friedlich und anscheinend kampflös fast von Anfang an. Ein Mann, der immer mit seiner Person zurücktrat und doch Grosses leistete. Geboren ist Friedrich Diez den 15. März 1794 zu Giessen. 1813 nahm er im hessischen Korps am Feldzuge teil, kam jedoch trotz gegenseitiger Berichte nie in den Kampf. Hauslehrer war er auch eine Weile. Und dann kam er nach Bonn und bekam daselbst 1830 eine ordentliche Professur. Als einen schüchternen, bescheidenen Mann schildert man ihn uns. Der nie um Erlaubnis nachsuchte, die vielen ihm verliehenen Orden anzulegen, der als nach 50 Jahren sein kümmerliches Gehalt erhöht wurde, es nachgerade „zu knollig“ fand. Eine pia anima, den all seine Schüler — und die bedeutendsten französischen und deutschen Gelehrten haben zu seinen Füssen gesessen — verehrten und liebten. Als er 1876 (29. Mai) starb, schrieb die französische Zeitschrift Romania von ihm dem deutschen Gelehrten: „Nous sommes un peu main-tenant comme des orphelins.“

Walter Friedländer.

Karl Paul Gottfried Linde.

(Geb. am 11. Juni 1842 zu Berndorf in Oberfranken.)

(Heren Bildnis No. 372.)

Vielleicht ist in der Geschichte menschlichen Wissens keine Thatsache verwunderlicher, als dass erst das neunzehnte Jahrhundert Aufklärung gebracht hat über das wichtigste Element des Lebens, die atmosphärische Luft, trotzdem dieselbe seit Anbeginn aller Naturbetrachtung unzähligen Forschern Gegenstand ihres Studiums gewesen ist, von Anaximenes, Heraklit und Empedokles aus Agrigent an, der die Lehre von den „Vier Elementen“ schuf und Aristoteles, der dieselbe variierte, bis zu dem englischen Forscher Ramsay, dem es knapp am Ende des 19. Jahrhunderts vergönnt war, ihre eigentliche Zusammensetzung erschöpfend festzustellen; bis zu Karl Paul Gottfried Linde, der um dieselbe Zeit sein lebenslanges Bemühen belohnt sah, sie in den flüssigen Aggregatzustand überzuführen, und damit eine That vollbracht hat, deren wissenschaftliche und praktische Folgen sich heute noch nicht annähernd überblicken lassen. Dabei ist erwähnenswert, dass die Versuche, deren erfolgreiche Beendigung jetzt schon die bedeutsamsten wissenschaftlichen Resultate und technischen Fortschritte zum Erfolge hat, ursprünglich nur als Fortsetzung anderer Versuche, auf künstliche Weise Kälte zu erzeugen, unternommen wurden.

Linde ist von Haus aus kein Chemiker. Er ist Ingenieur und hat sich hauptsächlich mit der Theorie der Kälteerzeugung durch Maschinen beschäftigt. Im wesentlichen giebt es zwei Mittel, Kälte hervorzurufen, nämlich Veränderung des Aggregatzustandes und Ausdehnung. Man kann dieses Ziel also erreichen durch Verflüssigen eines festen Körpers, indem man ihn vermittels einer Flüssigkeit oder eines anderen festen Körpers auflöst, oder indem man eine Flüssigkeit vergast oder ein komprimiertes Gas verdunstet lässt. So ist z. B. das Auflösen von Salzen in Wasser mit Kälteentwicklung verbunden. Die Flüssigkeit, die entsteht, wenn man Eis mit Kochsalz vermischt, hat eine Temperatur von -21° C. Noch tiefere Temperaturen lassen sich erzielen durch Verdunsten von Flüssigkeiten, wie Aether, Schwefelkohlenstoff u. a., oder komprimierter Gase, wie Ammoniak und Kohlensäure. Um sehr tiefe Temperaturen zu erzeugen kommt die letztere Methode allein in Betracht und zwar kann man mit den niedrigst siedenden Gasen auch die bedeutendsten Kältewirkungen hervorrufen. Während nun eine größere Anzahl von Gasen, wie Chlor, Kohlensäure, Ammoniak und Stickoxydul schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts hauptsächlich durch die Be-

mittlungen Faradays unter Anwendung hohen Druckes verflüssigt wurden, widerstanden andere, insbesondere Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff, selbst den höchsten Druckeinwirkungen, die von Natteker bis zu 3000 Atmosphären gesteigert wurden. Aus diesem Verhalten gelangte man zu der Ansicht, dass es Gase gebe, die überhaupt nicht zu verflüssigen seien und man konstruierte für dieselben den Begriff der „permanenten“ Gase. Einen wesentlichen Fortschritt für die theoretische Betrachtung dieses Problems brachten die in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts fallenden Arbeiten von Andrews, der nachwies, dass es für jeden Körper eine bestimmte Temperatur giebt, oberhalb welcher derselbe nur in gasförmigem Zustand existieren kann, dass es also nötig ist, diese Temperatur unter gleichzeitiger Druckerhöhung zu unterschreiten, um gasförmige Körper in den flüssigen Zustand überzuführen. Diese Temperatur, die „kritische Temperatur“ genannt wird, beträgt für Luft -140° . Es ist also unter keiner noch so starken Druckwirkung möglich, oberhalb dieser Temperatur Luft zu verflüssigen. Ist aber diese Temperatur erreicht, so bedarf es nur eines Druckes von 29 Atmosphären, um die Ueberführung in den flüssigen Zustand zu bewerkstelligen. Dieser Druck wird „kritischer Druck“ der Luft genannt.

Man kann nun zwei verschiedene Wege einschlagen, um die Luft unter ihre kritische Temperatur abzukühlen. Der eine Weg besteht darin, eine Reihe leichter kondensierbarer Gase mit immer tiefer liegenden kritischen Temperaturen stufenweise abzukühlen und wieder rasch zu verflüchtigen. Auf diese Weise gelang es im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts mehreren Forschern wie Cailliet, Pictet, Olazewsky, Wroblewsky und Dewar mehrere sogenannte permanente Gase zu verflüssigen und im flüssigen Zustande zu untersuchen. Damit war die Frage zwar für die allerbescheidensten Anforderungen rein wissenschaftlicher Natur gelöst, aber die Unsauberkeit und Kostspieligkeit des Verfahrens verbot dessen allgemeinere Anwendung schon in den Laboratorien, geschweige denn in der Technik und Industrie. Das zweite Prinzip basiert auf der 1853 von Thomson und Joule gemachten Beobachtung, dass bei der Ausdehnung von Gasen innere Arbeit geleistet und dadurch eine Temperaturerniedrigung erzeugt wird, die bei der Entspannung der Luft um eine Atmosphäre $\frac{1}{4}^{\circ}$ beträgt.

Diese Erscheinung, die infolge ihres geringen

Effektes an sich für praktische Zwecke unbrauchbar wäre, verwertete Linde in geistvoller Weise zur Luftverflüssigung, indem er die kleine Abkühlung auf zweifachen Wege stark multiplizierte. Zunächst wählte er einen Druckabfall von insgesamt etwa 200 Atmosphären. Die erzeugte Temperaturerniedrigung beträgt dann annähernd 30°. Sodann wird das Rohr, aus dem das entspannte und dabei abkühlte Gas ausströmt, von diesem nach dem Ausströmen umspült. Der dabei durch die Rohrwandung stattfindende Wärmeaustausch kühlt die neu zudrückende Luft schon vor dem Ausströmen ab und sie kommt dann beim Ausströmen auf eine Temperatur, die niedriger ist als die Ausströmungstemperatur der vorher entspannten Luft und fortwährend weiter sinkt. Diesen Kreislauf vollzieht die Luft unter fortwährender Kälteproduktion, bis sie unter ihre kritische Temperatur abgekühlt und teilweise flüssig geworden ist.

In dieser Weise hat Linde das Problem gelöst und zwar in so exakter und ausgereifter Form, dass es heute für jedermann in Wissenschaft und Industrie möglich ist, sich flüssige Luft in beliebiger Menge zu beschaffen. Welche Bedeutung dieser Tatsache beigemessen werden muss, kann hier nur flüchtig gestreift werden. Zunächst besteht die flüssige Luft nicht wie die gasförmige aus 21% Sauerstoff und 79% Stickstoff, sondern sie ist infolge der größeren Flüchtigkeit des Stickstoffs viel sauerstoffreicher, was ihr jetzt schon überall da eine Anwendung in der Technik sichert, wo bisher der Sauerstoff der Luft zu Oxydationszwecken benutzt wurde. Es existieren bereits Maschinen, die stündlich 50 Liter flüssige Luft liefern, welche aus 50% Sauerstoff und 50% Stickstoff besteht. Dieser Reichtum an Sauerstoff befähigt die flüssige Luft in Verbindung mit Baumwolle, die ihrerseits mit Kohle imprägniert ist, einen Sprengstoff zu bilden, der durch Knallquecksilber zur Explosion gebracht,

eine ähnliche Wirkung wie Dynamit ausübt. Was die Zukunft auf diesem Gebiete noch bringen wird, kann noch nicht ermessen werden. In der flüssigen Luft steckt eine gewaltige Energiemenge. Aber was auch noch erreicht werden wird, ob es gelingen mag, sie für motorische Zwecke zu verwerten oder mit ihrer Hilfe neue synthetische Methoden der organischen Chemie zu erschliessen, wozu viel versprechende Anfänge vorliegen, schon der Umstand allein, dass wir durch die neue Erfindung in die Lage versetzt sind, das Verhalten der Materie bei so tiefen Temperaturen zu beobachten, würde ihrem Urheber Unsterblichkeit sichern. Die flüssige Luft hat eine Temperatur von -200°C mit Wasserstoffthermometer oder einem Thermoelement aus Nickel-Kupfer und Eisen gemessen. Bei dieser Temperatur werden schliesslich alle Körper steinhart. Ein elastischer Gummischlauch in die Flüssigkeit getaucht zerapringt mit einem Hammer geschlagen wie Glas. Nach kurzer Zeit werden die Scherben wieder elastisch. Was die Möglichkeit der Erzeugung so tiefer Temperaturen für die chemische Wissenschaft bedeutet, wird sofort klar, wenn man bedenkt, dass es bisher nicht möglich war, mit einfachen Mitteln Temperaturen unter -50° zu erzielen.

Das äussere Leben eines Mannes, der seine ganze Persönlichkeit daran setzte, ein so schweres und ernstes Ziel zu erreichen, verläuft gewöhnlich in einfachen Linien. Linde studierte seit 1863 am Polytechnikum zu Zürich, befristete sich von 1864 ab in den industriellen Werken von Borsig in Berlin und wurde 1868 ausserordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der theoretischen Maschinenlehre an der technischen Hochschule zu München. Er konstruierte eine sehr brauchbare Eismaschine, und übernahm 1879 die Direktion einer Gesellschaft zum Bau derselben in Wiesbaden. Seit 1890 lebt er wieder in München und errichtete daselbst eine Versuchsstation für Kältemaschinen.

Robert Kahn.

Eugen Richter.

(Geb. am 30. Juli 1838 zu Düsseldorf.)

(Hierzu Bildnis No. 573.)

Der Führer der entschiedenen Liberalen im Deutschen Reichstage und im preussischen Abgeordnetenhaus, einer der gründlichsten Kenner des Finanzwesens im Reiche und in Preussen, ist ein Sohn des Niederrheins. Am 30. Juli 1838 zu Düsseldorf geboren, besuchte er 1848 bis 1856 das Gymnasium zu Koblenz, wo sein Vater 1848 bis

1861 Generalarzt des VIII. Armeekorps war. Schon bevor Eugen Richter die Universität bezug, studierte er Steins Leben von Pertz und Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts. Im August 1856 bestand er das Abiturientenexamen und widmete sich nun dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften unter ausgesprochener Bevorzugung

der letzteren. In Bonn hörte er im Wintersemester 1856/57 bei Dohmann Politik, in Heidelberg (Ostern 1857 bis Herbst 1858) bei Rob. v. Mohl Staatsrecht und Polizeiwissenschaft sowie bei Rau Nationalökonomie, in Berlin (Wintersemester 1858 bis 1859) bei Gaudist Civilprozess und bei Dienerl preussisches Finanzwesen. Das Sommersemester 1859 in Bonn wurde nicht wenig durch Besuche der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf ausgenutzt.

Im Herbst 1859 wurde Richter nach bestandenen ersten juristischen Examen zum Auskultator am Landgerichte zu Düsseldorf ernannt. Im Februar 1861 erfolgte seine Beförderung zum Regierungsreferendar, worauf er acht Monate bei der Regierung in Düsseldorf arbeitete; Oktober bis Dezember 1861 vertrat er den Landrat in Mettmann. Seine gegen die zu weit gehenden Befugnisse der Polizeiverwaltung in Preussen gerichtete Schrift „Ueber die Freiheit des Schankgewerbes, ein Beitrag zur Reform der preussischen Gewerbepolizei, insbesondere des Konzessionswesens“ (1862) zog dem Verfasser einen scharfen Verweis und eine Verwarnung zu den Personalakten zu. Im August 1862 wurde Richter der Finanzabteilung in Magdeburg überwiesen. Die in der „Niederrheinischen Volkszeitung“ des „roten“ Becker veröffentlichte „Magdeburger Spulgeschichte aus dem Jahre 1862“ hatte gegen Richter die Einleitung eines Disziplinarverfahrens zur Folge, doch entschied der Minister des Innern v. Jagow nicht auf Dienstentlassung, sondern nur auf Versetzung nach Potsdam, wo Richter gegen Weihnachten 1862 das Zeugnis der Befähigung zum Domänen-Departements-Rat erwarb. Am 11. Mai 1864 machte er in Düsseldorf das Staatsexamen, wurde am 20. August zum Regierungsassessor ernannt und gleichzeitig durch Ministerialreskript der Regierung in Bromberg zuerteilt, doch trat Richter diese unbesoldete Stellung nicht an, sondern bewarb sich um den freigewordenen Posten des Bürgermeisters von Neuwied. Von den dortigen Stadtverordneten wurde er auch gewählt, doch von der Koblenzer Bezirksregierung nicht bestätigt (13. September), weshalb er seine Entlassung aus dem Staatsdienst einreichte, die er am 8. Dezember 1864 auch erhielt.

Richter, der schon als Student im Winter 1856/59 die Versammlungen des preussischen Abgeordnetenhauses besucht hatte, war seit 1859 stündig Teilnehmer aller Versammlungen des liberalen volkswirtschaftlichen Kongresses, von dem die einheitliche Regelung der wirtschaftlichen Gesetzgebung in Deutschland ihren Ausgang genommen hat. Dann war der junge Auskultator Mitglied des Handels- und Gewerbevereins für Rheinland und Westfalen geworden, und in der Generalversammlung zu München-Gladbach (Sommer 1860) hatte er eine

Rede für die einheitliche Regelung des Patentwesens in Deutschland gehalten. Später hielt er in Düsseldorf Handwerkervereine Vorträge gegen Lassalle und widmete sich mit Eifer der praktischen Förderung der Arbeiterbildungsvereine und des Genossenschaftswesens. Im August 1863 gründete er einen Konsumverein nach Schulze-Delitzsch in Düsseldorf, dessen Geschäfte er bis zu seinem Fortgang aus der Vaterstadt Ende 1864 leitete. Unter Richters Mitwirkung schlossen sich die Konsumvereine von Niederrhein und Westfalen eng zusammen.

Nach kurzer Thätigkeit als Parlamentsberichterstatter in Berlin übernahm er im Frühjahr 1865 in der Direktion der Feuerversicherungs-Gesellschaft zu Magdeburg die Abteilung für Gesetzgebung und Literatur und bald auch die Geschäftsleitung des „Neuen Magdeburger Konsumvereins“. Anfang 1866 nahm er seine journalistische Thätigkeit in Berlin wieder auf und war dort bis 1868 als Vorsitzender des Verbandes der Konsumvereine der Provinz Brandenburg thätig, auch Mitbegründer des Vereins für Volksschulen und Schriftführer des ersten Vorstandes desselben. Für die Organe des Genossenschaftsverbandes hatte Richter bereits seit 1863 Beiträge geliefert; 1867 veröffentlichte er auf Anregung von Schulze-Delitzsch „Die Konsumvereine, ein Not- und Hilfsbuch für deren Gründung und Einrichtung“.

Im Herbst 1866 unterstützte Richter durch Abfassung von Flugblättern das von Ludolf Parisius geleitete gemeinsame Zentralwahlkomitee aller Liberalen für die alten Provinzen Preussens, wurde Dezember 1866 in das Zentralkomitee für die Berliner Reichstagswahlen und am 12. Februar 1867 auf Empfehlung Schulze-Delitzchs von Nordhausen in den konstituierenden Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er der 19 Mann starken Fraktion der Linken beitrug und deren Schriftführer und Kassierer wurde. Im Januar 1869 suchte ihn Königsberg i. N. in das preussische Abgeordnetenhaus, dem er seitdem ohne jede Unterbrechung angehört, und zwar 1879 bis 1882 für Berlin IV, sonst seit November 1870 für Hagen.

Am 3. März 1871 trat Richter für Schwarzburg-Rudolstadt in den deutschen Reichstag, wo die deutsche Fortschrittspartei 45 Mann stark war. Richter hatte sich schon seit mehreren Jahren auf das eingehende Studium der umfangreichen Quartalsände geworfen, die über die Finanzen im preussischen Landtage seit 1848, im Reichstag seit 1867 veröffentlicht waren. Im Abgeordnetenhaus hatte er 1869 und 1870 namentlich in Finanzfragen das Wort ergriffen, und seit 1871 war er im Reichstag Mitglied jeder Budgetkommission und wohl auch der meisten sonstigen Finanzkommissionen. In der

Herbstsession 1871 war er mit Fhr. v. Hoverbeck Delegierter der Fortschrittspartei bei der Gruppenberatung über das Militärsparquament. Seitdem hat er sich an allen Verhandlungen über den Militär-etat und über Militärorganisation lebhaft beteiligt und ist stets Mitglied der Militärkommissionen gewesen. Bis 1848 zurück hat er die Verhandlungen des preussischen Landtags über alle Militärsfragen eingehend studiert, für die er von Jugend auf, angeregt durch den freiwilligen Vater, grosses Verständnis hatte.

Bei Finanzvorlagen liess er keine Gelegenheit vorbegehen, ohne auf Mängel in der Rechnungskontrolle und auf Widersprüche und Dunkelheiten in den Etats und Rechnungen aufmerksam zu machen. Im Jahre 1871 verlangte er Aufhebung der Salzsteuer, Beseitigung des Zeitung- und Kalenderstempels (1874 in Preussen aufgehoben) und Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer (1874 als Staatssteuer beseitigt); 1873 kam wesentlich unter der Mitwirkung Richters eine Umgestaltung der Klassensteuer in Preussen zustande; im Reichstag gelang es ihm 1872, zum erstenmal eine gesetzliche Bestimmung herbeizuführen, welche die Militärverwaltung verpflichtete, alle Einkünften und Veräusserungen entbehrlicher Festungsgrundstücke auf den Ort zu bringen; das Gesetz über den Reichsinvalidenfonds wurde wesentlich nach Richters Gegenentwurf abgeändert.

Im Jahre 1874 gewann die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen zum Reichstag 4 Mandate, zum Abgeordnetenhaus sogar 20; im Reichstag war sie auf 49, im Abgeordnetenhaus auf 72 Mann angewachsen. Mit dem am 12. August 1875 erfolgten Tode des Fhr. v. Hoverbeck trat Richter an die Spitze der Fortschrittspartei, mit deren Geschichte fortan sein Name auf das engste verknüpft ist. Bis in den Dezember 1876 hinein herrschte zwischen der Fortschrittspartei und den Nationalliberalen ein gutes Einvernehmen, das aber durch den Kompromiss der mehr rechts stehenden Fraktion in Bezug auf die Justizgesetze sehr getrübt wurde. Im Frühling 1877 setzte Richter im Reichstag seinen Finanzplan durch, trat gegen Berlin für Leipzig als Sitz des Reichsgerichts ein und wandte sich energisch gegen die reaktionären Angriffe auf die liberale deutsche Wirtschaftsgesetzgebung. Ein sehr grosser Teil der 1875 bis 1880 in den Finanzvoranschlägen abgestrichenen 90 Millionen Mark ist auf Richter zurückzuführen. Im Frühjahr 1877 trat er mit Parisius an die Spitze des Parteiausschusses und begründete die „Parlamentarische Korrespondenz“.

Die am 30. Juli 1878 unter dem Eindruck der Attentate auf Kaiser Wilhelm I. erfolgenden Reichstagswahlen brachten der Fortschrittspartei einen Verlust von neun Mandaten, von denen sieben allein

auf Ostpreussen kamen. Die neue Wirtschafts- und Finanzpolitik des Fürsten Bismarck fand an Richter einen energischen Gegner, der namentlich jeden Zoll auf dem Volke unentbehrliche Nahrungsmittel verwarf. Bei den Neuwahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus im Herbst 1879 besaß die Fortschrittspartei 27 Mandate (13 allein in Ostpreussen) ein, aber auch die Nationalliberalen verloren 81 Sitze, wogegen die konservativen Parteien 99 und das Zentrum 7 Mandate gewannen. Immerhin ging Ende 1880 der Antrag Richters auf dauernden Erlass der untersten Stufen der Einkommensteuer im Abgeordnetenhaus durch.

Einen ausserordentlichen Aufschwung nahm die Fortschrittspartei bei den Reichstagswahlen 1881; sie gewann 37 Wahlkreise und verlor nur 7; von 385 084 Stimmen und 28 Mandaten im Jahre 1878 brachte sie es drei Jahre später auf 655 348 Stimmen und 38 Mandate; auch die am 28. August 1880 erfolgte linksliberale Sezession drang in 47 Wahlkreisen durch. Im neuen Reichstag war die Fortschrittspartei nächst dem Zentrum die stärkste Fraktion. Am 5. März 1884 fand die Verschmelzung der deutschen Fortschrittspartei mit der Liberalen Vereinigung zur deutsch-freisinnigen Partei statt, die 100 Mitglieder stark war, im Herbst 1884 auf 65 und im Februar 1887 auf 92 Mitglieder zusammenschmolz, aber im Februar 1890 wieder auf 64 Mandate stieg. Im Reichstag stimmte die von Richter geleitete deutsch-freisinnige Partei gegen die Verlängerung des Sozialistengesetzes 1886, 1888 und 1890, gegen das Septennat 1897, gegen die Ausdehnung der Wahlperiode auf fünf Jahre 1888, aber für die Handelsverträge 1892 bis 1894 und für das Arbeiterschutzgesetz 1891, im preussischen Abgeordnetenhaus gegen die Volksschulgesetzentwürfe von 1892 und 1893 und die Steuerreform von 1893, aber für die Landgemeindecodierung. Die Militärvorlage führte am 6. Mai 1893 die Spaltung der Partei in die Freisinnige Volkspartei (im Richter) und die Freisinnige Vereinigung (im Richter) herbei. Die Neuwahlen im Juni 1893 brachten der Volkspartei nur 23, die von 1898 29 Mandate. Aber auch jetzt trat Richter jedem Versuch entgegen, der auf eine Einschränkung des Etatsrechts des Reichstags abzielte.

Seit 1885 leitet er die von ihm begründete „Freisinnige Zeitung“ in Berlin. Das „Politische ABC-Buch, ein Lexikon parlamentarischer Zeit- und Streitfragen“ aus der Feder Eugen Richters erschien 1898 in 9. Auflage. Während in seinen „Jugend-erinnerungen“ (Berlin 1893), die bis 1869 reichen, das persönliche Element vorherrscht, sind die beiden Bände „Im alten Reichstag“ (Berlin 1894–96) ein wertvoller Beitrag zur inneren deutschen Geschichte während der Jahre 1871 bis 1881. **Karl Wilks.**

Rudolf von Bennigsen.

(Geb. am 10. Juli 1844 zu Lüneburg.)

(Hierzu Bildnis No. 174.)

RUDOLF VON BENNIGSEN ist der Sohn eines sehr Jahrhunderten in Niedersachsen angesehnen Adelsgeschlechts. Der Vater war ursprünglich Jurist, trat aber im Befreiungskriege (1813) in das Heer ein und blieb dazu schliesslich Offizier. Rudolf von Bennigsen studierte die Rechte, trat (1846) als Auditor in den hannoverschen Staatsdienst und war Assessor am Obergericht zu Göttingen, als ihm 1855 die Regierung die Genehmigung zum Eintritt in die zweite Kammer verweigerte, für die ihn ein ostfriesischer Wahlbezirk (Aurich) gewählt hatte. Deshalb nahm Bennigsen 1856 seinen Abschied aus dem Staatsdienst und wurde 1857 von Göttingen in die Kammer gesandt.

Durch eine Verordnung vom 1. August 1855 und verfassungswidrige Erlasse, sogenannte Notgesetze, hatten König Georg V. und sein Minister von Borries 1855 bis 1857 die von Könige bei seinem Regierungsantritt 1851 feierlich anerkannte Verfassung gebrochen und umgestaltet und namentlich noch zwei Tage vor den Neuwahlen mit einer plumpen Verletzung selbst der äusseren Schicklichkeit gesetzswidrig verfügt, dass auch pensionierte Staatsdiener nur mit Genehmigung des Königs in die Kammer eintreten könnten. Borries verhinderte dadurch die Wahl der früheren Minister, die sich zu dem Verfassungsbruch nicht hatten hergeben wollen, bereitete aber gerade damit den Boden, auf dem der junge Rudolf von Bennigsen die weit schürferen und erfolgreichere Opposition einer jüngeren und den Zielen der nationalen Einigung bestimmter und klarer zugehöriger Generation leitete. Das Ministerium tauschte das Land bei der Ausscheidung der für den König bestimmten Domänen durch falsche Angaben, beugte das Recht um unbecommene Abgeordnete von der Kammer auszuschliessen und bedrohte die Ortschaften, welche oppositionelle Kandidaten wählten, mit wirtschaftlichen Schädigungen.

„Heinrich der Löwe, der grosse Ahnherr unseres Königs liess die Stadt Bardowiek zerstören. Sie war ungetreu ihrem Landesherren. Ihr geschah ihr Recht.“ Dies Wort eines der Gehilfen von Borries mag die Art des Gewaltregiments charakterisieren, gegen das Bennigsen anzukämpfen hatte. Eine wissenschaftlich begründete und hinreichend eingehende Darstellung dieses letzten Jahrzehntes des Königreichs Hannover fehlt noch, aber es sind Thatsachen genug bekannt, um die grosse Bedeutung der von Bennigsen geführten Opposition zu würdigen. Sie zog der Regierung den Mantel der Rechtsvorwände von den

Schultern, unter dem sie ihre schändliche Verletzung der bestehenden Ordnungen und Gesetze zu bergen suchte, sie gab dem Volke das Gefühl der Hoffnung zurück, dass auf die Zeit der Gewalt doch einmal wieder der Friede des Rechts kommen werde und dass es doch nicht notwendig sei, auf Befehl des Ministeriums gleich einem gesinnungslosen Wicht zu handeln. Unvergesslich ist mir, wie noch viele Jahre später die Erinnerung an dies Verdienst in einer Versammlung Göttinger Bürger einen begeisterten Ausdruck fand, indem ein schlichter Mann den Dr. Ellissen, ein durch vielseitige Bildung und selbstlose Treue ausgezeichnetes Mitglied der von Bennigsen geführten Schar, als das gute Gewissen der Stadt feierte. Solcher stillen Erfolge darf man sich immer getrösten, wenn man scheinbar vergeblich für das Recht kämpft.

Das Ministerium Borries stützte sich auf die Junker, welche ihre ehemaligen Privilegien zurückgewinnen wollten, und rechtfertigte sein Vorgehen mit Theorien über den Staat, in denen der König bald wie eine Art Stellvertreter Gottes, bald wie ein Guts-herr erschien, Je nach Bedürfnis wurden theokratische oder privatrechtliche Begründungen benützt.

Es kam der Opposition zu Hilfe, dass mit dem Jahre 1858 in Preussen die neue Aera das reaktionäre Ministerium Manteuffel ablöste und nun in ganz Deutschland die seit der Katastrophe von 1849 zurückgedrängten nationalen Bestrebungen wieder hervortraten. Bennigsen wurde ein Hauptträger dieser erneuten nationalen Strömung. Als Europa zu Anfang 1859 bei Napoleons Drohungen gegen Oesterreich ungsstrotzend erbebt und dann im Juni die Siege von Magenta und Solferino das Übergewicht Frankreichs noch weiter gesteigert hatten, da erhob sich Bennigsen zu der Mahnung, dass Deutschland nur durch eine Reform der Bundesverfassung unter Preussens Führung die nötige Sicherheit zu gewinnen vermöge. Seine Worte verhallten nicht ohne Wirkung und führten im September 1859 zur Begründung des Nationalvereins. Heute mag es leicht erscheinen, dergleichen Gedanken auszusprechen, und an Kritikern fehlt es nicht, die diesen und jenen Schritt des Nationalvereins klug bemängeln. Aber welche Hindernisse und Bedenken zu überwinden waren, lässt die Thatsache erkennen, dass der damals berühmteste Name unter den Vorkämpfern völkerrätlicher Entwicklung in Deutschland und im besondern in Hannover, der kluge und einflussreiche Schwegler, den Beitritt zum Nationalverein ablehnte.

Sodann die andere Thatsache, das Preussen selbst, dem der Verein im Sinne der Frankfurter Reichsverfassung die Führung der deutschen Einheitsbewegung zuwieß, sich gegen den Verein anfangs recht lau und dann mehr und mehr feindlich verhielt. Es gab Zeiten, in denen auch überzeugte Anhänger jenes kleindeutschen Programms an Preussen irre wurden.

Die Lösung der Zweifel kam durch die Siege Preussens im östlichen Kriege und durch die Entscheidung von 1866. König Georg V. hatte in dem Konflikt zu Oesterreich gehalten und Preussen besiegte nach dem Siege diesen gefährlichen Nachbar, der den Körper seines Gebiets in zusammenhänglose Stücke zerriss. Bennigsen hatte mit seinen politischen Freunden alles gethan, um den König Georg von seinen verhängnisvollen Wegen abzubringen und die Selbständigkeit Hannovers zu retten. Aber nachdem die Entscheidung gefallen war, zögerte er nicht sich auf den Boden der Thatsachen zu stellen, die ja auch für die Reform der Gesamtverfassung Deutschlands und damit für das wichtigste Stück der Gedanken und Hoffnungen eines deutschen Vaterlandsfreundes, einfachere und sicherere Grundlagen schaffen, als sie bei dem Fortbestand der damals besiegten Mittelstaaten zu gewinnen gewesen wären.

Damit begann der glänzendste Abschnitt von Bennigsens politischer Thätigkeit auf dem grösseren Schauplatz des preussischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags. Gleich in dem konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewann Bennigsen einen massgebenden Einfluss. Unter seiner Führung vereinigten sich 53 Reichstagsabgeordnete am 28. Februar 1867 zu der National-liberalen Partei, die dann rasch zunahm und bis in die Mitte der siebziger Jahre die wichtigste parlamentarische Stütze Bismarcks bei dem grossen Werk der Organisation des Reichs und dem Ausbau seiner Verfassung wie bei der Lösung der Probleme der äusseren Politik gewesen ist. Bennigsen persönlich hatte ein Hauptverdienst an der Beseitigung der Schwierigkeiten, an denen die Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes zu scheitern drohte und daran, dass diese Verfassung die Aufgaben und die Befugnisse des Bundes tiefer und reicher gestaltete. Es wurde der Weg angebahnt, auf dem der Bund sich zu einem wirklichen Staate entwickelte. Und bei der wichtigsten Frage der äusseren Politik, bei den Versuchen Frankreichs Luxemburg an sich zu bringen, veranlasste die von Bennigsen gestellte und in glänzender Rede begründete Interpellation jenen gewaltigen Ausbruch der nationalen Begeisterung, der Bismarck dann bei der Vollendung seines erfolgreichen diplomatischen Feldzugs als Rückhalt diente. Diese Interpellation war eine der bedeutendsten

Vorgänge des deutschen parlamentarischen Lebens, und die Art, wie Bennigsen hierbei seine Aufgabe erfüllte, wäre allein schon geeignet, ihm einen Ehrenplatz unter den parlamentarischen Grössen unserer Nation zu sichern. In dem ersten auf Grund der Verfassung von 1867 berufenen Reichstag des Norddeutschen Bundes und in dem Zollparlamente, das sich im Frühjahr 1868 dem Reichstag anschloss, indem nach dem gleichen Wahlgesetz gewählte Vertreter der süddeutschen Staaten zu den Reichstagsabgeordneten hinzutraten, wusste Bennigsen mit feinem Takt alles zu vermeiden, was die partikularistischen Empfindlichkeiten reizen konnte. Ferner hatte er einen erheblichen Anteil daran, dass die Schwierigkeiten überwunden wurden, die 1870 trotz der allgemeinen Begeisterung und trotz der in Kampf und Sieg erprobten Waffenbrüderschaft die Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde zum deutschen Reich zu hindern drohten. Im Landtag war Bennigsen 1868 bis 1873 Vicepräsident, von 1873—1879 Präsident, im Reichstag 1867 bis 1877 Vicepräsident, aber sein Einfluss war noch weit grösser als diese äusseren Ehrungen erkennen lassen. Namentlich so oft sich eine Verstimmung zwischen Bismarck und der mit ihm den Ausbau der Verfassung fördernden Majorität der Parlamente erhob oder wenn die Gegner der nationalen Entwicklung von Windthorst bis Bebel das Werk hinderten: dann bewahrte sich Bennigsen glänzendste Gabe, den Kern der Sache zu retten und die Gegensätze auszugleichen.

Es ist nicht möglich, hier auf das Einzelne einzugehen, auch wird vieles erst richtig beurteilt werden können, wenn Bennigsen selbst und namentlich auch Miquel und andere, die ihm nahe standen, aus ihren Briefen und Handwritten so manches richtig gestellt haben, worüber uns bisher nur ungenau oder vom Haas entstellte Nachrichten vorliegen. Am härtesten ist Bennigsen natürlich von den Wölfen verleumdet worden, dann aber auch von der ihm politisch nächstverwandten Gruppe, deren hervorragendster Name Forckenbeck war, letzlich noch in ganz ungerechter Weise in Forckenbecks Biographie. Wer politisch thätig ist, muss viel dergleichen ertragen, man lernt das auch, aber besonders schwer ist es doch immer, von denen verkannt zu werden, auf deren Urteil man besonderen Wert legte, mit denen man lange gemeinsam gekämpft hat. Das geschah Bennigsen namentlich in den Irrungen, welche unter den Liberalen ausbrachen, als Bismarck seit Ende 1875 immer entschiedener eine Aenderung der Wirtschaftspolitik anstrebte. Ende Dezember 1877 machte er den Versuch, Bennigsen in das Ministerium zu ziehen, der sich aber nur unter der Bedingung dazu bereit erklärte, dass

auch Forderbeck eintrete. Ueber den Verlauf der Verhandlungen ist noch nichts Sicheres bekannt geworden, aber dass sie scheiterten, war jedenfalls einer der wichtigsten Vorgänge in jener Entwicklung, welche der inneren Politik Bismarcks in dem letzten Jahrzehnt seines Amtes einen der Periode 1866 bis 1877, in wichtigen Punkten entgegengesetzten Charakter lieh. Bis zum Jahre 1898 behielt Bennigse die Leitung der nationalliberalen Partei, auf dem am 1. Mai 1898 in Berlin abgehaltenen Delegiertentage legte er sie nieder. Er that das mit einem von stolzer Freude getragenen aber von jeder Ruhmredigkeit freien Rückblick auf seine lange politische Wirksamkeit, in welcher er mit den politischen Männern dreier Menschenalter zusammen gearbeitet habe. Aber er vollende das 74. Jahr und fühle die

Norwendigkeit jüngeren Männern Platz zu machen. Zweimal hat Bennigsen hohe Aemter in der Verwaltung bekleidet. Am 5. November 1868 wählte ihn der Provinziallandtag zum Landesdirector von Hannover und Bennigsen hat in dieser Stellung zwanzig Jahre hindurch eine sehr bedeutende und von den schönsten Erfolgen begleitete Thätigkeit entfaltet. 1888 wurde er zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt, liess sich aber dadurch nicht abhalten, als Abgeordneter mit voller Unabhängigkeit seine Ueberzeugung zu vertreten, und 1892 hat er in einer viel bemerkten Rede dies Recht auch für alle Besanten verteidigt. Jetzt hat Bennigsen auch dies Amt niedergelegt und sich in die Stille seines in der Nähe von Hannover am Fusse des Heisters gelegenen Gutes Bennigsen zurückgezogen.

Georg Kaufmann.

Anton von Werner.

(Geb. am 9. Mai 1843 zu Frankfurt a. O.)

(Hierzu Bildnis No. 575.)

Hervorragende Schriftsteller haben in dauernden Werken die ruhmvolle Geschichte der deutschen Einigungskriege aufzeichnet, so dass auch daraus die Kennzeichen werden erkennen können, welchen Wert die glühende Liebe zum Vaterland hat, welcher erhabenen Thaten die Begeisterung für die heute so vielfach verspotteten Ideale fähig macht, und wie in einem um die in Wahrheit höchsten Güter der Menschheit geführten Kriege alle grössten und schönsten Regungen der Seele wach werden.

Aber besser, unmittelbarer, kräftiger noch als das geschriebene Wort wirkt auf das Volk die bildliche Darstellung, und so ist es als eine glückliche Fügung zu betrachten, dass bedeutende Künstler, zum Teil aus eigener Anschauung, die grössten Ereignisse und Ruhmesthaten jener gewaltigen Zeit in Gemälden festgehalten haben, die es späteren Geschlechtern ermöglichen werden, sie mitzuerleben. Zu diesen Künstlern gehört vor allen Anton von Werner.

Früh hatte sich seine künstlerische Veranlagung gezeigt. 16 Jahre alt bezog er 1859 die Kunstakademie zu Berlin, die sich damals freilich in höchst trauriger Verfassung befand. Sehr bald such, schon 1862, wandte sich der junge, zielbewusst emporstrebende Künstler von dieser Pflegestätte der Kunst nach Karlsruhe, wo er Förderung und Anregung empfing von tüchtigen Meistern, unter denen K. F. Lessing und Adolf Schröder vielleicht den nachhaltigsten Einfluss auf seine Entwicklung

ausübten. Hier malte er bereits eine Reihe grösserer Historienbilder, die zum Teil schon eine für die damalige Zeit sehr kühne Farbgebung und ausserdem grosses Compositionstalent und zeichnerisches Können beweisen und von denen einzelne, wie z. B. „Luther vor Kajetan“ durch Reproduktionen weit bekannt wurden.

Die beiden zuletzt genannten Eigenschaften, besonders seine Meisterschaft im Zeichnen, konnte er aber schon damals in Arbeiten bekunden, die seinen Ruhm viel mehr ausbreiten sollten, als jene grossen Gemälde. Er begann die Werke des in Karlsruhe lebenden Joseph Viktor Scheffel zu illustrieren, mit dem ihn von dieser Zeit an bis zu des Dichters Tod treue Freundschaft verband. Nachdem er hier die von jugendlichfrischem Geist durchwehten Zeichnungen zu Juniperus und Gaudemus ausgeführt hatte, ging er nach Paris und bald darauf — im Jahre 1868 — nach Italien, wo er die Illustrationen zu dem auf demselben Boden entstandenen „Trumpeter von Säckingen“ entwarf. In diesen Arbeiten, wie in den später zu jener Perle unter den historischen Romanen, zu „Eckehard“, komponierten Zeichnungen, zeigt sich Werner als ein wahrhaft kongenialer Nachschöpfer jener kraft- und humorvollen unverwundlichen Dichtungen und als ein Beobachter ersten Ranges.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem ewigen Rom, wo er übrigens, ebenso wie vorher in Paris, mit eisernem, ausdauerndem Fleiss seinen Studien

abgelegen hatte, brach der deutsch-französische Krieg aus und wies ihm, der begeistert dem deutschen Heere folgte, den Weg, auf dem er seine grössten Erfolge erringen sollte. Die grossen Gemälde, in denen Anton von Werner die deutschen Siege verherrlichte, sind allbekannt. Die „Kaiserproklamation“, die Diogenen „König Wilhelm empfängt den Brief Napoleons vor Sedan“, „Die Kapitulationsverhandlungen von Sedan“, das Sedanpanorama selbst, „Moltke mit seinem Stabe vor Paris“, „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche Abel Douays“ — um nur einige zu nennen — wem wären diese Schilderungen nicht sofort gegenwärtig?

Gross aber ist auch die Zahl der nicht so populär gewordenen Werke, und unter diesen verdient besonders das Nachbild „Artillerie auf dem Wege nach Paris“ genannt zu werden, eine malerisch höchst interessante, stimmungsvolle Landschaft und zugleich ein Kriegsbild von scharfer Beobachtung und voll fesselnden Lebens.

Nach dem Kriege siedelte Anton von Werner in die junge Reichshauptstadt über, wo bald darauf — 1875 — der Zweihunddreissigjährige auf den einmütigen Antrag des Vereins Berliner Künstler zum Direktor der Kunstakademie ernannt wurde. Seine seltene Organisationsgabe, sein durchdringender Verstand, seine unermüdete Arbeitskraft befähigten ihn, sowohl in dieser Stellung, als auch in der als Vorsitzender des Vereins Berliner Künstler, die er im Laufe der Jahre mehrfach und lange eingenommen hat, überaus Tüchtiges zu leisten. Die Berliner Kunstakademie insbesondere, auf der er zuerst das gründlichste Studium nach der Natur als obersten Grundsatz einföhrte, hat unter seiner Leitung einen gewaltigen Aufschwung genommen; aus dem tiefsten Verfall ist sie durch ihn zu einer Höhe

emporgehoben worden, wie diese Anstalt jedenfalls sie vorher niemals gekannt hat.

Auch jetzt — nach dem Kriege — und später, weichte Werner seine künstlerische Thätigkeit überwiegend über Verherrlichung des neuen deutschen Reiches. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auch nur annähernd die zahlreichen Werke namhaft zu machen, die der Künstler bis heute geschaffen. Nur der in unglaublich kurzer Zeit entworfenen, später in Moskau ausgeführte Fries an der Berliner Siegestaule, das ergreifende „19. Juli 1870“, das Kaiser Wilhelm I. vor den Sarkophagen seiner Eltern im Charlottenburger Mausoleum zeigt, das Genrebild aus dem Kriege von 1870, „Kriegsgefangen“ und „Kaiser Wilhelms I. letzte Augenblicke“ seien noch besonders hervorgehoben.

Oft mag an den Künstler die Versuchung herangetreten sein, im Interesse der höheren malerischen Wirkung, bei Darstellungen historisch bedeutender, aber zuweilen wenig malerischer Vorgänge dies und das zu ändern, hinzuzusetzen oder zu streichen, oder eine andere, wirkungsvollere Beleuchtung zu wählen, als das der Wirklichkeit entsprach. Gewiss hat er dieser Versuchung nicht immer widerstanden, aber er hat ihr immer nur so weit nachgegeben, als es geschehen konnte, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, ohne die Geschichte zu entstellen; seine Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, seine durch nichts zu beirrende Wahrheitsliebe liessen weiteres nicht zu. Diese bedeutenden Eigenschaften sind es, die Anton von Werners Künstertum vor allem charakterisieren und die ihn fähig machten, künstlerisch die Geschichte jener grossen Zeit zu schreiben. Durch diese Treue seiner Darstellung, die auch der Nachwelt jene ruhmreichen Tage vorlebendigen wird, hat er sich ein hohes Anrecht auf unsere Dankbarkeit und ein unvergängliches Verdienst erworben.

Paul Warneke.

Peter Cornelius.

(Geb. am 24. Dezember 1822 zu Mainz, gest. am 26. Oktober 1874 ebenda.)

(Hierzu Bildtaf. No. 296.)

Der Komponist des „Barbier von Bagdad“ war der Sohn eines Schauspielers, der an den vereinigten Theatern von Mainz und Wiesbaden eine geschätzte Stellung einnahm. Peter Cornelius, am Weihnachtsabend des Jahres 1822 in Mainz geboren, sollte den Beruf des Vaters ergreifen und ist auch mehrmals auf der Wiesbadener Bühne aufgetreten. Aber der Erfolg war kein ermutigender; andererseits lockte ihn die Tonkunst, für die er sich seit seinem siebenten Jahre durch Gesangstudien, durch

Violin- und Theorieunterricht, den er von einem Ungarn Namens Panny und später von Heinrich Esser (dem uschmaligen Wiener Hofkapellmeister) erhielt, vorgebildet hatte. Sechzehn Jahre alt, machte er bereits als zweiter Geiger eine Konzertreise des Mainzer Orchesters nach London mit. Als 1843 der Vater gestorben war, entsagte Cornelius der Bühne und ernährte sich und die Mutter vorläufig durch musikalischen Unterricht, den er bis September 1844 in Wiesbaden erteilte. Um diese Zeit griff sein

— 812 —

grosser Verwandter, der Maler Cornelius, helfend in sein Schicksal und liess den jungen Musiker nach Berlin kommen. Hier hat Cornelius fünf Jahre hindurch die Unterweisung des berühmten Theoretikers Delus genossen und bei ihm die ernstesten Studien mit rastlosem Eifer betrieben.

Eine Menge Kompositionen im strengen Stile entstanden während dieser Zeit, und schon in Berlin begann auch der Schriftsteller in ihm sich zu regen. Er schrieb regelmässige Berichte für eine Zeitung und übersetzte unter anderem altfranzösische Gedichte. Um Wagners Lohengrin kennen zu lernen, dessen Aufführung damals das grosse musikalische Ereignis war, ging Cornelius im März 1853 nach Weimar. Die Bekanntschaft mit Liszt und die Einwirkungen der neudeutschen Kunstsphäre wurden für seine Entwicklung entscheidend. Zunächst blieb er allerdings nur kurze Zeit und verbrachte den Sommer in Bernhardsstüne im Thüringer Walde, den folgenden Winter bei seinem Bruder in Westfalen; aber die neuen Eindrücke, zu denen sich noch die Bekanntschaft mit den Werken und den Theorien von Berlioz gesellte, zogen ihn unwiderstehlich wieder nach der Altenburg, dem Weimarer Wohnsitz Liszts, wo er hinfort ein gern gesehener Gast war. In seiner Vaterstadt bewarb er sich zweimal vergeblich um die Dirigentenstelle der Mainzer Liedertafel. Das machte ihn aber um so weniger Sorge, als er inzwischen den Dichterkomponisten in sich entdeckt hatte. In einem Liederheft — seinem op. 1 — schlossen sich ihm die Mächte des Tones und der Sprache zusammen, und von nun an begann ein angeregtes Schaffen, das, völlig verschieden von dem bisherigen Arbeiten, ihn der neuen Richtung als unabdingten und doch eigenartigen Anhänger zuführte.

Nachdem er im Herbst 1853 das Musikfest in Karlsruhe mitgemacht und in Basel Richard Wagner persönlich kennen gelernt hatte, verlebte Cornelius die nächsten drei Jahre mit geringen Unterbrechungen in Weimar, erzielte Unterrichtsstunden, übersetzte Schriften von Liszt und Berlioz und war literarisch für das bei Schlesinger in Berlin erscheinende „Echo“ thätig. Ein Freundeskreis, zu dem vor allem Hans von Bronsart, Carl Tausig und das Ehepaar Feodor und Rosa v. Milde gehörten, schloss sich eng an den mit glühender Begeisterung nach seinen Idealen strebenden Künstler, der bald auch mit der Feder nachdrücklich, aber in vornehmster Weise für die Wagner-Lisztschen Anschauungen eintrat. Als er trotz seiner Bemühungen in Not geriet, griff Liszt, der stets Hilfsbereite, ein und nahm ihn als ständigen Sekretär zu sich auf die Altenburg. Einige seiner schönsten Lieder, wie „Komm wir wandeln“, auch

die bekannte Parodie des italienischen Opernstiles „Der Tod des Verräthers“ sind in diesen Jahren entstanden. Es trieb nun den Komponisten, der von Jugend auf seine Blicke auf die Bühne gerichtet hatte, an eine grössere dramatische Arbeit zu gehen. Sein Sinn für Humor, der sich allerdings auf das Feinkomische beschränkte, liess ihn ein beiteres Sujet wählen, einen Stoff aus 1001 Nacht. Im September 1856 war das Textbuch vollendet; im Thüringer Wald und am Rhein, in stiller Abgeschiedenheit, gestaltete sich dem Dichter während der nächsten zwei Jahre die Musik, an deren Instrumentation er dann noch während eines Aufenthaltes bei seinem Bruder in München durchgreifende Aenderungen vornahm. Am 15. Dezember 1858 erlebte „Der Barbier von Bagdad“ in Weimar seine erste Aufführung. Liszt interessierte sich für die Oper wie für eine eigene und studierte sie selber ein. Die Opposition gegen die neue Richtung, die damals in Weimar noch stark war, brachte sie jedoch zu Falle, und erst der Nachwelt blieb es vorbehalten, dies Meisterwerk als solches zu würdigen. Bekannt ist, wie der bei der Premiere des „Barbiers von Bagdad“ ausbrechende Theaterskandal die Veranlassung wurde, dass Liszt sein Amt niederlegte und Weimar den Rücken kehrte. Auch Cornelius' bleiben war nach diesem Ereignis kein langes mehr. Der Misserfolg seiner Oper war für ihn folgenschwer. Im April 1859 ging er nach Wien, wo er, unfähig sich praktisch fortzuhelfen, bald mehr und mehr in drückende Verhältnisse geriet. Auch fühlte er sich während der fünf Jahre, die er hier zubrachte, losgelöst von dem vertrauten Freundeskreis, vereinsamt und entrnügt. Dennoch förderte er, wenn auch langsam ein zweites Musikdrama: den „Gid“. Der erste Akt war 1861 beendet, das ganze Werk im Frühjahr 1865. Auf sein Entstehen hatte Wagner nicht nur einen vorbildlichen, sondern geradezu einen persönlichen Einfluss, da der Umgang beider Männer bei Wagners Besuchen in Wien ein immer vertrauterer wurde, und Cornelius sich an den Schöpfer des „Tristan“ und der „Meistersinger“ immer enger gefesselt fühlte. Wagner verdankte er auch seine Berufung nach München mit einer festen Unterstützung aus der königlichen Kabinetskasse, die ihn aus aller Misere befreite. Freilich empfand er das Lehramt, das ihm an der Münchener Musikschule übertragen wurde, nur zu häufig als eine drückende Last; aber er konnte doch nun ruhiger seinem Schaffen leben und auch mit grösserem Nachdruck seine literarische Thätigkeit wieder aufnehmen. Die gesicherte Anstellung ermöglichte ihm, einen eigenen Hausstand zu gründen: im März 1865 verlobte er sich mit einer Jugendfreundin aus Mainz. Der „Gid“ wurde im Mai dieses Jahres in Weimar gegeben. Die Oper

wurde beifällig aufgenommen, hat sich aber auf der Bühne nicht gehalten. An Frische und Originalität kommt sie dem „Barbier“ nicht gleich, doch ist die Partitur im einzelnen reich an Schönheiten.

Die letzten 9 Jahre seines Lebens hat Cornelius an einem dritten Bühnenwerke, der „Gulldä“, gearbeitet, ohne es bei der Langsamkeit und häufigen Unterbrechung seines Produzierens fertigstellen zu können. Dagegen wurden noch eine Reihe kleinerer Arbeiten beendet, die zum Teil nach seinem Tode veröffentlicht sind. Unter ihnen nehmen die für seinen Freund Riedel in Leipzig geschriebenen Chorwerke und die endgiltige Fassung der schon früher komponierten „Weihnachtslieder“ eine hohe Stufe ein. In München entstanden auch mehrere musikalisch-theologische Aufsätze von bleibender Bedeutung sowie musterhafte Uebersetzungen aus dem Französischen von Boieldieu'schen und Gluck'schen Opern. Die Beziehungen zu Wagner blieben die denkbar herzlichsten. 1872 nahm Cornelius an der Feier der Grundsteinlegung des Festspielhauses teil, im folgenden Jahre reiste er noch einmal zu Wagners 60. Geburtstag nach Bayreuth. Seine letzte Sorge galt einer Umarbeitung des Barbier, zu der er jedoch nur noch Skizzen entwerfen konnte. Im Sommer 1874, als er mit seiner Familie Mainz besuchte, stellten sich unvermutet die Zeichen eines schweren diabetischen Leidens ein, dem der Künstler bereits am 26. Oktober des Jahres in seiner Vaterstadt erlag. Zehn Jahre

nach seinem Tode gelang es Felix Mottl in Karlsruhe, das Andenken an Peter Cornelius wieder wachzurufen durch die Aufführung des „Barbier von Bagdad“ auf Grund einer neuen Bearbeitung, an der sich dann auch der Münchener Hofkapellmeister Hermann Levi beteiligt hat. In dieser Gestalt hat das lebenswürdige und geistvolle Werk seinen Siegeszug über viele deutsche Bühnen gehalten und hat im Verein mit sinnigen Liedern und Chören seinem Schöpfer zu dauerndem Ruhme verholfen.

Unter den Grossmeistern der neu-deutschen Tonkunst nimmt Cornelius keine erste, keine führende Stellung ein. Im Vergleich mit einem Wagner, einem Liszt ist er — wie er sich selbst einmal bezeichnet — nur ein „Nebemensch“, wie der Zufluss eines gewaltigen Stromes ein Nebenfluss ist. Aber er hat das Seinige zu der Bewegung der Geister beigetragen, und wie er am feinsten mit Worten und Gründen die neue Richtung verteidigt hat, so ist er auch eine der feinsten und anmutigsten Erscheinungen innerhalb der ihm verwandten Komponistengruppe. Voll Geist und hohen enthusiastischen Strebens, lebenswützig und mit einem nur ihm eigenen Humore giebt sich die künstlerische Persönlichkeit des Dichterkomponisten; als tief und unendlich sinnig wird uns auch der Charakter des Menschen Cornelius geschildert. So hat er durch stark ausgeprägte Eigenart einen Platz in der Geschichte ausgefüllt.

Leopold Schmidt.

Rudolf Hermann Lotze.

(Geb. am 21. Mai 1817 zu Bautzen, gest. am 1. Juli 1882 zu Berlin.)

(Hörns Bildat. No. 377.)

Wo der Mensch beim Denken der Welt von seinen Zielen absehen lernt, da erhebt sich ihm notwendig ein dreifaches Rätsel: Was ist das Denken? was die Welt? und wohin soll's mit allen beiden? — Nur der Geist ist wirklich und alle Dinge in ihm! so antwortet der subjektive Idealismus. Umgekehrt, sagt Locke und entschiedenem noch die Franzosen des 18. Jahrhunderts, aller Inhalt kommt dem Geiste nur aus den Empfindungen von Dingen. Man kennt Kants Entscheidung, dass alles Denken für die Erscheinungswelt da ist, aber nicht aus ihr. Mit dem Gedanken bewaffnet entleert er die Menschheit in ihre unendliche Aufgabe, die Welt in Raum und Zeit zu erklären und zu ordnen, und zum Polarstern setzt er ihr das Sittengesetz, das sich dem Verstande als kategorischer Imperativ anzeigt, als Gott, Freiheit und Unsterblichkeit dem

Herzen offenbart; so beantwortet er auch die dritte Frage. Aber seinem Philosophieren hängt ein Erdenrest an: das unerkennbare Ding an sich. Ob wirs nicht doch finden? fragen die Neumalweisen, und Fichte entlässt aus dem Ich das Nichtich, Schelling murmelt Uerworte von dem Weltgrunde, der die Erscheinungswelt aus sich setzt, für Hegel wird alles Sein zum ewigen Werdegang der Idee. Aber indes sie und ihre zahlreichen Anhänger sich quälen, die lebendige Natur in Formeln des Gedankens zu schmieden, erringt die Naturwissenschaft am hellen Tage der Wirklichkeit, mit Mass und Zahl und guten Augen bewaffnet, Sieg auf Sieg, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist es auf Deutschlands hohen Schulen ein allgemeines Schläferwachen. Hegels absoluter Geist war also ein Gespenst? Also haben wir doch mit der Sinnenwelt anzufangen?

— 87A —

H.p.f.540-5, 874

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

Zuerst ruht man sich nur schüchtern zu, aber auf der Göttinger Naturforscherversammlung des Jahres 1854 wird wieder einmal mächtig kund, dass der Materialismus le secret de tout le monde war; das Denken ein Erzeugnis des Stoffes, Gott aus der Welt hinauskomplimentiert, eine Sittenlehre die auf der Gleichheit banaler Bedürfnisse beruht.

Damals lehrte zu Göttingen ein Mann Philosophie, den auch die Naturforschung, mit Ehrfurcht nannte, und der, in beiden Wissensgebieten gleich zu Hause, zwischen ihnen der Vermittler werden konnte, der, als Philosoph heute leider fast ein Vergessener, eben durch jene günstige Stellung und ihre taktvolle Verwertung sich einen Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Geisteslebens erworben hat. Es war Rudolf Hermann Lotze. Ein engerer Landsmann J. H. Fichtes und Fechners, wurde er am 21. Mai 1817 zu Bautzen in der Lausitz als Sohn eines Militärarztes geboren. Am Gymnasium zu Zittau vorgebildet, studierte er von 1834 an in Leipzig Medizin und Philosophie, beides mit gleichem Eifer und solchem Erfolge, dass er sich schon 1839 daselbst für beide Disziplinen habilitieren konnte. Der Band Gedichte, den er im folgenden Jahre herausgab, zeigt zwar kein starkes lyrisches Talent, aber doch, wie sehr Lotzes Sinn von Anfang an auf das Ganze menschlicher Betätigung gerichtet war. An grösseren Arbeiten brach die Leipziger Zeit eine Metaphysik (1841), eine Logik (1843) und die „allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften“ (1842), die ihm die ausserordentliche Professur eintrug. Als er 1844 einem Rufe als ordentlicher Professor nach Göttingen folgte, lag vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens hinter ihm. Chr. H. Weisse, der tiefinnige Philosoph und Theolog, von dem Lotze erzählt, über einen Kreis von Gedanken in geradzu abschliessender Weise belehrt worden zu sein, war ihm aus dem Lehrer zum Freunde geworden; Th. Fechner, der Begründer der Psychophysik und gemüthvolle Deuter der Allseele, der grosse Germanist M. Haupt waren ihm aufs engste verbunden. Seine ersten Göttinger Arbeiten fielen in die erste Zeit einer überaus glücklichen Ehe; sie handeln „über den Begriff der Schönheit“ (1845) und „über Bedingungen der Kunstschönheit“. Hat er hier wie auch später die Aesthetik trotz vieler feinen Bemerkungen im einzelnen doch in den Grundeinsichten wenig gefördert, so sind die folgenden Werke, die „allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens“ (1851) und „die medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele“ (1852) Marksteine in den betr. Wissenschaften. Durch sie hat Lotze Schule gemacht, was man von seiner Philosophie kaum behaupten kann. Jene Bilder mit der Schrift vom Jahre 1842 das System der theoretischen

Medizin; durch diese wird er neben U. H. Weber und Fechner zum Begründer der empirischen exakten Seelenlehre. Trotz ihres streng erfahrungswissenschaftlichen Charakters sind diese beiden Arbeiten doch auch Dokumente für den Werdegang der philosophischen Ansichten Lotzes. Während nämlich der Verfasser der allgemeinen Pathologie und abgegebte Feind der mystischen „Lebenskraft“, die man zur Erklärung der Organismenwelt nötig zu haben meinte, von den Materialisten als einer der Ihren begrüsst wurde, erklärt die allgemeine Physiologie die mechanische Naturauffassung nur für gleich berechtigt neben der idealen und der dynamischen, und in der medizinischen Psychologie wird bereits, in zweiseitiger Polemik gegen Hegel einerseits und den Materialismus andererseits, Lotzes spiritualistische Monadenlehre in grossen Zügen entworfen. Die Sache brachte es mit sich, dass viele Untersuchungen philosophischer Natur nur angedeutet und abgebrochen wurden. Aber alles drängte zu einer Gesamtdarstellung und Begehung, und so entstand in den Jahren 1856 bis 1864 die neun Bücher des „Mikrokosmos“, ein klassisches Werk unserer Literatur nach Form und Inhalt, das Lotzes Namen in die weitesten Kreise im In- und Ausland trug, ein Werk, das in seiner Tendenz, die ganze Fülle des Seins und des Werdens nach einheitlichem Gesichtspunkt zu entwickeln, so die Lehrgedichte der ältesten Denker Griechenlands und an Dantes Komödie gemahnt. Der Nebentitel: „Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit“ erinnert nicht nur zufällig an Herder. Seiner Auffassung der Geschichte als der Verwirklichung göttlicher Zwecke schliesst sich Lotze mit pietätvoller Bewunderung an, und wenn wir hier noch Lessings Namen anführen, so haben wir die beiden Männer genannt, in deren Gedankenkreis — eine Synthese von Spinoza und Leibniz nennt ihn E. v. Hartmann — Lotze das versumpfte gebildete Publikum durch sein Hauptwerk erhoben hat. Wie weit wir nun auch über diesen Gedankenkreis uns schon heute hinausgekommen wähen, so hat doch selbst das neu erwachte philosophische Interesse noch kein Buch hervorgebracht, das an Fermenten des Denkens so reich, gleichzeitig ein solcher Quell ästhetischen Vergnügens wäre, wie der Mikrokosmos. Sein Werk unter diesem letzteren Gesichtspunkt ebenso sehr wie unter dem philosophischen zu betrachten, ist ganz im Geiste seines Verfassers, der im schonen Buche eine höchst geistvolle Darstellung der ästhetischen Ideen giebt, wie sie sich im Neben- und Nacheinander an den einzelnen Völkern verwickeln. Dass die Probleme des Schönen ihn nach der Abfassung seines Hauptwerkes vorwiegend beschäftigten, bezeugt die „Geschichte der Aesthetik in Deutschland“ vom Jahre

1808, seine erste historische Arbeit, gleichwohl auch eine Zusammenfassung der eigenen Philosophie des Schönen, die den Grund des ästhetischen Wohlgefallens darin sucht, dass das Kunstwerk durch sinnliche Mittel den Schein einer Welt hervorbringt, in der die Gesetze des Seinsollenden zu Fleisch und Blut der Erscheinung werden.

Konnte man dem Mikrokosmos den Vorwurf machen, dass er zuweilen die Strenge der Begriffe und die Geschlossenheit der Beweisführung der Kunst der Darstellung opferte, so suchte Lotzes letztes Unternehmen diese Mängel auszugleichen. Von dem System der Philosophie hat er 1874 die Logik und 1879 die Metaphysik erscheinen lassen. - Zwei Jahre später vertauschte er Göttingen, wo er über ein Menschenalter gewirkt hatte, mit der ersten Universität des Landes, Berlin. Nicht ein volles Semester mehr hat er hier gewirkt; auf einer Pfingstreise in den Harz zu seinem Sohne zog er sich eine Erkältung zu, und einer Lungenentzündung erlag er in Berlin am 1. Juli 1881. So fehlt der systematischen Darstellung seines Systems die praktische Philosophie.

Ein Leben voll unermüdlicher Arbeit, einem kleinen, kränklichen Leibe obgerungen, aber geschützt durch ein inniges Empfinden für Natur- und Menschenleben, das war Lotzes. Wenigen ist es gelungen, unter den Standesgenossen so enge Freunde zu erwerben, so viel Verehrung auch den Gegnern abzunütigen. Und dieses lag ebenso sehr an der Vornehmheit seiner Polemik, die ihn selbst einen Hang zur Satire unterdrücken liess, wie an der lebenswürdigen Bescheidenheit, mit der er bei aller sachlichen Entschiedenheit seine Meinung vortrug. Ein Problemscher ohne gleichen, hat er vielen, die gern schneller fertig sein möchten, sogar als Skeptiker gegolten, ist er nicht der Versuchung unterlegen, der der Lehrende so sehr ausgesetzt ist, nur sich selbst zu hören; er empfindet es bitter, dass er in den „Gymnasialreferaten“ kein Echo finde. So soll denn auch seine Philosophie nur ein „mit gar keinem Bewusstsein von Unfehlbarkeit“ unternommener Versuch sein, sein Weltbild in Begriffe zu fassen, die immer zu weitmaschig sind, um nicht vieles durchzulassen, das zu ergänzen der Geist dem gleich organisierten Geiste überlassen muss.

Diese Philosophie, ein teleologischer Idealismus, legt den Zweckbegriff zugrunde und hat ihren Schwerpunkt in der Ethik. Der Mechanismus zwar herrscht ausnahmslos; auch der Organismus ist nur ein mechanisches System, so angelegt, dass es sich gegen Störungen von aussen selbst erhalten kann; Kausalität beherrscht auch die Beziehungen zwischen Physischem und Psychischem. Aber in der Welt des Seienden sollen Werte verwirklicht werden: „Die Welt der Werte ist zugleich der Schlüssel zur Welt

der Formen“. Dass aber die Dinge überhaupt aufeinander wirken, diese Wechselwirkung beweist die Wesensgemeinschaft ihrer aller in der Grundsubstanz. Alle einzelnen Wirkungen sind in ihr befasst, treffen sich aber zu unendlich vielen Einheiten. Einheit des Verschiedenen zu sein ist aus der Charakter des Bewusstseins, des Seelischen überhaupt, und so besteht das Weltwesen aus für sich beherrschenden Einzelwesen geistiger Natur, die Lotze nach Leibniz' Vorgang Monaden nennt, wiewohl sich Beider Begriffe nicht decken. Die inneren Zustände dieser Monaden stellen sich von aussen gesehen als Naturmechanismus in Raum und Zeit dar. Natürlich ist unser Geist, nach dessen Analogie ja die Monaden gedacht sind, auch nur eine ungeteilte, unsinnliche Substanz, die mit einem als Körper erscheinenden System von Monaden in besonders enger Wechselbeziehung steht. Die Unkörperlichkeit sichert dem Geiste aber noch nicht Unsterblichkeit. Diese hat Werr nur durch den Inhalt des geistigen Wesens. Welchen Inhalt aber die Gottheit ewiger Aufschwörung würdig halt, wer wollte das sagen? Dass die unräumliche Seele dennoch einen Sitz im Gehirn hat und dass sie mittels eines Systems von Zeichen die ihr zukommenden Eindrücke im Raume ordnet (Lokalzeichen), und dass in ihren eigenen Antrieben solche Prinzipien angelegt sind, durch die ihr ritmische Bewegungen möglich werden, sind Folgesätze dieser Theorie, auf deren Begründung Lotze vielen Schurzmann wendet.

Dass in der Welt etwas wirklich werden soll, erfahren wir an jedem Willensakte, dass Sittlichkeit verwirklicht werden soll, erfahren wir an dem Bewusstsein von unbedingt verpflichtenden Idealen, Gütern, von denen das Gefühl der Lust nicht zu trennen ist, obwohl sie der Willkür entzogen sind. Billigung und Missbilligung unserer Handlungen in Bezug auf diese Ideale heisst Gewissen, und die bindende Kraft seiner Aussagen nötig zu der Voraussetzung, dass die moralischen Handlungen einen Weltzweck, als unbedingt wertvolles Gut, zu verwirklichen dienen. Auch dieses kann als Gut nur einem Weltwesen bewusst werden, das alle Einzelwesen, die am Weltzweck mitarbeiten, umfasst, also unendliche Persönlichkeit, Gott ist. Zwar offenbart er sich dem Menschen im inneren Erlebnis, daran ist aber sein Dasein so wenig gebunden wie die Wahrheit der Weltgesetze an dem Wissen des Einzelnen von ihnen. Im religiösen Gefühle werden wir unserer Wesenseinheit mit Gott inne. Durch ihn, der die ewige Liebe ist, bestimmt sich nun auch das Verhältnis von Wirklichkeit, Wahrheit und Werten: Das Gute ist Anlass und Ziel der Bewegung, diese wieder, als Trieb zur Gestaltung, verwirklicht jenes, durch die Gesetzlichkeit, kraft deren der Trieb die Richtung zu seinem Zwecke innehat. Die engere

Kausalität dieses Verhältnisses nachzuweisen, ist aber der menschlichen Wissenschaft verweigert.

Der Kenner der philosophischen Systeme wird leicht die verschiedenen Bausteine auch dieses Systems aussondern, und an ihm verwerfen, was an jenen nicht zu verwenden ist. Das Ganze bleibt

bestehen als der Versuch eines bedeutenden Denkers, sein Selbst auszudrücken in überkommenen Begriffen. An diesen scheitert vor der Kritik jede Philosophie, die zugleich Weltanschauung sein will, aber eben nur vor der Kritik, deren Sprach nur ihr geringster Teil unterliegt.

Viktor Lowinsky.

Heinrich Brunn.

(Geb. am 23. Januar 1822 zu Wörlitz bei Dessau, gest. am 23. Juli 1894 zu Josephsthal bei Schliessen.)
(Herm. Bildnis No. 598.)

Zum Sitzen gekleidet.
Zum Sitzen besetzt.

Das künstlerisch durchgebildete, freie Menschentum der Griechen hat allen späteren produktiven Epochen als Ideal vorgeschwebt. Aber es hat immer des Dolmetschers bedürft, am meisten vielleicht für seine bildende Kunst. Der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war Winkelmann der Interpret, der mit dichterischer Begeisterung die Schönheit griechischer Kunst und das einzigartige Phänomen ihrer Entwicklung mehr umschrieb als beschrieb, mehr ahnte als erforschte. Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stand noch ganz unter der Wirkung seiner Gedanken; neben der rein antiquarischen Forschung ist die Auslegung der poetischen Ideen im Kunstwerk das eigentliche Ziel der Wissenschaft. Der Vollender dieser Richtung ist Gottlieb Welcker, der Poesie und Bildkunst als ein untrennbares Ganzes erfasste und beherrschte.

Aber es ist noch eine andere Betrachtungsweise möglich, die rein künstlerische, die Analyse des Kunstwerkes als eines rein formalen Gebildes. Dies ist seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts für die archaische Forschung, soweit sie Kunstwissenschaft ist, das Hauptziel geworden. Der diesen Weg gewiesen hat, ist Heinrich Brunn.

Er war der Sohn eines Pfarrers zu Wörlitz bei Dessau (geb. 23. Januar 1822). Eine kleine Sammlung antiker Skulpturen im Wörlitzer Schlosse wird früh auf ihn gewirkt haben. Im Jahre 1839 ward er zu Bonn der Schüler Gottlieb Welckers und Friedrich Ritschls. Die Welckersche Art, die geistigen Zusammenhänge und poetischen Ideen im Kunstwerk aufzusuchen, hat Brunn in seiner Weise weiter ausgebildet. Ritschl verdankte er die strenge Methode, die er nach Analogie der philologischen Arbeitsweise für seine eigene, selbständig gewordene Wissenschaft ausbildete. Als er 1843 die Universität verließ, stellte er seinen Doktorthesen das Wort voran: Lieber auf methodischem Wege irren, als ohne Methode eine Wahrheit finden.

Er ging nach Rom, ohne feste Stellung, in diesen Lehrjahren wie noch bis in die Meisterjahre hinein häufig mit materiellen Sorgen kämpfend, aber nie dadurch in seinem reinen wissenschaftlichen Streben beeinflusst. Er schloss sich an das von Gerhard gegründete, damals von Emil Braun, seit 1844 in Gemeinschaft mit Wilhelm Henzen geleitete Institut für archaische Korrespondenz an. In diesem ersten römischen Aufenthalt, von 1843-1853, legte Brunn den Grund zu seinem ganzen späteren Wirken. Das Neue, was er schuf, bewegt sich in drei Richtungen, die denselben Grundgedanken entspringen: dem Kunstwerk unbefangen, ohne gelehrtes Vorurteil, ja zunächst mit Beiseitsetzung jeder gelehrten Kenntnisse gegenüberzutreten und statt dessen nur die Augen zu gebrauchen, Darstellungen und Formen für sich zu analysieren, endlich zu vergleichen.

So schuf er zunächst eine neue Interpretationskunst für alle erzählenden Denkmäler (Vasenmalerei, Reliefs etc.). Er zeigte, dass die erzählende antike Bildkunst nicht Illustrationen zu bestimmten Texten giebt, sondern dass sie aus Mythologie und Sage ihre Themata nach eigenen Gesetzen auswählt und abwandelt. In ihren Bildtypen und deren Gruppierung hat die Kunst eine eigene Sprache, die genau so erforscht und erlernt werden muss, wie Wortschatz und Syntax einer gesprochenen Sprache. Erst wenn die Sprache der Kunst verstanden wird, kann die Deutung mit Heranziehung der literarischen Ueberlieferung gelingen. Diese Grundsätze, heutzutage selbstverständlich, machten der phantastischen und willkürlichen Auslegungsart, wie sie noch Eduard Gerhard übte, ein Ende.

Von den gleichen Grundgedanken aus gelangte Brunn zur formalen Analyse des einzelnen Skulpturwerkes, um dessen geistigen Gehalt auszuschöpfen. Eine Serie von Aufsätzen, die er 1863 zu einem Bande vereinigt hat: „Griechische Götterideale in ihren Formen erläutert“ (München, Bruckmann) verfolgt das kunstphilosophische Ziel, den Zusammenhang

zwischen plastischer Einzelform und geistigem Ausdruck zu finden. Die Aufgabe wird nicht gelöst mit Hilfe irgend eines dogmatischen Systems, sondern gewissermaßen auf empirischem Wege, durch liebevolles Versenken in die Formen und durch das Mittel kontrastierender Vergleiche. Da die Methode neu war, so ist, wie Brunn selbst aussprach, die Lösung nicht überall gleich gut gelungen. Bei der Mehrzahl der Aufsätze ist sie meisterhaft; ich nenne namentlich „die Demeter von Knidos“ und „die Personifikationen des Meeres in der griechischen Plastik.“ Die „griechischen Götterideale“ gehören zu dem tiefsten, was Brunn geschaffen hat. Wenn sich die Kunstwissenschaft von der heute herrschenden historischen Betrachtung wieder mehr einer philosophischen zuwenden wird, so werden diese Aufsätze ihre ernannte Wirkung thun.

Auch für die Erforschung der historischen Entwicklung wandte Brunn als erster die eingehende kritische Analyse und Vergleichung der Einzelformen an, die heutzu Tage als das wichtigste Werkzeug der Kunstwissenschaft gehandelt wird. Aber er hielt bei seinem ersten römischen Aufenthalt die Zeit noch nicht für gekommen, eine Kunstgeschichte zu schreiben. Es fehlte eine grundlegende Vorarbeit: die kritische Sichtung der literarisch erhaltenen Nachrichten, mit deren Hilfe allein das äussere Gerüst der Kunstgeschichte, die Namen, Daten und Schulen, festgelegt werden können. So begann Brunn seine „Geschichte der griechischen Künstler“ (zwei Bände, erschienen 1853–59), ein Werk, in dem kaum eines der erhaltenen Denkmäler genannt wird und das doch nur möglich war auf Grund eines tiefen umfassenden Wissens von der Kunst. Die meisterhafte philologische und historische Arbeit darin zeigte den Schöler Ritschl. Was aber Brunns eigene Grösse war, das ist das mitfühlende Einleben in die Eigenart der Künstler, das intuitive Schauen, das abmende Wiedereerschaffen aus verworrenen trümmrigen Nachrichten. Wo spätere Funde uns einen Künstler genauer haben kennen lehren, da ist fast immer Brunns Urteil bestritten worden. Die grossen Grundlinien, die er gezogen, sind durch fünfzig Jahre der Forschung und Entdeckung nicht verschoben worden.

Gegen Ende des Jahres 1853 kehrte Brunn nach Deutschland zurück und liess sich in Bonn als Privatdozent nieder, wobei er gleichzeitig eine Kassastelle an der Universitätsbibliothek bekleidete. Aber schon gegen Ende des Jahres 1856 brach er wieder nach Rom auf, begleitet von einer jungen Gattin, die als verständnisvolle, feinfühlende Gefährtin ihn fortan mit dem Segen reinsten häuslichen Glückes umgab. Emil Braun war gestorben und das archäologische Institut erhielt in Wilhelm

Henzen und Heinrich Brunn seine neuen Leiter, die die ihrem Verfall nahe Anstalt wieder zu segensreicher Blüte brachten. Alljährlich kam nun eine Schaar jüngerer und gereifterer Forscher nach Rom. Ihnen allen ward Brunn ein freundschaftlicher Berater. Noch im Alter sprach er mit Vorliebe von dieser höchsten und vielleicht fruchtbarsten Art der Lehrthätigkeit.

Das Jahr 1855 brachte ihn als Professor der Archäologie an die Universität München. Er wurde nicht einer von den glänzenden Kathederlehrern, die die Massen anziehen. Aber seine Art wirkte um so tiefer. Nicht nur die Archäologen, die damals heranwachsen, bekannten sich gern als seine Schüler – auch wenn sie später andere Wege gegangen sind –, auch viele neuere Kunsthistoriker haben tiefgehende Anregungen von ihm erfahren. Hat er doch seine Art des Betrachtens gelegentlich auch auf Werke der neueren Kunst angewendet („Die Komposition der Wandgemälde Raphaels im Vatikan“, in H. Grimms Künstlern und Kunstwerken II. „Raphaels Sixtinische Madonna“, in der Deutschen Rundschau XII).

Im Kolleg, mit dem mangelhaften Abbildungsmaterial der früheren Zeit, entbehrte sein Vortrag jeder büsseren Gewandtheit. Aber hinreissend war Brunn, wenn er vor der Statue oder dem Abguss stand. Der enge Rapport zwischen dem Redner und dem Kunstwerk ging auf die Hörer über; es war ihnen, als werde ihnen jetzt erst das Auge geöffnet, als hätten sie jetzt erst sehen gelernt. Brunn war sich dieser Wirkung wohl bewusst und erkannte der höchsten pädagogischen Beruf seiner Wissenschaft darin, die Jugend, die durch zu viel Wissen blind wird, zum selbständigen Beobachten zu erziehen. In seiner Rektoratsrede über „Archäologie und Anschauung“ (1884) hat er das eindringlich ausgesprochen. Auch praktisch hat er diesem Gedanken Geltung verschafft, indem er die Aufnahme der Archäologie als Prüfungsfach für den klassischen Philologen in Bayern durchsetzte, womit eine seitdem höchst fruchtbar gewordene Belebung des Gymnasialunterrichtes eingeleitet wurde.

Neben seiner reichen Lehrthätigkeit hatte Brunn in München ausgedehnte amtliche Pflichten als Konservator des Münzkabinetts, Verwalter des von ihm gegründeten Abgussmuseums und Direktor der Glyptothek. Seine wissenschaftliche Arbeit war seit der Rückkehr nach Deutschland auf das naturgemässe Gegenstück seiner Künstlergeschichte, auf eine griechische Kunstgeschichte gerichtet, für die er in glänzenden Entdeckungen einige neue Markestine gewonnen hatte, den Marsyas des Myron, die Weibgeschenke des Amalos, die Eirene des Kephalosdot. Aber über diesem Werke hat ein Verhängnis ge-

wartet. Gegen Mitte der sechziger Jahre war bereits der grössere Teil vollendet, als die neue Epoche archaischer Entdeckungen einsetzte, an deren Eingang die Namen Mykene, Olympia, Pergamon stehen. Brunn suchte das Neue in das schon fertige Gebäude hineinzuarbeiten, aber der Stoff schwoll ungesät und sprengte den Rahmen. Einen Teil hat er 1893 noch selbst erscheinen lassen; einen zweiten gab der erste und treueste Schüler Brunnos aus der Münchener Zeit, Adam Füssli, 1897 aus dem Nachlasse heraus, einen Torsio, in dem vielfach ältere und jüngere Fassungen neben einander stehen. Ein Trost war, dass der Inhalt dieser Kunstgeschichte durch Brunn's Lehrthätigkeit zum grössten Teil schon Gemeingut der Wissenschaft gewesen war.

Am 23. Juli 1894 starb Brunn, schon seit einem Jahre schwer leidend. In seinen Jünglingsjahren war er von fast mädchenhafter Schönheit gewesen, mit langen blonden Locken bis auf die Schultern, hoch gewachsen, von ausdauernder Körperkraft. In

der Energie seiner Mannesjahre zeigt ihn unser Bild. Im Alter umrahmten weisse Locken das prachtvolle Haupt mit der ausdrucksvollen Stirn. Seine Hände waren klein und wundervoll modellirt. Das braune Auge, nicht sehr gross, leuchtete klar und milde; wenn er vor seinen Statuen sprach, lag es oft wie seherische Begisterung darin.

Es war viel von einem Künstler in ihm. Sein Arbeiten war nicht äusserlich und versummenmässig, sondern ein tief innerliches Erschauen; jede neue Erkenntnis war ihm ein persönliches Erleben. Seine Schriften sind in Aufbau und Form stets künstlerisch durchgearbeitet, sein Stil verbindet einfache Sachlichkeit mit einer gewissen rhythmischen Fülle und Rundung. Brunn war eine anima candida, ein reiner edler Mensch, oft allzu selbstlos und vertrauensvoll. Im Alter lag über seinem Wesen eine Abklärung und Weihe, deren Zauber sich niemand entziehen konnte. Wer ihm persönlich näher kam, musste ihn lieben.

Heinrich Bulle.

Viktor Hehn,

(Geb. am 8. Oktober 1813 zu Dorpat, gest. am 21. März 1890 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 579.)

Aus mehr als einem Grunde verdient Viktor Hehn einen Platz in diesen Blättern. Er war ein durchaus selbständiger Geist von umfassendster Bildung, gleich gross als Gelehrter wie als Schriftsteller. Von seinen drei Hauptwerken „Italien“, „Kulturpflanzen und Haustiere“, „Gedanken über Goethe“ ist ein jedes auf seinem Gebiet eine Leistung von erstem Range. Was ihnen aber über ihren besonderen Inhalt hinaus dauernde Bedeutung verleiht, ist die Einheit der Weltanschauung, von der sie Kunde geben. Die Betrachtungsweise, die dem Entwicklungsgedanken der deutschen Philosophie mit den Bestrebungen der genetisch-historischen Forschung gemeinsam ist und nur auf getrennten Wegen von beiden geübt wurde: die Erfassung des geschichtlichen Prozesses als eines kontinuierlichen Werdens, eines stillen, nach innerem Gesetz Trieb auf Trieb erzeugenden organischen Wachstums der grossen objektiven Gebilde des Kulturlebens in ihrer aufsteigenden Stufenreihe — sie macht bei Viktor Hehn in ungezwungener Vereinigung beider Richtungen den innersten Zug seines Wesens aus. Dieses doppelte Erbe hat er erworben, um es zu besitzen, und mit produktiver Kraft in eigentümlicher neuen Schöpfungen ausgewirkt. Er hat seine auf solchem Grunde ruhenden Arbeiten mit einer Fülle konkreter

Anschauungen und Ideen gesättigt und seiner Uebersetzung von der Offenbarung des Göttlichen in Natur und Geschichte, von allgegenwärtigen Wirken organisch-lebendiger Kräfte stets tapfer, mitunter wohl leidenschaftlich-einseitig ihr Recht gewährt gegen seelenlosen Realismus und abstrakt-mechanisches Verstandeswesen. Zollebens hat er Zeugnis dafür abgelegt, dass „es immer noch einzelne unter uns giebt, die dem idealen Gedanken, der unsere klassische Dichtung und Philosophie geschaffen hat, nicht völlig entsagen mögen; die sich bestreben, wie Winckelmann und Goethe, wie Schelling und Hegel anzuschauen, zu empfinden und zu denken.“

Was Viktor Hehn geworden ist, verdankt er im Wesentlichen sich selber. Seine Biographie, wie sie Th. Schiemann an der Hand authentischer Aufzeichnungen entworfen hat, bezeugt in ergreifender Weise, dass dieser reiche Geist auf seinem Lebenswege im Ganzen weit mehr hemmende als fördernde Schicksale erfahren hat. Geboren als Sohn eines Richters am Dorpater Landgericht, dessen Vater als Pfarrer aus Oberfranken nach Livland berufen worden war, hat er nach dem frühen Tode seines Vaters 1830 die Universität Dorpat bezogen und hier vier Jahre lang Philologie und Geschichte studirt. 1834—38 musste er in mehreren Stellungen

als Hauslehrer tätig sein; nebenher trieb er gründliche historische, linguistische und literarische Studien. So ausgestattet, trat er die ersuchte Fahrt nach dem europäischen Westen an, beherrscht „von dem allmächtigen Verlangen nach Erfüllung mit fremdem Stoff“, und traf Ende Oktober 1838 in Berlin ein. Hier fand er jene beiden wissenschaftlichen Lebensquellen, die seiner Anlage gemäss waren: in der Hegelschen Philosophie die Weltanschauung, die den Gedanken von der Einheit alles Lebendigen tiefinnig durchführte und dadurch die Brücke vom hellenischen Altertum zur modernen Welt schlug, in der aufblühenden Sprachwissenschaft, wie sie Franz Bopp und Jakob Grimm vertraten, das feste Fundament seines speziellen Arbeitsfeldes. Im Sommer 1839 setzte er seine Reise fort nach dem Lande, das er längst mit der Seele gesucht hatte, nach Italien. Sein Tagebuch „Reisebilder aus Italien und Frankreich“ lehrt, wie entscheidend dieser Aufenthalt für ihn geworden ist; es zeigt auch schon bei dem 25jährigen in frühester Gestalt die Vorzüge seiner späteren Werke: die Sicherheit des Auges, die Feinheit des Urteils über die Erscheinungen in Natur und Kunst und Leben, die Vielseitigkeit der geistigen Interessen, die eigene Prägung des Stils. Nach verzweilungsvollem Abschied kehrte er Ende 1840 ins pädagogische Joch nach der Heimat zurück. Zunächst wurde er Oberlehrer an der Kreisschule zu Pennau; hier verfasste er neben anderen Arbeiten 1844 das geistvolle Programm „Ueber die Physiognomie der italienischen Landschaft“, den charakteristisch vorläufer seines Buches über Italien. 1846 erfolgte seine Ernennung zum Lektor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Dorpat. Von seiner Vertiefung in die einschlägigen Materien und der zunehmenden Herrschaft über sein Fach legen die erhaltenen Kollegienhefte glänzendes Zeugnis ab; die aus seinem Nachlass veröffentlichte treffliche Schrift über Goethes Hermann und Dorothea stammt aus dieser Zeit. Seine Vorlesungen hatten starken Erfolg. So schien sich sein Lebenslauf in emporenbender Linie zu bewegen. Da wurde er im Juli 1852 als politisch verdächtig verhaftet und nach Petersburg verbracht; der Urteilspruch lautete auf dreimonatliche Festungshaft und Verbannung nach der grossrussischen Fabrikstadt Tula. Jäh aus seinem Wirkungskreise herausgerissen, widmete er sich in Tula vor allem dem eindringenden Studium Goethes; damals entstand sein an herrlichen Gedanken reiches Goethetagebuch, die Grundlage für eine geplante Goethebiographie. Erst im Mai 1855 endete die Verbannung, deren Eindrücke er niemals verwunden hat: das lauserte Zeugnis dafür sind die Tagebuchblätter „De moribus Ruthenorum, zur Charakteristik der russi-

schen Volksseele“, 1892 nach seinem Tode im Druck erschienen. Hehn fand nun eine Anstellung an der Kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg; Ende 1850 wurde er zum Oberbibliothekar befördert. Sein Amt füllte er mit peinlicher Gewissenshaftigkeit aus, im Dienste rückte er rasch aufwärts; zu Neujahr 1872 wurde er Wirklicher Staatsrat mit erblichem Adel. Im Herbst des gleichen Jahres kam er um seine Pensionierung ein und siedelte nach Berlin über. Hier führte er ein ziemlich zurückgezogenes Leben, da ihn in dem ruhelosen Getriebe der Reichshauptstadt mancherlei lässliche Züge mehr und mehr abstossen. Ausserlich vereinsamt, aber von einem stetig sich erweiternden Leserkreise hochgeschätzt, wie die hitrigen Neuauflagen seiner Schriften bezeugen, ist er im 77. Lebensjahre dahingegangen.

1864 war zum ersten Male sein Buch „Italien, Ansichten und Streiflichter“ erschienen, das nach Komposition und Stil mit Recht für das künstlerisch abgerundete seiner Werke gilt. Nicht nur dem Gegenstande nach ist es eine ebenbürtige Nachfolge von Goethes Italienischer Reise, sondern auch nach Gehalt und Form. Der tiefdringende Blick, mit dem der Verfasser Landschaft und Menschen, Natur und Geschichte Italiens in ihrer Wechselwirkung durchschaut, die unerschöpfliche Menge reizvoller Beobachtungen, der nie versagende Sinn für den stillvollen Charakter dieser lieblich- und formenreichen Welt, die Frische und Lebendigkeit der nachflühenden Phantasie, der wundervolle Fluss der einfach-edlen Darstellung — dies alles verschmilzt hier zu einem Bilde von beruhigter Schönheit, das ein Abglanz antiker epischer Poesie zu verkörpern scheint. Dem Kulturhistoriker hat der Aesthetiker die Hand gereicht, um das Geheimnis des Stidens zu erschliessen. — Das zweite der Hauptwerke, 1870 herausgegeben und seither zu wiederholten Malen aufgelegt, umschreibt sein Thema in seinem Titel: „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen“. Hehn bezeichnet es als einen blossen Ausschnitt aus der sich allseitig vollziehenden Bildungsgeschichte der Menschheit; in begrenztem Rahmen führt er auf ethnographischer, kulturgeschichtlicher und linguistischer Grundlage, gestützt auf eine staunenswerte Kenntnis der unermesslichen Quellenliteratur, den Nachweis, dass der scheinbar ursprüngliche Zustand der europäischen Länder erst allmählich durch die ordnende und veredelnde Tätigkeit der Kultur sein Gepräge erhalten hat, dass Vegetation und Tierwelt ein in langen Perioden gewordenes Produkt der Zivilisation sind. Von barbaren Vertretern des Fachs ist dieses Werk, obwohl es in mancherlei Hinsicht der Berichtigung

und Ergänzung bedurfte, als bahnbrechend anerkannt und Hehn geradezu der Begründer der indogermanischen Altertumswissenschaft genannt worden. Im Zusammenhange damit steht die kleine Studie über „Das Salz“, die 1873 folgte.

Gegenüber dem vorausgegangenen Buche haben zwar die „Kulturpflanzen und Haustiere“ verhältnismäßig mehr fachwissenschaftliche Anlage, mehr als dort steht der gelehrte Charakter im Vordergrund; aber das gemeinsame Band, durch das in Hehns Geist beide Arbeiten unter einander und zugleich mit seiner dritten Hauptschrift, den 1887 erschienenen „Gedanken über Goethe“, zusammenhängen, lässt sich klar aufzeigen. In dem organischen Gange der Kulturentwicklung fesselten ihn vornehmlich die beiden Stadien, in denen die Einheit von Natur und Geist vor Augen liegt: das naive des ungebrochenen Daseins und das vollendete der wiedererzogenen Harmonie. Wo Hehn die typischen, in der Naturordnung gegründeten, friedvollen Lebensformen des einfachen Menschen, das unbewusste, triebartige Walten der Vernunft in Sitte und Glauben vergangener Geschlechter, die ganze selbige Morgendämmerung der Kultur schildert, da erhebt er sich zu seinen eigenartigsten und fruchtbarsten Einsichten. Diese Heimat aller epischen Poesie und ihr bewusstes Wiedererstehen in den idealen Sphären des modernen Geisteslebens sind die beiden Pole von Hehns Gedankenwelt; von seiner Theorie des Epos aus, liessen sich die Grundlinien seines Lebenswerkes mit annähernder Vollständigkeit aufrollen. Von hier aus wurde Hehn der wahlverwandte Deuter Goethischer Dichtung, als der er in seinem Goethebuche vor uns steht; namentlich der Epiker Goethe, das Homerische in ihm hat er mit muster-göltiger Schürfe erkannt. Aber auch die anderen Grundzüge, die Goethes Genius konstituieren und ihre konkrete Entfaltung in Form und Stil hat er aus inniger Vertrautheit nachgezichnet; er ist einer der Wenigen, die dem Dichter wirklich ins

Auge geschaut, den Kern seines Wesens der Nation zum Verständnis gebracht haben. Denn ihm war die erste aller Bedingungen zum Eindringen in das Reich der Phantasie vorhanden: jene „glückliche Identität der vollen Menschenstatur“, wie sie sich ihm innerhalb der Wissenschaft vorbildlich in Friedrich Vischer verkörperte, die Einheit von Anschauung und Denken. Aber zur ästhetischen Betrachtung der Literatur hat Hehn seit seinen Anfängen ausdrücklich die historische, besonders die sprachwissenschaftliche gesellt: er ergänzt sozusagen Vischer glücklich durch Jakob Grimm, und auch aus diesem Grunde ist er als Literaturhistoriker eine ungewöhnliche Erscheinung. Was er über Goethes seelenvolle Natursymbolik, über die Künfte, Erfahrungen und Stimmungen seines Gemüts, über die leise, wie von selbst sich bildende innere Organik seiner Werke, über seine milde Lebenskenntnis und Humanität, über den Adel und die Höhe seiner Sprache ausgesprochen hat, kann in seiner Tiefe und Schönheit niemals veralten. Vereinzelt Bedenken, zu denen etwas der silber ausschliessliche Charakter seines ästhetischen Credo oder das kollektanenhafte Aussehen einiger Kapitel Anlass geben könnte, kommen so seltenen Vorzügen gegenüber nicht in Betracht.

Nur andeutungsweise haben wir den prinzipiellen Gehalt von Viktor Hehns Lebenswerk auf so kurzen Raume darlegen können. Ueber den Zauber seiner vollendeten Prosa müsste zudem gebieten, wer die reife Fülle seiner Gaben und ihren mannigfaltigen und vornehmen Reiz auf eine ihres Uebersers würdige Weise schildern wollte. Auf ihm passt sein eigener Ausspruch über Ranke: auch er „stammt noch aus der goldenen Zeit deutscher Wissenschaft, wo es noch keine Realschulen gab“. Hoffentlich werden seine ungedruckten Arbeiten, die nach den bekannt gegebenen Proben noch viel Wertvolles enthalten, besonders die Studien zum zweiten Goethebände der Öffentlichkeit nicht mehr lange entzogen bleiben.

Hugo Falkenhelm.

Die Brüder Goncourt.

(Edmund de Goncourt, geb. am 26. Mai 1822 zu Nancy, gest. am 16. Juli 1896 zu Champresay,
Jules de Goncourt, geb. am 17. Dezember 1830 zu Paris, gest. am 20. Juni 1870 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 556.)

Die Brüder Goncourt sind eine jener seltenen Erscheinungen literarischer Doppelnaturen wie etwa Beaumont und Fletcher in der englischen Dichtung. Bis zum Jahre 1870, in dem der jüngere Bruder nach langem Stuchum an einem Gehirnleiden starb, sind die Beiden scheinbar nur eine einzige literarische Persönlichkeit gewesen. An einem Schreibtisch einander gegentütersitzend, haben sie 18 Jahre lang der Welt das Schauspiel einer künstlerischen Doppelseele gegeben, wie sie in dieser Form, dem dichterischen Zusammenarbeiten zweier Brüder, nie ihres Gleichen gehabt. Auf anderem Ge-

biet mag man ihnen die Brüder Grimm an die Seite stellen.

Was wird von den Brüdern Goncourt bleiben? Wie bei allen solchen Fragen ist auch hier das Propheteien nur mit allen vorsichtigen Einschränkungen errätlich. Sie haben eine ganze Reihe lesenswerter kulturgeschichtlicher Werke über das Gesellschaftsleben des 18. Jahrhunderts gemeinschaftlich geschrieben: die Geschichte der französischen Gesellschaft während der Revolution und unter dem Direktorium, die Revolution in den Sitten des 18. Jahrhunderts, Geschichte der Marie Antoinette, die Geliebten Ludwigs XV., und einiges andere. Alles auf nicht oberflächlicher Forschung ruhend, alles erfüllt von feinem Nachempfinden für vergangene Menschen und Dinge; ob aber bleibend, mag zweifelhaft sein angesichts der Vergänglichkeit der meisten geschichtlichen Werke.

Von ihren gemeinsam geschriebenen Romanen hat sich bis heute am stückeltesten behauptet „Germine Lacerteux“ (1865), und 35 Jahre sind für einen Roman schon eine ansehnliche Lebensdauer. Er behandelt mit qualender Unerbittlichkeit das Leben eines Dienstmädchens — zum grossen Teil nach eigenen Erfahrungen der Goncourt — und erinnert vielfach an den vielleicht grössten französischen Roman des 18. Jahrhunderts: „La Religieuse“ von Diderot.

Aus der Zeit nach dem Tode des jüngeren Bruders ist vor allem Edmond de Goncourts Roman „Les frères Zemganno“ (1879) zu nennen als ein Werk von einzigartiger Art. Edmond de Goncourt hat in dieser Geschichte zweier Akrobatenbrüder ein literarisches Denkmal von höchstem menschlichen wie künstlerischen Werte seinem geliebten Bruder Jules errichtet. Heute, bei einer Rückschau über das abgeschlossene Gesamtwerk beider Schriftsteller lässt sich voraussagen: die „Frères Zemganno“

werden das Andenken an die Goncourt von allen ihren Werken wohl am sichersten und am edelsten bewahren.

In den letzten zehn Jahren seines vereinsamten Lebens (1887–1896) veröffentlichte Edmond de Goncourt das „Journal des Goncourt“ in 9 Bänden. Es ist möglich, dass man im 20. Jahrhundert auf dieses umfangreiche Tagebuch für die genauere Kenntnis des geistigen Lebens in Frankreich ebenso wird zurückgreifen müssen, wie etwa auf die Grimmsche Korrespondenz für das 18. Jahrhundert. Mir scheint

aber, dass die nachgeborenen Geschlechter sich um die uns heute so wichtig erscheinenden Kulturgeheimnisse unserer Literatur weit weniger kümmern werden, als wir uns heute noch immer, und nicht ohne guten Grund, um die starken geistigen Strömungen kümmern, die vor mehr als hundert Jahren die französische Revolution vorbereitet haben.

Von den Brüdern Goncourt war die Beschäftigung mit der Kunst und der Literatur fast zu einer krankhaften Einseitigkeit zugespitzt worden. Sie sind die eigentlichen Begründer der echt pariserischen leidenschaftlichen Vertiefung in einen Kunstberuf, der doch schliesslich ins Kleinliche, in die Kunstsummelei umschlug.

Die Kunst, oder vielmehr die Beschäftigung mit allerlei Kunstgerätpen (nach pariserischem Sprachgebrauch „Bric à brac“) urtet bei ihnen und ihren Nachfolgern zu einem Gegensatz gegen alles Natürliche aus und mahnt an ähnliche Erscheinungen aus den Verfallzeiten der Kulturvölker des Altertums. Menschen und Menschenschicksale hatten für Künstler wie die Goncourt meist nur einen Reiz, sofern sie ihnen künstlerische Stimmungen eingaben. Sie erinnern hierin bei all ihrem Realismus, ja Naturalismus doch an einen Teil der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts mit ihrer überfeinerten Unnatur.

Eduard Engel.



Jules de Goncourt.
(Nach aus Stich von Vauth.)

Augustin Louis Cauchy.

(Geb. am 28. August 1789 zu Paris, gest. am 22. Mai 1859 ebenda.)

(Hierzu Böden No. 581.)

Unter den grossen französischen „Geometern“, die während des Jahrhunderts wirkten, trägt Augustin Louis Cauchy den glanzendsten Namen. Die Anzahl seiner Werke und Studien ist so umfangreich, wie ihr Inhalt wertvoll ist; haben doch seine Werke, welche die Akademie der Wissenschaften zu Paris herausgibt, den Umfang von 26 Bänden. Cauchy hat auf den meisten Gebieten der theoretischen und angewandten Mathematik Unvergleichliches geleistet und verstanden, die schwierigsten Errungenschaften seiner Wissenschaft leichtfösslich und klar darzulegen. „Die Vorlesungen“, die er als Professor an der Polytechnischen Schule hielt, sind seiner Zeit die eigentlichen Lehrbücher für ganz Europa gewesen; und an diese Muster lehnen sich zum Teil auch heute noch die mathematischen Schriftsteller. Auf dem Gebiete der Funktionslehre, der höheren Algebra, der Physik und Astronomie hat Cauchy mit die Fundamente gelegt, aus denen der moderne stolze Bau herauswuchs.

Cauchy ist einer vornehmen Familie entsprossen und empfing eine äusserst sorgfältige Erziehung. Wie häufig bei bedeutenden Mathematikern war sein geometrisches Talent mit tiefem Formverständnis und Lust an den Künsten verbunden. So rühmt u. a. von ihm aus den Knabenjahren ein Gedicht über „Karl V. in Spanien“ her. In seinem 16. Jahre wurde er in die polytechnische Schule aufgenommen, die er nach Vollendung der theoretischen Studien mit der „Hochschule für den Bau der Brücken und Chausseen“ vertauschte. Nach Beendigung seiner Ausbildung wurde er zunächst als Ingenieur im Hafen zu Cherbourg beschäftigt. Diese Jahre waren vorzüglich fruchtbar in der Ausgestaltung grosser mathematischer Gedanken. Eines jener Hauptwerke, das in seinem 26. Jahre erschien, war die „Theorie des unbest.“, für welche er den grossen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhielt.

Die unmittelbare Folge war seine Berufung an die Akademie der Wissenschaft und seine Ernennung zum Professor an der Polytechnischen Schule. An dieser hat er bis 1830 gewirkt.

Die Familien Cauchy sind seit Menschengedenken treue Anhänger der Bourbons gewesen. Als daher Karl X. durch die Revolution verjagt worden war, wurde auch Cauchy veranlasst, seine Stellung, seiner politischen Gesinnung halber, zu opfern. Er hat damals — während seines Interregnums — mathematische Physik an der Universität zu Turin gelehrt; bis er im Jahre 1833 dem Rufe Karl X. nach Prag folgte, um als Erzieher des Herzogs von Bordeaux zu wirken. Fünf Jahre hindurch widmete er sich dieser Thätigkeit mit grosser Aufopferung. In diese Zeit fällt eine der bedeutendsten Arbeiten Cauchys auf dem Gebiete der mathematischen Physik.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gelang es den französischen und englischen Physikern, die sogenannte Wellentheorie des Lichtes streng zu begründen. Die schwierigeren Untersuchungen, die den grossen Analytiker fordern, rühren fast ausschliesslich von Cauchy her. In Prag erschien seine berühmte Abhandlung über die „Farbenzerstreuung des Lichtes“. Er zeigte in ihr, dass die Geschwindigkeit des Lichts für die verschiedenen durchsichtigen Medien von der Wellenlänge abhängt, und folgerte daraus die Gesetze der Farbenzerstreuung oder Dispersion. Aus seinen Formeln vermochte er Gesetze abzuleiten, die später, besonders durch deutsche Physiker, durch das Experiment bewiesen wurden.

Im Jahre 1838 lehrte Cauchy wiederum in Paris im Professorehause der Jesuiten. So hoch schätzte man den grossen französischen Gelehrten, dass ihn Napoleon III. in seinen Aemtern und Würden belicss, obgleich er ihm bei seiner Thronbesteigung den Eid verweigerte.

Franz Benkt.

Gustav Schmoller.

(Geb. am 24. Juni 1838 zu Heilbronn.)

(Hierzu Böden No. 582.)

Zugleich mit der gewaltigen Wandlung deutscher Geschichte in Staat und Wirtschaft im neunzehnten Jahrhundert war uns beschieden, auf deutschem Boden eine Erneuerung der Wissenschaft

von Staat und Volkswirtschaft zu erleben, die unserer Arbeit auf diesem Felde die führende Stellung in der Welt errungen hat. Im Anschluss an die Bestrebungen der Gründer der historischen Wissen-

schaft ward um die Mitte des 19. Jahrhunderts die historisch-realistische Forschung in die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart eingeführt, deren jüngerer Zweig immer mehr zur Spezialuntersuchung übergegangen ist. Sie will die modernen Wirtschaftsgebilde in ihrer geschichtlichen Wurzel erfassen, ihren Entwicklungsprozess aufzeigen und aus der genaueren Kunde und dem psychologischen Verständnis der Vergangenheit einen freieren Blick für die volkswirtschaftlichen und sozialen Aufgaben der Gegenwart gewinnen, um freudig und verständnisvoll der Zukunft die Bahnen zu ebnen.

Als anerkannter Führer dieser Schule gilt Gustav Schmoller, ein Forscher von seltener Weite des Blicks und eindringendem Spürvermögen, ein Meister historischer Analyse, ein Politiker, in dem die Erkenntnis der harten Thatsachen und der mutige Hinweis auf die sozialen Schäden der Zeit sich verknüpft mit dem idealen Streben nach einer Ausglei- chung der Klassengegensätze und nach sozialer Gerechtigkeit, ein Schriftsteller, in dessen Büchern die Ergebnisse geduldigster Einzelforschung belebt werden durch die geistvolle Fähigkeit, sie in den grossen Zusammenhang geschichtlichen Werdens zu stellen, und dessen Arbeiten so zu kulturhistorischen Bildern sich abrunden. Wie geschickt versteht er es, auf schwierige, volkswirtschaftliche Fragen von verschiedenen Seiten her Licht fallen und aus seinen Gedankenreihen die Mahnung hervorspringen zu lassen zu gemeinnützigem Handeln; ein wahrherziger Patriot und ein unvergleichlicher Lehrer, der eine stän- dige Schar von Schülern für Wissenschaft und Leben zu gewinnen verstanden hat.

Gustav Schmoller ist dem für das deutsche Geistesleben gesegneten schwäbischen Boden entsprossen, am 24. Juni 1838 zu Heilbronn geboren, studierte er in Tübingen und wandte sich früh philosophischen und allgemein kanzeralistischen Arbeiten zu. Die nationalökonomischen Ansichten in Deutschland während des Reformationszeitalters, Schillers ethischer und kulturgeschichtlicher Standpunkt, Johann Gottlieb Fichte beschäftigen ihn, er prüft die Lehre vom Einkommen im Zusammenhang mit den Grundprinzipien der Steuerlehre und spricht zum französischen Handelsvertrag. 1854 ist er ausserordentlicher Professor in Halle, 1865 dasselbst ordentlicher Professor. In der Zeit der Lehrthätigkeit in Halle, von wo aus Schmoller 1872 einem Rufe an die verjüngte Strassburger Hochschule folgte, wandte er sich der Darstellung eines für die deutsche Wirtschaftsgeschichte grundlegenden Werkes zu; der Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert; er zeigte, wie die elementare Natur der wichtigsten Handwerke den Wandlungen der

veränderten Verfassung und Verwaltung wenig unterliegt, gegenüber den weit mehr dem Wechsel unterworfenen Zuständen des Grossbetriebes. Der Gelehrte sollte bald genug Gelegenheit finden, seine Anschauungen von Staat und Recht, von Gesellschaft und Volkswirtschaft, die er aus den Banden der englisch-französischen Utilitätsphilosophie loszulösen und auf einen psychologisch und historisch fester begründeten Boden zu stellen bemüht war, im Dienste der Allgemeinheit zur Geltung zu bringen. Er ward einer der Männer, die den „Verein für Sozialpolitik“ begründet haben. Als einer der Hauptfaktoren auf dieser Bühne der historisch-erbischen Richtung in der Nationalökonomie hat Schmoller den schärfsten Widerspruch erhoben gegen die mechanische Naturlehre der Volkswirtschaft, insbesondere in seinen „Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft“ energisch betont, wie die Geschichte des Hohenzollernstaates mit zwingender Notwendigkeit die soziale Reform fordere, deren Durchführung allein die Erhaltung einer freiheitlichen Verfassung sichern könne. Der „Verein für Sozialpolitik“ hat seit 1872 mehr als 90 Bände über Fragen der Volkswirtschaft publiziert, er hat die Wirkung gehabt, dass sich hier die Anschauungen von den Extremen aus mehr einer gewissen Mittellinie genähert haben, die die Furchen darstellt, wie sie die exakte Wissenschaft zu ziehen sich bemüht hat. Hatte ein tiefes persönliches Bedürfnis Schmoller in Halle dahin geleitet, die Vergangenheit der preussischen Volkswirtschaft in allen Einzelheiten kennen zu lernen, um die Zustände der Gegenwart völlig zu überschauen, und liegen hier die Anfänge seiner Beschäftigung mit preussischer Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte im 18. Jahrhundert, so versenkte er sich in den Archiven Strassburgs in die Geschichte der alten Reichsstadt. Es glückte ihm, Schätze zu heben, die hier für die ältere deutsche Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte verhorgen lagen. In der 1879 erschienenen „Strassburger Tucher- und Weberzunft“ giebt er die objektivste Förschung, durchweg für den Hauptgegenstand aus den Urquellen. Es ist die erste wissenschaftliche Geschichte des deutschen Zunftwesens, auf Grundlage der Entwicklung eines einzelnen Gewerkes, in einer einzelnen hervorragenden Stadt. Der Kenner deutscher Geschichte des Mittelalters und der modernen Zeit entwirft ein wundervolles Bild von der Entfaltung deutschen Wirtschafts- und Verfassungslebens. Hier fñhlt uns Schmoller von den Anfängen der deutschen Weberei zur Entstehung des Zunftwesens, er verfolgt dessen Entwicklung und Verfall bis zur Einverleibung Strassburgs in den französischen Staatsorganismus, der ökonomisch für die Stadt fast ein Fortschritt ist.

Doch nicht die historische Darstellung an sich ist für Schmoller der einzige Zweck seines „Taschenbuchs“, ihm ist es zugleich um das praktisch-sozialpolitische Ziel zu tun, er will zeigen, wie jede grosse volkswirtschaftliche Institution erst nach langen, schweren Kämpfen im Leben sich durchzusetzen vermag, eine für die Gegenwart ungemein wertvolle Erkenntnis! Schmoller vertauschte 1882 die Straßburger Lehrkanzel mit der Berliner und ward 1887 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und zum Historiographen der Brandenburgischen Geschichte ernannt. In Auftrage der Akademie leitete er die Herausgabe der *Acta Borussiae*, die die Geschichte der einzelnen Zweige von Preussens Verfassung und Volkswirtschaft im 18. Jahrhundert zur urkundlichen Darstellung bringen werden; er gab seit 1881 das „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft“, seit 1878 die „Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen“ heraus.

Die wissenschaftliche Arbeit Gustav Schmollers während seiner Berliner Zeit ist als eine doppelt charakterisiert. Durch Anwendung der historischen und vergleichenden Methode auf die preussische Verwaltungsgeschichte dient er als Nationalökonom seiner Wissenschaft, die doch heute kaum noch an die alte kameralistische Rezeptkunst erinnert, vielmehr stets der Erkenntnis der Wirklichkeit näher rückt und das sagt, was ist, nicht mehr, wie in ihrer individualistischen Periode, das fordert, was sein soll. Sodann strebt er danach, die Fundamente der Theorie aufs neue zu festigen, wobei seine starke philosophische Anlage und seine sozialpolitische Gesinnung harmonisch zusammenwirken. Studien über das Wesen der Arbeitsteilung und der sozialen Klassenbildung (1889) und über die Entwicklung der Unternehmung (1899–1901) sind wertvolles Besitztum volkswirtschaftlicher Literatur geworden. In der Sammlung: „Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart“ (1890) überblicken wir die Gedanken Schmollers auf diesem Gebiete seit 1872. Er geht aus von der Notwendigkeit sozialer Reform und stellt die Zielpunkte solcher Reform nach den verschiedensten Richtungen hin auf. Seine sozialpolitischen Anschauungen, die heute weiteste Anerkennung gefunden und darauf hinauslaufen, die Volkswirtschaft in Einklang mit den Grundsätzen

wahrer Sittlichkeit zu bringen, bezeugen, wie richtig ihr Urheber die Forderungen der Gegenwart erkannt hat. In den „Umrissen und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte, besonders des preussischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert“ hat Schmoller seine historischen Arbeiten zum Teil zusammen gestellt. Er zeigt Entstehung und Wachstum der wesentlichen Faktoren des Staates, der Finanzen, des Heeres und Beamtenums, wir erhalten Einblicke in das Innerewesen, in die aufsteigende Grossindustrie, in die Verhältnisse der ländlichen Kolonisation und in die handelspolitischen Massnahmen des alten Preussens. Es ist eine Reihe der lebensvollsten, anziehendsten Geschichtsbilder, die unsere neuere Literatur hervorgebracht hat.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, der letzte Grund aller sozialen Gefahr liege nicht in der Dissonanz der Besitzverhältnisse, sondern in der der Bildungsverhältnisse, hat Schmoller in „Volkshochschulkursen“ selbst an der Belehrung der breiten Volksmassen sich beteiligt, aber mit kaum geringerem Nachdruck trat er für die Veredlung der deutschen Seesattekkräfte im Interesse unserer nationalen Volkswirtschaft ein. Sein 1900 erschienener „Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ dürfte ein Lesebuch werden. Auf der psychologischen und sittlichen Grundlage baut Schmoller hier die Volkswirtschaft auf, betrachtet „Laud, Leute und Technik“ in umfassender Ueberschau als die Elemente, sodann die wichtigsten Organe der Volkswirtschaft in Familie, Gemeinde und Staat, die Arbeitsteilung, das Wesen des Eigentums, die Klassenbildung, an die er die Entwicklung der Unternehmung anschliesst.

Eine universale Bildung, eine gefestigte Ueberzeugung, unincante wissenschaftliche Energie und hoher Adel des sittlichen Charakters ist in Gustav Schmoller mit der echten Liebeshwürdigkeit des Herzens verbunden, und wer den feinen Gelehrtenkopf kennt, dessen Mund die schweblichen Laute nicht verirren hat, wer ihm als Schüler gelauscht hat, oder seinen Darlegungen auf sozialpolitischen Kongressen zu folgen pflegt, der wird sich mit dem frohen Bewusstsein erfüllt haben, der edelsten eisen von den Vertretern moderner deutscher Wissenschaft und deutschen Lebens ins Auge zu schauen.

Georg Stumper.

Max von Forckenbeck.

(Geb. am 21. Oktober 1821 zu Münster i. W., gest. am 26. Mai 1892 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 353.)

Zu den einflussreichsten Vertretern des bürgerlichen Liberalismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gehört Max von Forckenbeck. Er steht in der ersten Reihe der Männer, welche als Politiker und Parlamentarier teilgenommen haben an den schweren inneren Kämpfen, die der Begründung unseres Deutschen Reichs zur Seite gingen, und an der erfreulicheren Arbeit, welche dem preussischen Volke und dem Deutschen Reiche den verfassungsmässigen und freiheitlichen Ausbau ihres Staatswesens und ihres politischen Lebens verschaffte hat.

Einer stehingescassen, gutkatholischen bürgerlichen Familie — erst der Grossvater ist nobilitirt worden — aus dem Münstererlande entstammend, hat er in seiner schlichten, ehrenfesten, kernhaften Weise die guten Züge der Heimat stets sich bewahrt, obschon er ihr frühzeitig durch die Versetzung des Vaters an das Appellationsgericht in Glogau entzogen wurde. Hier in der freieren Luft Schlesiens, in der freiheitlichen Atmosphäre des elterlichen Hauses und von der liberalen Strömung der vierziger Jahre entscheidend beeinflusst, hat er die Anschauungen des überzeugten, aber massvollen Liberalismus und Konstitutionalismus in sich aufgenommen und ausgeprägt, die er zeitlebens mannhaft und unerschrocken im Dienste der engeren Heimat und des Vaterlandes kraftvoll befruchtet hat. Das Jahr 1848 riss ihn in die politische Bewegung. Trotz seiner Jugend schon wir ihn an der Spitze des konstitutionellen Klubs in Glogau und seine Thätigkeit war doch so aufgefallen, dass auch an ihm die Reaktion nicht spurlos vorüberging; der Justizminister Simons lehnte es ab, ihn als Kreisrichter anzustellen. Er musste sich mit der Advokatur in dem kleinen ostpreussischen Städtchen Mohrungen begnügen. Hier hat Forckenbeck, unverbittert durch die Verbannung, sich schnell durch seine hervorragenden Fähigkeiten und die Lauterkeit seines Wesens eine einträgliche Praxis und die allgemeine Zuneigung und das Vertrauen aller Kreise erworben. Von der Politik hielt er sich zunächst völlig fern; als Stadtverordneter seines Wohnorts und Deputirter auf dem Kreistage gewann er neues Ansehen, so sehr, dass ihm der Mähringer Kreis beim Beginn der neuen Aera im November 1858 in das Abgeordnetenhaus wählte: er war dem politischen Leben wiedergegeben. In kurzer Zeit gelangte er auch in dieser Thätigkeit, weniger durch sein Hervortreten in den Sitzungen — denn er hat allezeit selten, dann aber schlicht und doch nachdrücklich und

wirkungsvoll gesprochen — als durch seine Mitwirkung in den Kommissionen und in der Partei zu solchem Ansehen, dass er unbestritten zu den politischen Führern gehörte. Sein Vertrauen auf die Männer der neuen Aera war bald dahin; er hat sich früh schon über die Unhaltbarkeit ihrer Position keiner Täuschung hingeeben. Er selbst war klar und fest in seinen Grundsätzen und Zielen. Nichts lag ihm ferner als öder, unfruchtbarer Radikalismus. Sein Sinn stand allezeit auf nutzbringende Thätigkeit und praktische Mitarbeit zur Erreichung der erreichbaren Ideale des gemässigten Liberalismus: eines wahrhaft konstitutionellen Staatslebens und des deutschen Einheitsstaats. Daher war er frühzeitig ein eifriges Mitglied des Nationalvereins geworden. Freilich wie sich im Staate die verschiedenen Faktoren in ihren Kompetenzen gegeneinander abzugrenzen und mit einander zu vertragen hätten, das war die offene Frage, über welche eben die Meinungen einerseits der Krone und ihrer Ratgeber und auf der anderen Seite der unzweifelhaften Mehrheit des Volks und seiner Vertreter auseinander gingen.

Es war das Unglück des Liberalismus, dass er diese Krafprobe zum Austrag bringen musste oder doch brachte bei der Frage der Militärreorganisation: in diesem Kampfe sah der Träger der Krone nicht nur ihre wichtigsten Hoheitsrechte, sondern sein ganz persönlichstes Lebenswerk in Frage gestellt. Forckenbeck hat nie zu den Extremen in diesem Streite gehört. Er hat sich von Anfang an und Jahre hindurch, so lange er noch eine Hoffnung sah, um Verständigung redlich bemüht, soweit es eben seine Auffassung von den Pflichten und Rechten der Volksvertretung gestattete: als diese Möglichkeit, auch durch die Haltung von Krone und Ministerium, ausgeschlossen war, hat er sich zurückgezogen und die Führung den radikaleren Elementen überlassen müssen. Er selbst war während des Konflikts weiter nach links gedrängt, als es seiner auf das Positive gerichteten Natur entsprach: ursprünglich Mitglied der Fraktion Vincke, hatte er dann zu den Begründern und Führern von Jung-Litthauen, schliesslich der Deutschen Fortschrittspartei gehört. Er hat doch bald empfunden, dass hier zwei in den politischen Grundanschauungen ihrem Wesen und ihren Zielen nach auseinanderfallende Richtungen vorübergehend zu gemeinsamen Kampfe vereinigt waren. Schon während des Kampfes selbst haben diese sich immer blutiger getrennt, durch die Siege des Jahres 1866 wurde die Scheidung unabweislich.

Der Sieg der Krone war unbestritten. Forckenbeck gehört zu denjenigen, die auf der Grundlage der Indemnitätserklärung sofort zur Verständigung bereit waren. So wurde er einer der Begründer und Führer der nationalliberalen Partei und — eine Anerkennung seiner massvollen Haltung in der Konfliktzeit — Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses. Damit beginnt das Jahrzehnt, welches dem Liberalismus und damit auch für Forckenbeck die Zeit der aktiven Mitarbeit am Ausbau des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reiches brachte. Nicht ohne mannigfache Schwierigkeiten und Resignation; denn nur zum Teil hatte innere Uebereinstimmung, mehr doch die Macht der Verhältnisse den Kanzler mit der nationalliberalen Partei zusammengeführt, vor allen Dingen die Gewinnung der Einheit. Aber Forckenbeck, wie die üblichen Führer der grossen Mehrheit unseres Volkes — denn das waren diese Männer damals — strebten weit mehr nach unitarischer Ausgestaltung des Reiches als für Bismarck erreichbar war und wohl auch ihm erwünscht schien. Mit Eduard Lasker und anderen Freunden hat er in den Herbstwochen des grossen Kriegsjahrs im Süden nach Kräften sich beteiligt an der Agitation für Kaiser und Reich und mit begreiflichem und berechtigtem Schmerz hat es ihm erfüllt, dass die wichtigsten Bundesverträge so unerfreulich ausfielen.

Auf Forckenbecks Stellung zu den konstitutionellen Prinzipienfragen waren die grossen Erfolge der Krone, die siegreichen Kriege natürlich nicht ohne Einfluss geblieben. Das zeigte sich vor allem an der veränderten Haltung zu den militärischen Forderungen. Er suchte sie mit seinen politischen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen durch Bewilligung für mehrjährige, doch festbegrenzte Perioden: so 1867, 1871, so ist er der Hauptvermittler des Septennats von 1874 geworden. Wie er denn überhaupt an dem Zustandekommen aller der grossen gesetzgeberischen Aktionen, die dem ersten Jahrzehnt seit 1867 angehören, in hervorragender und erspriesslicher Weise beteiligt war. Er stand auf der Höhe seines Ansehens und seiner Erfolge. Längst hatte auch seine Berühmtheit weiteren Umfang gewonnen: schon 1859 war er von Mohrungen nach Elbing übergesiedelt, auch hier bald ein ausserordentlich geschätzter und gesuchter Anwalt. Das Jahr 1872 führte ihn zu grösserer Wirksamkeit: bereits damals konnte er Oberbürgermeister von Berlin werden; als vornehmlich durch seine eigene Weigerung Hobrecht gewählt wurde, rückte er in Breslau an dessen Stelle, um wenige Jahre darauf, als Hobrecht 1878 das Finanzministerium übernahm, nun wieder in Berlin sein Nachfolger zu werden.

Aber auch in anderer Hinsicht trat in dieser Epoche für Forckenbeck eine entscheidende Wendung

ein. Schon seit längerer Zeit hatte sich die vollkommene Schwenkung des Kanzlers auf dem Gebiete der inneren Politik, allmählich immer deutlicher werdend, angeündigt. Bismarck hat bekanntlich dafür die Unterstützung der Nationalliberalen zu gewinnen versucht. In den darüber geführten Verhandlungen war auch Forckenbecks Eintritt ins Ministerium eine der als selbstverständlich von den wenigen eingeweihten Parteiführern gestellten Forderungen. Schon früher hatte ihm solche Stellung mehrmals in Aussicht gestanden. Jetzt ist die Verständigung doch wohl nicht an der Abneigung Wilhelms gegen Forckenbecks Person gescheitert: ein Teil der Bismarckschen Pläne blieb für liberale Politiker schlechthin unannehmbar. Im Frühjahr 1878 sind die Verhandlungen definitiv aufgegeben. Damit wurde auch Forckenbeck, sehr gegen seine Neigung, wieder in die — dem grossen Kanzler gegenüber von vornherein schwierige — Opposition gedrängt. An Simons Stelle hatte ihn seit 1874, nachdem er als Breslauer Oberbürgermeister aus dem Abgeordnetenhaus ins Herrenhaus übergetreten war, eine immer steigende Mehrheit zum Präsidenten des Reichstags stets aufs neue gewählt. Jetzt ging die Majorität auf Wege, denen er nicht zu folgen vermochte: so legte er sein Amt, das er zu allgemeiner Anerkennung geführt hatte, im Mai 1879 nieder. In dem beginnenden Kampfe gegen die antiliberalen innere Politik Bismarcks schien Forckenbeck der berufene Führer, als er auf dem Stadtwege zu Berlin am 17. Mai 1879 in einer mit lautem Jubel begrüßten Rede das deutsche Bürgertum zum Kampfe aufrief gegen die rückschrittlichen Gewalten, welche die liberalen Herrungenschaften bedrohten. Es ist bekannt, wie zersetzend die Schwenkung Bismarcks auf die nationalliberale Partei gewirkt hat: ein Teil folgte den neuen wirtschaftlichen Bahnen, geriet aber zugleich auch in politischen Fragen in eine Richtung, welche Forckenbeck mitzumachen sich nach seiner Vorgangenhait und seinen Ueberzeugungen nicht anschliessen konnte. Dem Ansinnen auf eine reinliche, natürlich friedliche Scheidung hat er lange widerstanden, dann noch eine Zeit lang geschwankt: er wusste, von welcher Wichtigkeit im politischen Leben Parteiorganisation und starke numerische Vertretung im Parlamente sind. Er bekämpfte daher die Trennung, so lange er die Hoffnung hegte, die grosse Mehrheit der Fraktion zu seinen Anschauungen herüberziehen zu können. Die parlamentarischen Erfahrungen vom Frühjahr und Sommer 1880 liessen jede Besserung aussichtslos erscheinen. So kam es denn zum Austritt des linken Flügels der Partei: zu den unbestrittenen Führern der „Sezessionisten“ zählte Forckenbeck. Ihnen galt es festzuhalten „an den nicht leicht erzwungenen politischen Freiheiten“, an der damit eng

verbundenen wirtschaftlichen Freiheit, an den unverwundlichen Staatsrechten über Kirche und Schule. Nicht eine neue Partei wollte man gründen, so hat es Forckenbeck vor seinen Wählern ausgesprochen, sondern den Kern schaffen für die Bildung einer grossen liberalen Partei. Die Wahlen von 1881 schienen seine Hoffnungen und Wünsche zu rechtfertigen. Mit um so stärkerer Feindschaft und persönlicher Gegnerschaft wurden dafür von Bismarck die in seinen Augen abtrünnigen Genossen bedacht: Forckenbeck wurde von der Einladung zu den Hoffestlichkeiten ausgeschlossen. Die Hoffnung aber auf die erstrebte grosse liberale Partei wurde vernichtet, als im Frühjahr 1884 die Sezessionisten — unter diesem Namen leben sie doch fort — sich mit der Fortschrittspartei

verschmolzen. Forckenbeck hat wie andere Freunde diesem Plane mehr als ablehnend gegenübergestanden; er hat versucht, durch die Bedingungen, die der Fortschrittspartei gestellt wurden, die Ausführung zu verhindern. Schliesslich hat er sich doch gefügt. Wie verhängnisvoll diese Fusion war, hat Forckenbeck nur zu bald erkannt. Aber er besass nicht mehr die Spannkraft, dieses Band zu zerreißen, wie er denn überhaupt die Führung in den politischen Kämpfen der four Jahre jüngeren Kräfte mehr und mehr überlassen hat. Er beschränkte sich nun wesentlich auf seine Thätigkeit an der Spitze der Reichshauptstadt, bis ihn am 26. Mai 1892 ein Lungenschlag seinen arbeitsreichen und segensvollen Wirken für das preussische und deutsche Vaterland entriß.

Karl Jacob.

Max Klinger.

(Geb. am 18. Februar 1857 zu Leipzig.)

(Hierzu Bildnis No. 584.)

MAX KLINGERS Name wird einst unmittelbar neben Cornelius und Rethel, Menzel und Böcklin auf den Tafeln der deutschen Kunstgeschichte des XIX. Jahrhunderts prangen. Es gehört heute nicht einmal eine besonders starke Propheten-gabe dazu, um solches zu weissagen. Allerdings die Unentschiedenen und Vorsichtigen rühmen ihn noch mit Vorbehalt, die ganze Menge der zahl an der Tradition Klebenden verwehrt noch immer seinen Werken den Einlass in deutsche Galerien, in die so viel Nichtiges und Vergänglichel bereitwillig aufgenommen wird. Im engeren Kreise aber ist er heute schon zu voller Anerkennung gelangt als der prominenteste Vertreter der jungen deutschen Kunst.

Am 18. Februar 1857 zu Leipzig geboren, hatte Klinger das Glück, dass seine Studienjahre in jene Epoche fielen, in der die deutsche Kunst den unfruchtbaren Idealismus überwunden hatte und die deutschen Maler redlich sich mühten, Zeichnen und Malen zu lernen. Auch in Berlin war unter Menzels überwältigendem Einflusse der Realismus siegreich gewesen und durch Gussows Berufung an die dortige Kunstakademie war er offiziell als berechtigt anerkannt. Unter den Schülern, die Gussow 1875 von Karlsruhe nach Berlin folgten, befand sich auch Max Klinger, der schon 1878 mit einem Erstlings-bilde debütierte, in dem mit brutaler Genauigkeit der Ueberfall eines jungen Mannes durch Stroiche in einer Berliner Vorstadt geschildert war. Die poeti-lose Realistik dieses Jugendwerkes glaubt man bei flüchtiger Betrachtung auch wiederzufinden in einem

Cyklus von Zeichnungen, die Klinger im selben Jahre ausstellte unter dem Titel „Ratschläge zu einer Konkurrenz über das Thema Christus“. Beseitigt war hier, was an poetischer Verschönerung die Jahr-hunderte gewoben hatten um die Gestalt des jüdischen Zimmermannssohnes mit seinem Gefolge armerlicher hebräischer Fischer und Zöllner. Aber Christus und sein Kreis, dargestellt in aller Aeornlichkeit und Un-scheinbarkeit, war geistig nur umsonst gewachsen.

Neben dem Christuszklus stellte Klinger 1878 in Berlin noch eine Folge von Entwürfen aus, die er 1880 unter dem Titel „Pausphrase über den Fund eines Handschuhs“ radierte. Der Künstler hatte den Handschuh einer von ihm verehrten Dame gefunden und zur Nachzeit im Traume mit diesem die wunderlichsten Erlebnisse durchgemacht. Das war nun mit allerhand humorvollen und grotesken Abschweifungen auf zehn Blättern lustig dargestellt.

Klinger hatte in diesen drei untereinander so verschiedenen Werken die ungeheure Vielseitigkeit seiner Begabung erwiesen, sich zugleich als realisti-scher Genremaler, als dramatischer Historienbildner und als phantastischer Erzähler eingeführt, man durfte gespannt sein, nach welcher Richtung der damals Neunzehnjährige sich fortentwickeln würde. Eins schien sicher, dass er, seinem sprudelnden Erzähler-talent folgend, zur Radierung übergehen müsste. Bei Segerr hatte er die Anfänge dieser Technik er-lernt und 1878/79 als ersten Versuch eine Anzahl stilerer Entwürfe unter dem Titel „Radierte Stizzen“ Opus I herausgegeben. Seinen Humor liess Klinger

im nächsten Radierungszyklus freien Lauf, indem er eine wundervolle Satire auf Ovids Metamorphosen dichtet. Aber während er so über die alte traditionelle Antikenverehrung zu spotten scheint, ist er doch selber von der grössten Schönheit der klassischen Vorbilder gefangen genommen. In den Illustrationen und Randlesten zu einer neuen Ausgabe von Apulejus „goldenen Esel“ schafft er eine ganz reizende Neubelebung der Sage von Amor und Psyche, aus der ein Hauch feinsten Sinnlichkeit, etwas wie Ambrosiadaft, weht, und die doch in jeder Linie den modernen Darsteller erkennen lässt. Leider kam das Projekt, auch zu Emanuel Geibels klassischer Anthologie ähnliche Illustrationen zu schaffen, nicht zur Ausführung, und so blieben jene beiden Folgen das wichtigste Zeugnis der Epocque, in der Klinger, wie zuvor mit dem Realismus und der Historie, so nun mit dem Klassizismus sich auseinandersetzte und dabei einen eigenen neohellenistischen Stil sich erschuf.

Klinger hatte indessen Gussows Atelier verlassen und war nach kurzem Aufenthalt in Brüssel nach Berlin wieder zurückgekehrt. Auffallend schnell war der Jüngling seelisch herangerückt. In den Jahren, in denen andere anfangen, das Leben leichtfertig und gedankenlos zu geniessen, brütet er schon ernsthaft über den grossen Problemen des Menschendaseins, beschäftigt er sich im nächsten Radierungszyklus mit dem Schicksal der Menschheit, mit dem Schicksal des Weibes. In diesem Opus III, „Eva und die Zukunft“, erzählt er von der Eva, wie ihr im Paradies die Erkenntnis ihrer sinnlichen Schönheit und damit das Bewusstsein ihrer Macht kommt, wie sie den Mann zur Sünde verführt und deshalb mit ihm das Paradies der Unschuld verlassen muss. Die sogenannten „Intermezzi“, 1881 radiert, geben eine Folge grossartiger landschaftlicher Bilder, die teils mit Szenen aus dem Simplizissimus, teils mit solchen aus dem Constanzenleben staffiert sind, freilich so, wie Feuerbach, Rethel oder Böcklin staffieren, die Landschaft und Figuren wie aus einem Guss erschaffen. Im Opus VIII „Ein Leben“ kehrt er wieder zum Schicksal des Weibes zurück und stellt mit fürchterlichem Ernst, frei von heuchlerischer Prüderie, aber ebenso frei von Lasterheit das Schicksal einer Unglücklichen dar, die von lodender Sinnlichkeit auf Abwege geführt wird, von Stufe zu Stufe sinkt, um endlich, von allen verachtet und zertreten, den Tod im Wasser zu suchen.

Klinger hat für diese Darstellungen sich eine ganz eigene persönliche Form geschaffen. Nicht einen Einzelfall und ein Einzelschicksal, für das er sich interessiert, sondern den typischen Vorgang, halb in Wirklichkeitsbildern und halb in Phantasieszenen erzählt er. Die einfachsten und alltuglichsten Dinge, die andere kaum beachten, greift er auf, giebt ihnen

das Gepräge seines Geistes und verleiht ihnen damit plötzlich tiefen Sinn. In dem 1883 erschienenen Opus IX „Dramen“ entnimmt er die Motive dem trockensten Berliner Polizeibericht, und formt daraus packende dramatische Szenen aus dem sozialen Leben.

Es war für Klinger erwünscht, nach dem schnellen Schaffen dieser Radierungsfolgen, nach dem angestrengten geistigen Produzieren sich wieder durch Naturstudium zu erfrischen. So ging er 1883—1886 nach Paris, nicht wie viele andere, um das verführerische Leben dieser Stadt zu geniessen oder in irgend einem renommierten Atelier gewissermassen den Stempel des vollendeten Meisterschülers sich zu verschaffen, sondern um selbständig neue Bahnen zu ebnen. Das grösste künstlerische Ereignis im damaligen Paris war die Entwicklung des Impressionismus und der Freilichtmalerei, durch Manet, Monet und ihren Kreis. Inmitten all' dieser jungen Künstler, denen Gedankenmalerei geradezu verächtlich, denen nur die rationale Entwicklung der Malweise ein würdiges Ziel erschien, die trunken waren vor Begeisterung über das Lichtbad, in das sie alles zu tauchen suchten, lag auch Klinger an, auf das ernsteste an seiner malerischen Fortbildung zu arbeiten. Statt der toten Schönheit der Altmeisterfarben beginnt er die neue Harmonie allein durch Beobachtung von Luft und Licht in seinen Gemälden anzustreben. Nur liess er sich bei diesem technischen Streben niemals von seiner deutschen Art abbringen, mehr er nach wie vor ideal und gedankenreich, nicht nach Pariser Rezept Proletarietend. 1887 wieder nach Berlin zurückkehrend, vollendete er dort das Riesengemälde „Urteil des Paris“ und übertrug damit die Errungenschaften der neuen Malweise auf seine ideale Monumentalkunst. Es war im Grunde genommen derselbe seelische Prozess, der sich in Böcklins antiken Darstellungen vollzog, aber dort so ganz andere Resultate zeitigte. Bei Böcklin saftig derbe wilde Naturlaute, bei Klinger eine mehr klassisch geklärte Sprache.

Im übrigen vollendete er zwei schon früher zum Teil entworfene Radierungszyklen, deren einer, Opus X „Eine Liebe“ noch einmal das mehrfach behandelte Thema vom gesunkenen und entehrten Weibe behandelte, noch grösser, noch straffer im dramatischen Aufbau als je zuvor, während das andere eine Folge von Totentanzbildern darstellte.

1889 zieht Klinger mit einigen seiner Berliner Freunde, unter ihnen Staufer-Bern und Ernst Moritz Geiger, nach Rom. Aber wie anders erschien diesen Romfahrern die heilige Stadt. Nicht mehr suchten sie wie ihre Vorgänger hier eine neue Offenbarung, nicht mehr hofften sie im Anschauen der Antike und der Renaissancemeister aus dumpfer Ahnung zu voller Gewissheit, zur rechten Erkenntnis

wahrer Kunst emporgehoben zu werden. Nur das Bedürfnis nach neuen Eindrücken, nach grösserer Unabhängigkeit, nach mehr Luft und Licht, nach der Freiheit des römischen Lebens schien sie hingeführt zu haben. Die befreiende Grösse der neuen Umgebung sollte wohlthätig und stärkend auf sie wirken. Mit verdoppeltem Eifer setzt Klinger seine malerischen Studien fort, da er hier, durch die Witterung nicht behindert, alles, auch nackte Figuren, im Freien malen liess. Es entstanden Bilder, wie die Sirene oder das Strandbild von 1892, das Porträt seiner Schwester auf dem Dache, oder die Studie „Blaue Stunde“ mit ihrem Kampf zwischen dem warmen Lichte eines Feuers und den kalten Tönen der herabsinkenden Nacht auf drei nackten Frauenleibern. Sie fanden natürlich auf deutschen Ausstellungen keinen Beifall, ja nicht einmal Verständnis. Aber Klinger blieb nicht nur bei solchen Studien stehen. 1890 malte er seine Pieta, jetzt eines der Hauptwerke der Dresdener Gallerie. Noch bedeutender war die 1891 ausgestellte Kreuzigung, die entgegen dem herrschenden Schema, die Kreuzigungsgruppe nicht in der Mitte, sondern an der Seite des Bildes gab. Weil Klinger in der Farbe und Komposition wie in der Darstellung des Kreuzigungsaktes von allem Traditionellen abwich, erregte sein Bild geradezu Abscheu bei den echtgläubigen Christen wie bei den Aesthetikern. Weil er so ganz ungesucht einfach, ohne alle überflüssige Phrase das Leiden Christi schilderte, verdammte man ihn, ohne zu empfinden, dass gerade hier eine echt protestantische Auffassung, eine echt germanische Christusdarstellung gegeben war.

1893 kehrt Klinger zu dauerndem Aufenthalt nach Leipzig zurück, wo er sich ein eigenes stattliches Atelier errichtet. Allmählich begann man auch in Deutschland zu fühlen, dass eine starke Persönlichkeit hier wirkte, dass es nicht mehr genüge, mit oberflächlicher Kritik ihn abzutun, dass man Stellung nehmen musste zu ihm. Den Ruf eines grossen Kaderers wagte man ihm nicht mehr abzuerkennen, und 1894 erhöhte er denselben durch die Schaffung der „Brahms Phantasie“. Klinger war stets ein leidenschaftlicher Musikfreund gewesen. Musikalische Stimmungen hatten vielen seiner Bilder zu Grunde gelegen. Nun versuchte er sich als malerischer Interpret jenes düster gewaltigen Tondichters. Nachdem er einleitend in kleineren Bildern die Stimmung einiger Brahmscher Lieder wiedererklingen liess, schafft er im Anschluss an Holderlins Schicksalslied die Phantasie zum Thema: „Brahms“, die in wichtigen Bildern aus der Prometheusage das Wesen der Brahmschen Musik zu verkörpern sucht. Musik, Dichtkunst und Malerei sind hier zu einem harmonischen Gesamtwerk verschmolzen und für die lyrische

Kunst jener Einklang von Wort, Bild und Ton geschaffen, den mit anderen Mitteln Richard Wagner für das Drama angestrebt.

Den Abschluss von Klingers Radierungen bilden vorläufig eine Folge von Blättern, die unter dem Titel „Vom Tode II“ demnächst vollständig vor uns liegen wird. In ihrer lapidaren Form, ihren kolossalen Gestalten und ihrer oft unergründlichen Tiefe des Gedankens haben diese Blätter etwas von übermenschlicher Grösse. Da giebt es nichts Kleiuliches, Liebliches, Alltägliches. Gewaltige malerische Gegensätze, eine oft stahlharte plastische Form, eine Ruhe und Einfachheit der Komposition, als ob das alles in grössten Massstabe an die Wand gemalt werden sollte, herrschen darin. Wohl ist ein geheimnisvoller tiefer Sinn in jedem Blatte und im Zusammenhang der Blätter untereinander, aber viel wichtiger ist die unmittelbare malerische und plastische Wirkung der Kompositionen. Die gewaltigen Kräfte, die das Menschenleben bedrohen, unterwühlen und vernichten, die den Menschen zur höchsten Leistung entflammen, aber gerade damit oft seinen vorzeitigen Untergang besiegeln, die sind in diesem Radierungszyklus mit unbarmherziger Schärfe aufgezeichnet.

Höher und höher erhebt sich Klinger. Aus dem heiteren, spottenden und neckenden Künstler der Jugendzeit ist frühzeitig ein tiefernater, weit über das Alltägliche und kleinlich Menschliche erhabener Malerpoet und Malerphilosoph herausgewachsen, der mit seinem Riesengemälde „Christus im Olymp“ bis hart an die Grenze des bildlich Fassbaren heranging. Welch seltsamer, unerhörter Vorgang! Auf der einen Seite die alten heidnischen Götter, zitternd und erblichend, auf der anderen Seite Christus, eine lagere, ernste, lichte Gestalt, von den vier Kardinalengeln begleitet, der sieghaft die olympischen Höhen durchwandelt, um die Menschenseele aus heidnischem Irrglauben zu befreien. In einer Predella die Weir der Giganten und Titanen, die beim Zusammensturz der olympischen Herrschaft von neuem entfesselt sich erhebt.

In Klingers späteren Radierungen und Gemälden tritt immer stärker ein plastisch gestaltender Zug hervor. Aber so stark seine Anachauung der Form war, konnte er sie doch nicht ohne stimmungsvolle Abtönung sich vorstellen und so überraschte er 1894 mit einer aus farbigen Steinen zusammengesetzten Halbfigur der Salome. Sie war insofern das Gegenspiel zu den radierten Cyklen, als hier nicht das erbarmungslos misshandelte Weib, sondern das durch seine sinnliche Schönheit die Männer verderbende dargestellt war. Klinger ging auf diesem Wege weiter mit der 1895 vollendeten Halbfigur der Kassandra, und stellte dann 1899 gleichzeitig eine ganze Reihe von

Skulpturen aus; so die Herrngestalt einer Amphitrite, die nur stellenweise leicht bemalt war, und die von wunderbarem Realismus erfüllte Figur eines badenden Mädchens, in der die lebenswahre Wiedergabe der Epidermis ebenso gelungen schien, wie in dem Steinblöcke brechenden Urmenschen das kraftvolle Spiel der Muskulatur.

Das ist, was uns von Werke Klingers bekannt ist, abgesehen von der Fülle kleinerer Arbeiten und Studien. Aber Klinger ist noch keineswegs auf dem Gipfel seiner Entwicklung, noch steht vieles und vielleicht das Beste bevor. 1921 wird sein bedeutendstes Werk vollendet sein, das Beethoven-Monument. Auf einem reich vergoldeten, mit Elfenbein und Email eingelegeten Throne, der auf einem Wolkengeschlebe aus Pyrenäen-Marmor ruht, sitzt Beethoven zeusmäßig in Haltung und Kleidung. Der entblühte Oberkörper ist aus einem warmtönen, griechischen Marmor gearbeitet, den Unterkörper bedeckt das aus köstlichen Onyx gemessene Goldgewand. Aus den Wolken taucht ein schwarzer Marmordäler empor, der stehend zurückweicht, da er auf einmüder Höhe den gewaltigen Tondichter

vor sich sieht, der, die gebulhten Füsse aufs Knie legend, starren Auges vor sich hinblickt, in erhabener Einsamkeit Melodien schaffend.

So tritt überall in Klingers Werken eine ganze, volle Persönlichkeit uns entgegen. Ein Mann, der durch viel Widerspruch, Hohn und Verachtung sich nicht schrecken liess, der ruhig, wie jeder grosse Künstler, darauf wartete, bis man ihn zu verstehen begann. Ein Meister, der jeder künstlerischen Technik das grösste Interesse entgegenbringt, der nicht ruht bis er sie vollständig beherrscht und ihr, wenn möglich, neue Ausdrucksformen anbringen hat, der aber niemals in virtuoser Mache seine Befriedigung findet. Jede Kunstform schützt er nur, soweit sie ihm Gelegenheit giebt, seine grossen Empfindungen und Vorstellungen, ja auch seine philosophischen und poetischen Gedanken darin auszusprechen. In seiner gedankenvollen, tief sinnigen, dabei so schlichten und anspruchslosen Art vereinigt er die besten Züge deutschen Volkswesens in sich und ist so recht ein Typus des voll heimlicher Poesie und doch auch wieder voll nüchternen Ernstes schaffenden deutschen Künstler-Wesens.

Max Schmid.

Friedrich Nietzsche.

(Geb. am 15. Oktober 1844 zu Röcken bei Lützen, gest. am 25. August 1900 zu Weimar.)

(Hierzu Bildnis No. 381.)

Am 25. August 1900 starb in Weimar Friedrich Nietzsche. — Er hatte die tiefe Erregung, die durch seine Schriften hervorgerufen wurde, nicht mehr mit Bewusstsein erlebt; die Jahre des rasch sich ausbreitenden Ruhmes seines Namens waren zugleich die Jahre der Umschwung seines Geistes. Ihnen war eine zehnjährige Periode der Vereinsamung und des Verlassenseins vorgegangen: der Autor der „Geburt der Tragödie“ und der „unzeitgemässen Betrachtungen“ schien vergessen zu sein, seit Mitte der achtziger Jahre musste er alle seine Schriften — darunter den „Zarathustra“! — auf eigene Kosten drucken lassen, er fand für sie keinen Verleger. — Heute ist Nietzsche von den Schriftstellern der ersten Gattung der gelesenste. Seine Werke erscheinen in neuen Gesamtausgaben und Uebersetzungen, und von Studien und Kritiken über ihn, Kommentaren und Darstellungen ist eine ganze Literatur erwachsen. Noch herrschen in dieser die Partheitheile vor: ein sehr subjektives Für und Wider in schwärmerischer Vergötterung und gehässiger Verwerfung. Seltener versucht man, ihn zunächst einfach zu charakterisieren und zu beschreiben, so wie er sich durch seine Schriften selbst

charakterisiert und beschrieben hat. Die Aufgabe vollends, ihn aus seinem Verhältnis, seinem Gegenverhältnis zur Zeit zu verstehen, ist kaum erst in Angriff genommen. Und doch zeigt sich dieser „Kämpfer gegen seine Zeit“ abhängig von der Zeit, sowohl in dem, worin er sie bekämpfte, als in der Art seines Kampfes und den Waffen, die er gebraucht. Wie ein Spiegel der modernen Seele, die sich darin mit jeder Regung und Stimmung zu erkennen giebt, erscheinen uns seine Schriften; für die Geschichte des geistigen Lebens im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts bilden sie eine unmittelbare Quelle.

Das äussere Leben Nietzsches ist bald erzählt. Als Sohn des Pfarrers Ludwig Nietzsche ist Friedrich Nietzsche am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen geboren. Schon mit fünf Jahren verlor er seinen Vater. Den ersten Unterricht erhielt er in Naumburg, wohin die Familie nach dem Tode des Vaters übersiedelt war. Von seinem 14. bis zum 20. Lebensjahre gehörte er der Landesschule Pforta, der berühmten Schulpfirma, als Zögling an. Die Universitätsstudien begann er in Bonn. Er liess sich zunächst an der theologischen Fakultät ein-

schreiben, ging aber schon nach einem Semester zur philosophischen über; sein Studium war von Anfang an klassische Philologie. Nach einem Jahre folgte er seinem Lehrer Ritschl von Bonn nach Leipzig. Im Winter 1858/59, noch ehe er seine Studien abgeschlossen hatte, erhielt er auf die Empfehlung Ritschls einen Ruf als Professor nach Basel. Die Leipziger Fakultät verlieh ihm den Doktorgrad ohne vorhergegangene Prüfung und Dissertation. Zehn Jahre, Ostern 1869 bis Ostern 1879, wirkte Nietzsche in Basel. Zu Beginn der Basler Zeit trat er in nähere, bald freundschaftliche Beziehung zu Richard Wagner, der damals in dem Landhause Triebach bei Luzern seinen Aufenthalt hatte. An dem Kriege (1870/71) nahm er als freiwilliger Krankenpfleger teil; als Schweizer Bürger durfte er nicht die Waffen führen. Sein Dienst währte jedoch nur wenige Wochen. Eine schwere Erkrankung zwang ihn zur Heimkehr, — und damit begann seine Leidensgeschichte. Zwar erholte er sich wieder und in den Jahren 1871 und 1872 erschien er voll Gesundheit, Kraft und Mut. Bald aber stellte sich ein zühes Kopf- und Magenleiden ein, das ihn nie wieder völlig verlassen hat. Besonders der Zustand seiner Augen wurde immer schlimmer, bis er kaum noch drei Schritte vor sich sehen konnte. Herbst 1876 nahm er auf ein Jahr Urlaub und verbrachte den grösseren Teil davon bis Mai 1877 in Sorrent. Da sich aber sein Uebel nicht bessern wollte, legte er Ostern 1879 seine Professur nieder und verliess Basel. Fortan lebte er, ohne Einschränkung durch ein Amt, leidend und schaffend. Sein Gesundheitszustand nötigte ihn, die Sommer in einem hochgelegenen Orte des Engadin (Sils-Maria), die übrigen Zeiten des Jahres in Italien zu verbringen. Er war dreimal zu längerem Aufenthalt in Genua, den Winter 1883/84 verbrachte er in Nizza, den darauffolgenden Frühling in Venedig, und so die nächsten vier Jahre, bis er, März 1888, Turin für sich entdeckte. — Im Frühjahr 1888 glaubte er sich völlig hergestellt; er kehrte nach Naumburg zurück und blieb den Sommer in Thüringen, den Herbst in Leipzig. Aber schon Anfang des folgenden Jahres war er wieder von seinem Leiden erfasst. — In den ersten Tagen des Jahres 1889 brach in Turin der Wahnsinn aus. Noch mehr als elf Jahre lebte der Kranke, dessen Zustand bald als unheilbar erkannt war, — erst bis Mai 1890 in einer Anstalt (des Professors Biswanger) in Jena, dann in mütterlicher Pflege in Naumburg und nach dem Tode der Mutter, von 1891 an bis zu seinem Ende, von der Schwester gepflegt, in Weimar.

Der kalte, leidenschaftliche Denker, der von einer übermenschlichen Zukunft des Menschen träumend über die herkömmliche Moral hinweg

schrift, war im Leben von grosser Lebenswürdigkeit, mild und mitfühlend gegen andere, streng bis zur Härte nur gegen sich selbst und tapfer und stolz im Ertragen und Bezwingen seiner Leiden. Im Verkehr mit den Ideen ging er rücksichtslos bis an die äusserste Grenze vor; im Verkehr mit den Menschen kannte und beobachtete er nur zarte Rücksicht und Schonung. Er hatte eine anspruchslose Art sich zu geben, ohne jede Spur von Anmassung oder parthischer Haltung. Ungleich dem lauren, stürmischen Ton seiner Schriften war seine Rede leise und ruhig. Er liebte das Silie, Vornehme und Wohlabgemessene in den Formen des äusseren Betragens und war im Umgange von grosser Höflichkeit und einem stetigen, wohlwollenden Gleichmut. Alle, die ihn persönlich kannten, standen unter dem Zauber seines Wesens und rühmten seine vornehme Natur. Wer ihn nur aus den Schlagworten kennt, zu kennen meint, die aus seinen Schriften im Umlauf sind, wird ihn in dem Bilde, das seine Freunde von ihm nach dem Leben zeichnen, nicht leicht wiedererkennen. Und doch besteht zwischen dem Schriftsteller und dem Menschen kein Widerspruch. Man muss sogar sagen: seine Persönlichkeit erst erklärt seine Lehre und sein Leben liefert zu dieser den einzig richtigen Kommentar.

Was Nietzsche zum Lebensideal erhebt und der Entwicklung der Menschheit als Ziel vorzeichnet, ist nicht ein verkürrtes Bild seines eigenen Lebens und Wesens, viel eher das Gegenbild davon, in das er hineinträgt, wonach er verlangte, weil er es erbehrte. „Dort, wo unsere Mängel sind, ergeht sich unsere Schwärmerei“, hat er ja selbst gesagt. Ein Traum von Grösse und Macht des Lebens musste ihm die Wirklichkeit des Lebens ersetzen; es ist die lustvolle Vision, die nach seiner Theorie der Schmerz des tragischen Künstlers erschafft. Um sein Leiden ertragen zu können, brauchte er „einige grosse Perspektiven des geistig-sittlichen Lebens“, und so flüchtete er in das Reich seiner Phantasie und beseligte sich mit Vorstellungen einer Fort- und Höherentwicklung des Menschen über seine Art hinaus und hinauf zur „Ueberart“, das Bild des „Uebermenschen“ stieg vor seinem Geiste auf. — Auch, was er verachtete, steht immer im Gegensatz zu den ersten und nächsten Neigungen seiner Natur. Nicht ein Mangel, ein Zuviel an Mitleid trieb ihn zur Verneinung des Mitleids. Den Trieb zu schärfster und kältester Kritik, den er in verlangsamtem Grade besass, kehrte er vor allem gegen sich selber; darum suchte er die Wahrheit stets auf der entgegengesetzten Seite, als wohin Gefühl und Neigung ihn zogen. Er befreite sich aus dem Banne Schopenhauers und überwand den nihilistischen Pessimismus; er riss sich von Wagner los und

verbot sich die „romantische“ Musik. Er bezwang seinen starken Hang zur Metaphysik und huldigte eine Zeitlang dem Geiste der Wissenschaftlichkeit, und als er sich, unbefriedigt und enttäuscht, auch von der Wissenschaft wieder abkehrte, liess er seine Gedanken lieber in ein zeitliches Jenseits, in eine für den Menschen nie erreichbare Zukunft, schweifen, als in ein Jenseits der Sinnenwelt. Sein ganzes inneres Leben war ein rastloses Fortgelebenswerden, eine ununterbrochene Folge von „immer neuen Lösungsungen“, die ihn bei keiner Sache verweilen, auf keiner fest beruheln liess.

Schon in dieser ungeheuren Verwandlungsfähigkeit seiner Anschauungen und der Heftigkeit des Erlebens der Gedanken vertritt sich eine künstlerische Natur, und will man Nietzsche richtig würdigen, so darf man den Dichter und Künstler bei ihm nicht übersehen: seinen Geschmack an „sehr feinen Sprachdingen“, die Freude an den Formen der Rede und der Farbe der Worte. Wie weiss er über die Sprache, dieses „herrliche Tonwesen“, zu gebieten und ihre musikalischen Werte zu steigern, oder in Worten zu malen. Aber das Künstlerische bei ihm reicht noch weiter; schon bei der Konzeption der Gedanken selbst, ihrer Auswahl und Zusammenstellung ist es am Werke. Die Gedanken kommen über ihn wie Eingebungen und plötzliche Erhellungen. Er lässt sich von ihnen überraschen, erregen; sein „leidenschaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntnis“ treibt ihn zum Aufsuchen des Befremdlichen, Abseitsliegenden, Gefährlichen. Und so ist er auch in seiner „wissenschaftlichen“ Periode Künstler geblieben. Ihn ziehen nur die ästhetischen Seiten des Erkennens an, die Strenge und Folgerichtigkeit der Form und das Persönliche in den „freien Geistes“ und Denkern. Nur die Künstlerverliebe für die „Illusion“ endlich konnte ihn dazu bringen, den Wert der Wahrheit selbst „umzuwerten“ und zu verneinen. —

Nietzsche ist der Philosoph der Kultur, der Kritiker ihrer Gegenwart, ein Seher und zugleich, wie er glaubte, Schöpfer ihrer Zukunft. Kultur zu schaffen — dies erschien ihm überhaupt als die Aufgabe aller echten Philosophie, als der eigenste Beruf des Philosophen. Die „eigentlichen“ Philosophen sind ihm „Befehlende und Gesetzgeber“. Sie geben Anstösse zu neuen Wertschätzungen und zwingen damit den Willen auf neue Bahnen. „Unsere Wertschätzungen bestimmen unsere Lebensweise“; Veränderung der Wertschätzungen ist Veränderung der Lebensweise, der Gefühlsweise, des Willens selbst. Werte „umwerten“, neue Werte schaffen — heisst die Kultur umschaffen, neu schaffen; denn alle Kultur beruht auf einem System von Wertbegriffen. Nietzsche wurde zum Philosophen der Wertprobleme,

weil er der Philosoph der Kultur war. In diesem Zusammenhange allein lässt sich sein Angriff gegen die Moral, sein „Immoralismus“ verstehen und gerecht beurteilen. Das Problem der Moral war ihm nur ein Teil des Kulturproblems. „Um freie Bahn zu haben“, wollte er „durch eine radikale Skepsis der Werte erst einmal alle Werturteile umwerfen“, und so galt ihm die Bekämpfung der herkömmlichen Moral niemals als Hauptsache oder Selbstzweck, sondern stets nur als Mittel zum Zwecke, als sein Weg nach Oben, seine Stufe zur Höhe. — Der Weg zu einer künftig möglichen, über die Grenzen des gegenwärtigen Menschen hinausführenden Kultur geht, so meinte er, über die herrschende Moral hinweg. „Selbst-Überwindung des Menschen zu Gunsten des Uebermenschen — dazu ist die Überwindung der Moral nötig“.

Nietzsche will die Moral nicht einfach nur verneinen, er will sie überbieten, durch eine nach seinem Dafürhalten höhere Lebensordnung ersetzen. Es war nicht die Meinung des „aristokratischen“ Denkers, der die Autorität zur guten Sitte zählte und erklärte: jede Sitte ist besser als keine Sitte, die Menschen von Zucht und Autorität loszubinden, Sitte und Sittlichkeit, im gemeinen Sinne des Wortes, abzuschaffen. Nicht hinter die Moral zurück, über die bisherige Moral hinaus will sein Weg weisen. Zügellosigkeit oder Genussucht waren seinem Wesen und sind seiner Lehre völlig fremd, ja entgegengesetzt; alles illegitime ging wider seine Natur. Brutale Rücksichtslosigkeit und ungebundenes Leben können sich nicht mit Recht auf ihm berufen. Sein Ideal ist der „vornehme Mensch“ mit der Ehrfurcht vor sich, der Macht über sich und sein Geschick. Er will „die Individuen gross und selbständig machen“. Er fühlte sich im Gegensatz zur „Moral der Gleichheit“ und legnet mit Recht den gleichen Wert von Mensch und Mensch. In dem Glauben an die Gleichheit, in dem Anspruch auf Gleichheit erkennt er ein Unrecht gegen die Ungleichlichen. Der „Salvenmoral“ der Gleichheit stellte er seine „Herrenmoral“ der Ungleichheit gegenüber und diese wendet sich mit ihrer höheren Pflicht und Verantwortlichkeit nicht an die Menge, die „Viel-zu-Vielen“, sondern an die Wenigen und Auserwählten, die sich von der Menge abheben, über sie erheben. „Dem wird befohlen, der sich nicht selber gehorchen kann.“ — Im Ungestüm des Angriffes gegen die herrschenden sittlichen Anschauungen hat er gewiss das Ziel überlogen und seine Kritik ist von starker Uebertreibung und Einseitigkeit. Er kannte nur die Mitleids-Moral, die das Leben verneint, und den Utilitarismus, der es verflacht; dass die wahre „Herrenmoral“ des autonomen Willens schon gefunden war, als er sie noch suchte, bemerkte er nicht.

Die wesentlichen Züge im Kulturbilde Nietzsches sind schon frühe festgestellt: der Individualismus, der Kultus des Genius und die Unterordnung der Einzelnen unter die „höchsten Einzelnen“, die Überwindung des Menschen, und selbst die Keime der Idee des „Übermenschen“ sind bereits in den ersten Schriften zu entdecken. Alle diese Züge des Bildes leben in der letzten Periode Nietzsches wieder auf, noch stärker ausgeprägt und leuchtender in der Farbe; nur der Untergrund des neuen Bildes ist geändert. Nietzsche hat die Ideale, die er früher ins Metaphysische verlegte, auf den Boden der Realität verpflanzt. Dazwischen lag sein Abfall von Schopenhauer, die Lösung von Wagner, die Hinwendung zum Positivismus der Wissenschaft, eine Zeit der Selbstsucht und Selbstverneinung. Nicht leicht ist es ihm geworden, seinem Glauben an eine „metaphysische Bedeutung der Kultur“ zu entsagen, — und endlich kehrt dieser Glaube, obzwar in veränderter Gestalt, zurück: als Lehre von der „ewigen Wiederkunft“ und dem „Übermenschen“. Der dionysische Geist der Jugendphilosophie war wieder zur Herrschaft gelangt.

Das Wort Übermensch mag Nietzsche unbewusst von Goethe, der es zweimal gebraucht, entlehnt haben; der Gedanke selbst ist darwinischer Herkunft. Der Glaube an den Übermenschen soll den Glauben an Gott ersetzen; er ist einer der beiden Glaubenssätze Nietzsches, seine „höchste Hoffnung“, Zarathustras „Verständigung“. Eine Art Begründung dafür entnimmt Nietzsche der Entwicklungslehre. Warum sollte die Entwicklung in der Natur beim Menschen Halt machen müssen? Haben nicht alle Wesen bisher etwas über sich hinaus geschaffen? Aber Nietzsche will, dass „die Naturprozesse der Züchtung des Menschen von den Menschen selbst in die Hand genommen werden“. Er möchte die Entwicklung des Menschen zum Übermenschen abgekürzt, beschleunigt sehen; sie soll daher nicht der unmerklich langsamen und wie zufälligen Wirkung der natürlichen Zuchtwahl überlassen bleiben, sondern durch die ausübende, züchtende Kraft eines übermächtigen, überwältigenden Glaubens planvoll herbeigeführt werden. „Überwindung der Menschheit durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen die, welche sie aushalten können“, dies ist sein Weg zum Übermenschen.

Der Glaube aber, der die Menschheit überwindet, und den Übermenschen züchtet, ist der Glaube an die „ewige Wiederkunft“. In der unendlichen Zeit und dem Kreislaufe aller Dinge kehrt nach dieses unser gegenwärtiges Leben immer wieder, dieses nämliche Leben: unser Leben — ein ewiges Leben. Dies ist der „Zarathustra-Gedanke“, Nietzsches zweiter Glaubenssatz, der an die Stelle

des Unsterblichkeitsglaubens treten soll, als die „höchste Formel der Bejahung“ des Lebens. Zu beweisen, oder auch nur in irgend einem Grade wahrscheinlich zu machen ist die „ewige Wiederkunft“ nicht; aber schon ihre bloße Möglichkeit soll nach Nietzsches Meinung genügen, den, der an sie glaubt, zu verwandeln. Die Frage bei allem, was wir thun: ist es so, dass wir es unzählige Male thun wollen? Ist das „größte Schwergewicht“, das auf unser Handeln gelegt werden kann. Der Glaube an die ewige Wiederkunft schafft so den Willen, jedem Augenblicke unseres Lebens ewigen Gehalt, den Wert der ewigen Wiederholbarkeit, zu geben. „So leben, dass wir nochmals leben und in Ewigkeit so leben wollen! Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblicke an uns heran. Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen, welche nach einem anderen Leben hinführen lehren.“ Nietzsche sieht schon im Geiste durch den neuen Glauben ein stärkeres Geschlecht gezüchtet werden und aus diesem den Übermenschen hervorgehen. Der Glaube an die ewige Wiederkunft ist die Brücke zum Übermenschen, nur der Glaube an den Übermenschen macht den Gedanken der ewigen Wiederkunft erträglich: so hängen bei Nietzsche die beiden Glaubenssätze zusammen. —

Nietzsche war eine Künstlernatur, nicht unähnlich derjenigen seines Lieblingsdichters in der ersten Jugendzeit, enthusiastisch und schwärmerisch, voll Sehnsucht nach dem Ideal, voll Begierde nach dem Ideal und, wie seine Zarathustra-Dichtung beweist, von starkem religiösem Empfinden. Sein „intellektuelles Gewissen“, die „reizbare Redlichkeit“, die er an sich entdeckte, und mehr noch ein angeborener Hang und Drang, sich beständig zu verwandeln, verwehrt es ihm, sich den ursprünglichen Tendenzen seines Geistes rein hinzugeben und der Richtung seiner Gefühle zu folgen. Immer oberstreben die nur zeitweilig zurückgedrängten Grundtriebe seines Wesens ans Licht, bis ihm aus ihrer Berührung mit modern-positivistischen, in skeptisch-nihilistischen Gedanken eine neue Art von Schwärmerci und Romantik erwächst. In die entgötterte Wirklichkeit will er sein Reich des Übermenschen bauen, ein Reich von lauter Gott-Menschen, zu Göttern „gezüchteten“ Menschen. Mehr und mehr lebt er sich in diesen dichterischen Zukunftsraum ein und in demselben Maße nimmt seine Gegnerschaft gegen das Christentum zu. Er beginnt sich als etwas „Entscheidendes und Verhängnisvolles“ zu fühlen, das „zwischen zwei Jahrtausenden steht“; er verwandelt sich in seinen Gedanken, im Wahn seiner Gedanken, in den „Antichrist.“

Es ist missig zu fragen, in wie weit vererbte Anlage, in wie weit geistige Ueberproduktivität

sein Schicksal bestimmten, da beides nicht zu trennen ist. Sicher ist, dass die Art seiner Begabung, die Mischung seiner Fähigkeiten ihn durch die Vehemenz seiner Selbsterwicklung zur Selbstverächterung trieb.

Aber das Krankhafte und Missratene wird von dem Gesunden und Heilsamen in seinen Werke überwogen. Wie vieles in diesem Werke ist nicht in der That eine „Gesundheitslehre des Lebens“! Nicht eine Umwertung — eine Neuordnung der Werte wird man ihm als Verdienst nachröhmen. Er stellte der Zeit vor allem den Grundwert der starken, selbstigen Persönlichkeit vor Augen und brachte ihr die Gefahren alles Gleichschätzens, Gleichmachens von Mensch und Mensch eindringlich zum Bewusstsein. Er, der Leidende, lehrte sie erst wieder Liebe zum Leben, zu allem, was dazwischen stark und gross ist, und gab ihr zugleich ein heldenhaftes Beispiel dieser Liebe. Er ist der Antipode Schopenhauers,

der Besieger des Pessimismus, durch seine Wertschätzung des Leidens in der Gesamtschätzung des Daseins. Sein „Zarathustra“ ist ein Triumphlied des Lebens, die Verherrlichung, Vergöttlichung des grossen, mächtigen, aufsteigenden Lebens, — des Lebens, nicht bloss wie es war, wie es ist, sondern vor allem wie es werden könnte, werden soll, durch uns werden könnte, werden soll!

Mehr und mehr wird man lernen, Nietzsche aus dem Ganzen seiner Anschauungen heraus zu verstehen, als den, welchen die Zeit nötig hatte, weil er ihren Mängeln seine Ideale gegenüberstellte. Die Probleme, die er aufgeworfen, ausgegraben hat, werden die Philosophie der Kultur und Moral noch lange beschäftigen. — Und endlich, man wird ihn lesen und wieder lesen als einen der wenigen ganz grossen Stilisten unserer Sprache, der es in der Sentenz zur höchsten Meisterschaft gebracht hat.

Alois Riehl.

Paul Bourget.

(Geb. am 2. September 1852 zu Amiens.)

(Hierzu Böhm's No. 285.)

Während des ganzen verfloffenen Jahrhunderts fehlten der französischen Erzählungskunst Vertreter von Bedeutung und einem Einfluss, der nicht auf Frankreich allein beschränkt blieb. Wie ehedem die Dramen Corneilles und Racines für alle Kulturvölker des Abendlandes vorbildlich waren, so sind es in unserer Zeit, wenn auch nicht ausschliesslich und ununterbrochen, die französischen Romane. Namentlich die deutsche Literatur hat stets, wenn sie im Versuchten war, kräftige Impulse von den esprit-reichen Nachbarn empfangen, in gleicher Weise aber selbst unter den gallischen Romanciers Freunde und Jünger erworben. So liess sich Paul Bourget in einer seiner Erzählungen einen Schüler Goethes nennen und weist damit freimütig auf jenen Dichter hin, der als erster einen „analytischen“ Roman schrieb, „Die Wahlverwandtschaften“, ein Werk, das noch immer zu unbekannt ist, als dass man die offenkundige, wenn auch nicht salavische Abhängigkeit des modernen Franzosen von ihm empfinden hätte. Dadurch bleibt Bourget in Frankreich der Ruhm eines Pflanzers gewahrt, und als solcher und seiner Verdienste als beherrschender Kritiker wegen ward er 1894 von der Académie française zum Mitglied erwählt.

Wie Daudet, Zola und Maupassant begann auch er als Lyriker, der, ein Bewunderer Bandelsières, die glatten, strengen parnasianischen Formen mit modernem Inhalt erfüllte und schon in seinen Erstlings-

gedichten jene Töne anschlug, die in seinen Romanen voller und voller ausklingen sollten. Den wenig persönlichen Meerliedern (*Au bord de la mer*) folgten Poesien voll jugendlich sentimentaler Erotik, die mit den Jahren männlicher, tiefer, aber auch irdischer ward, ohne jedoch jemals undichterisch brutal zu werden. Schon diese Verse sind der Ausdruck einer düsterliebenden Melancholie, die aber stets mit einer grässigen Wendung den allzu-germanischen Pessimismus vermeidet, dem sie gleichwohl nahe verwandt ist. Sie gewinnen an Bedeutung den späteren Werken Bourgets gegenüber, deren Hauptgedanken und Hauptstimmungen man in ihnen epigrammatisch ausgesprochen findet. So liess sich Bourgets Lebensphilosophie, die im wesentlichen Liebesphilosophie ist, nicht kürzer zusammenfassen, als er es in diesen Schlussversen eines seiner Sonette that:

Frivole ou sérieux, l'Amour est un duel.
La femme perfide et le mâle cruel
S'y devaient l'un l'autre, hélas! victime ou proie.
Et cependant il n'est, en l'exil d'ici bas,
Qu'une seule, une vraie, et surhumaine joie,
Celle que nous goûtons à ces mortels combats.

Liebe ist das Sujet fast aller seiner Romane und Novellen und das schon sichert ihn in Frankreich stets Beliebtheit; zumal er auch unerlaubte Bande mit einer gewissen Glorie zu umgeben weiss, in dieser Hinsicht nicht ganz frei von Dumas des

Jüngerer Art, das als unmoralisch erkannte und meist auch gehedete Vergehen sentimental zu verschönern, und ohne sich zu der Höhe Goethescher Lebensauffassung erheben zu können. Den deutschen Leser ermüden die seitenslangen Abhandlungen über die Stimmungsphasen der Verliebten, aber die französische Kritik ist einzig darüber, dass keiner ihrer Erzähler dieses ganz unerschöpfliche Thema so wechselreich zu behandeln versteht, und sieht in dem Dichter selbst das liebenswürdige Urbild aller der achtzehnjährigen Jünglinge, deren erste xristliche Regungen Bourget mit unvergleichlicher Detailwahrheit zu schildern weiss; sie rechnet es ihm auch mit Recht als Verdienst an, dass er die Sentimentalität, die der Naturalismus offiziell verbannt hatte, wieder rurschaffen machte und preist ausserdem die pariserische Eleganz in Bourgets Wesen, nicht ohne seine Verliebe für England zu erkennen und gelegentlich zu ritzen. Es ist viel Germanisches in ihm, dem Nordfranzosen, so dass seine gallische Freilichigkeit bisweilen philosophisch angekränelt erscheint, wie denn manche seiner Gestalten Missverständnissen begegneten, vor denen sie in deutschen Landen sicher gewesen wären. Fund man es doch seltsam, dass die edle, reine Henriette Sally (in „La terre promise“) ihrem Verlobten entsagt, nachdem sie Frau Raffraye, seine frühere Geliebte, und ihr ihm nur zu ähnliches Töchterchen kennen gelernt und dann von ihm selbst die Vorgeschichte des Romans erfahren hat; gerade darin bekundet sie ein germanisches Empfinden.

Seinen Ruhm als Romanschriftsteller verdankt Bourget vornehmlich seinen ersten Werken, in denen er wahrhaft Neues bot, während er in den zahlreichen späteren gleichsam nur sich selbst kopierte, ohne sich stets wieder verjüngen zu können, wie wir es an den Größten beobachteten, oder im Schaffen einhalten zu wollen, wie es so mancher unserer besten Dichter that, als er nichts Neues mehr zu sagen hatte. Wer „Ormele énigme“ (1882), „Un crime d'amour“ (1886), „André Cornélie“ (1887), „Mensonges“ (1889) und „Le disciple“ (1889) kennt, wird in den übrigen Romanen immer denselben Bourget wiederfinden. Gleichwohl gehört ihm eine bleibende Stelle in der französischen Literatur, weil er für sie der Schöpfer des „analytischen“ Romanes ist. Schon Balzac und namentlich Stendhal, Nietzsches Lieblingsautor, liessen ihre Helden seitenslange Monologe halten, ehe sie handelten, aber erst Bourget legte der Fabel gegenüber das Hauptgewicht auf diese Selbstbetrachtungen, erst er vermochte sie aus dem Hintergrunde, wo sie vielfach nur störend wirkten, in den Vordergrund zu rücken, unser Interesse gerade auf sie zu konzentrieren. Stendhal prophezeite richtig, dass man seine Art nicht vor

1880 schützen lernen werde; es ist dies eben die Zeit, da Bourget zu schaffen begann. Der Naturalismus hatte mit seiner dicken Krust überhäuft, man verlangte nach feinerer, geistreichender Speise; er hatte Lucretia ihres Namens würdig gezeigt, man wünschte wieder von dem eleganten, galanten Paris zu hören, das jahrhundertlang das Entzücken aller Welt gewesen; er hatte nur vom Leibe und seinen Trieben gesprochen, man wollte wieder Kunde haben von der Seele und ihren Stimmungen, die kommen und schwinden, ohne zur That zu werden. Die Zeit der psychologischen Analyse war gekommen, sie fand ihren Verkünder in Bourget. Mit den „Essais de psychologie contemporaine“ (1882, zweite Folge 1885) beginnt die Reihe bedeutender ästhetischer Schriften Bourgets, die seine neue Methode auf dem Gebiete der Kritik erproben, mit den drei Novellen „L'irréparable“, „Deuxième amour“ und „Profil perdu“ (1884), die Reihe seiner Erzählungswerke, die jene Methode in That umsetzen. Er strebt in ihnen, wie er im Vorwort zu „La terre promise“ sagt, „de reproduire les mille tragédies taciturnes et secrètes du cœur, d'étudier la genèse, l'écllosion et la décadence de certains sentiments inexprimés, de reconnaître et de raconter les situations d'exception, les caractères singuliers, enfin tout un détail, inatteignable par le roman de cour, lequel doit, pour rester fidèle à son rôle, éviter précisément ce domaine de la nuance, et poursuivre le type à travers les individualités, les vastes lois d'ensemble à travers les faits particuliers“. Menschen, die sich der feinsten Nuancen ihrer Stimmungen bewusst werden, finden sich fast nur in jener Welt des schönen Mühsiggangs, in der selbst Kunstgenuss, Reisen, Liebeleien und all die Freuden, die es sind und die es scheinen, mehr ermüden als erquickten, in der man stets zu dem eigenen Ich als dem unverwundlich interessanten Thema zurückkehrt und schliesslich immer wieder sich selbst „analysiert“, wie es die Schwäche eines Vincent La Cruz ist, eines der Helden des Romans „La duchesse bleue“ (1893). Auf diese Welt beschränkt sich der analytische Roman naturgemäss, und eben sie schildert Bourget. Das an Thaten und starken Leidenschaften reichere Leben des um das bürgerliche Brot ringenden Mittelstandes und des gewaltthätigen, aufzuherrschenden Proletariats kennt er nicht. In seiner Welt ersetzen Empfindungskrisen die That, die in diesem Milieu fast befremdend wirkt. So fesseln uns denn die wenigsten Werke Bourgets durch ihre Konflikt, selbst wenn diese so gewaltig sind wie in der Seele seines André Cornélie, der, ein Orest oder Hamlet im modernen Paris, den Mord seines Vaters an dem zweiten Gemahl seiner Mutter zu rächen hat. Bourget ist darin das Widerspiel des

größerer Maupassant, der uns die Stimmung mehr nur andeutet als weitläufig vorführt, dadurch aber unsere Phantasie zum Mit- und Nachschaden zwingt, worin der eigentliche Genuss des Lesens besteht, während uns Bourget wie Zola mit dem Detail nahezu bestäubt, uns jedenfalls alle eigenen Gedanken vorwegnimmt. Ihre Romane kann man Photographien nennen, die jede Einzelheit wiedergeben, Maupassants kurze Erzählungen sind scheinbar flüchtige Skizzen, in die ein Künstlerauge jedes Detail hineinzu sehen vermag, ohne es in der Ausführung zu vermissen.

Doch auch Bourget ist ein Meister der Novelle, die lange Zeit neben dem breiteren, einträglicheren Roman ganz zurücktrat, seit zwei Jahrzehnten aber wieder von den besten Erzählern mit Vorliebe gepflegt wird. Die zehn Frauenporträts der „Pastels“ (1889) und die zehn Männerporträts der „Nouveaux Pastels“ (1891) tragen viel bei zur Neubelebung der short-story, die bei den Franzosen freilich nur selten jene fast reportagemässige Kürze einhält, die wir bei Kipling und einigen Skandinavern finden. Eine ähnliche Sammlung ist die „Voyageuses“ betitelt, mit der Bourget, nachdem er von 1891 bis 1896 Romane auf Roman hatte folgen lassen, zur Novelle zurückkehrte; es sind wieder meistens Frauen, die er auf seinen Reisen kennen lernte und nun ihre Geschichte leben lässt. Mehr noch als in anderen seiner Bücher fällt in diesem die hohe Kunst, mit der er fremde Länder schildert, ins Auge, weil darin der Schauplatz mit jeder Erzählung wechselt. Seine Art, die Natur zu sehen und zu beschreiben, gemahnt an die seines Meisters Théophile Gautier; auch für ihn sind die fremden Menschen nur Staffage, die Landschaft hingegen alles. Für eine Generation, die im hastenden Tagesgetriebe der Grossstadt, wohin jeder strebte, nahe daran war, die Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, der vertrauten Freundin früherer Geschlechter, einzubüssen, mussten diese warmfarbigen Schilderungen an und für sich den Reiz der Neuheit haben; hierzu kam noch, dass sie vorwiegend das Ausland kennen lehrten, das durch den internationalen Verkehr geistig so nahe gerückt war, ohne doch darum den meisten erreichbar geworden zu sein.

Seit seiner Jugend lebt Bourget viel auf Reisen; er durchquerte das ganze mittlere und westliche Europa, die Mittelmeerländer, auch Syrien, Palästina und Marokko, bereiste Amerika und selbst das ferne Japan, wuhin er 1896 von der „Revue des Deux-Mondes“ gesandt ward; er kennt alle die Gegenden,

in denen seine Romane spielen, und das giebt ihnen ein echtes Kolorit. Wie Stendhal für Italien schwärmte, so liebt Bourget England und lässt es von seinen Helden geliebt werden, er wird nicht müde, alles, was englisch ist, zu preisen, seine Sprache sogar zeigt englischen Einfluss; diese Liebe zu England besetzt seine Essays „Les lacs anglais“ und „Sensations d'Oxford“, die in seiner ersten Schaffenszeit entstanden. Als ebentüchtig reihen sich ihnen die „Sensations d'Italie“ (1892) an, denen 1895 Studien über Amerika folgten (Outre-mer), beides Werke, die sich zumal durch eine form schöne Sprache vor vielen ähnlichen auszeichnen.

Dadurch, dass Bourget sein Talent abwechselnd als Kritiker, Romancier und Reiseschriftsteller betätigt, bewahrt er sich eine Beweglichkeit, eine Freiheit seinen Stoffen gegenüber, die ihn vielfach in den Ruf eines Diktators auf allen diesen Gebieten brachte, dem es mit nichts ernst ist, auch nicht mit der Moral, welchen Vorwurf ihm Brunetière, ein bedeutender Aesthetiker der älteren Schule, machte. Er konnte dabei auf die „Physiologie de l'amour moderne“ hinweisen, die, allerdings unter einem Pseudonym, zuerst in der „Vie parisienne“ erschienen war und Bourget mehr als Schüler des berühmten Laclos denn Stendhals erkennen liess, der als sein Vorgänger gilt. Aber gerade dieses Werk bezeichnet einen Wendepunkt in seiner Stellung zur Moral. Während er bis 1890 die Sitten und Unsitten der Welt des schönen Müsiggangs mit stets volleren Farben schilderte und sie dadurch zu beschönigen, wenn nicht zu billigen schien, ward er seither, ähnlich wie Zola, mehr und mehr Moralist, ohne darum seiner früheren Art untreu zu werden oder gar in pietistischen oder quäntistischen Pessimismus zu verfallen. „Elle n'est ni belle, ni laide, la vie, elle est la vie, c'est-à-dire quelque chose de tragique et de nécessaire, un douloureux effort vers une éternelle concurrence que notre devoir est d'adopter, parmi des indigences mortelles que notre devoir est de soutenir“, sagt er im Vorwort zu den „Nouveaux essais“, eine Lebensauffassung, der jene einseitige Grösse fehlt, durch die sich das Genie von dem Talente unterscheidet. Man kann Bourget den französischen Paul Heyse nennen, mit dem er die vielseitige Bildung, das feine Naturempfinden, die schöne Sprache, die Vorliebe für Erotik, das tiefe Verständnis für alle Regungen der Frauenseele gemein hat, dem aber, wie dem deutschen Goetheschüler, der Flug zu den höchsten Sternen nicht gönnt ist.

Otto Hauser.

Francis Bret Harte.

(Geb. am 25. August 1839 in Albany.)

(Hierzu Bildnis No. 597.)

Der nordamerikanische Meister der „short story“ wird nicht nur seinen Platz in der Nationalliteratur der grossen angelsächsischen Republik des Westens behaupten, sondern auch in einer ferneren Zukunft noch gewürdigt werden als der berufene Schilderer von Land und Leuten Kaliforniens in jener Zeit, als die Entdeckung der Goldfelder Scharen von Glücksrittern in das Gebiet rief, das kurz vorher der Herrschaft der spanischen Rasse durch die „Americanos“ entrissen worden war.

Bret Harte, der am 25. August 1839 in der Hauptstadt Albany des Staates New York geboren worden ist, wanderte schon 1854 nach dem neuen Eldorado am Pacifischen Ozean aus, wo er bald als Bergarbeiter, bald als Geometer, heute als Briefbote und morgen als Lehrer seinen Lebensunterhalt zu gewinnen suchte. Im Jahre 1857 fand er ein Unterkommen in der Druckerei der Zeitung „Golden Era“ zu San Francisco, und in dieser Stellung entdeckte er den Pfad, der ihn fortan aufwärts und vorwärts führen sollte. Der kaum zwanzigjährige Setzer lieferte seinem Blatte so interessante Skizzen des bunten kalifornischen Lebens, dass ihn der Verleger der „Golden Era“ in die Redaktion des Journals berief. Inzwischen war der junge kalifornische Schriftsteller bei seinen neuen Lesern so schnell bekannt geworden, dass er sehr bald in das Redaktionsbureau der literarischen Wochenchrift „The Californian“ übersiedelte. Während der Jahre 1864 bis 1870 bekleidete er das Amt eines Sekretärs der Münze in San Francisco, dichtete schwungvolle Kampflieder während der letzten Feldzüge des grossen Sezessionskrieges und übernahm im Juli 1868 die Redaktion der neuen Monatschrift „The Overland Monthly“, in der er schon einen Monat später die Novelle „The luck of Roaring Camp“ veröffentlichte, der Anfang 1869 die „short story“ „Outcasts of Poker Flat“ folgte, die von verschiedenen Seiten für die besten Schöpfungen Bret Hartes gehalten werden, jedenfalls aber auf eine sehr glückliche Weise die lange Reihe der „kalifornischen Erzählungen“ eröffneten, die rein kulturgeschichtlich zu den wertvollsten Urkunden der Zivilisation des fernen Westens gehören für die Zeit, in der sich auf dem über die Rocky Mountains führenden Auswandererpfad die Postkutschen der Ueberland-Kompagnie krenzten. Denselben Stoff behandeln auch der grosse Roman „Gabriel Conroy“, das Drama „Two men of Sandy Bar“ (1876) und „The story of a mine“ (1877). Bret Hartes Schilderungen beruhen auf den scharfen Beobachtungen

während seiner wechselvoll genug verlaufenen Jugendjahre. Seine vorzüglich gezeichneten Gestalten sind nicht schattenhafte Traumbilder der Phantasie, sondern Porträts nach dem wirklichen Leben, Bildnisse, die keineswegs geschmeichelt sind und doch zu einem grossen Teil durch ihre grandiose Urwüchsigkeit im Guten wie im Schlimmen zu fesseln wissen. Wie die Gesellschaft, wie der Staat sich selbst aus anarchischen Verhältnissen heraus gleichsam mit Naturnotwendigkeit aufbauen muss, schildert der novellistische Geschichtsschreiber Kaliforniens in überzeugender Weise. Die jeder Rücksicht baren Kraftaturen der aus dem Osten einwandernden Rasse, aber auch die zur Ohnmacht verurteilten Reste spanischen Volkstums beurteilt Bret Harte mit dem gleichen Billigkeitsgefühl. Ausserordentlich anschaulich sind auch die Landschaftsbilder Kaliforniens, die der Autor entrollt; Bret Harte zeigt dabei nicht nur ein Auge für die grossen Katastrophen im Leben der Natur, sondern auch einen durch langjährige Beobachtung geschärften Blick für das stille Leben und Weben der Pflanzen- und Tierwelt.

Selbst die Nachtseiten des menschlichen Charakters und Geschicks weiss der Dichter durch seinen wohlthuenden Humor in einen verklärenden Dämmererschein zu tauchen, und selbst da, wo er allzumenschliches verspottet, verletzt er nicht. Ein treffliches Beispiel dafür ist die satyrische Befechtung des Lebens und Treibens der Bundeshauptstadt hinter den Coulissen in den Schlusskapiteln der „Story of a mine“. Lokal- und Zeitolorit ist bewundernswert wiedergegeben in der Novelle „Thankful Blossom“ (1876) aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges. Die „Condensed novels“ sind gelungene Karikaturen der Schreibweise hervorragender Romanschriftsteller.

„Plain language from truthful James“ (1870), ein erzählendes kalifornisches Gedicht, machte Bret Harte in der ganzen Union volksbeliebt. Der gefeierte Dichter erhielt an der Universität in San Francisco einen Lehrstuhl für neuere Literatur, gab jedoch dieses Amt ebenso wie die Redaktion des „Overland Monthly“ im Frühling 1871 auf und verliess Kalifornien für immer. Nach siebenjähriger Abwesenheit kehrte er in den Heimatstaat zurück und nahm seinen Wohnsitz in New York. 1877 wurde er zum nordamerikanischen Konsul in Krefeld ernannt, 1880 siedelte er in die gleiche Stellung nach Glasgow über. Seit 1885 lebt Bret Harte in London.

Auf lyrischem Gebiet veröffentlichte er „Poems“ (1870), „Poetical works“ (1873) und „Echoes of the

Foothills“ (1874). Gesamtausgaben seiner Werke erschienen 1881 zu London und 1891 zu Boston, deutsche Uebersetzungen, namentlich der kalifornischen Erzählungen, von Udo Bruchvogel, Busch, Hertzberg, Wilhelm Laage, A. Passow, Otto Randolf, Sophie Verena u. a. Bret Harre ist ein Verkünder unbegrenzter Menschenliebe, die selbst nicht vor den Ausgestossenen

und den Paria der Gesellschaft Halt macht und nichts von nationalem Dünkel oder Rassenhochmut weiss. Den von den Nordamerikanern über die Achsel angesehenen Nachkommen der spanischen Einwanderer steht er sympathisch gegenüber und in „Wau Lee, the Pagan“ fordert er auch für John Chinaman die Anerkennung der Menschenrechte.

Karl Wukn.

Jens Peter Jacobsen.

(Geb. am 7. April 1837 zu Thistedt, gest. am 30. April 1895 zu Kopenhagen.)

(Hierzu Bildnis No. 383.)

Die dänische Litteratur war bis gegen 1870 ganz von der deutschen beherrscht. Der für Dänemark unglückliche Ausgang des Krieges um Schleswig-Holstein hatte den kaum mehr empfundenen Einfluss des nun bestgehassten Nachbarreichs nicht zu brechen vermocht; das Dänische selbst nahm, seiner nordischen Eigenheiten beraubt, mehr und mehr das Gepräge einer Tochter Sprache des Deutschen an, was es keineswegs ist. Das Verdienst, eine neue, in unpölitischem Sinne nationale Litteratur in Dänemark inaugurirt zu haben, gebührt weit weniger Georg Brandes, dem ganz undtänischen, vielberufenen Kritiker, als den grossen norwegischen Dichtern, vor allen wohl Bjørnsen und Lie, deren kernige, urwüchsige Sprache und Darstellungsart wie in Schweden so auch diesseits des Sundes gleich einer Offenbarung wirkten. Das erste Streben der neuen Dichtergeneration in Dänemark war denn auch, sich von den Banden des älthergebrachten Ausdrucks zu befreien, die Sprache zu verpersönlichen. Nichts ist mthbevollter, als seinen besonderen Stil zu finden, namentlich in einer Zeit allgemeiner, gleichmässiger Bildung; wer aber vermocht hat, der Sprache, diesen stets im Umlauf befindlichen Goldschatz eines Volkes, seinen Stempel aufzudrücken, wenn auch nur für eine Zeit, erwirbt sich schon dadurch das Recht, nicht vergessen zu werden.

Dies ist Jacobsens gutes Recht in seiner Heimat. Selbst wenn die Folgezeit von seinen Werken nichts obernahmte, müsste er um seiner Sprache willen doch in ihrem Gedächtnis bleiben, etwa wie Marini und Gorgors ihres „estilo culto“ wegen. Nicht ohne Grund verglich man seinen Stil mit ihrem. Auch ihn beherrscht die Furcht vor der Banalität, aber auch die Furcht vor der Phrase; seine Sprache ist frei von Unnatur und Geschraubtheit, ist stets die sicherste Wiedergabe der freilich oft ungewöhnlichen Stimmungen, darum weit mehr als Gorgorismus:

Eine Stelle aus „Niels Lyhne“:

„Drussen vor dem Fenster wurden sie rot wie Rosen, die weissen Blüten, im Schimmer der untergehenden Sonne; Bogen auf Bogen baute der Flor sich blumenleicht zu einer Rosenburg, zu einem Rosenchor, und durch die luftige Wölbung blaute der abendliche Himmel dämmernd herein, indessen goldenes Licht und Goldlicht mit Purpurflammen in Glorienstrahlen von all den schwebenden Blumen- guirlanden des Domes liess.“

Der innere Rhythmus, der in diesen Worten liegt, vertritt allein schon den Lyriker. Trotzdem schrieb er nur wenige Stücke in Versen und auch sie in so freiem Metrum, dass sie sich kaum von seiner Prosa unterscheiden. Sie gehn zurück bis in sein zwanzigstes Jahr. Er sprach es selbst aus, dass er sich zuerst in seiner Sprache nicht wiedererkannte, da schrieb er die „Arabeske“:

Verirrtst Du je Dich in dunklen Wäldern?
Kennst Du Pan? . . .

und hatte seinen Stil gefunden. Jacobsen studierte damals in Kopenhagen Naturwissenschaften, vornehmlich Botanik. Als einer der ersten in Dänemark wandte er sich Darwin zu, schrieb über ihn Artikel und übersetzte seine Hauptwerke. Eine gelehrte Abhandlung „Aperçu systématique et critique sur les desmodiées de Danemark“ erhielt 1874 die goldene Medaille der Universität, Jacobsen nennt sie in einem Briefe „überaus gründlich; ob sie irgend ein Mensch gelesen, ist dagegen zweifelhaft“. Ein grosses Werk, „Dänemarks Pflanzenwelt“, war geplant, ist jedoch nicht erschienen. Der junge Gelehrte ging bald ganz im Dichter auf. „Habe sehr starke Neigung, alles, was mir begegnet, in Poesie umzusetzen“, schreibt er schon 1867 in sein Tagebuch, aber erst fünf Jahre später erscheint die Novelle „Mogens“, die des Dichters frühe Selbstkritik voll besingt. Sie beginnt mit den Worten „Sommer wars, mitten im Tag, an der Ecke des Zauns“ und fand die höchste Bewunderung im Kreise der „Jungen“, die in Jacobsen fortan ihren Führer

— 699 —

haben. Die Anerkennung seines Könnens erfüllte ihn mit neuen grösseren Plänen. Noch im Oktober desselben Jahres veröffentlichte er in einer der zahlreichen einander ablösenden, kurzlebigen, modernen Zeitschriften Kopenhagens die ersten Kapitel eines historischen Romans „Frau Marie Grubbe, Interieurs aus dem 17. Jahrhundert“, der freilich erst 1876 vollendet ward. Jacobsen hatte gründliche Studien gemacht, die Bibliotheken nach alten Briefen, Büchern, Predigten und Aktenstücken durchforscht, aber eine rickische Krankheit zwang ihn, stets wieder seine Arbeit zu unterbrechen. Im Juli 1873 reiste er über Dresden, München nach dem Süden, um da Heilung zu suchen, bekam aber in Florenz einen Blutsturz, mit dem sein Dahinsiechen begann. Voll Lebensgewandtheit und Schaffensmut kehrte er in seine Heimat zurück, um sich in Thisted unter der liebevollen Pflege seiner Mutter, wie er hoffte, zu erholen, zu genesen. Aber von 1877 bis 1879 waltete wieder im Süden, in Montreux, Rom und Neapel — der Erfolg seines ersten Romans gestattet ihm diese Reise —, er schreibt an einem zweiten Roman „Niels Lyhne“ im Bewusstsein, dass ihm noch Grösseres gelingen werde, führt jedoch seine Kräfte mehr und mehr schwinden. Er hält sich selbst nie für ganz verloren, wird noch durch günstige Urteile Björnsons und Ibsens über seine beiden Hauptwerke erheitert, vermag aber, vom steten Husten bis in die feinsten Gehirnmoleküle durchdringt, sein „grosstes Drama“, von dem er in einem Briefe spricht, nicht zu beginnen. Am 20. April 1885 stirbt Dänemarks stimmungsmächtigster Dichter in einer öden Studentenwohnung zu Kopenhagen, den brechenden Blick auf seine Mutter gerichtet, die ihn während der letzten Wochen seines Siechtums pflegte.

Jacobsens Werke umfassen nicht mehr als drei Bände, aber sie sind das Wertvollste, Inhaltreichste, was seit Andersen in dänischer Sprache geschrieben worden. Es war ihm jenes plastische Sehen eigen, das ihn befähigte, mit den flüchtigsten Strichen ein bleibendes Bild zu entwerfen.

Dabei ist er der grösste Detailkenner, aber er giebt die Details nicht „in einem Haufen, sondern zu einem Bouquet geordnet“. „Ich will nicht Lila und Rot nebeneinander haben“, sind seine eigenen Worte. Neben dieser neuartigen, feinen Farbenharmonie muss man seiner tiefgründigen Psychologie gedenken. Er findet die Poesie im Alltäglichen wie im Ungewöhnlichen und schildert Begebenheiten nur um der Poesie willen, die ihnen innewohnt. In ihr sieht er das wahre, eigentliche Leben. Er ist darum Romantiker, aber in der Art, wie er diese Romantik darstellt, ein naturalistischer Schilderer. Die genaue Selbstbeobachtung, die allen Kranken eigen ist, hat sein Auge für die feinsten Züge geschärft, sein liebe-

volles Studium der Pflanzenwelt ihm die letzten Schönheiten der Natur offenbart; selbst aus Aktenstaub und vergilbten Blättern ersieht ihm frisches, pulskräftiges Leben. So giebt er uns in „Frau Marie Grubbe“ ein Stück Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts, so vollwertig und echt wie „Der abenteuerliche Simplicissimus“, ein treues Bild der manierlosen Sitten und der manierten Sprache jener an wunderlichen Menschen und Schicksalen reichen Zeit. Diese seltsame Frau, erst Gemahlin Ulrik Frederik Gyldenløves, Statthalters von Norwegen, eines „perfekten Cavaliers“, natürlichen Sohns des Königs, zuletzt das Weib des um viele Jahre jüngeren „Sören Grossnecht“, der sie aber ebenso roh behandelt, wie der hochgestellte Trunkenbold, — diese Trümmern, die als heranwachsendes Mädchen ihre blossen Arme in Rosen budet, als Frau des trockenen Justizrats Palle Dyre, ihres zweiten Mannes, in ihrem Knecht, der die erschreckten, feuerscheuen Rosse aus dem brennenden Pferdестall rennt, das Ideal starker Männlichkeit entdeckt, nach dem ihr lebenslanges Sinnen ging, — diese historische Phantasiegestalt vergisst man nicht wieder, wenn man von ihr las.

Auch „Niels Lyhne“ ist in gewissen Sinne ein kulturhistorischer Roman, aber sein Kolorit ist nicht so stark. Die Zeit, in der er spielt, die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, sticht von der unseren nicht so sehr ab, zudem konnte Jacobsen, durch seine Krankheit verhindert, keine so umfassenden Archivalstudien machen. Gleichwohl ist „Niels Lyhne“ ebenso bedeutend wie „Frau Marie Grubbe“. Der Wert dieses Romans liegt darin, „dass Personen, Charakter und Handlung dänisch, dänisch und in allen Punkten ganz dänisch sind“, wie der Dichter in einem Briefe selbst betont. Das Lyrische, das in Andersen wie in Holger Drachmann stets wieder zum Durchbruch kam, fand in „Niels Lyhne“ seinen höchsten Ausdruck. Es ist ein Buch für Dichter und Maler, und sein Erfolg bei der Menge war daher ein geringer; aber Jacobsen erfüllte es mit dem ganzen Reichtum seiner Seele, die der nahe Tod das Geheimste sehen gelehrt. Sein Held ist ein „Dichter, der nicht dichtet“, der vor uns sein trümmereiches Leben dahinführt, bis er in vegetativem Glück am liebsten auf einem Kreuzstein sitzt und in den goldenen Weizen oder den ährenschwuren Hafer starrt, wie es vor vielen Jahren sein Vater that, der auch einst ein Trümmere gewesen — noch ehe er ihn gekannt. Der letzte tragische Konflikt, der ihn in den Krieg und in den Tod treibt, ist bezeichnend für Jacobsen. Niels Lyhne, der Arbeit, sinkt am Bette seines sterbenskranken Kindes nieder und betet zum persönlichen Gott; das Kind stirbt. Sein Gebet empfindet er nun als „Sündenfall, als Abfall von

sich selbst und der Idee.“ Als er dann mit dem Schuss in der Brust im Lazarett liegt, denkt er: „Wenn ich Gott wäre, würde ich eher den selig machen, der im letzten Augenblick nicht umkehrt.“ Es ist viel Persönliches in diesem Roman und an vielen Stellen ist Niels Lyhne Jacobsen selbst, der „stolz war auf die Art, wie man sich ehedem Königsöhne stolz dachte, wenn das Unglück über sie kam“ (Erik Skram). Neben diesen beiden grossen Werken entstanden noch sechs kleine Novellen. Auf „Mogens“ folgte „Ein Schuss in den Nebel“ (1875), dann „Zwei Welten“ (1879). In die zwei letzten Jahre seines Schaffens fällt das Capriccio „Hier sollten Rosen stehen“, das gewaltige Geschichtsbild „Die Pest in Bergamo“ und die fein abgetönte Erzählung „Frau Pünst“. 1881 schreibt er: „Das Nüchtere muss etwas Lichtes und Leichtes und Prächtiges werden, voller Lebensfreude und Laune, grosse festlich-komische

Passagen hie und da, und ein bisschen echte Wildheit, die in allen Winkeln pfeift“, doch dies blieben Pläne. In den letzten Zeilen, die er schrieb, gab er das Motto zu seinen Werken:

Licht über Land —
Das ist's, was wir gewollt.

Jacobsens Einfluss auf die Literatur Dänemarks ist ein fortwährend grosser. Er besetzte die Schilderungen, er brachte Melodie in die einfachsten Worte. Selbst wo sein Stil etwas krankhaft Gesuchtes hat, wie in der Skizze „Hier sollten Rosen stehen“, ist er vollendet, einzig in seiner Sose. Darum aber ist er geradezu unübersetzbar, wenigstens giebt keine der in Deutschland verbreiteten Uebersetzungen den ganzen Jacobsen wieder; nur ein Doppelgänger des Dichters könnte auch die wunderbaren Overtöne in seiner Verdeutschung mündigen lassen, die im Original über den Akkorden schweben.

Otto Hauser.

Arnold Böcklin.

(Geb. am 16. October 1827 zu Basel, gest. am 16. Januar 1901 zu Florenz.)

(Hessens Bildnisse No. 187—189.)

In Zeitaltern hohen Kunstsinnes und reichen Kunstschaffens erscheinen grosse Künstler und selbst die grössten wie die höchsten Spitzen einer allgemeinen Erhebung; sie steigen nicht unvermittelt und plötzlich aus der Niederung empor, um ihr Haupt in die Wolken zu tauchen oder in den Aetherglanz. Das neunzehnte Jahrhundert kann seinen Ruhm in Deutschland nicht auf die bildende Kunst gründen, die es hervorgebracht hat, und Erscheinungen wie Böcklin sind einsame Erhebungen. Seiner Kunst kann man nicht gerecht werden, ohne von diesem Unterschied auszugehen. Sie ist in der Einsamkeit gross geworden, ohne die fördernde Teilnahme und ohne das Verständnis des Publikums; als äussere Wandlungen der Kunst Böcklin gegen Ende seines Lebens in Mode brachten, konnte dies seine Kunst nicht mehr berühren, nur die Preise seiner Bilder steigern.

Böcklin kam in Basel als Sohn eines Seidenfabrikanten zur Welt. Die Familie war zahlreich, und man war sehr unghelien, dass der Gymnasiast, der etwas Tüchtiges lernen sollte, sich schlecht mit den Lehrern vertrug und vor der Zeit die Anstalt verliess, um auf eine Zeichenschule zu kommen. Obwohl auch Bildnisse aus der ersten Zeit vorhanden sind, war es doch die Landschaft, die ihn von früh an lockte. Der misstrauische Vater sagte ihm: ein Calame bist du noch lange nicht. Man wird in einigen Jahrzehnten eine Anmerkung machen müssen,

wer Calame war. Achzehnjährig liess man ihn nach Düsseldorf. Aber unter den jungen Malern von damals war kein Zutrauen mehr auf deutsche Akademien; vor dem Farbenglanz, der aus den belgischen und Pariser Ateliers herüberleuchtete, verblasste die blutarmer deutsche Kunst völlig. Der junge Mensch ging nach Antwerpen und Brüssel, nach Paris; dazwischen war er im Winter 1847—48 in Genf und wäre mit gegen den Sonderbund marschiert, hätte ihn nicht Krankheit verhindert. Dafür erlebte er in Paris die Februarrevolution und wurde auf der Strasse in die Volksmenge mitgerissen, die den Tuileriensturz machte. Mit den Revolutionären hatte er wenigstens das gemeinsame, dass er wusste, was er nicht wollte. Bis zum Aufbau und zum eigenen Können gab es noch eine lange Prüfungs- und Leidenszeit. Als er wenige Monate später von Paris nach Hause zurückkam, mochte man sich wundern, dass er nicht in einen Schüler und Apostel der Antwerpener und Pariser Historie verwandelt war. In der That hatte er auf den Akademien nichts gearbeitet, sondern in den Galerien die alte flämische Kunst studiert. Jetzt gab man ihm weiter gute Ratschläge, und da sie ihm, ästig waren, ging er 1850 nach Rom. Er war 23 Jahre alt. Nach zwei Jahren trat er mit einer Römerin in den Eheband. Glücksgüter waren keine vorhanden; Kinder kamen zahlreich, und selten verirte sich ein Fremder in das Böcklinsche Atelier, um etwas zu

laufen oder zu bestellen. In den sechs Jahren dieses ersten römischen Aufenthalts lernte Bocklin die Elemente seiner Landschaft kennen, die Gebirge mit ihrem Felsgestein, ihrer formenbestimmten Vegetation, ihren steingelagerten Dörfern, dann die schweigende Melancholie des Tiberlaufes und seiner schliffversteckten Niederung. Wie einst Poussin offenbarte sich ihm der getragene Ernst dieser Landschaft. Ruinen mit ihrem Appell an die Reflexion hat er bezeichnender Weise nicht gemalt; sein Bemühen ging früh schon dahin, der Form als solcher Charakter zu verleihen, nicht mit Zuthaten und Attributen zu Hilfe zu kommen. Die ständige Vergleichung mit dem Können der alten Meister, die Rom so nahelegt, drängte ihn zu intensiver Beobachtung und erschöpfender Wiedergabe. Seine Kunst ist verhältnismässig einfach, der Natur gegenüber einfacher als später, bescheiden in ihrem Realismus und in ihrer Beobachtung, unpersönlicher; Durch das langsam erworbene und sicher werdende technische Können imponierte sie mehr als durch Subjektivismus. Dies war der junge Bocklin, den gleichwie den jungen Leubach Piloty von München aus nach Weimar als Professor empfahl. Man hatte damals von ihm den Eindruck einer dämonischen Natur, die von heftig wechselnden Stimmungen heimgesucht, zum Sonderbaren und Extremen neige. Er hat sich in Weimar stark mit dem Flugproblem beschäftigt, als eine romantische Natur, die sich an das durchschautliche Leben und seine Bedingungen nicht zu gewöhnen vermag. Als Künstler aber trug er wohl Geringschätzung gegen die zeitlichen Leistungen zur Schau, gegen die Ideen- und Historienmalerei, die nun anzug, sich gänzlich in Dekorations- und Kostümkünste zu veräußern; er suchte eine Kunst voll leidenschaftlicher Seele, wo der Künstler nicht wie ein geschickter Regisseur hinter dem Werk stehen, sondern mit seiner ganzen echten Empfindung in dem Werk leben und sich verkörpern sollte; aber gefunden hatte er diese Kunst noch nicht. Er war nun schon über die Dreissig; noch immer standen die alten Meister als erleuchtende Gestirne über seinem Weg; nachdem eine ganze Generation deutscher Maler in ersawntlicher Selbsttäuschung mit den Alten gleichwertig zu sein vermeint hatte, gingen allmählich die Augen auf und man erkannte ihre unermessliche Ueberlegenheit, suchte nach den Ursachen des weiten Abstandes und trachtete, den ungeheuren Schwächen des eigenen Könnens nachzuweifen. In jenen Weimarer Zeiten ist ein grosses Bild entstanden, Venus und Amor unter blühendem Olesander, mit tiefblauem Nachthimmel, den bald der Mond erhellen wird, das Ganze von tief venezianischer Tönung, nur mit einem fühlbaren Zusatz schwärmerischer Schwüle, der nicht venezianisch,

sondern Bocklinisch ist. Erst nachdem der Künstler aufs neue nach Rom übersiedelt und zurückgekehrt war (1862), ist er wahrhaft er selbst geworden; in der Einsamkeit hat er, in der Zwiesprache mit sich selbst, spät die ihm eigentümliche Offenbarung vernommen.

In einem Jahrzehnt herangewachsen, in dem die moderne Landschaft, in den Studien des Forstes von Fontainebleau ausgebildet, sich anschickte, sich an die Spitze der gesamten Malerei zu stellen, hat Bocklin ganz andere Wege eingeschlagen, um das gleiche Ziel, die Vorherrschaft des landschaftlichen Empfindens in der Malerei, zu erreichen. Indem die Franzosen, und nicht wenige Deutsche auf ihrer Spur, gegen die Konvention der sogenannten historischen Landschaft, gegen ihre gleichgiltige mythologische Staffierung sich erhoben, suchten sie die Ausdrucksfähigkeit der Natur zu steigern, ihren Charakter herauszuholen, ihre wechselnden Stimmungen zu ergründen, ihre Seele in den tausend und aber tausend Verkörperungen zu gewinnen. Hierbei ward ihnen die Staffage wertlos; die Natur wuchs zu gross in die Höhe, um für ein paar zappelnde Menschenwesen Interesse übrig zu lassen. Anders Bocklin. Von der Opposition gegen den Akademismus, der in den Franzosen lebte, war er nicht berührt; Rom war für ihn eine stille Insel, wo er den Lärm des Tages und des Kampfes kaum vernahm. Ihm schien die Figur nur um eine Stufe von den Elementen der Landschaft geschieden; seine anthropomorphe Phantasie verband die Bereiche, die wir gemeinhin in Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt sondern. Er empfand den Wiederklang seiner Seele in der Natur und glaubte, in der Natur ein Sehnen und Drängen nach Gefühlserregung zu vernennen, dem erst die Figur bewusst und deutlich Ausdruck gab.

Das Thema der Villa am Meer, das ihn früh und lang beschäftigt hat, giebt den Typus seines Empfindens. Eine heiterplazende Architektur am Felsengestade des unendlichen Meeres. Wasserwolken am Himmel, zwischen denen das Licht der untergehenden Sonne hindurchiert und eben noch die Marmorwände der Villa vergoldet. Die Nacht wird kommen und der Sturm wird die Cypressen schütteln, die ungestlich und ahnungsvoll mit den Wipfeln rauschen. Die besagte Stimmung, die sich über das stolze Schloss am Meer breitet, verkörpert sich schliesslich in der einsamen Frau, die von Leid gedrückt hinausschaut auf das weite, fühllose Meer. Es ist, als ob aus den Wegen eines Tonflutens eine klagende Melodie emporstiege. Worauf es ankommt, ist, dass in dieser Verbindung von Figur und Landschaft nichts ist, was einer Ideenassociation, einem Nebeneinander entspreche, einem geistreichen Einfall; sondern eines ist mit dem andern aus der gleichen

Wurzel der Empfindung erwachsen, die wechselnde Form identischen Inhalts. Dies ist der Grund, weshalb in den Entladungen Böcklins jene mythologischen Mischwesen, die Nymphen, Satyrn und Tritonen, Kentauren und Pane, Nagaden u. s. f. eine so grosse Rolle spielen. Sie leben das gleiche Leben wie das umgebende Element der Wasser, Berge, Haine; der Lebensgeist der Natur, der ein und derselbe ist, scheint sich nach Willkür bald in Bäume und Felsen, bald in menschliche oder halb-menschliche Gestalt zu verkörpern. Dieses Gefühl für das Alleleben der Natur, dieses mythische Sichversenken in ihre geheimen Schöpfergedanken ist das, was Böcklin von den anderen unterscheidet, die Landschaft malen. Er ist keine Beobachternatur, sondern eine Dichternatur; denn was er beobachtet hat, wird ein Spiel seiner freiwildigen Phantasie, und er scheint über die Natur zu phantasieren. Daher der reiche Anregungsgehalt, der von seinen Bildern ausgeht, und der manchmal ein Uebermass des Gedanklichen zu entfesseln scheint.

In diesem Punkt zeigt sich Böcklin als ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, welches nach der Seite der Kunst erst von der Uebermacht der Poesie und Literatur, schliesslich von der Vorherrschaft der Musik seine bezeichnendsten Züge empfing. Das poetisch-musikalische Empfinden ist in ihm stärker als der Beobachterinn des Auges, und den Bemühungen eines malerischen Naturalismus, mit denen verheissungsvoll das Jahrhundert schloss, stand er, nachdem er als junger Mann eine Weile dahin zu neigen schien, in der Hauptsache einsam und fremd gegenüber. Obwohl er gegen eine von der Literatur überschattete und für eine selbständige, künstlerische Kunst das Wort genommen hatte, konnte er dem Credo des Naturalismus gegenüber nicht anders, denn als ein Romantiker und Subjektiver gelten. In der That wird dies sein Ruhm sein, dass er aus den Wurzeln der deutschen Romantik als ihr geübster Sohn auf dem Gebiet der Malerei emporgewachsen ist. Während überall gegen die Mitte des Jahrhunderts die Romantik an der Wirklichkeit des Lebens zerbrach und in Selbstironie endete, war es ihm beschieden, die Zirkel seiner poetischen Träume sich durch keine schneidende Härte der Wirklichkeit stören zu lassen. Seine Kunst hielt sich die wirkliche Wirklichkeit in einer ihm notwendigen Entfernung. Seine Figuren erbahren in Zeichnung und Aufbau der Richtigkeit, und seine Landschaften der thätlichsten Treue. Ueberall ein Unterstreichen und Ueberheben, ein Herausheben und Unterdrücken, die Stoffe des beobachteten Wirklichen als Bausteine eines Nichtwirklichen, nur poetisch empfundenen. Aber dieses Gefühl ist so gestützt von dem inneren Leben der

Natur und ihrem Schöpferdrang verwehrt, so reich in der Aufnahmefähigkeit für jede Stimmung von leidenschaftlichem Pathos, schwerem Ernst und verbaltener Glut bis zum tollenden Humor und lustigen Witz, dabei so kindlich sorglos und voll Unschuld, der auch Trivialitäten ohne Angst entschlipfen, dass den Schöpfungen dieser Empfindung nie die poetische Wahrheit und Wirkung fehlt. Den Naturkult des Jahrhunderts, der fast an Stelle der religiösen Andacht getreten ist, hat Böcklin wie kein anderer verkündet; seine Bilder gleichen Hymnen, die das Göttliche in dem Naturweben zu offenbaren und eine Gemeinde in diesem Glauben zu verbinden suchen. Nachdem er diese seine Sendung begriffen und seinen Ton gefunden hat, ist im Grund sein Stoffkreis derselbe geblieben, und eine Entwicklung nach der Seite des Thematischen von den sechziger Jahren an durch vier Jahrzehnte kaum zu spüren. Er hat dasselbe im Reichthum immer neuer Variationen ausgedrückt. Das Porträt lag ihm nicht. So bedeutend die Bildnisse sind, die er von sich und seiner Frau gemalt hat: fremde Menschen, deren Seele er nicht kannte, schienen seine Phantasie mit ihren sächlichen Gegebenheiten zu beengen, und Versuche dieser Art haben seinem Ruhm nichts hinzufügen können. Dagegen wusste er religiösen Darstellungen, in denen er sich von überlieferten Schemata gänzlich unabhängig machte, tiefen Empfindungsgehalt zu verleihen und durch den koloristischen Ausdruck eine Tiefe des Seelenlebens zu geben, die die berufsmässigen religiösen Maler der Zeit kaum erreicht haben. Die Hauptsache blieben immer seine Landschaften, Mythologien und Phantasien. Wenn Böcklin aus diesem Zauberkreis nicht heraustrat und also sein Stoffgebiet begrenzte, so hat er nach der Richtung der malerischen Formensprache eine Entwicklung durchgemacht, die an Gegensätzen und Ueberraschungen so reich war, dass davon ein paar Worte zu sagen nötig wird.

Auf Farbenlust und tiefe Tönung folgte in den sechziger Jahren ein immer zunehmender Rückfall. Die Farben wurden gebrochen, und ein Ideal von gestimmtem Ton griff Platz. Eine merkwürdige Periode hochgesteigter Empfindlichkeit gegen jeden Lärm und jede Buntheit der Farbe. Die Dame mit dem Veilchenstraus ist das extreme Beispiel dieser Richtung. Ein grüner Schleier und eine zitronengelbe Draperie, ein Veilchenstraus an die Brust gepresst, ein goldener Keil mit Amethysten im Haar, schiefererfarbener Grund und ein Gesicht von gänzlich grüner Farbe und mattfahlen Lippen. Sonst sind es silbergraue oder olivengrüne Töne, die vorwärtig oder staubgelb und rostrot, aus denen meist in der Komplementärfarbe irgend eine leuchtende Note hervortritt. Diese Kombinationen

gehen immer stärker ins Raffinierte hinein und bringen eine Farbenbewegung in hin und her modulierten Tönen, eine weichenblau Draperie mit hellblauem Saum, rote Schürze mit rosa Schleifen, rote Haare u. s. w. Die wälderliche Laune des Raffiniertesten unter den Florentiner Quattrocentisten, Eindecke verblichener alter Seidenstoffe mischen sich hier mit den Gelosten einer modernen Nervosität. Dazwischen aber führen dann plötzlich und wie faulfaucarig ganz andere Klänge, scharf aufeinanderstossende Farben, rot, ultramarin. Hieraus entsteht schliesslich die ganz neue Farbenkunst, die die zwei letzten Jahrzehnte erfüllt. Diese neue Farbe muss wie ein Dämon über Böcklin gekommen sein, un- widerstehlich und mit myrischer Gewalt. Die Farbe zerbricht alle Dämme, sie modelliert nicht mehr, sie wird fast schattenlos, und die sinnliche Sensation dieser Farbe ist so sehr ausschliessliche Empfindung, dass jeder stoffliche Unterschied verschwindet. Figuren, Wasser, das grüne Kleid der Natur — alles verliert sein Körperliches und verwandelt sich in gleissende Farbsubstanz. Die Gestalten bekommen etwas Rosig-leeres, oft wie mit Mehl bestreut; kein Blut in ihnen und keine Knochen. Sowie man aber vom einzelnen absieht, muss man sich staunend vor dieser künstlerischen Bessenselei beugen. Eine Macht schrankenloser Farbe, eine blitzende Helligkeit, eine Leuchtkraft der Töne über der in Reflexen sich auflösenden figurlichen Form. Dies ist keine irgendwie „korrekte“ Kunst mehr und der „gute Geschmack“ müsste dies für barbarische Masslosigkeit und Rohheit erklären; aber es ist das letzte Wort Arnold Böcklins. Ein souveränes Spiel der Phantasie mit Formwerten, eine stoliss gewordene Farbenseele, die elementar ergreift, in aller Sinnlichkeit ein Mystisch-Geistiges sonder gleichen. Es ist, als hätte Böcklin nun geföhlt, dass er zur Freiheit gelangt war; in diesem Süd, der für alles, aber nicht für ein nüchternes Bildnis eines lebendigen Menschen passte, hat er sein Baseler Porträt gemalt (1893). Die blauweisskarierten Hosen, der grüne Vorhang, die bunte Kravatte, der weichenfarbene Rock, mit goldrot geföhrt, wirken wie eine Herausforderung. Es ist unanglich, darüber zu lachen. Dieser Mann war furchtlos und wusste, was er wollte und konnte.

Auf dieser letzten Phase beruhte seine Schilderung und der Erfolg, der spät kam. Die deutsche Kunst war in einen Rückschlag gegen den Naturalismus eingetreten. Der japanische Flächestil zeitigte das Plakat; der dekorative Geist machte gegen ihn alte gleichgültig und rang nach Farbe. Im Linien- und Farbenspiel wagte sich ein mystisch-symbolisches

Gröheln hervor. Die Romantik vom Anfang des Jahrhunderts ward wieder jung. Mit einem mal erschienen der alte Einsiedler vom Abhang des Fiesoliner Berge wie einer der Jüngsten, und die Secessionen nahmen seine Werke als eines der ihren in Anspruch. Aber die wechselnden Strömungen der deutschen Kunstbewegung glühten seit langem wirkungslos an ihm ab. Er war eine Welt für sich geworden, ob er in Italien oder in Deutschland oder in der Schweiz lebte. Seinen Aufenthaltsort hatte er wiederholt gewechselt. 1866 zog er in seine Vaterstadt Basel, wo er zweimal Aufträge für Fresken erhielt, die bedauern lassen, dass ihm auf diesem Gebiet nicht weiterzuarbeiten vergöhnt war. Von 1871 ab lebte er einige Jahre in München, mit weiteren Gemälden für die Sammlung des Herrn von Schack beschäftigt, der ihn schon in der römischen Zeit in bitterer Not seine Teilnahme zugewendet hatte. Dann wandte er sich für ein Jahrzehnt (1875—82) nach Florenz, kam darnach wieder heraus nach Zürich, als ihm für die Kinder deutsche Schulen wünschbar schienen. Es war die Zeit seines Verkehrs mit Gottfried Keller. 1892 aber warf den 65-jährigen ein Schlaganfall darnieder. Seine mächtige Kraft erhobte sich noch für ein Jahrzehnt durch eine dreiviertel Jahre fortgesetzte Seebäderkur in dem herrlichen San Terenzo am Golf von Spezia. Seitdem hat er Italien nicht mehr verlassen. In San Domenico unterhalb Fiesole, im Arnothal, baute er sich eine Villa, und so stieg endlich, wovon er ein Leben lang geträumt und geträumt, in die Wirklichkeit hernieder. Er durfte die allgemeine deutsche Feier seines siebenzigsten Geburtstages erleben, und wenigstens sein später Lebensabend ward vom Glanz des Erfolges umgohlet.

In einem halben Jahrhundert, in dem viel, zu viel gestritten und verkündet worden ist, was Kunst dürfe und soll, hat Böcklin das Majestätsrecht des Genius geübt, nur von sich selbst Gesetz zu empfangen. Viele wollen darin seinen Ruhm finden. Es mag aber eine Zeit kommen, wo die allgemeinen Voraussetzungen des Kunstschaffens geständere werden und der Künstler nicht mehr nötig hat, die Welt von sich abzuschliessen. Mit den alten Meistern verglichen, die Persönlichkeiten waren, ohne ihr Persönliches als Trumpf auszuspielen, wird der Subjektivismus der Neuen nicht als dauernder Vorzug erscheinen. Freilich, wenn der Genius geköhst, dem ist die Unsterblichkeit sicher, ob nun dieses oder jenes als zeitlich und vergöhlich abfallen mag. Böcklin wird als der Grössten einer das Jahrhundert überragen. Die Kunst aber wird sich ohne seine Hilfe den Weg zu suchen haben.

Carl Neumann.

Otto von Bismarck.

(Geb. am 1. April 1815 zu Schönhausen, gest. am 30. Juli 1898 zu Friedrichruh.)

(Hierzu Bildnisse No. 593 bis 600.)

Fürst Bismarck ist unter allen Deutschen des 19. Jahrhunderts der persönlich gewaltigste, in Thaten und Wirkungen mächtigste, mit dem entscheidenden Neuen, das dieses von seinem langen Leben durchspannte Jahrhundert erfüllt hat, am sichtbarsten und allseitigsten verbundene gewesen; auch auf das Zeitalter als Ganzes, ausserhalb der eigenen Nation, hat er unermesslich eingewirkt; soweit das Menschenalter von 1850 und 1860 bis 1890 nach Einem zu benennen ist, kann es nur seinen Namen tragen.

Er ward während der hundert Tage, in denen der einzige, den dieses Jahrhundert neben ihn zu stellen hat, der französische Weltkaiser, seinen Verzweiflungskampf kämpfte, in dem nitmärkischen Schlosse seines Geschlechtes geboren, ein Sohn des alten Preussens, durch die hochstrebende, kluge und ehrgeizige Mutter der Abkömmling einer Gelehrten- und Beamtenfamilie, durch den gütigen, wenig hervorragenden Vater dem Landadel verknüpft, durch die Familiengüter hier auf die Marken und Magdeburg, dort auf das westliche Hinterpommern gewiesen. Preussen war durch die Umbildungen der Reformzeit tief berührt worden; noch immer standen gegenüber den aufstrebenden neuen, bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gewalten und Gedanken die alten konservativen aufrecht und traten gerade jetzt wieder in den Vordergrund: das starke Königtum, das diesen Staat geschaffen hatte, mit seinem Heere, seinem modernen Beamtenumme, seinem Anspruch auf eigene feste Autorität, die diesen Staat zusammenhalten musste, und neben ihm der alte Adel, einat durch die Krone gebündelt und zurückgedrängt, jetzt seit langem ihr Verbündeter und ihr gewener Diener, wengleich mit ihrem Beamtenwesen niemals völlig versöhnt, in der neuen Zeit von erneutem Drange auf eigene, adlige Selbstständigkeit beseelt; dem Ganzen wollte er freudig mit Schwert und Arbeit dienen, aber in seinem eigenen Besitzthum, auf der eigenen Scholle der Herr bleiben, soweit es die Einheit und das Gleichheitsstreben des modernen Staates nur eben ertrüge. Der junge Bismarck ist von frühen Jahren an zwischen den Gütern der Eltern und der werdenden Grossstadt Berlin hin- und hergeworfen worden; er erfuhr dort, in Erziehungsanstalt und Gymnasium, zugleich die Einflüsse der empordrängenden, kritischen Zeit. Das Alte hatte sich in dieser Restaurationsepöche behauptet, wies gerade in Preussen die liberalen Bestrebungen misstrauisch

und spröde zurück, und Preussen verlor in den letzten Jahrzehnen Friedrich Wilhelms III. ein gutes Stück des gesteigerten Lebens, das es zwischen Jena und Waterloo in sich aufgenommen hatte; dennoch verwitterte das Alte in der Stille weiter; geistige und politische Keime der Zukunft drangen vor und zersetzten es. Auch Bismarck wurde von ihnen ergriffen; seine monarchische wie zumal seine religiöse Gläubigkeit wurde wankend, er wurde von liberalen und nationalen Gedanken wenigstens irgendwie berührt, von deistischen und pantheistischen Auffassungen offenbar stärker und dauernder gepackt. Jene politischen Regungen sind in dem Göttinger und Berliner Studenten, in dem Auskulturator und Referendar zu Berlin, Anchen und Potsdam dann bald wieder zurückgeschoben worden und höchstens eine Neigung zur Kritik blieb zurück, von der wir schwer entscheiden können, wie weit sie noch mit irgendwelchen zeitgenössischen Strömungen zusammenhing; der Aristokrat in ihm, das ist deutlich, wurde nach 1832 unmitttelbar herrschend. Er war es völlig während des Aachener Aufenthaltes: der jugendliche Bismarck wurde dort vom Strudel des spöttigen internationalen Weltlebens mitgerissen und scheint nicht ohne Mühe sich selber wiedergefunden zu haben. Gelernt hat er, wie in der Schulzeit, so in der Studienzeit und in diesen Beamtenjahren sehr viel; seine Prüfungsarbeiten von 1836 zeigen ein weites Wissen, ein klares praktisches Denken, und neben den sachlich-alt-preussischen Zügen in so Manchem bereits die ganz persönlichen seiner Eigenart; in mancher Wendung erkennt man die Klaue des Löwen. Das er 1838 die Beamtenlaufbahn verliess und Landwirt wurde, ist wohl zu einem Teile durch die Rücksicht auf die Vermögenslage, auf den Stand der elterlichen Güter veranlasst worden, hauptsächlich aber doch offenbar durch die tiefe Unzufriedenheit des 23jährigen mit der Bureaukratie. Er spricht damals von seinen Ueberzeugungen, die mit dem alten preussischen System nicht übereinstimmen, und rühmt die Staaten mit freier Verfassung; ein Hauch von Liberalismus scheint in diesen Worten unlegbar. Hauptsächlich aber will er doch seine „Individualität“ behaupten und frei betheüigen, freier als es die Gebundenheit der staatlichen Hierarchie dem einzelnen erlaubt: das kann er als Landwirt in seinem natürlichen Kreise; der Drang, der ihn trieb, war also wohl schon damals ein vorwiegend oder ganz persönlicher, eben jener ungeheure Widerstand des Junkers, des Gutsherrn, der daheim wirklich Herr ist, gegen die Gleichmacherei und den Schema-

tismus der allezeit befehlenden „Geheimen Räte“. Seinen Ehrgeiz leugnet er nicht und grosse Dinge konnten ihn locken; aber die Selbstständigkeit gewinnt den Sieg. Und sicher ist, dass all seine weitere Entwicklung in dem folgenden Jahrzehnt, dem Jahrzehnt des Landwärters Bismarck (1838—48), auch politisch den adligen Gutsherren völlig in ihm ausgebildet hat, den Ständisch-Oppositioneller, den Monarchisten, der aber kein Absolutist, der indessen auch durchaus kein Liberaler ist. Die Bureaucratie blieb der Gegenstand seiner Abneigung, die patrimonialen Belaguisse des Edelmannes wünschte er zu erhalten.

Seinen wirtschaftlichen Beruf hat er damals mit vollem Eifer und offenbar mit glücklichem Erfolge ausgeübt; er muss damals erst vollkommen mit der Scholle ver wachsen, mit allem Lebendigen, das er als Gutsherr zu pflegen und zu beherrschen hatte, tief vertraut geworden sein. Zum Krautjunker würde er auch jetzt nicht. Er machte weite Reisen und sah auf ihnen mit den hellsten Blicken um sich; er leistete dem Könige mit Freuden seinen Waffendienst; aber auch die seelischen Güter, die auf dem Gymnasium begonnen hatten, setzten sich in ihm fort. Er rief, nachdem er Hegel gelesen, nachdem er bei Spinoza „Überwindung gesucht“ hatte, in den vierziger Jahren die revolutionären Junghegelianer zu Hülfe; seine Skepsis wuchs und seine Unruhe auch. Er muss damals, auf seinem pommerischen Kniehof, lange und trübe innerliche Nöte durchstritten haben. In überraschend weitem Masse hat er sich damals die europäische Dichtung der Zerlassenheit zu eigen gemacht, Byron vor allem, dessen grandiose wilde Düsternheit sein stürmischer Genius verständnisvoll ergreift; alle unbeschäftigten Kräfte, die in ihm brausen, rüttelten in der Einsamkeit dieser Jahre an seiner Seele; er blieb auf das Tiefste unbefriedigt, sein ganzes Wesen verlangte nach stärkerer Ausfüllung, nach dem Positiven. Seine Arbeit erweiterte sich; er übernahm das väterliche Schönhausen; er gewann im Kreise seiner Standesgenossen an Ansehen, an Thätigkeit innerhalb der Selbstverwaltung, er wurde Deichhauptmann und schlies des Landratsamtes für die Zukunft gewiss, er trat im politischen Leben der Provinz bereits hervor. All das genügte ihm nicht; er brauchte einen festen, innerlichen Halt. Erst die Rückkehr zur christlichen Gläubigkeit hat ihm den geboten; auch sie hat er in innerlicher Wahrhaftigkeit, die sich selber nichts vorzutuschen vermag, sich erst mühselig erkämpft; Freundschaft und Liebe erst haben ihm den Weg zuletzt geöffnet. Es ist bekannt, dass er durch Moritz von Blanckenburg und sein Haus, dass er vor allem dann durch Johann von Puttkamer in den Kreis der pommerischen Pietisten hineingeführt wurde, deren innige persönliche

Religiosität von da ab für sein Leben so unendlich wichtig wurde. Diese Bekehrung, von deren heiligem Ernste seine Briefe zeugen, und, untrennbar damit verkettert, die Verlobung und die Vermählung, führen ihn auf den festen Boden, nach dem sein Fuss verlangt hat, sie geben seinem Dasein den schalich erstrebten Inhalt. Und dasselbe Jahr 1847 giebt ihm die ausseren Aufgaben, die seiner Kraft gemäss sind. Der Vereinigte Landtag, dann der Sturm der 1848er Revolution riefen den 32-jährigen aus seiner Stille auf den weiten Schauplatz seiner Zukunft heraus.

Die Revolution erschütterte Deutschland und auch Preussen bis in die Tiefen; die Einheit und die Freiheit und die Souveränität der Nation, der Anspruch des Bürgertums und hier und dort der städtischen und ländlichen Massen — das alles drang mit feuriger Leidenschaft hervor und warf zunächst alles alte Wesen über den Haufen. Aber auch die Gegenkräfte erhoben und sammelten sich wieder und gelangten erst in diesem Kampfe zum vollen Bewusstsein ihrer Bestrebungen und ihrer Macht. Es erhoben sich, in Bismarcks Kreisen, die realen Gewalten: Adel, Kbnigtum, preussisches Sonderthum, preussische Staatsmacht; und es erhoben sich die Ideen, die Lehren, unter deren Banner die Verfechter jener Gewalten sich scharten und an die sie glaubten: die christlich-ständische Staatslehre, Royalismus, Legitimusmus im Innern, in der deutschen Frage, in der europäischen Bewegung; sie warfen sich dem revolutionären Dämon gewähnt entgegen. Otto von Bismarck war ihr eifrigster Bekenner. Er bekennt sich zu seinem neugewonnenen Christentum wie in den wunderschönen Briefen an die Braut und Frau so in seinem öffentlichen, seinem parlamentarischen Kampfe von 1847 ab bis 1851; er bekennt dort alle die Lehren der christlichen Staatslehre, die ständischen wie die monarchischen; er glüht in brennender Leidenschaft, wo er sein altes Preussen, seinen König geschlagen sieht oder ihren Rückzug von neuem fürchten; die Thürnen brechen ihm hervor, wo er auf dieses Aeusserste stösst. Mit beiden Füssen steht er auf dem Boden seiner Partei, ihrer Anschauungen, ihrer Gefühle, auf dem Boden der Kreuzzeitung, die er mitgeschaffen hat, der Gerlachs, deren Schüler er geworden ist.

Daran ist kein Zweifel. Und doch ragte er aus all diesen Gruppen zugleich um mehr denn Haupteslänge heraus; und doch war er nicht nur grösster, sondern auch anders als all seine nahen Gefährten. Er bekannte ihr Ideal und hat offenbar an dies Ideal geglaubt; aber er war etwas für sich. Seine Persönlichkeit blieb eine eigene Macht, und das Eigenste an ihr war, neben der sich selber festhaltenden und durchsetzenden Stärke, eine unverlierbare Richtung auf das Wirkliche, die ihn gerade

von seinen wichtigsten Parteigenossen scheid. Selbstständig blieb er bereits in seinem religiösen Glauben. Pietist wurde er nicht, auch nicht durch seine Frau und deren Haus, trotz aller Bedeutung des Einflusses, den er da erfährt; das Freie und Mächtige in ihm empfand den eigentlich pietistischen Klang allerzeit als etwas Fremdartiges, und er war viel zu wahrhaftig, um irgend etwas Fremdes in diesem seinem innersten Empfinden zu dulden. Sein Glaube blieb einfach und schlicht, persönlich und protestantisch; er nahm auch den Kampf mit Zweifeln immer von Neuem wieder auf und es heisst, dass sie ihn noch in späten Jahren erschüttert haben; dennoch durchdrang ihn sein Gottesglaube tief, an jedem Tage, zu jeder Stunde; er verkehrte rückhaltlos mit seinem Gott, er sah seine Hand in all seinem Geschick, er stärkte seine Kraft in diesem Bewusstsein, in diesem Austausch; hier besass er die Stärke, die ihm das Leben erst innerlich möglich, die ihm jede grosse Verantwortung erst ertragbar machte, die Leitung und Aufsicht, deren er bedurfte, um seine eigene Riesenkraft zu zügeln. Unlösbar erscheint überall sein Glaube mit seinem häuslichen Dasein, mit seinem Glück und seinen Pflichten verbunden; aber seiner Persönlichkeit war er dennoch nur der Halt und niemals die Fessel. Jede Kopfhängererei weist er zurück; seine frische Lebenskraft wirft ungeachtet hier und dort ein urwüchsiges Scherzwort in seine Beziehungen zu dem Ewigen hinein; und in seinem Kampfe mit Menschen nimmt ihm sein Glaube wohl alle Menschenfurcht, aber die zarte Schonung der Persönlichkeit des anderen, die er im eigenen Hause so ergreifend übte, hat auch sein Christentum ihm gegenüber den Gegnern oder Genossen draussen nicht gelehrt. Sein Selbst blieb auch hierbei in all seiner Gewaltigkeit ungebrochen. Und gar erst in der Politik! Da vollends durchbricht die Kraft seines Wesens alle Schranken der Theorie, die er vertritt; unberührt von seiner Umgebung bleibt er stets der Mann der Wirklichkeit, des Handelns; er ergreift die Fragen unter dem Gesichtspunkte der Macht; blitzartig leuchtet durch all seinen Legitimus die preussische Tradition hindurch, die mit dem Schwert in der Hand gebietet und neuert und erobert, deren eigentliche Seele das Machtgefühl, das Streben ist, den eigenen Staat zu heben, zu erweitern, die harte und stolze Ueberlieferung Friedrichs des Grossen.

Es war ein Realismus, der Bismarck angeboren war, der in der Tätigkeit seiner Vorfahren, in seiner eigenen landwirtschaftlichen Arbeit, in der innigen und alltäglichen Gewöhnung an die Wirklichkeit seine stärksten Wurzeln hatte, ein Drang, mit dem Greifbaren allein zu rechnen, alle Dinge plastisch und einzeln zu sehen und zu packen. Dieser Realismus hatte von Bismarcks innerer Entwicklung

die allgemeinen geistigen Mächte seines Jahrhunderts, die theoretischen Störungen nicht fernhalten können; auch Bismarck hatte mit ihnen um seine Weltanschauung gerungen, und als er jetzt aus der Friedlosigkeit dieses Ringens zu festen Ueberzeugungen aufstieg, waren auch diese wieder nicht völlig frei von theoretischer Färbung; gerade der Neubekehrte zeigte jahrelang eine gewisse Fremde an den Dogmen seiner Partei. Im Berliner Abgeordnetenhaus wies ihn schon die Aufgabe, die dort zu lösen war, der Kampf mit innerpolitischen Gegnern, auf diese Dogmen hin. Sobald er aber auf einen anderen Schauplatz trat, wichen sie weit zurück, und der Kern seiner Persönlichkeit wurde ganz frei; der Praktiker, der Preusse, der Mensch der Wirklichkeiten. Und diese persönliche Entwicklung fiel mit einer allgemeineren seiner Zeitgenossen zusammen; das idealistische Deutschland war seit Jahrzehnten auf dem Wege nach neuen Zielen, realerem Denken und Streben; es nahm nach den Enttäuschungen von 1848/49 jetzt einen neuen, schärferen Anlauf zu diesen Zielen hin; der junge preussische Gesandte am Bundestage erlebte, indem er zu Frankfurt alle Fesseln der Berliner Dogmatik abstreifte, in sich die Vollendung desselben innerlichen Werdens, an dem auch seine Zeit sich ringsum abmühte: er bereitete sich im Stillen vor, für die aufsteigende realistische Epoche, seinem eigensten Wesen gemäss, der einstige Führer zu werden.

Die Frankfurter Jahre (1851—59) sind biographisch bis jetzt die reizvollsten seines Lebens. Wir kennen sie bereits heute aus vielen Zeugnissen; wir sehen den jungen Riesca, der plötzlich auf den Boden gestellt ist, auf den er gehört, mit unvergleichlicher Sicherheit sein Lebenswerk ergreifen. Die heimischen Parteikämpfe versinken hinter ihm; er wird, auf diesem Ausscapeposten seines Staates, dessen unbedingter Vertreter: des Staates, des Ganzen allein. Er empfindet, dass die preussische Macht, die seine Seele längst ausgefüllt hat, und die er jetzt unmittelbar zu wahren hat, in den Bundesverhältnissen hoffnungslos gelähmt ist; dass das Interesse seines Landes darnach schreit, es aus dieser Ueberwucherung durch die Mittelstaaten, aus dieser Dienstbarkeit gegen Oesterreich zu befreien; er wird, lediglich als Preusse, zum Gegner des bisher unterstützten Kaiserstaates, zum Träger der historischen Nebenbuhlerschaft, und weil er Preusse ist, mit preussischem Grossmachtsehrgel, zieht er von nun an die deutsche Frage in seine Rechnungen hinein. Er lernt Deutschland kennen und beschliesst, seinem Staate in Deutschland neuen Boden und neue Ausdehnung zu schaffen; er lernt die europäische Lage und ihre Mächte kennen und sucht seinem Preussen innerhalb ihrer die richtige Stellung. Er bezieht alle

preussische innere Politik wesentlich nur noch auf diese aussere Existenzfrage; er will durch ein preussisches Verfassungsleben für Preussen in Deutschland werben; er erbaut sich aus Innerem und Aeusserem ein grosses, völlig zusammenhängendes System, orientiert lediglich an den Machtinteressen seines Staates. Jedes Vorurteil schwindet demgegenüber zusammen. Er verlangt als Mindestes für Preussen die Gleichberechtigung mit Oesterreich und erwartet, dass es vielmehr zum Kampfe mit Oesterreich kommen wird; er verlangt von Preussen eine grossmüthlich unabhängige Haltung, ein festes Ruhen auf seinen eigenen Bedürfnissen und Entschlüssen, im Falle der Noth das Zusammengehen mit Russland, ja vielleicht mit Napoleon III.; Gefühlswallungen legitimistischer Art dürfen den preussischen Staatsmann nicht beirren, er verletzt seine Pflicht, wenn er auf seine eigenen Liebhaberlein hört, statt auf den Nutzen seines Landes. So wuchs Bismarck schon damals, weit über die zurückweichenden alten Freunde, weit auch über den eigenen König hinweg, zur eigentlichen Verkörperung des preussischen Staates empor. Und all sein Wesen, die sichere Lässigkeit und brausende Kraft, die Tiefe und Weichheit und reiche Treue seines Herzens, die ganze überlegene Grossartigkeit seines Verstandes und seines Willens spricht aus den Hunderten seiner damaligen Briefe überwiegend hervor. Er stand damals auf der Höhe des Mannesalters, ein Rechte in jedem Belang, unerschöpflich an körperlichen und geistigen Hilfsmitteln, vom Frieden eines geliebten Hauses umgeben und gehalten, und dabei schon ganz der Herrscher, bis auf den Grund nur dann erschüttert, wenn er die Lecker seines Staates unbehelfbar auf die Klippen losstürzen sieht, vor denen er sie leidenschaftlich warnt; dann greift er bitter und tröstet sich nutzlos, in gigantischen Bildern, mit dem Gedanken an den dereinstigen Tod, der doch einmal alle irdischen Wünsche und Gegensätze in nichts auflösen wird. Ihn selber aber besetzt, solchen Worten und mancher Sehnsucht nach der Stille des ländlichen Friedens zum Trotz, der ungeduldige Drang auf ein grosses Wollen, auf die leidende That. Und so schreitet er, unbefriedigt, immer klarer in sich selbst, immer sichtbar und bedeutsamer für alle Welt, aber als der Unberechenbare und Unzählbare von ihr bezugwohnt und gerührt, durch das Jahrzehnt der Reaktion und der Neuen Aera hin; er sammelt, nach Petersburg verbannt, dort (1859—62) neue Kenntnis und neue Waffen; er lernt Paris kennen, zuletzt (1864) als Gesandter. Er sieht in Deutschland die nationalen Wogen wieder steigen, in Preussen unter oder dann gegen König Wilhelm eine neue, frischere Bewegung beginnen, die aber auch jetzt die eigentlichen Ziele seines preussischen Realismus nicht

trifft. Und endlich sieht er sich, als alle andern scheitern, auf das Drängen, Rufen von dem widerstrebenden Könige berufen, sein Werk zu thun: noch ein letztes wundervolles Ausruhen in Biarritz, am Strande des biskaischen Meeres, ein leuchtendes Bild von Büchliischer Farbentiefe inmitten der Arbeiten und der Kämpfe; dann vollendet sich, an jenem 22. September 1865, seinem Könige und seinem Vaterlande und ihm selber das Geschick: er tritt, gestählt und ganz fertig, als 47jähriger auf den Platz, für den er geboren ist.

Er hat, mit Wilhelm I. und Roou zusammen, in diesen Jahren des Konflikts, die preussische und deutsche Monarchie gerettet, als den Kern unseres Staates; er hat — zum guten Theile wider seines Königs ursprünglichen Wunsch — sein altes Preussen, dessen inneres Wesen er so wahrte, schöpferisch in die Lösung der deutschen Frage hineingedrängt. Er that es in einem Sinne, der seinen Erfahrungen und Vorsätzen aus Frankfurt entsprach: um seinem Sonderstaate die Lebensluft freizumachen, nahm er die Abrechnung mit Oesterreich auf. Er hätte auch die Verlobung mit Oesterreich hingenommen, wenn er sie erringen konnte und wenn er das höhere Ziel nicht zu erreichen vermochte: er hätte sich in die friedliche Teilung der Herrschaft über Deutschland zwischen den beiden Mächten gefügt, eine Lösung, an deren Endgiltigkeit er selber nicht glaubte, die sich aber dem praktischen Staatsmanne vorerst aufzwingen konnte. Das eigentlich Beste aber blieb ihm, soweit wir schliessen können, doch immer die klare Entscheidung der Waffen: er wusste gut genug, dass keine grosse und bleibende Regelung der Völkergeschichte anders zustande kommt, als durch das Spiel der eisernen Würfel, die der „Gott der Schlachten“ wirft. Er hat, in den furchtbar grossen Jahren von 1862 an, seinen König auf dem Weg dieser Entscheidung hinübergezogen; er hat die österreichischen Gegenzüge zurückgewiesen, sich selber an Russland, zeitweilig an Frankreich den Rückhalt gewonnen, er hat, in einem Feldzuge von beispielloser Kühnheit, im Widerstreite zu allem, was deutsch war, mit unfehlbarer Sicherheit und Selbstgewissheit die Befreiung der Nordmarken durchgesetzt, er hat aus dem Zusammenwirken mit Oesterreich den unvermeidlichen Gegensatz zwischen Preussen und Oesterreich endlich hervorgehen gesehen oder — noch weiss man es nicht ganz klar zu sagen — hervorgehen geseht; er ist so eingetreten in den 1866er Krieg. Er allein hat das alles erreicht und gethan, und ausser ihm kennen und ahnen wir niemanden, der es vermocht hätte wie er. Er hat es gethan unter Einsatz seines Namens und Vermögens und vielleicht seines Lebens, und unter Einsatz all seiner

unerschöpflichen Kräfte, der Vollstrecker des Notwendigen und doch bisher so Unerrichten und, wie es schien, so Unerschöpflichen, der Löser der Widersprüche, die Deutschland durchwalteten und umklammerten, der Betreuer und Retter, der wahre Schöpfer einer neuen deutschen Welt. Aber er that es ganz nach seiner Art: als jener preussische Staatsmann, der er war und der er sein musste, im Kampfe für das Daseinsgebot seines preussischen Landes und für den ausschliessend preussischen Machtgehitz; in steter Berührung mit dem Problem der deutschen Einigung, das ja mit Bismarcks preussischem Ehrgeiz unlosbar verknüpft war — aber als Preusse, nicht als Deutscher, als der Diener nicht deutscher Ideale, sondern preussischer Staatsinteressen, auf preussischen Wegen, auf den Wegen der Macht, der Wirklichkeit, mit den Mitteln des grossen diplomatischen Fachmannes, vom Boden der europäischen Staatsengegenstände her. Und erst im Augenblicke des Losbrechens, dicht vor dem österreichischen Kriege, hat er, der Preusse, die deutsche Lösung ausgegeben: erst da schloss sich für ihn unmittelbar das Bündnis zwischen dem friedericianischen Staate und der deutschen Nation. Dann aber blieb das neue Programm das Leitziel aller seiner Zukunft.

Noch musste er im Juli 1866, auf dem bismarckischen Siegesmarsche, vor Napoleons Einspruch zurückweichen und sich zunächst auf Norddeutschland beschränken — das ja in der That Preussens nächstes Wirkungsfeld und zur Vereinigung reifer war als der Süden. Bismarck vor allem regelte unter diesem äussern Druck die Annexionen im Norden, die Verständigung mit Oesterreich und den Südstaaten: der grosse Dränger zeigte, dass er sich genau auf das im Augenblicke Erreichbare zu beschränken, dass er die Weisheit so gut wie die Kraft zu üben verstand. Er wirkte die innere Verständigung auf dem Boden der Verfassung; er gab dem Norddeutschen Bunde seine neue Konstitution, und jetzt war, wie selbstverständlicher Weise, er, der bisher die Verkörperung des preussischen Staates gewesen war, in Zukunft die Verkörperung der neuen Macht, an deren Spitze er als norddeutscher Bundeskanzler nunmehr trat: er füllte auch diesen Kreis ohne Rest aus; er war auch für diese Gesamtheit das lebendige Organ, auch diesmal völlig auf dem Boden des Bestehenden, der greifbaren Wirklichkeit. Und unvermeidlich wies diese Wirklichkeit über sich selber hinaus. Bismarck hatte früher den Dualismus von Nord und Süd wenigstens als Möglichkeit, als Notbehelf ins Auge gefasst; diese Möglichkeit war durch Oesterreichs Niederlage und Ausscheiden gestrichen. Die neue Lage von 1866/67 liess nur die eine Folge zu: der deutsche Südwesten musste sich jetzt dem Norden vereinen; die äusseren Gestaltungen,

das Verhältnis zu Europa erlaubten gar nichts anderes; und jetzt deckte sich für den Kanzler die politische Notwendigkeit und die Gesinnung der Nation unmittelbar; jetzt wollte er ganz und gar diese Gesinnung verwerten und vollstrecken. Freilich auch jetzt als der europäische Staatsmann: ohne Ungeduld, unter Rücksicht auf die Welt, auf die Gebote der Vorsicht und Sicherheit; die Drängenden wies er zurück. Aber sich selber hatte er unwiderruflich auf den Boden der Nation gestellt: die alten Pläne, im Notfall mit Frankreich gegen Oesterreich zu gehen, hatte er, als Sieger über Oesterreich, soviel wir sehen, geopfert — er lehnte die Lockungen und Drohungen Napoleons seit dem Juli 1866 ab, er war entschieden, sein Werk ganz allein als Deutscher zu vollenden.

So hatte er sein Ziel und sein Wesen erweitert; aber sein Wesen beherrschte zugleich seinerseits den neuen Bund und die künftige Einheit. Der preussische Zug, von dem er immer besetzt gewesen war, durchwebte die neue Verfassung auch jetzt, da Bismarck den neuen Verhältnissen gemäss die Hand der Liberalen ergriff; Preussens Monarchie und Heer leiteten den norddeutschen Staat, die festen Wirklichkeiten des deutschen Daseins, für die Bismarck immer den feinsten Sinn besessen, waren in ihm erhalten geblieben, die Dynastie, die Vielheit in der Einheit; von 1848 war man weit entfernt, die Seele des Neuen war die staatliche Macht. Freilich, ohne den Idealismus der deutschen Bewegung, seine Vorarbeit, seinen innerlichen Zwang, war das alles nicht herstellbar gewesen; dessen Einheitsgedanke triumphierte ja jetzt und Bismarck nahm ihn in sich auf; aber auch diesen Gedanken und alles politische Denken und Wünschen der Nation überhaupt führte er von nun an mit seiner Individualität. Der jetzt mit der Erbschaft des idealistischen Geschlechtes wirtschaftete, war Allen deutlich als der Träger der neuen, realistischen Art: in ihm siegte die neue Zeit. Er war der Stützmann, kühn, ruhig, scharf und hart, der eigentliche Staatsmann, dessen Art man erkannte und anerkannte; er wurde zum Lehrer der Deutschen in staatlicher Kunst und ihren Wirklichkeiten; seine Methode eroberte sich in allem die deutsche Welt. Ein grosser Strom von Idealismus mündete noch in diese ein; die Führung aber hatte der Bismarckische Zug, die Macht.

Auf deren Wegen, durch strenge Arbeit, zumal wirtschaftliche und militärische, rüsteten die folgenden Jahre der vollen Einigung die Plade; auf ihren Wegen ist dann das Reich selber herbeigekommen. Dass es nur im Kampf mit dem westlichen Nachbarn zu begründen sein würde, der den Deutschen die Einheit verbot, war Bismarck längst zur Wahrscheinlichkeit, fast zur Gewissheit geworden. Wieviel er

dann dazu gehen hat, diesen Kampf im richtigen Augenblicke herbeizuführen, darüber ist unsere Kenntnis noch heute unvollständig. Es scheint nicht, dass er Napoleon III. im Sommer 1870 durch die Hohenzollerische Kandidatur in Spanien zum Kriege hat reizen wollen; sie war wohl nur ein Schachzug von ihm, der den Gegner beengen sollte, ein Schachzug, der freilich eine Kriegswirkung immer zugleich auch haben konnte. Dass dieser Zug, obwohl er unmittelbar misslang, dann doch den Krieg im Gefolge geliebt hat, das entsprang der Spannung der Weltgegensätze und insbesondere der Kriegslust und Leidenschaft der Franzosen selbst; und als die Lage dann bereits unhaltbar geworden war, hat Graf Bismarck durch das Meisterstück seiner Redigierung der Emser Depesche das ohne Schmach nicht mehr Vermeidbare zu rechter Stunde zur Wirklichkeit gemacht. Kein Zweifel, dass jeder seiner Schritte gegen Frankreich in dieser gesamten Krise moralisch berechtigt gewesen war — den letzten glanzvollen Erfolg brachten ihm, nach allen Schwankungen der Ereignisse, die Fehler seiner Gegner und die eigene zugreifende Entschlusskraft ein. Auf dieser Höhe aber ist er im ganzen Verlaufe des Krieges geblieben, im Kampfe und Friedenschlusse mit Frankreich, in der Deckung gegen das Ausland, und in dem Schwersten, was ihm der Siegeswinter auferlegte, der Verhandlungsbearbeitung mit den Süddeutschen, der Begründung von Kaiserthum und Reich. Es ist bekannt, wie er da mitten inne stand zwischen der alpreussischen Abspaltung seines geistes Königs und dem partikularistischen Widerstreben in den süddeutschen Königreichen einerseits, dem feurigen nationalen Idealismus und Radikalismus des Kronprinzen und eines Theiles der öffentlichen Meinung andererseits, wie ihn die Mithen und die Anklagen von rechts und von links getroffen haben, wie ihn die Nöte und Reibungen zu Versailles das Herz erregten, wie schliesslich aber doch er der Ausgleich der streitenden Kräfte geblieben ist, der eigentliche Durchführer der rationalen Einigung, der eigentliche Erbauer des neuen Werkes: aus allen Zügen unseres Reiches blickt die Stürke und blickt die Mässigung des grossen Begründers leuchtend hervor. Wieder ist er in seinem Gebilde ganz enthalten, in der theoretischen Unregelmässigkeit, die den Staatsrechtlern so viele Mühe macht, in der fortwirkenden Lebendigkeit, die es dennoch bewiesen hat, der genauen Berücksichtigung aller vorhandenen Mächte und aller Möglichkeiten, der Befriedigung aller entscheidenden Bedürfnisse — ganz abgesehen davon, dass manches Einzelstück der Verfassung eben auf ihn persönlich zugeschnitten war. Und wieder setzte er sich mit dem nun entstandenen Gebilde gleich; er ging fürderhin im neuen Reiche auf,

Die erste Aufgabe war, es zu konsolidieren und auszubauen, alle Ansätze zu entwickeln, alle Formen zu beleben, mancherlei Lücken nachsichtiglich zu füllen: das war die Arbeit zumal der 70er Jahre; sie drängte sich von selber auf und Viele arbeiteten mit, der Meister blieb er. Und auch der Kämpfer war er geblieben; mit den Liberalen, auf die er angewiesen war, die seine Partei waren, hatte er doch auch Streitigkeiten genug um die Macht; vor Allem, mit ihnen zusammen führte er den Krieg gegen die katholische Kirche. Er hat ihn nicht gern aufgenommen, aber die grossen Gegensätze des weltlichen und protestantischen neuen Reiches und des Papstthums, das sich soeben die Unfehlbarkeit erobert hatte, die Gegensätze der Konfessionen, die alle vorausgehenden Kämpfe bereits beeinflusst hatten, drängten zu dieser Abrechnung; politische Gründe trieben den Kanzler dabei vorwärts, auch hier war er vornehmlich der Gegner einer politischen Partei und ihrer nationalen, politischen Verbündeten. Freilich auch sein persönlicher und ideeller Gegensatz zum Katholizismus ist dem grossen Vertreter des Staates dabei so manchenmal lebendig geworden, er hat auch als Protestant gesprochen und gefühlt und es mag sein, dass er von dem Kampfe Weiteres, Höheres erhofft hat als bloss eine Eindämmung der kirchlichen Offensive. Und unzweifelhaft hat ihn in diesem Kampfe das Mass verlassen, das er sonst der Macht gegenüber nicht aus den Augen verlor; er mochte die juristischen Uebertreibungen seiner liberalen Verbündeten, die falsch geoffenen Mittel nicht ganz billigen, er hätte ihre Methode vielleicht nicht von sich aus angewandt, aber zum Mindesten hat er sie übernommen und unterstützt; seine Leidenschaft riss ihn im Streite mit fort. Gleichzeitig sprengte sein Bund mit der grossen liberalen Partei sein altes Verhältnis zu den Konservativen; mit tiefen persönlichen Schmerze spürte er den Bruch; er hatte das Bewusstsein, der Lage Europas und Deutschlands gegenüber das Notwendige zu thun, indem er sich eine sichere Mehrheit schuf und sich an diese hielt, und sah die Feindschaft der früheren Freunde wie einen schönen Abfall an. Er rang am Hofe mit katholischen, legitimistischen, persönlichen Gegnern; er stiess bei der Kaiserin auf unablässigen Widerstand und fühlte sich des Kaisers auf den neuen Bahnen nicht sicher genug. Er liess seiner Bitterkeit freien Lauf und führte jeden seiner Konflikte mit schonungsloser Härte durch; wir kennen seine Beziehungen zu Moritz Busch, durch dessen Zeitschrift er damals alle seine Widersacher, auch die höchsten, anspacken liess; er verschmähte kein Kampfmittel und liess selber in seiner zornigen Seele am tiefsten. Und in Wahrheit durfte er sich auch jetzt als den Pfeiler betrachten, ohne den das Gebäude nicht bestehen

klante; das Gesinnungsfühl für das neue Deutschland, das Gefühl völliger Gleichsetzung der eigenen Person mit allen Bedrängnissen und allen Bedürfnissen der Gesamtheit konnte doch keiner so in sich tragen wie er: über allen Parteien hielt er das Banner des Ganzen; die Sorge vor den Gefahren, die sein Werk von aussen bedrohten, „den Alpdruck der Koalition“, wenn Oesterreich den Weg zu Frankreich fände und auch Russland gegenwärtig würde, spürte keiner so wie er. Er hat diese Jahre überwunden; aber glücklich, so scheint es, ist er in ihnen nicht gewesen. Er sah sein Werk gefestigt und gesichert; es scheint, all dieses Wicken folgte ihm dennoch nicht aus; er blickte selber mit wachsendem Bedenken auf das innere System, das er doch noch nicht verlassen konnte: er sehnte sich nach frischem Schaffen — er „langwölkte sich“, bis er von Neuem die Hand anlegte an ein neues Werk.

Die Antriebe zu diesem Neuen kamen ihm diesmal von den inneren Zuständen her.

Seine bisherige Laufbahn hatte ihn, als Vorkämpfer seines Standes wie der Krone, zum Gegner vornehmlich des vordringenden Bürgerturns gemacht. Aus politischen, sozialen und wohl auch einfach menschlichen Beweggründen hatte er seit langer Zeit Sympathien für den vierten Stand, der sich unter dem Bürgerturn und gegen dieses bildete, bekundete; auf Männer wie Lassalle, Wegener, Bucher hatte er gern gehört, gelegentlich auch selber bereits dem Staate ein Eingreifen zu Gunsten der Arbeiter zur Pflicht gemacht, ohne indessen nachdrücklicher darauf zu bestehen. Dass er das allgemeine Wahlrecht in die Verfassung gebracht hätte, entsprang mehr politischen als im engeren Sinne sozialen Absichten, hat seine Folgen freilich auf das Stärkste auch nach der sozialen Seite hin ausüben müssen. Nun aber ergriff in den siebziger Jahren die soziale und sozialistische Bewegung die städtischen Massen mit immer steigender Kraft; eine neue Gefahr, eine neue Aufgabe für das Reich stieg deutlich empor. Sollte das Ganze innen und aussen lebendig bleiben, so musste man diese Aufgabe ergreifen.

Auf dem Gebiete der Handels- und Zollpolitik hatte der leitende Minister die liberalen Ueberlieferungen des preussischen Benntentums, des Zollvereins vorgefunden und in R. Delbrück den fähigsten Vertreter dieser Ueberlieferungen als überaus brauchbaren Mitarbeiter zu seiner Seite gehabt. Er hatte ihn und die Seinen gewähren lassen; seit 1866 vollends wirkte sein Bündnis mit den Liberalen in der gleichen Richtung; es war im Wesentlichen bisher doch auch die seinige, sie entsprach zudem seiner auswärtigen Politik, die Regungen seiner Abneigung gegen ein blosses Gebenlassen aller wirt-

schaftlichen und sozialen Kräfte kamen nicht dagegen auf. Jetzt machten ihn die soziale Erschütterung, die Ausschreitungen der Gründerzeit und ihre Folgen, zuletzt die wirtschaftlichen Beschwerden der Produzenten, ihre Rufe nach Zollschutz, die Massregeln überdies des Auslandes, an dem gesamten System irre. Die Verschiebung der Weltwirtschaft, die zunehmende Konkurrenz des ausländischen Kornes führte nun auch die bisher freihändlerischen norddeutschen Landwirte in das Lager der Schutzzöllner; was seine Standesgenossen traf, berührte schliesslich auch den Reichskanzler. Vor allem aber blieb er als solcher der Vertreter des Staates und des Reiches. Deren Macht und Leistungen zu erhöhen lag ihm am unmittelbarsten am Herzen; er wollte das Reich finanziell selbständig, von den Einzelstaaten unabhängig machen, so erst seinem Werke den Schlussstein einfügen; das war doch wohl für ihn das Entscheidende. Er hatte bereits früher den grossen Plan aufgestellt, die Eisenbahnen an das Reich zu bringen, und erwarb, da das misslang, nun wenigstens die preussischen Bahnen für den preussischen Staat: eine umfassende Stärkung des Staates an Einkünften und an sozialer und politischer Gewalt, eine der tiefstingreifenden Neuerungen der neuen Epoche. Und Hand in Hand damit ging der gesamte Umschwung, den er von 1876/77, zumal dann von 1879 ab in immer höherem und weiteren Masse durchzusetzen begann; der Uebergang zum Schutzzoll, die Steuerreformpläne mit ihrer Steigerung der indirekten und Verringerung der direkten Abgaben, und der Entwurf der sozialen Reformen, der grossen Arbeiterversicherung, als der positiven Ergänzung zu dem sozialen Kampfe, den er seit 1878, seit den Attentaten auf Kaiser Wilhelm, mit der Waffe des Sozialistengesetzes aufnahm, um der gewaltsamen Revolution die Wege mit Gewalt zu verlegen.

In alledem hat Fürst Bismarck eine riesenhafte Arbeit geleistet, in sich selber zuecht und dann innerhalb der deutschen, ja der europäischen Welt. In seiner Seele sammelten sich, während des denkwürdigen zehnmonatlichen Urlaubes von 1877, alle die Antriebe seiner Umgebung, seiner Zeit, er dachte und stritt sie in sich durch, in schöpferischer Einsamkeit, und lenkte sie dazu, als sein Eigentum, von den Kräften seines Geistes und zumal seines Willens durchdrungen, in einem einheitlichen, mächtigen Strome in die Welt zurück; er setzte seine ganze Leidenschaft an ihren Sieg. Er fand zunächst die öffentliche Meinung, die der Liberalismus noch beherrschte, seinen Plänen feindselig; er musste einen neuen Kampf mit ihr aufnehmen, und dieser erweiterte sich zu einer neuen Abrechnung auch mit den liberalen Verfassungsgedanken: Bismarck hat

alle monarchischen Kräfte für sich auf und rang noch einmal um das Übergewicht der Krone über das Parlament; um den vollen Abschluss seines monarchisch-konstitutionellen Systems. Er musste dem neuen Zwecke unansehen öfteren opfern: er schloss, wogegen er sich ehedem gestäubt hatte, mit Rom seinen Waffenstillstand und schliesslich eine Art von Frieden. Er brauchte jetzt die katholische Partei und hat es erreicht, ihre Einfügung in den nationalen Staat durch positive Mitarbeit wenigstens zu beginnen. Er riss, halb in selbständiger Reform, halb in Verhandlungen mit dem Gegner, einen grossen Teil der Kulturkampfgesetzgebung ab, besetzte das Unbehaltene, hielt von den innerlich bedeutsamsten Verstärkungen der staatlichen Position doch ein gutes Teil fest und wurde von den Verbündeten, die er sich hier gewann, keinen Augenblick lang abhängig. Ein Misserfolg ist hier trotzdem unzweifelhaft geblieben: die Schritte dieses Feindes hatte er nach 1871 unerschützt und die Tragweite der Verluste von 1879 ab, die man auf liberaler Seite gern übertrieb, hat er wohl manchmal ebenfalls unterschätzt. Seine Machtpolitik fand an den inneren Hilfsmitteln der Kirche sicherlich eine Grenze. Als ein klares Machtverhältnis zweier Gewalten, die einander feindlich und beinahe notwendigerweise innerliche Gegner sind und die ihre Beziehungen nach internationaler Art durch Vertrag und Entgegenkommen regeln müssen, wenn sie den Krieg nicht wollen: so hat er, nach seinem ersten Rückzuge, das Verhältnis seines Staates zur Papstkirche grundsätzlich aufgefasst und diese Auffassung praktisch gewahrt; die innerlichsten Probleme, die er hier zuvor angerührt hatte, traten ihm zurück.

Im Uebrigen blieb er seit 1878 im Vordringen nicht ohne heftige Rückschläge, ungünstige Wahlen, parlamentarische Gefechte, die der alter Gewordene und nervöse Leidende bitterer und schärfer empfand als der Minister der Konfliktzeit; aber er dräng vor, er überwand mit ungeheurer Energie die allgemeine Verblüffung und Abneigung gegen sein neues System, er gewann für die Mehrzahl seiner Pläne — wenigleich nicht für den bedeutsamen des Tabakmonopols — die Zustimmung der Reichstage, er gewann von 1881 und 1884 ab die liberalen Mittelparteien nach und nach für seine Reform, er gewann in immer vollerer und feurigerer Hingabe die Jugend und er hat auch dieses zweite Mal gesiegt und sein Volk auf seine Bahnen hinüber- und emporgerissen. Sein ganzes Wesen betätigte sich in dieser inneren Politik, die er in rastloser Arbeit, in grossartigen Reden, in stetem Mahnen und Treiben förderte; vor allem aber betätigte sich hier sein Realismus, der aus den Kämpfen des letzten Menschenalters,

die zunächst der Verfassung und deshalb so vielfach den Formen, den Prinzipien hatten gelten müssen, entschlossen und offen zu den harten wirtschaftlichen Wirklichkeiten hinüberlenkte. Aber natürlich, auch hinter seiner Politik, die der alten Ideale, des alten Doktrinarismus spottete, standen Ideale und Prinzipien: ein starker religiöser, ein starker monarchisch-patriarchalischer Klang war darin und war sicherlich echt; und die Vertreter des modernen sozialreformatorischen Idealismus wurden wenigstens die Verbündeten Bismarcks. Er selbst errichtete sein grosses System der nationalen Wirtschafts- und Sozialpolitik, ein umfassendes System, in dem er — begreiflicherweise nicht ohne Ungleichmässigkeiten — alle Bedürfnisse und alle Kräfte zusammenzulassen strebte. Er ermöglichte die Durchführung, indem er die bisher einander so oft widerstrebenden Mächte von Industrie und Landwirtschaft dafür vereinigte. Er suchte die Unternehmer und gleichzeitig die Arbeiter heranzuziehen, und den letzteren gegenüber erwies sich wiederum die Grenze seines Vermögens; er gab ihnen durch seine grosse Gesetzgebung unermesslich viel, und zumal, er leitete die Gesetzgebung grundsätzlich durch seinen mächtvollen Anstoss in neue Bahnen hinüber, die dann über seine Ziele hinaus verfolgt werden konnten; den Freiheitsdrang jedoch des vierten Standes wollte und konnte er, der Mann des Staates und der Nation, der Autorität, der Gutsheer, vollends inmitten seines Ringens gegen die revolutionären Drohungen der jungen, grundsätzlich inter- und antinationalen Sozialdemokratie, nicht anerkennen und nicht befriedigen. Den Widerstand des Handels gegen seine Schutzpolitik warf er zurück; aber auch die Hansastädte trachtete er, nicht bloss im Kampfe, sondern in positiver Unterstützung, in sein System hineinzufügen, und dem deutschen Welthandel ließ er seine Hilfe. All diese Neuerungen gipfelten in ihm selbst; er predigte ihre sittliche Berechtigung und Notwendigkeit, er lehrte die Durchdringung von Politik und Wirtschaft, die praktische Politik, und zugleich die nationale; er umspannte jetzt erst völlig, auch im Innern, das Ganze des nationalen Staats- und Volkswesens. Und er war wie der handelnde Schöpfer so der allseitige Ausdruck dieser Richtung, die die Jahrzehnte des endenden Jahrhunderts beherrscht hat: feste Autorität, innere Einheitlichkeit und Belebung, äussere Abschluss, innen und aussen Macht. Die Bahnen der eigentlich liberalen Epoche wurden verlassen; für Preussen erreichte der Zeitraum, der 1807 begonnen hat, dessen Stufen 1818 und 1866 sind, um 1879 sein Ende — gewiss nicht, ohne dass ein gewaltiges Stück liberaler Gedanken und Gewohnungen, die das Leben der Nation völlig durchwachsen hatten, in die neue Zeit hinübergenommen worden

wäre. Aber das starke Ueberwiegen der individuellen Kräfte, der bürgerlichen Interessen, der frei auf sich selber gestellten wirtschaftlichen Gewalten hörte auf; und für die entscheidende, das Leben gestaltende That war dabei Bismarcks Uebertritt die entscheidende Vorbedingung. Er verteidigte sein gutes Recht zu solchem Uebertritte, zum strengen Um- und Hinzulernen. Thatsächlich war seine persönliche Wandlung dabei gar nicht einmal so tief; denn einerseits, er hatte, mindestens seit 1851, stets dasjenige gethan, was ihm durch die Macht und die Lebendigkeit des Staatsganzen geboten erschien, und diese Gebote hatten für ihn bereits mehr als einmal gewechselt; und ferner, er trat diesmal in Wahrheit auf einem Boden, dem darf wohl sagen: zurück, der sein eigener gewesen war von Jugend her, auf den altpreussischen. Er knüpfte an das alte Königtum und dessen allseitige Umfassung aller Richtungen des Volks- und Wirtschaftslebens einfach an; er erneuerte, in veränderten Zeiten und Formen, das System Friedrichs des Grossen, des Merkantilismus; er brachte neben und über den liberalen Gegengewalten die stromarischen, monarchisch-aristokratischen der preussischen Geschichte zur vollen Wiedergeburt und Bethätigung. Er war ja Royalist, und konnte jetzt, bei dem Bunde, der sich zwischen ihm und seinem erkrönigen Kaiser, nach manchen früheren Reibungen und Gegensätzen, in diesem letzten Jahrzehnte Wilhelms I. ganz rein, friedlich und innig ausgestaltete, Royalist sein ohne eine Spur von innerlichem Widerstreben. Freilich, der Monarch war nicht er, das blieb in jeglichem Sinne der alte Kaiser, und die eigentlich monarchistische Bewegung dieser Jahre behält in Wilhelm I. ihre klassische Persönlichkeit. Bismarck blieb neben dem Könige, so königstreu er war, jetzt wie in seiner Jugend doch immer noch etwas für sich, der freie Vasall, der selbstredige Edelmann und Gutsherr; er stand neben seinem Herrscher persönlich wie die Grossmacht neben der Grossmacht, und, wenn man das Verhältnis verfassungsgeschichtlich — ein wenig zugespitzt vielleicht — ausdrücken will, nicht nur wie der verantwortliche konstitutionelle Minister neben dem Souverän, sondern zugleich wie der Bismarck neben dem Hohenzollern. Seinem Volke prägte sich dieser unlösbare Zusammenhang zwischen dem grossen Staatsmanne und seiner Scholle unvergesslich und auf das Anschaulichste ein: es sah, wie er am liebsten auf seinen Gütern, in Varzin, in Friedrichsruh, inmitten seiner Felder und seiner Wälder weilte, dem Boden und all seinem Leben innig verbunden, im Erdrreich und im eigenen Hause wurzelnd, ein Kind dieses Bodens in allen entscheidenden Zügen seiner mächtigen Natur, mit ihrer Erdfische, ihren Blicke für das Besondere, Natürliche, Unabhängige, Freie: Preusse und Nieder-

sachse, Offizier und Landmann und Edelmann zugleich; und es sah in diesem seinem erdgeborenen Wesen die volle Tiefe und Einfachheit der reinsten und besten deutschen Art, einen Ausdruck deutschen Wesens, wie das Lied und die Sehnsucht der Deutschen es feiert und wünscht, bei aller Höhe und Hertheit und Härte der Genialität seinen Volksgenossen ganz und gar verständlich und menschlich zu entwickeln; der Grössten ausser ihm. Er war Preusse mit vielen Eigentümlichkeiten des Preussentums und blieb dies; er selber wollte ja aber Deutscher sein, und war und wurde auch das und wurde es für die Nation immer nur mehr und mehr. Er tief sie in feierlichen Worten auf zur Hut des nationalen Gedankens; was national war, war für ihn und mit ihm, dem Gegenteile war er der eigentliche Feind. Das Reich stand in ihm leibhaftig da. Er wurde seinen Deutschen zum Ideale des Reichs; er schüttelte dazu den Kopf, er wollte von einer Emporhebung seiner Persönlichkeit in das Prinzipielle, von einer Heroisierung, ja selbst einer Genialisierung nichts wissen; er mißtraute dem Enthusiasmus von Natur aus und sah sich selber scharf real, wie er die anderen sah, als den natürlichen Menschen mit natürlichen Kräften logischen Denkens und praktischen Wollens. Dass diese Kräfte, so wie sie in ihm gesteigert waren, — ohne Mystik gesprochen — dennoch etwas Besonderes, eine eigene Macht von unermesslicher und unvergleichbarer Wirkung aus ihm geschaffen hatten, und dass sein Leben und Wesen aus ihm etwas Allgemeines machte, die Verkörperung eines Begriffes, einer Weltanschauung, das sah er wohl nicht, und wir begreifen und feiern, dass er es nicht sehen konnte. Sein Wesen und Dasein, das die anderen anstauten, war ihm selbstverständlich, er war ohne einen Anhauch von Eitelkeit und Absichtlichkeit, in jeder Hinsicht von elementarer Grösse, von der naiven Thatsächlichkeit des höchsten Genius. Und er gehorchte der Macht seiner eigenen Natur; das eigentlich Persönliche, nicht der allgemeine Gedanke regierte ihn zu allermeist; die persönliche Wucht und Leidenschaft, die ungeheure Kraft, die allein das Grösste wirklich vermag, die nun aber auch sich selbst bethätigen und durchsetzen will, war auch in ihm das letztlich Treibende, sie hat so manches Mal die Fesseln der Regel gesprengt und ihn im Drange des Kampfes wahllos und schonungslos zugreifen und zuschlagen lassen; er war der Titan, der wollte und zürnte wie kein anderer und das Gesetz seines Wesens zum guten Teile nur sich selber nahm. Es ist gegenüber den meisten anderen Gewaltigen in der Geschichte, die man an Höhe des Wuchses mit ihm vergleichen könnte, seine Besonderheit, dass er trotz dieser Riesenkräfte seines Innern sich dennoch zugleich ein-

geordnet und den allgemeinen Gewalten seiner Umwelt bewusst gedient hat. Das heisst ihn über Napoleon den Grossen an sittlicher Hoheit hinaus. Es ist unendlich schwer, mit einiger Sicherheit festzustellen, wie er zu jenen allgemeinen Gewalten, zum „praktischen Christentum“ und Monarchismus, zur Nationalität und den Reformidealen in seinem tiefsten Innern, subjektiv, eigentlich stand; wie weit er sie als prinzipielle geistige Mächte auffasste und anerkannte, die auch für ihn unbedingt verbindlich wären, wie weit sie ihm mehr nur tatsächliche Kräfte und Wirkungsmittel darstellten, wie weit er von ihnen in sich selber ergriffen war oder von ihnen unabhängig blieb, ihnen vielleicht auch manchmal widerstrebt — das alles möchte in ihm neben einander bestehen und was im Ganzen oder jeweils überwiegt, wird man genau wohl niemals bestimmen können. Soviel wird man sagen dürfen: nie ging sein Wesen — unendlich weniger noch als das der Kleineren — in diesen Ideen völlig und restlos auf, und dogmatisch sich ihnen hinzugeben, sich ihnen als ihr Priester völlig einzuverleiben war er nicht fähig. In sich getragen hat er sie unzweifelhaft. Er gehörte der gefestigten alten Welt an, in der er geboren und gross geworden war, und blieb ihr treu; Religiosität, Pflichtgefühl, ein tiefer Ernst durchwühlten all seine Beziehungen zu ihr; sein persönlicher Drang streitet damit und ordnet sich doch ein, er empfindet das Sachliche neben und in und vor allem Persönlichen und dient dem Sachlichen durchaus, mindestens so lange als er und die Sachen, das Reich, der Staat, die Monarchie sich praktisch beinahe deckten. Das ist ja wohl gewiss, dass sein Selbst und die Gesamtheit für sein Fühlen und Handeln, so lange er Kanzler war, unwillkürlich zusammen fielen; offen bleibt eben nur die feinere Frage, wie Subjektives und Objektives sich ihm dabei zu einander verhielt, mit einander stritt, einander durchdrang. Man wird diesen zarten Beziehungen, diesen unablässigen Grenzkämpfen föhrender persönlicher Selbstherrlichkeit und unläugbarer, dienender Hingabe in diesem grossen Leben immer wieder forschend und fragend nachspüren; noch harret unser da sicherlich so manche Bereicherung und Enttöhlung, vielleicht so manche Ueberraschung. Dass die Beziehungen da waren, ist klar: nicht nur, dass Bismarcks Dasein und das allgemeine Dasein seiner Welt unlöslich veräctet waren, dass er die grossen Ideale von Nation und Kaisertum und Christentum körperhaft darstellte, sondern auch, dass er sie empfand, mit ihnen lebte nach seiner besonderen Art. Er blieb dabei stets im Zusammenhange des sich fortbildenden Lebensringsumher: wie er vom Preussen zum Deutschen wurde, so war er auch das oberste Wahrzeichen jenes steigenden Realismus, der seine Epoche auf allen

ihren Gebieten, praktischen und geistigen, in Wissenschaft, Technik, Kunst, in Geistes- und Naturwissenschaften, in allem Denken und Föhlen der Menschen durchzog und sich immer stärker in ihr entfaltet; er war in seinem Sein und seinem Wirken zum einflussreichsten Föhrer dieser grossen und breiten Bewegung geworden, die zumal der zweiten Jahrhunderthälfte den überwiegenden Charakter gab. Der Inhalt seines Jahrhunderts war so in ihm; und dabei blieb er selber im Innersten, soweit er einer allgemeinen Gruppe zugehörte, doch stets der altmächtige Landedelmann und preussische Aristokrat, als der er geboren war. Jenen Blick für das Einzelne, der alles körperhaft sieht, teilte er sicherlich mit seinem letzten Vorgänger in der historischen Reihe der grössten Vertreter des deutschen Wesens, mit Goethe, dem er so mächtig vergleichbar ist. Aber wie drängt bei Goethe alles auf die Betrachtung hin, auf die einheitliche, zusammenhängende, bewusste Ordnung aller seiner Vorstellungen, seiner Weltansicht; bei Bismarck alles auf das grosse Handeln, auf die Erhaltung und Mehrung der Macht des Staatsganzen, das er jeweilig vertritt und das er ist, auf die politische That.

Er hat in den hoer Jahren gesiegt. Der Stern der liberalen Generation erblöht; selbst in England lieh ihm nur Gladstones eigentümliche Genialität, die der Bismarckschen so fremd war, noch eine Weile lang ein stärkeres Licht. Bismarcks System — das des wirtschaftlichen Kampfes, aber auch das der inneren Staatspflicht — übte seine Anregungen in weiter Welt; seine Grösse leuchtete in alle Lande.

In seiner früheren Thätigkeit war er produktiv vor allem in seiner auswärtigen, jetzt vor allem in seiner inneren Arbeit. Auch die äussere aber entwickelte sich lebensvoll weiter. Die Wirkung der deutschen Einigung auf die wirtschaftliche Weltstellung Deutschlands sah er noch emporsteigen: sein Land trat voller und deutlicher in die Gemeinschaft der Weltvölker ein, der Gesichtskreis der Deutschen wie ihre Arbeit erweiterte sich, die handelspolitischen und machtpolitischen Folgerungen drängten sich auf. Bismarck hat sie, wenigstens nach und nach, noch selber ergriffen; er führte sein Reich aus den kontinentalen Grenzen hier und dort heraus, nach Aegypten, nach Afrika, nach Australien; er eröffnete die deutsche Kolonialpolitik, und seine Zollreformen sollten sein Volk für den erweiterten Wettkampf stärken. Dem neuen Zeitalter hat er die Thore noch aufgethan; er selber aber blieb, der Hauptsache nach, durchaus auf dem Boden der kontinentalen Epoche stehen. Da gründete er, nach den ungewissen Schwankungen der 70er Jahre, nach dem Hervortreten der russischen Eifersucht, von 1879 ab die Sicherheit seines Reiches auf den Bund

mit Oesterreich und dann mit Italien: eine Leistung von weithin bestimmender Wucht. Er wünschte Oesterreich zu erhalten; die alldutschen Gedanken lagen ihm völlig fern, er hat ihnen widersprochen bis an seinen Tod. Er hat doch wohl in der That dem Bestreben, den Frieden zu wahren, dem Grundsatz, dass Deutschland gestützt sei, nicht nur in stets wiederholten Worten, sondern in vollem Ernste und mit der That gedicat. Er gewann seinem Reiche innerhalb Europas eine Art von Uebergewicht, zum mindesten die volle Unabhängigkeit; mit einer virtuoson Meisterschaft sondergleichen, einer vollständigen Beherrschung all seiner Mittel erhielt er sich, seit ihm sein Zwei- und Dreibund die Flanke gedeckt hatte, zugleich eine Stellung zwischen den Grossmächten, mit Russland in freundschaftlichen Beziehungen, soweit er nur vermochte, gebunden weder gegen Petersburg noch gegen Wien; eine Politik europäischen Charakters, die er, später besonders, in ein gewisses System gefasst hat, die aber doch in sich selber niemals einen Anflug von Dogmatismus besass. Auch den Russen hat er, und mehr als einmal, scheidend entgegenzutreten müssen, auch mit England wusste er, trotz einiger grundsätzlichen Zurückhaltung, sich zu vertragen und sich zu finden; einzig das Interesse der deutschen Macht bestimmte seine wechselnden Handlungen. Und wie die europäischen Verhältnisse ihm in den 70er und 80er Jahren die Gefahr neuer Kriege zu wiederholten Malen drohend nahebrachten — eine Gefahr, die jedesmal, wie wissen noch zu wenig: wie! beschworen worden ist — so verstärkte er unablässig die Rüstung seines Reiches für den Landkrieg: das Heer und damit zugleich die Macht der Monarchie bildete er fort, so lange er im Dienste war.

1885 feierte die Nation jubelnd seinen 70. Geburtstag. Neue Richtungen schlug er von da ab wohl nicht mehr ein; in seiner sozialen Politik blieb er auf dem Boden des Ausnahmegesetzes, die Versicherungsgesetze wurden daneben vollendet, die Bewegung der Reform wohl einigermaßen verlangsamt; zu weiterem Engagekommen war der grosse Staatsmann nicht gewillt. Zwischen ihm und einem Teile der Jugend, die zumeist er selber mit sozialen Bestrebungen erfüllt hatte, eröffnete sich ein Spalt. Zwischen ihm und dem jungen Kaiser, der sich als seinen Schüler bekannt hatte, enthielte sich der Unterschied der Jahre, der Persönlichkeiten, der Ansprüche; Anschauung tief auf Anschauung und Macht auf Macht; es trat zu Tage, dass die Stellung Bismarcks zu seinem alten Herrn so nur zwischen diesen beiden Männern möglich gewesen war. Es folgte die Tragödie von 1890; von sozialpolitischen Meinungsverschiedenheiten, von äusserpolitischen Massregeln her kam es zum Bruch; tiefverletzt und in grimmiger Trauer

zog sich der 75jährige nach Friedrichsruh zurück. Dann hat er noch Jahre lang, immer als einer der grossen Faktoren unseres Lebens, auf dieses eingewirkt. Er war Deutschland gewesen, und war von der Höhe, in der sein ganzes Dasein gestanet hatte, gestürzt; schon das Überwundene nicht. Aber zugleich verteidigte er seine Gedanken, sein Werk, gegen Alle, auch und zuerst gegen seine Nachfolger in der Macht. Er glaubte seine Schöpfung im Innern und Aeussern bedroht; er erhob sich, der alte Kämpfer, dessen Dasein einmal Politik war, zornig und schmerzlich zur Warnung, zur Gegenwehr. Sicherlich in tiefem innerlichem Missbehagen. Der Drang der Persönlichkeit ging jetzt nicht mehr einfach in derselben Richtung wie die allgemeinen Mächte, die er bisher verteidigt und verkörpert hatte; er, der Monarchist, musste dem Monarchen widersprechen; manche der Waffen, die er gegen andere geschmiedet und geschwungen hatte, trafen nun ihn selbst. Die Mischung von Groll und Pflichtgefühl, von Anhänglichkeit und Opposition, die Kämpfe, die seine Seele erfüllten — sie sollen nach dem März 1890 selbst sein Glaubensleben noch einmal heftig aufgeführt haben — alle die Züge dieses bittertragischen Ringens können wir nur ahnen. Kein Zweifel, dass so mancher der Stürme, die er entfesselt, an den Mauern seines eigenen Baues gerüttelt hat; kein Zweifel auch, dass die Wandlung, die seine spätesten Ministerjahre bereits erfüllt, die Wendung zur überwiegend negativen sozialen Abwehr, von 1890 ab noch fortgeschritten ist, dass die Gedanken seiner Politik in diesen Zeiten an Lehen und Beweglichkeit einbüssten, dass Manches an ihm, auch in der auswärtigen Politik, jetzt, wo er nur zu widersprechen und nicht zu handeln hatte, dogmatischer wurde und zur Erstarrung neigte. Der politische Beurteiler mag Nutzen und Nachteil dieser letzten Wirksamkeit des Gewaltigen abwägen und unstreiten. Der Historiker erkennt in allem die Folgerichtigkeit von Bismarcks Art. Es war der Landedelmann, der jetzt erst ganz und gar wieder zum Durchbruch kam, wie in den sozialen Lehren, so zumal in seinem Verhältnis zum Herrscher; der stolze, freie, unbeugsame, der harte und eigenwillige Mann ohne Menschenfurcht und Rücksicht, der seine Meinung auch gegen den Fürsten verteidigt, und hier zudem mit dem tiefen Bewusstsein, den wahren Vorteil der Monarchie vertrete Er. Alle äusseren Widersprüche seiner Haltung von früher und jetzt, alle Fragen, ob er Recht oder Unrecht hatte, werden durch diese innere Notwendigkeit seiner leidenschaftlichen Natur überhört. In manchem konnte er die Warnungen, die er nach 1890 erhob, noch selber weiterhin berücksichtigen finden. Die Welt allerdings, der Kaiser Wilhelm II. angehörte, blieb von der seinen, bei vielen inneren Gemütsanfechtungen, die

wir stärker spüren als er es that, doch durch breite Abweichungen getrennt. Vor allem darin hat Fürst Bismarck auch in den vier Jahren positiv gewirkt, dass er den Deutschen nach wie vor das Wahrzeichen der Einigkeit, der Nation geblieben ist: seine Persönlichkeit, seine Vergangenheit, der Kampf den er weiterkämpfte, bieten ihn stets im Mittelpunkt des nationalen Empfindens. Er wurde brausend gefeiert, zu seinen Reisen von 1892, bei seinem Feste von 1895, er wurde unermesslich geliebt und bewundert, in heiliger Scheu und heisser Treue blickten die Tausende der Wallfahrer auf den Grästen ihres Volkes und ihres Jahrhunderts; er wurde, in aller Einfachheit seines täglichen Lebens, in der Ruhe seines Hauses, in die man hineinschauen durfte, den Deutschen vertrauter, heimischer denn je; er durfte, wie man gesagt hat, bei Lebzeiten die Unsterblichkeit seines Nachruhmes empfinden. Einen Genuss oder auch nur einen Trost hat ihm selber all das schwerlich bereitet, ihm fehlte das schaffende Handeln, und nur Handeln war ihm Beruf und Glück. Er durfte sich sagen, dass er, etwa bei seinem Aufrufe zur nationalen Sammlung wider das Polemum, im Sinne seiner grossen Vergangenheit auch jetzt noch Greifbares erstirbt, und eine moralische Kraft, die sich unablässig behätigt, blieb er für die Andern gewiss. Seine eigene Stimmung aber spiegelt das Buch, das er in den ersten Jahren seiner Einsamkeit seinem Vertrauten diktiert und dann selber durchgearbeitet hat, die „Gedanken und Erinnerungen“: das Vermächtnis seines Greisentums, noch immer voll von gewaltigem Leben, reckenhaft in Zorn und Selbstbehauptung, voll von tiefer reifer Weisheit in hundert seiner Mahnungen, packend und belehrend in so vielen seiner Erzählungen; aber freilich nicht auch für seine Vergangenheit so reich an mancherlei Verschiebungen, wie es jedes Memoirenwerk zu sein pflegt, nicht nur überall, auch im Historischen, von der Rücksicht auf die Gegenwart, auf die Lehren, die er verbreiten will, durchdrungen und bestimmt; nicht nur sehr sorgsam abzuwägen, zu prüfen in seinen Anklagen, seinen Verurteilungen; sondern auch in seinen politischen Lehren eben doch immer an der Strömung und den Gesichtspunkten der vier Jahre orientiert, so dass man nirgends den ganzen Bismarck, wie er wirklich gewesen war, wie er gehandelt und

gedacht hatte, aus dem, was er hier ausspricht, einfach erschliessen darf. Wohl aber ist es die ganze Wucht seines Wesens, die hinter dem Buche sichtbar wird: schroff, mächtig, einseitig, in Weisheit wie in Leidenschaft immer derselbe, der Eine, stärker als alle anderen noch er, der Greis, unerschöpflich reich, voll zugleich und tief erschütternd, ein Schauspiel von heroischer Macht.

Unter ihm wandelte sich die Welt. Neue Gedanken und Bestrebungen eines jüngeren Geschlechts, wirre und zukunftskräftige, wollten sich behätigen; seine eigene Art aber blieb über ihnen mächtig, jener Realismus, den er verkörperte, waltete noch überall unentwurzelt vor, auch wenn man ihn angriff und ihn in Bismarck-hasste. Der „Altreichskanzler“ blieb bis zuletzt, dafür wie für seine weite Schöpfung überhaupt, das lebende und immer weiterwirkende Symbol. Die Epoche der nationalen Idee wird keines finden, das sie so allgemeingültig bezeichnete wie er. Auch wo sie bereits weitergeht, als er gewollt hätte, zur Weltpolitik, beruft sie sich mit gutem Rechte auf ihn: über die Schranken seines eigentlichen Daseins hinaus arbeitet er schöpferisch fort, als der Inbegriff einer Lebensrichtung, in allen zukünftigen Lebenskämpfen seines Volkes gegenwärtig und mitstreitend, zeitlich in sich selber bedingt, aber als Mensch und Staatsmann unsterblich für jede Zukunft, in Eigensart und Geheimnissen seines persönlichen Wesens niemals ganz zu enträtseln, niemals zu vergessen, in seiner Gesamtheit wie Martin Luther einer der Prüfsteine, daran sich die Geister scheiden immerdar.

Was er innerhalb seiner Zeitgenossen unmitttelbar gewesen ist, ist hier verfolgt worden. Das Vorrücken seines Volkes und das Zurücktreten anderer, das innere Uebergewicht seines Preussens, die innere Umwandlung, die politische, materielle und soziale Dehnung, Erhebung, Bereicherung des Goethischen Deutschlands zu dem Deutschland der Gegenwart: all dieses Neue, mit manchem Verluste und vielem Gewinne, für unsere Geschichte gewaltig ohne Gleichen, für die Menschheitsgeschichte des Jahrhunderts von tiefer und breiterer Einwirkung: es ist uns ohne seine mächtige Hand undenkbar und ragt über das Zeitalter hinweg in den eiserne Formen seiner Gestalt.

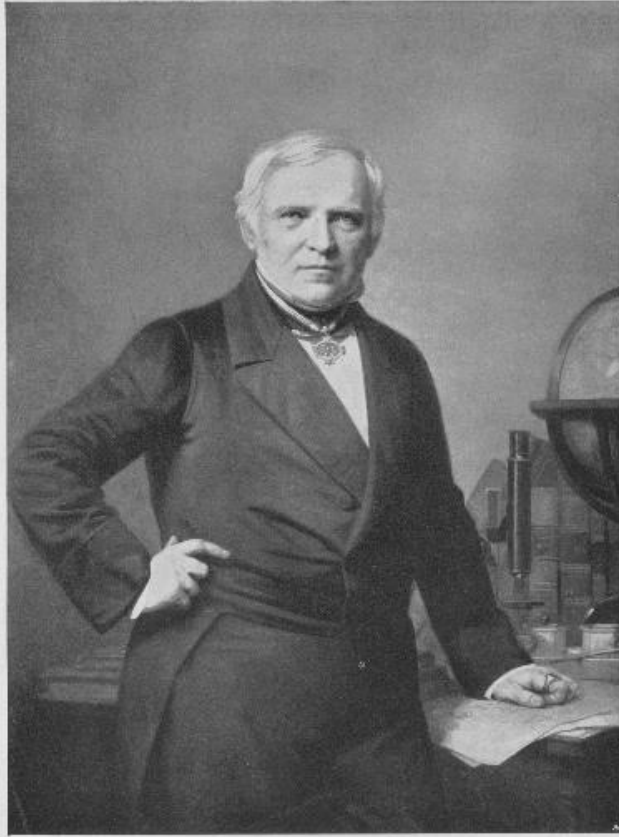
Erich Marcks.



Deutscher Druck von W. Neumann.

H.p.f.540-5,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

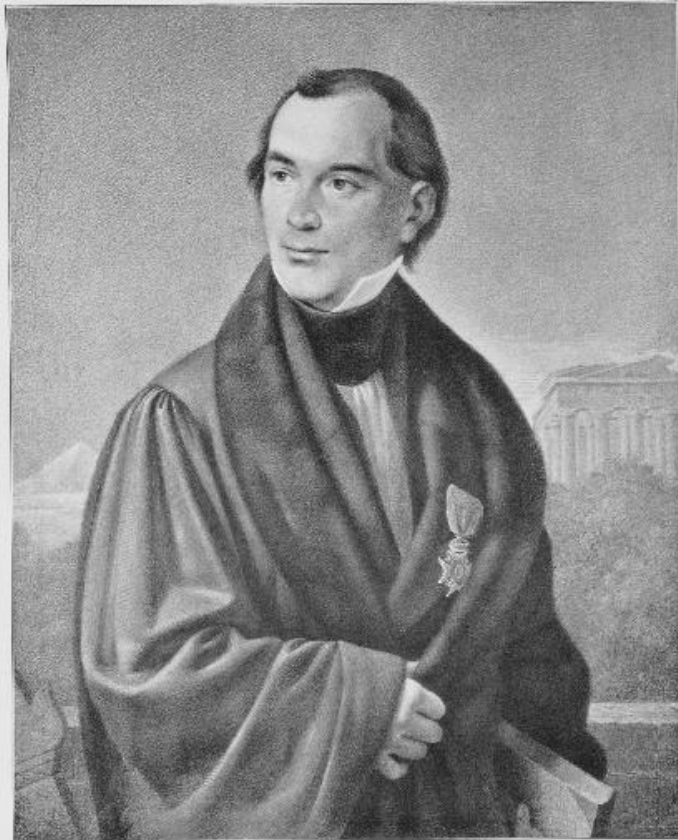


Christian Gottfried Ehrenberg.

(Lehrer von Balduz)

H.p.f.540-5, Abb_0481

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

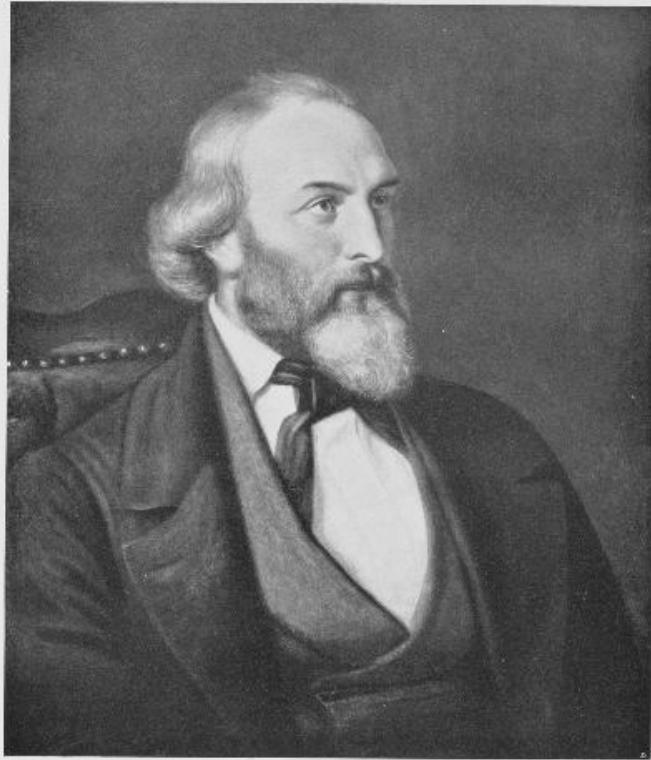


Karl Otfried Müller.

(Nach der Kitzbühler Zeichnung von Lemmle.)

H.p.f.540-5, Abb_0482

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gottfried Kinkel.
(Gemalt von Goethe.)

H.p.f.540-5, Abb_0483

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

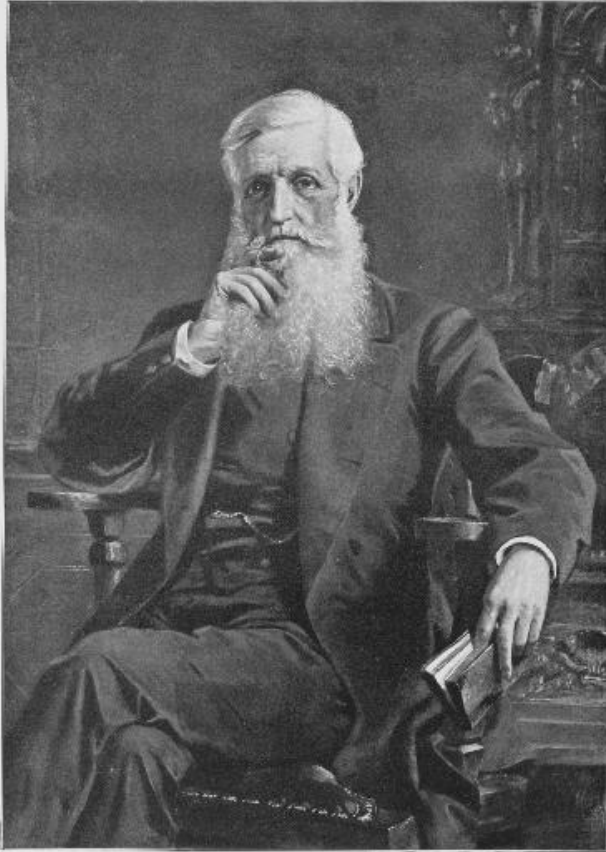


Karl Josias Bunsen.

[Gezeichnet von G. Schwanh., gestochen von H. Behren.]

H.p.f.540-5, Abb_0484

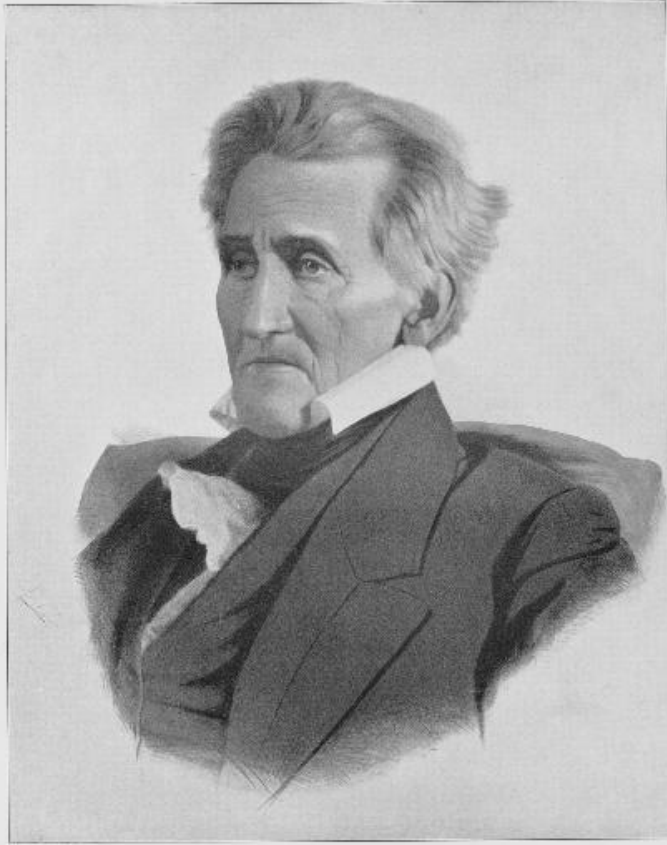
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



George Bancroft.
(Gemalt von Gustav Richter.)

H.p.f.540-5, Abb_0485

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

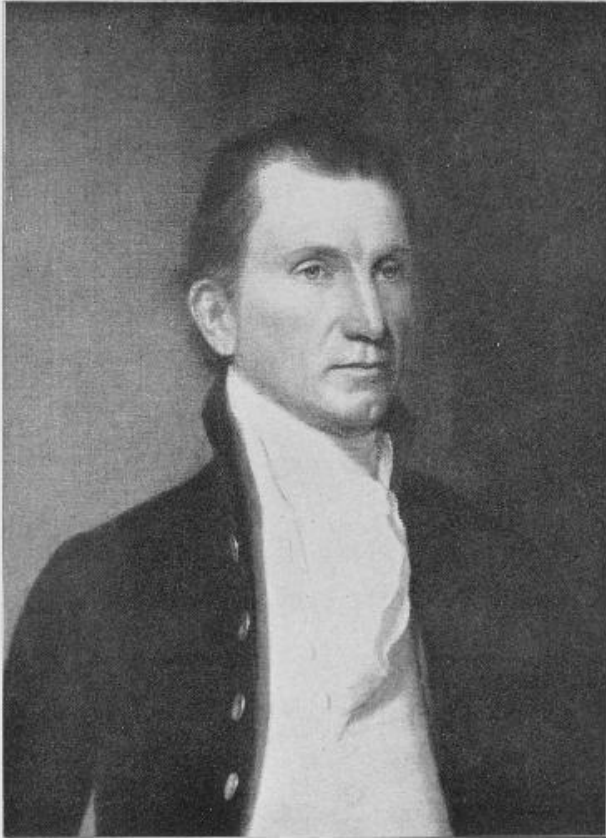


Andrew Jackson.

(Nach einem Daguerestyp. Fillographisch von L. J. 1856.)

H.p.f.540-5, Abb_0486

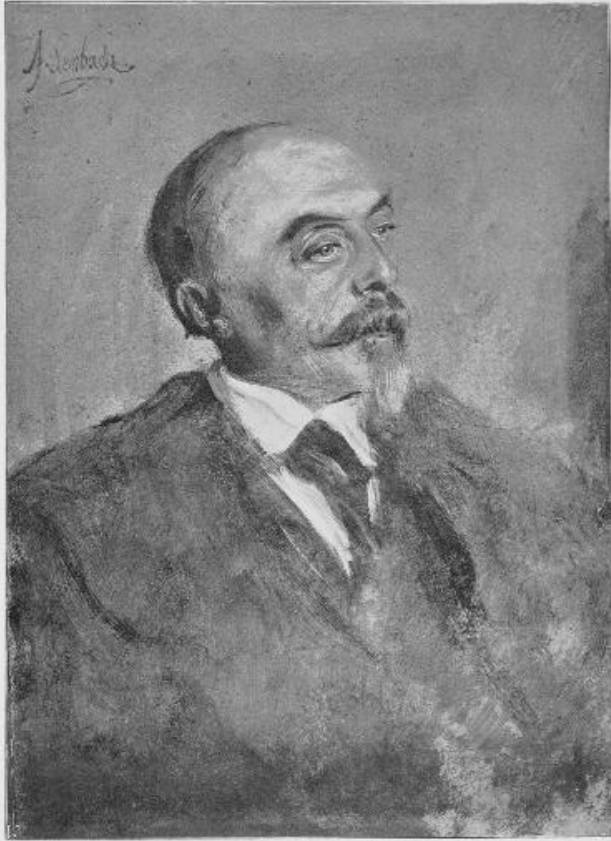
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



James Monroe.
(Gemalt von Verelsteyn.)

H.p.f.540-5, Abb_0487

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hans von Bülow.

(Gemalt von Leubach)

H.p.f.540-5, Abb_0488

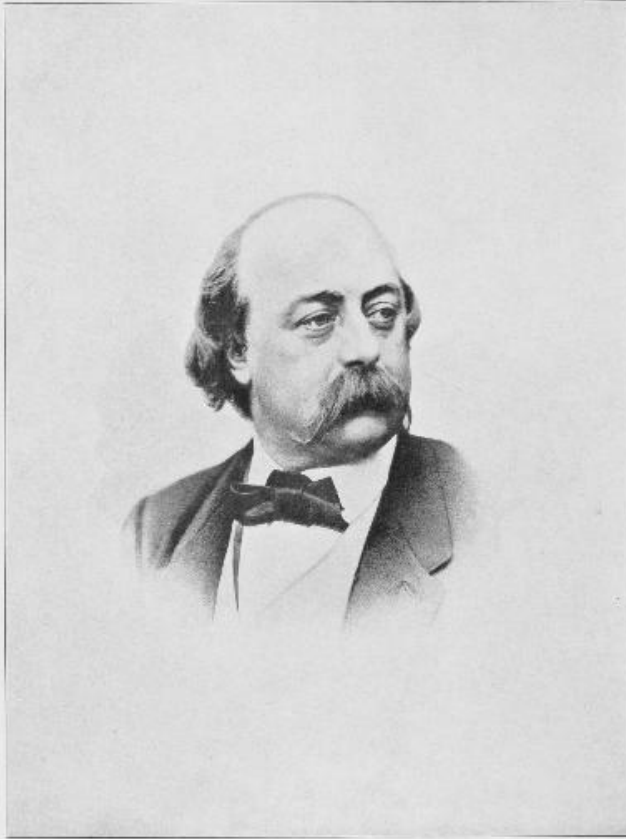
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Camillo di Cavour.
[Nach einer Nannenfahne.]

H.p.f.540-5, Abb_0489

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gustave Flaubert.

(Nach einer Photographie.)

H.p.f.540-5, Abb_0490

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-5, Abb_0491

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-5, Abb_0492

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

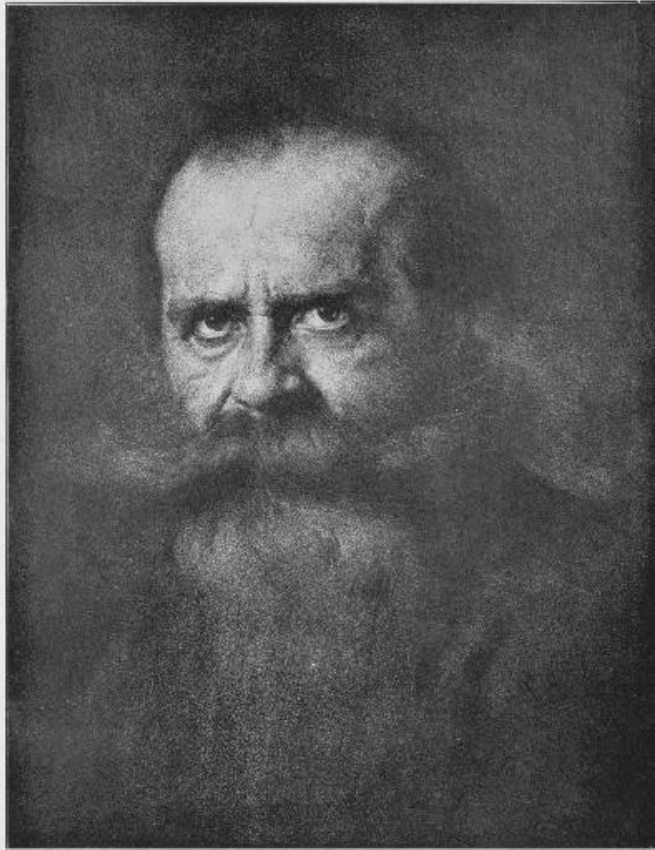


Karl Rudbertus.

(Nach Gatte's Gemälden; Lithographie von Rothardt.)

H.p.f.540-5, Abb_0493

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

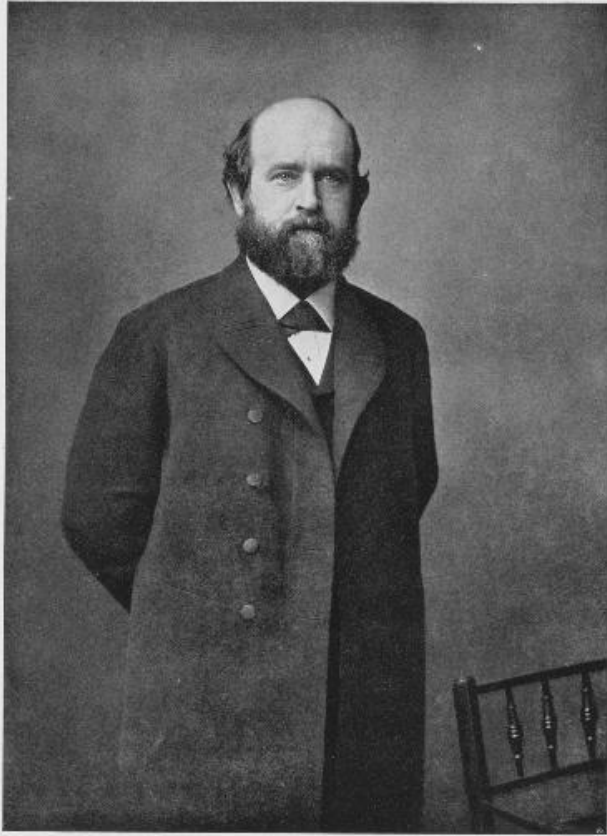


Eduard von Hartmann.

(Nach der Steinzeichnung von Karl Schuch von Hofe.)

H.p.f.540-5, Abb_0494

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Henry George.
(Nahaufnahme von F. H. & Co., London.)

H.p.f.540-5, Abb_0495

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hermann Wissmann.
(Sinnbildm.)

H.p.f.540-5, Abb_0496

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gerhart Hauptmann
(Nach einer Aufnahme)

H.p.f.540-5, Abb_0497

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-5, Abb_0498

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Guy de Maupassant.
(Nach einer Naturstudie.)

H.p.f.540-5, Abb_0499

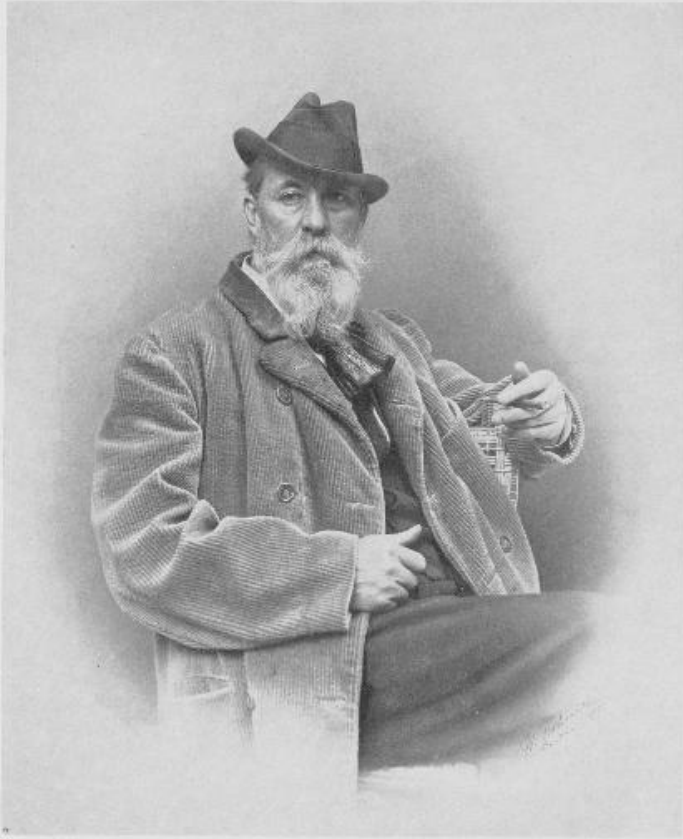
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Giuseppe Giusti.
(Nach dem Bild von C. Barozzi.)

H.p.f.540-5, Abb_0500

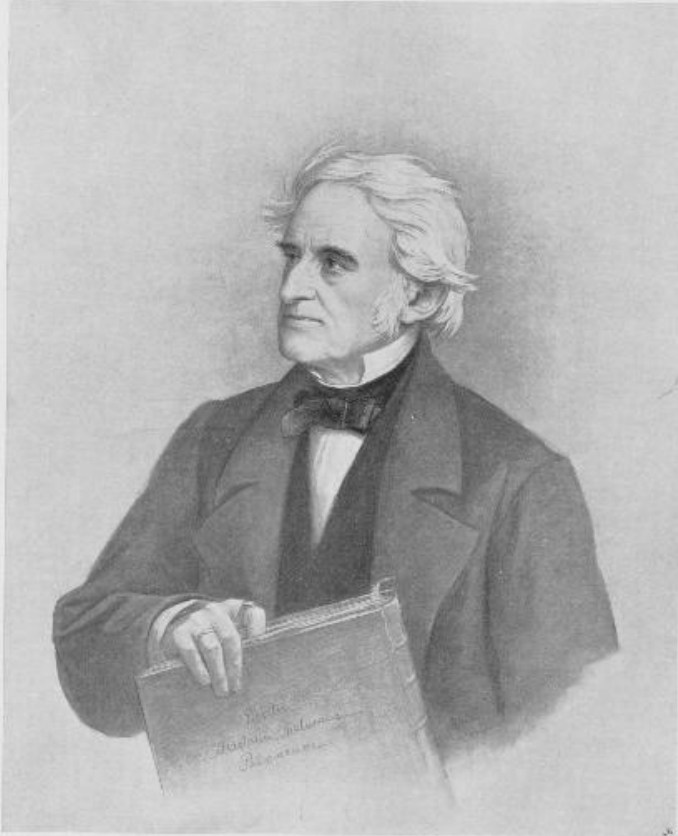
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Reinhold Begas.
(Skulptur von W. Fehner, Berlin)

H.p.f.540-5, Abb_0501

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Carl Friedrich Philipp von Martins.
Gesschnen von Kallbachi.

H.p.f.540-5, Abb_0502

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jacob Moleschott.
Nach einer Photographie.

H.p.f.540-5, Abb_0503

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Fridtjof Nansen.

(Nach einer Aufnahme von Van der Weyde, London W.)

H.p.f.540-5, Abb_0504

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Albrecht Ritschl.
(Nach einer Skulptur von 1863)

H.p.f.540-5, Abb_0505

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Martin Friedrich Rudolph Delbrück.
[NACH einer Skizzenaufnahme von Carl Gaudier, Berlin.]

H.p.f.540-5, Abb_0506

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Joseph Simrock.
(Nach einer Steinmännchen.)

H.p.f.540-5, Abb_0507

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Florence Nightingale.

(Portrait taken at London: Sarcosopia Company.)

H.p.f.540-5, Abb_0508

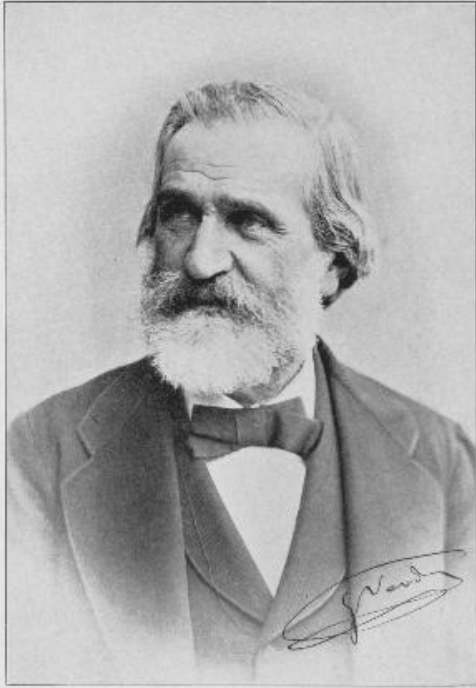
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Michael Jurjewitsch Lermontow.
(Nach der Lithographischen Zeichnung von Gorbunow.)

H.p.f.540-5, Abb_0509

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Giuseppe Verdi.

(Nach einer Naturstudie von Pfund und Perini, Mailand.)

H.p.f.540-5, Abb_0510

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

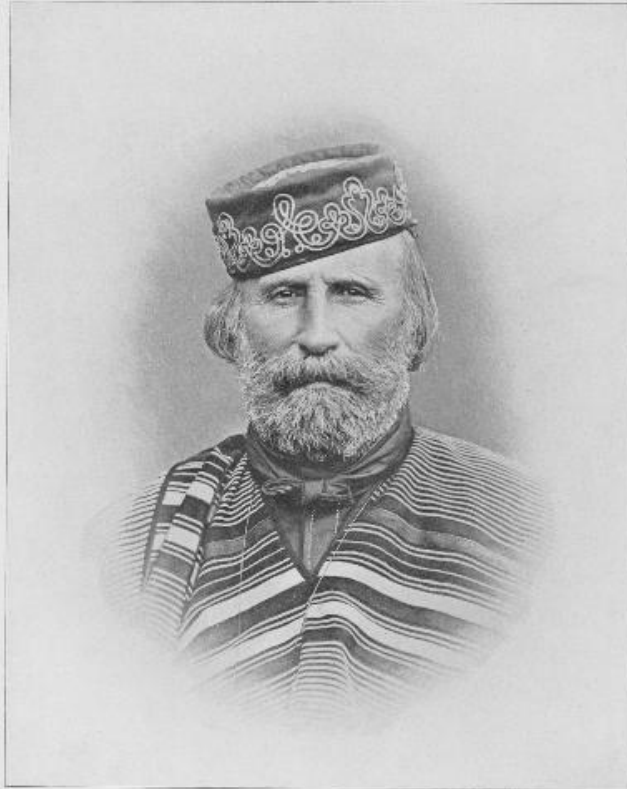


Giuseppe Mazzini.

(Nach einer Photographie von Alinari, Florenz.)

H.p.f.540-5, Abb_0511

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Giuseppe Garibaldi.

(Nach einer Photographie von Alinari, Florenz.)

H.p.f.540-5, Abb_0512

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

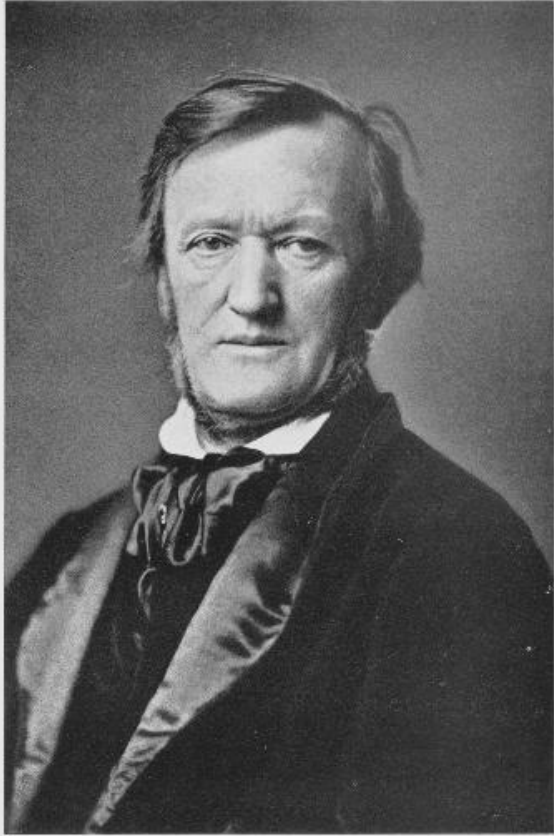


Richard Wagner.

(Nach einer Naturaufgabe von Franz Hanfstaengl, München.)

H.p.f.540-5, Abb_0513

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

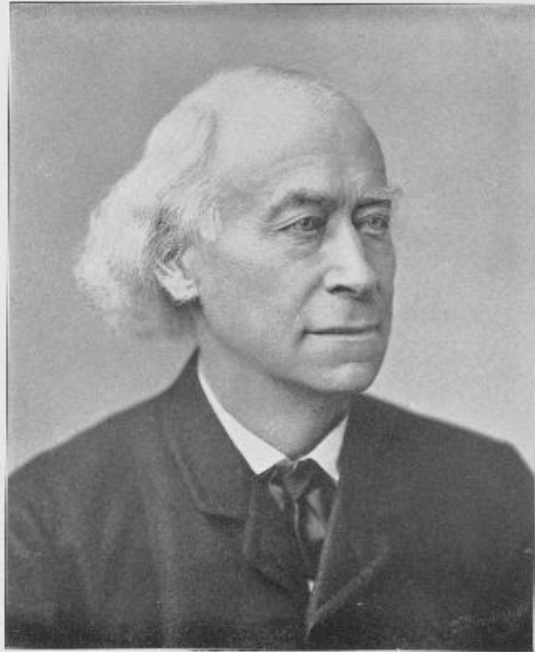


Richard Wagner.

[Nachaufnahme von Franz Lanzberg, München.]

H.p.f.540-5, Abb_0514

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Gerok.

(Nach einer Aufnahme aus Hippolyt'scher Handpresse, Stuttgart.)

H.p.f.540-5, Abb_0515

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Richard Rothe.

(Nach der Lithographie von B. Wiese.)

H.p.f.540-5, Abb_0516

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Marie von Ebner-Eschenbach.

(Naturfotografie von Dr. Sebezy, Wien.)

H.p.f.540-5, Abb_0517

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hermann Burmeister.

(Nach der Lithographie von H. Hoffmann.)

H.p.f.540-5, Abb_0518

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Wilhelm Konrad Röntgen.

(Naturaufnahme von Prof. E. Hufschmidt, Hofphotograph, Frankfurt a. M.)

H.p.f.540-5, Abb_0519

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Alfred Nobel.

(Photographie von Gustav Gerning, Stockholm.)

H.p.f.540-5, Abb_0520

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Heine.

(Nach dem Gemälde von Moritz Oppenheim, Lithographiert von Heine.)

H.p.f.540-5, Abb_0521

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich August Wolf.

(Geschichte und Lithographie von L. Wolf 1825.)

H.p.f.540-5, Abb_0522

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Søren Kierkegaard.

Kierkegaard: von N. C. Kierkegaard.

H.p.f.540-5, Abb_0523

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



August Strindberg.

(Nach einer Photographie von Geor. Anderson, Stockholm.)

H.p.f.540-5, Abb_0524

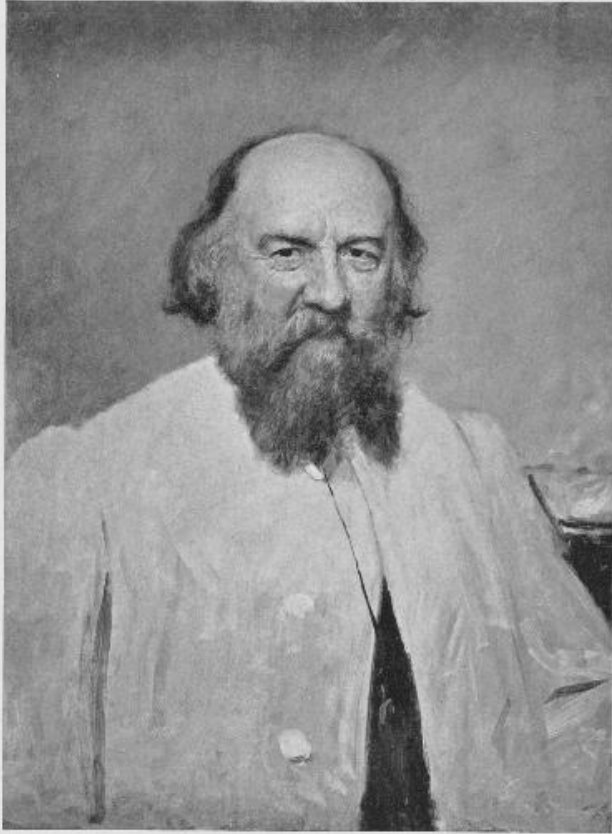
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Edvard Grieg.
[Gemalt von Fritz Weissenhoff.]

H.p.f.540-5, Abb_0525

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Johannes Schilling.
(Zeichn. von Paul Kussling.)

H.p.f.540-5, Abb_0526

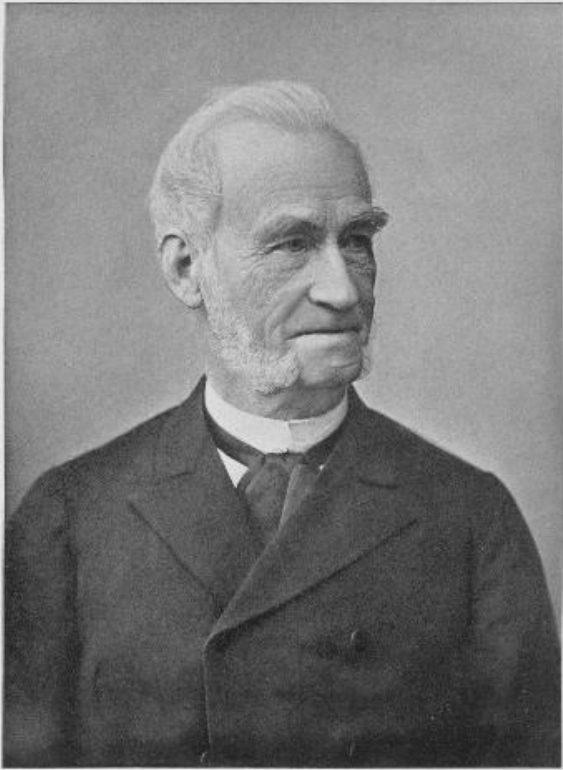
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolf Gneist.
(Kunztafel aus W. Heber, Schrift.)

H.p.f.540-5, Abb_0527

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

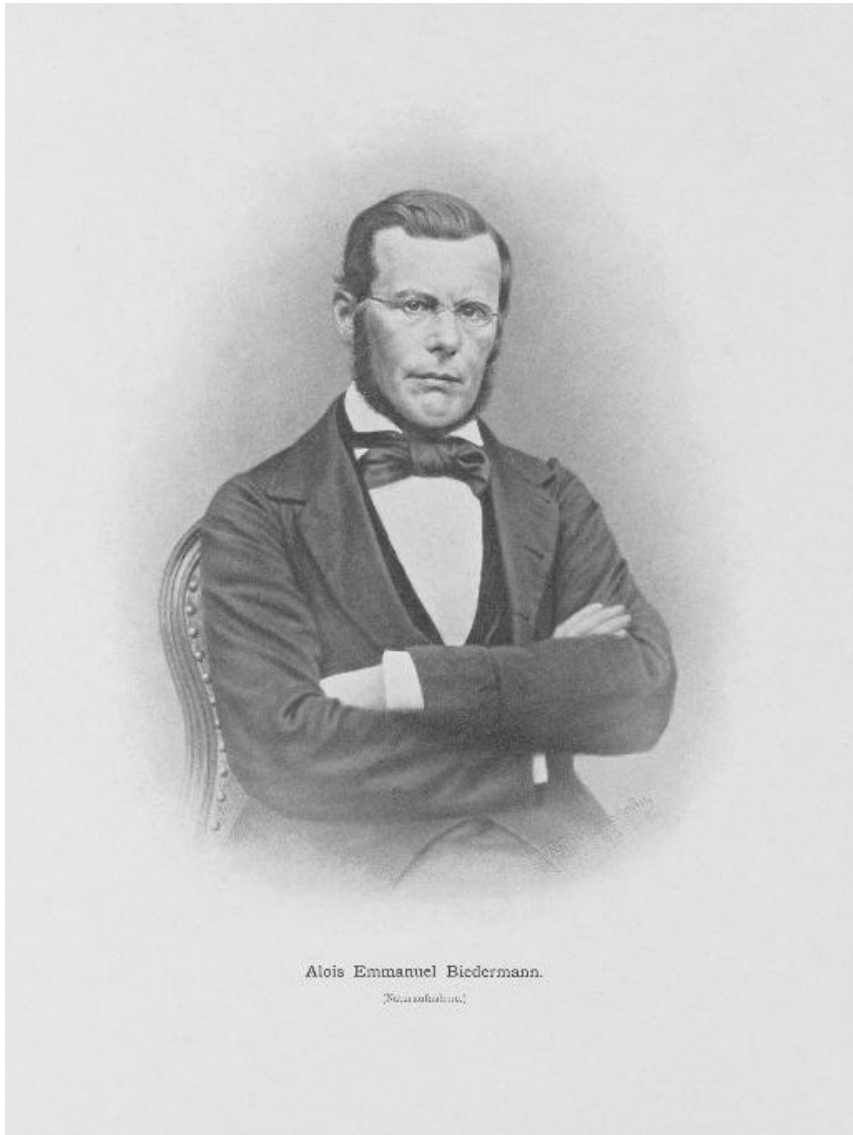


Bernhard Windscheid.

(Reproduction after Georg Meissner, Leipzig.)

H.p.f.540-5, Abb_0528

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-5, Abb_0529

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Christoph Sigwart.

(Nacraufnahme.)

H.p.f.540-5, Abb_0530

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Luise Otto-Peters.
(Nach Hoffmann'schen Lithogr.)

H.p.f.540-5, Abb_0531

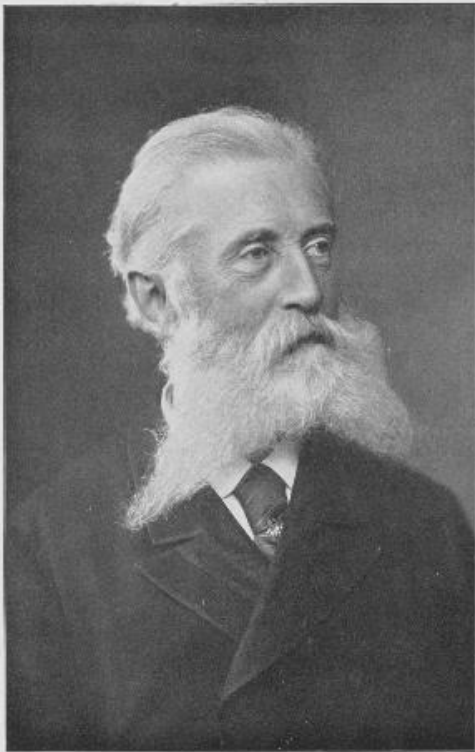
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ludwig Traube.
(Naturhistoriker.)

H.p.f.540-5, Abb_0532

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Esmarch.

(Nachmalung von J. G. Schwarzscher, Holzschnitt, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0533

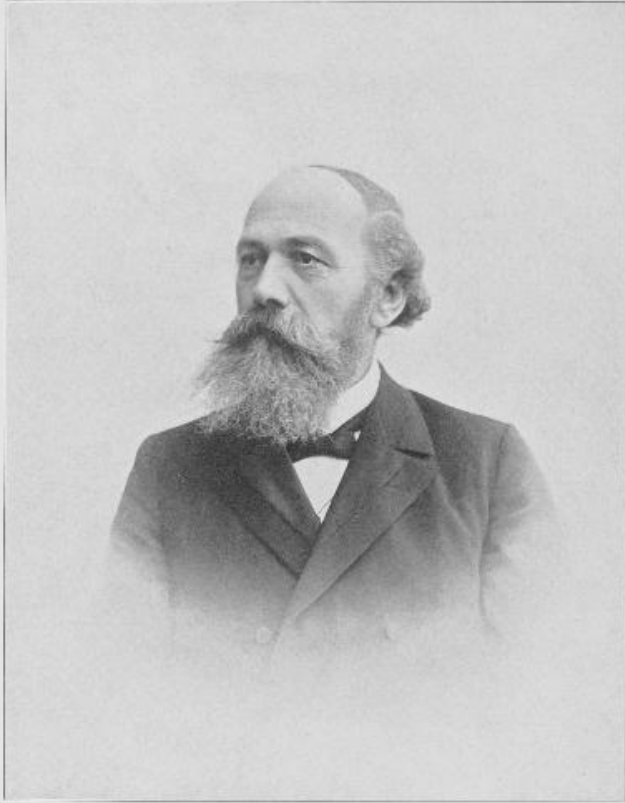
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Gegenbaur.
(Nennzahlenserie 206 166, Schaller, Hainburg.)

H.p.f.540-5, Abb_0534

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto Intze.

(Nach einer Photographie von M^{rs}. Cassata, Aachen.)

H.p.f.540-5, Abb_0535

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles George Gordon.

Photographie von Grubbey Gault & Co., Southampton.

H.p.f.540-5, Abb_0536

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

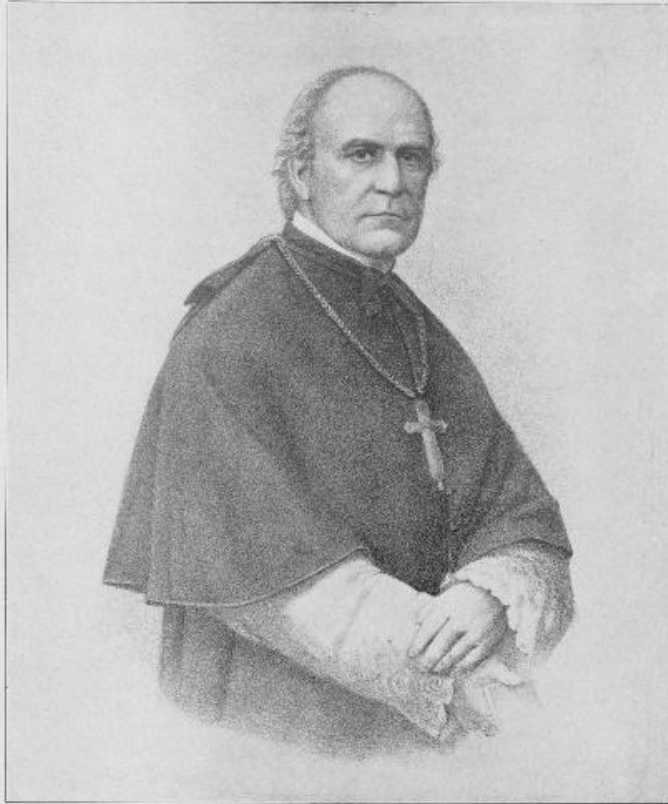


Friedrich Christian Adolf von Motz.

(Gemalt von Franz Krüger, lith. von Genll.)

H.p.f.540-5, Abb_0537

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler.
(Nach einer Lithographie.)

H.p.f.540-5, Abb_0538

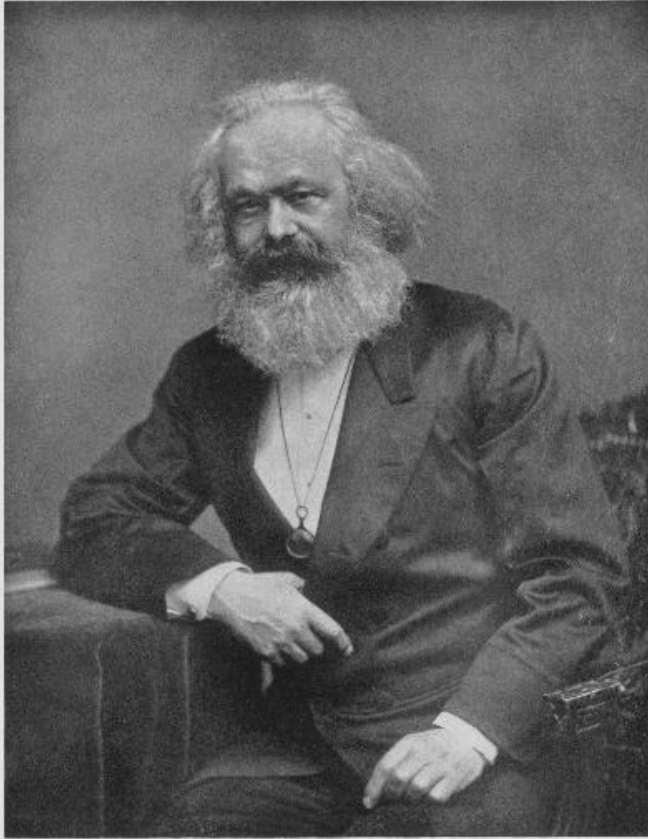
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ferdinand Lassalle.
(Nach einer Naturstudie.)

H.p.f.540-5, Abb_0539

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Marx.

[Nach einer Negativform von Thiers & Fabler, Leipzig.]

H.p.f.540-5, Abb_0540

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Emile Zola.

(Nach einer Photographie von Nadar, Paris.)

H.p.f.540-5, Abb_0541

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Victorien Sardou.

(Nach einer Photographie von P. B. B. B.)

H.p.f.540-5, Abb_0542

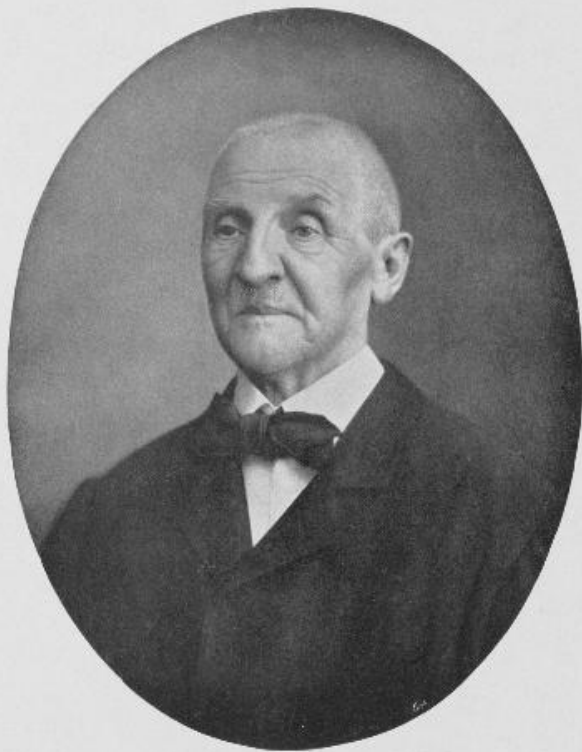
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Christopher Hansteen.
(Nach der Lithographie von Hnd. Vestboerup.)

H.p.f.540-5, Abb_0543

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

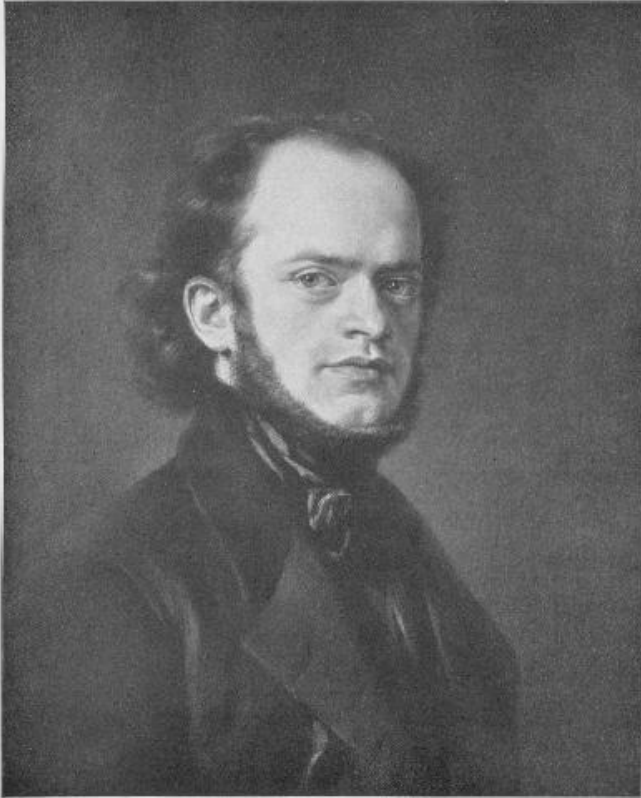


Anton Bruckner.

[Nach einer Neuauflage von J. Löwy, Wien.]

H.p.f.540-5, Abb_0544

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Adolph Menzel.
(Vogel von Eduard Mager 1841)

H.p.f.540-5, Abb_0545

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Adolph Menzel.

(Nachaufnahme 1873 von C. Reusch, Heliograph, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0546

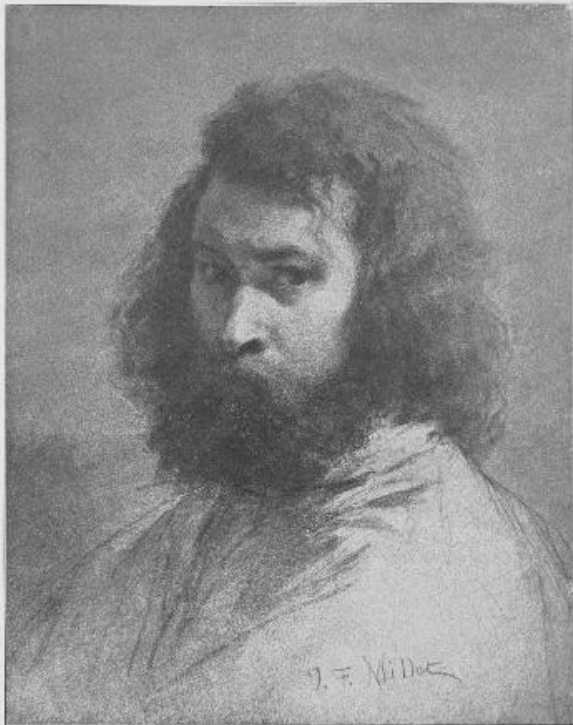
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Wilhelm Leibl
[Nach einer Naturstudie]

H.p.f.540-5, Abb_0547

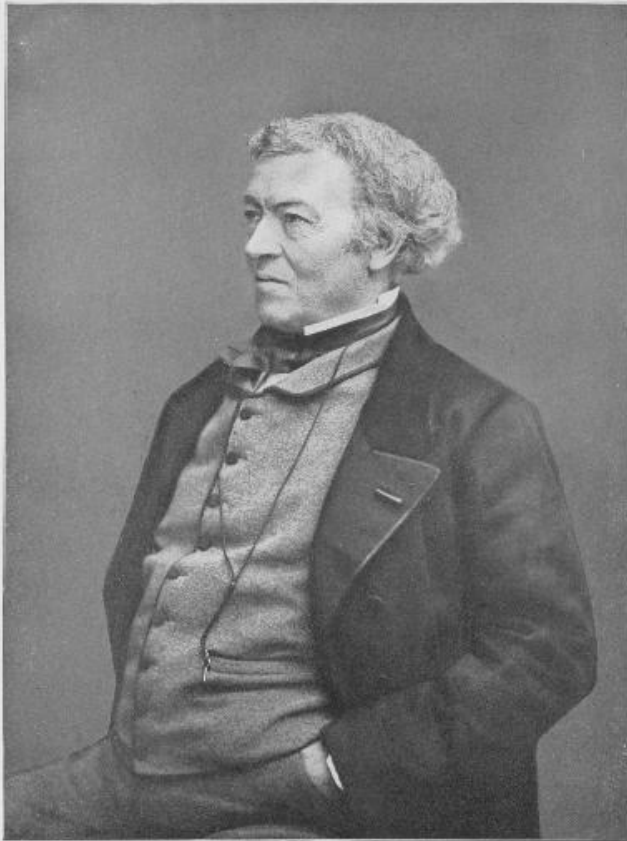
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jean-François Millet.
Hieselchuet mit dem Kolben.

H.p.f.540-5, Abb_0548

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Camille Corot.

(Nach einer Naturstudie von Baron. Paris.)

H.p.f.540-5, Abb_0549

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Nikolai Michailowitsch Prschewalsky.
(Nach einer Aufzeichnung von W. Grosse, St. Petersburg.)

H.p.f.540-5, Abb_0550

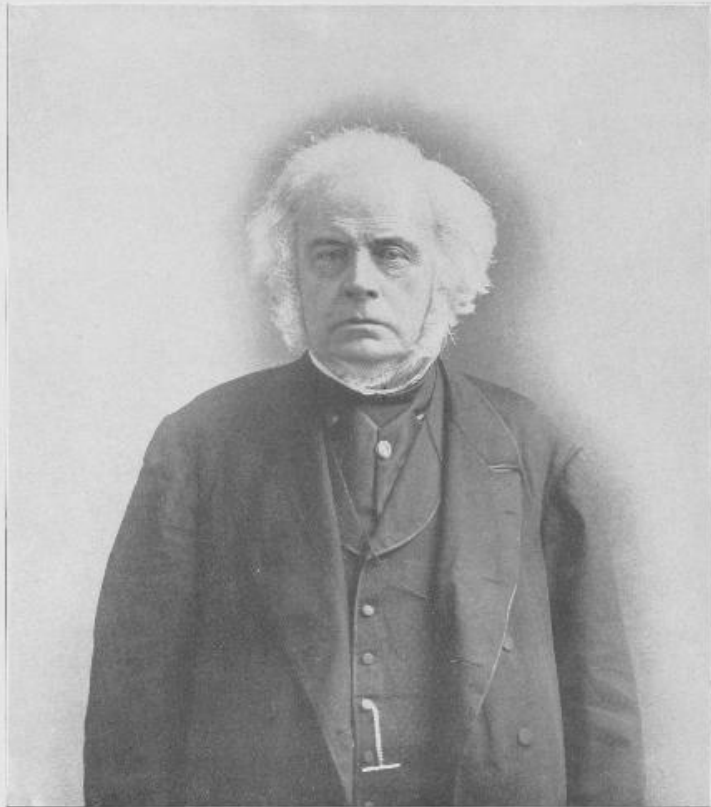
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Sonja Kovalevsky.
(Sieh unter Kowalewsky.)

H.p.f.540-5, Abb_0551

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

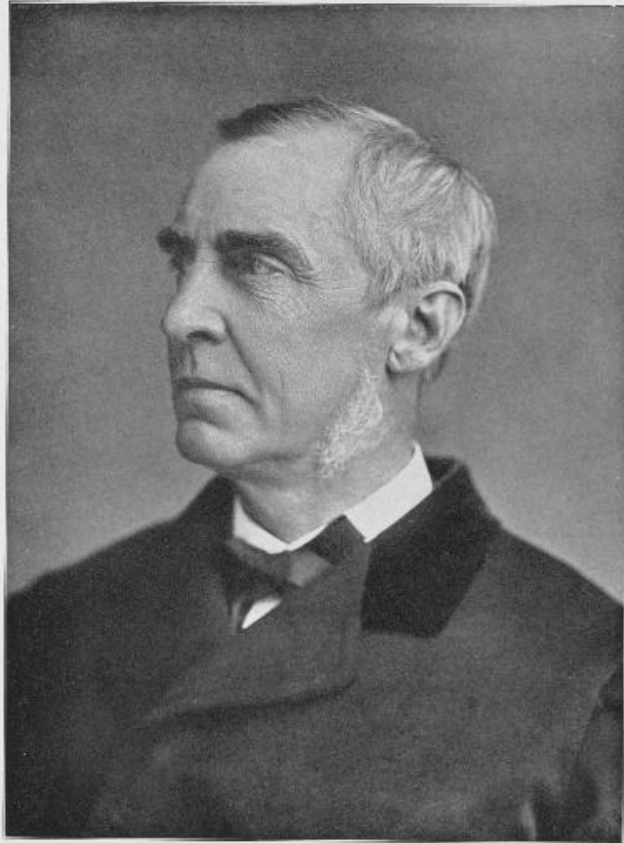


John Bright.

(Nach einer Negativplatte von Elliot & Fry, London.)

H.p.f.540-5, Abb_0552

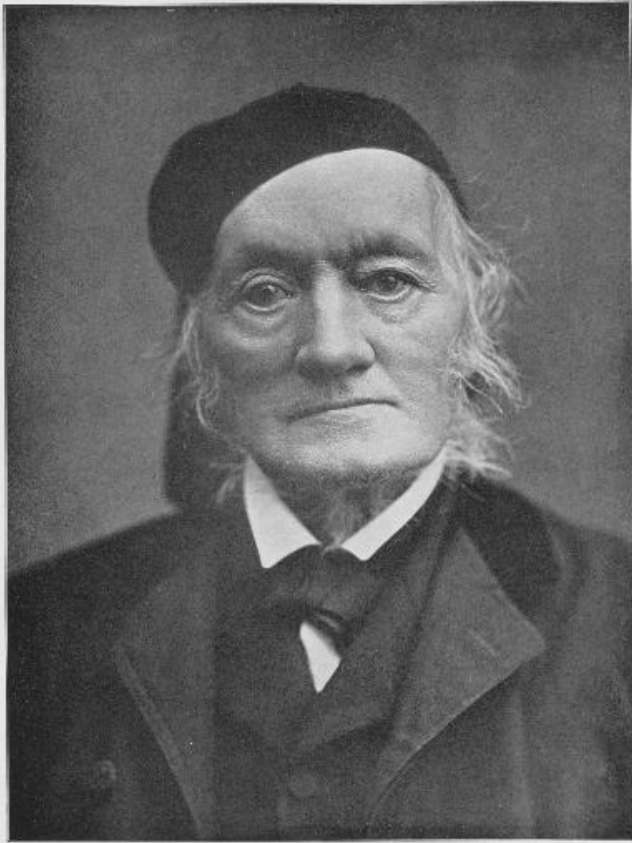
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



James Anthony Froude.
(Portrait by Sir F. Fry, London.)

H.p.f.540-5, Abb_0553

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Richard Owen.
(Neuanframe von Rice & Fry, London.)

H.p.f.540-5, Abb_0554

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Cyrus West Field.
(Nach einer Lithographie von J. Cowell.)

H.p.f.540-5, Abb_0555

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Claude Henri de Saint-Simon.

(Nach einem Bild von Veret.)

H.p.f.540-5, Abb_0556

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Bernhard Riemann.

[Nach einem Stich von Weyge.]

H.p.f.540-5, Abb_0557

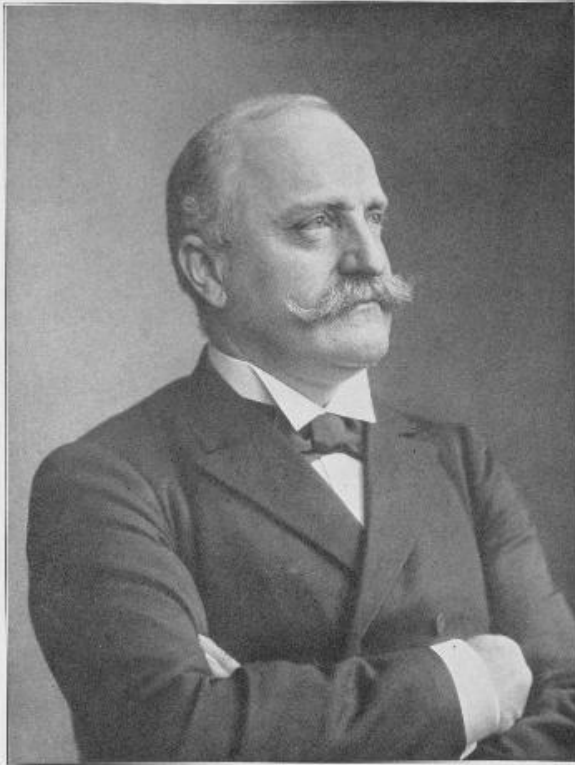
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolf Clausius.
(Nach einer Photographie.)

H.p.f.540-5, Abb_0558

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Christoph Moritz von Egidy.

(Nach einer Photographie von Lieberow & Pätzsch, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0559

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

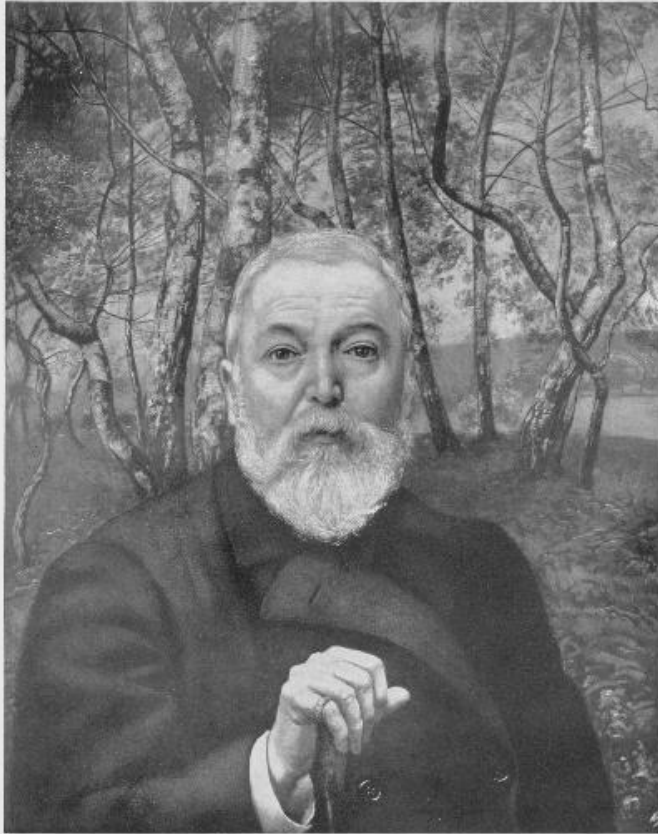


Peter Rosegger.

(Kameramann von Carl Pöschel, Hofburggasse, Triest.)

H.p.f.540-5, Abb_0560

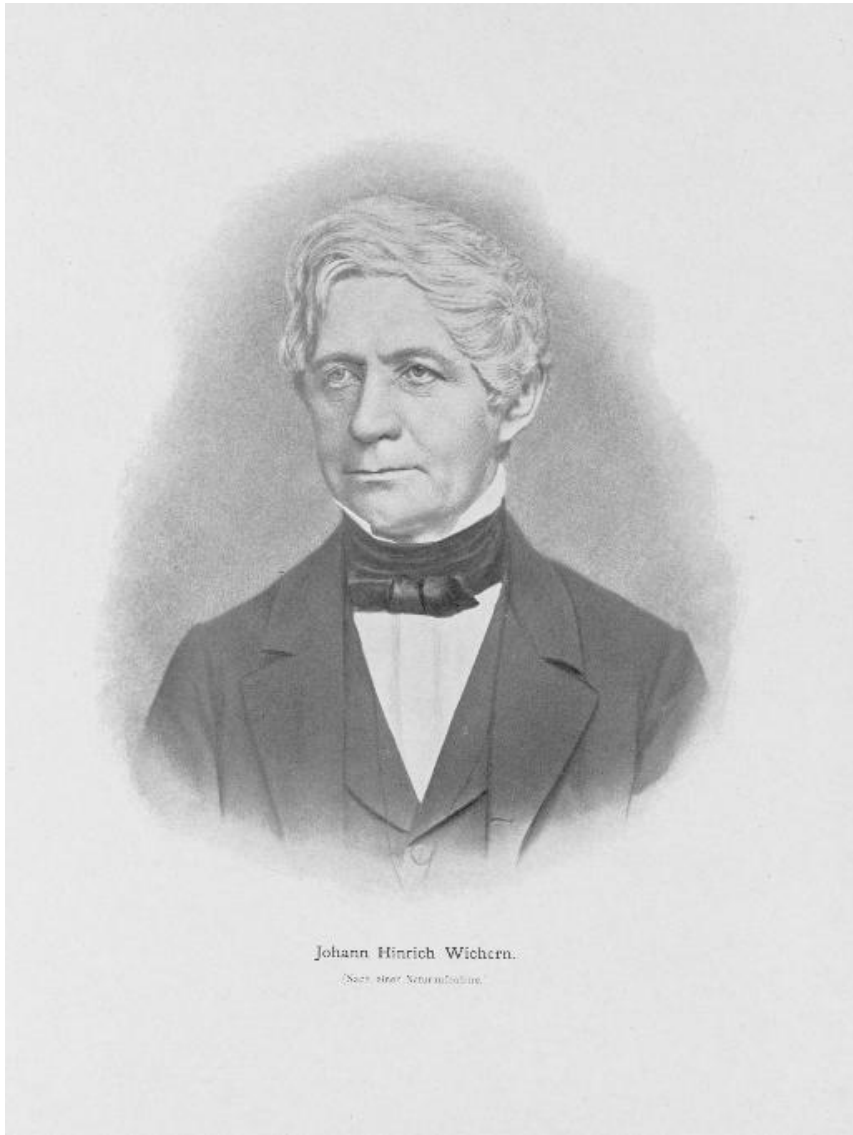
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hans Thoma.
(Selbstbildnis)

H.p.f.540-5, Abb_0561

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-5, Abb_0562

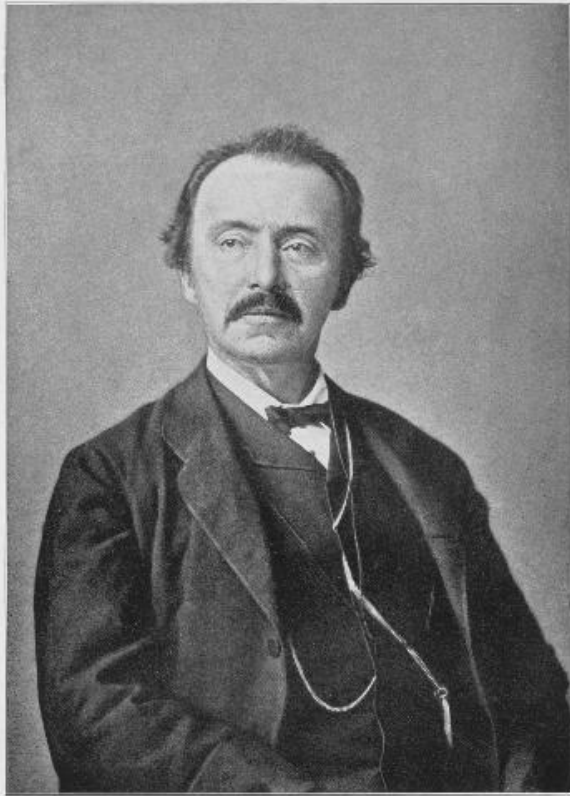
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Wilhelm Ritschl.
(Nicht statt Ritzschhofe.)

H.p.f.540-5, Abb_0563

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Schliemann.
(Nach einer Naturmalerei.)

H.p.f.540-5, Abb_0564

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Wilhelm Liebknecht.

(Naturstudie von Fildau und Göbel, Leipzig)

H.p.f.540-5, Abb_0565

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

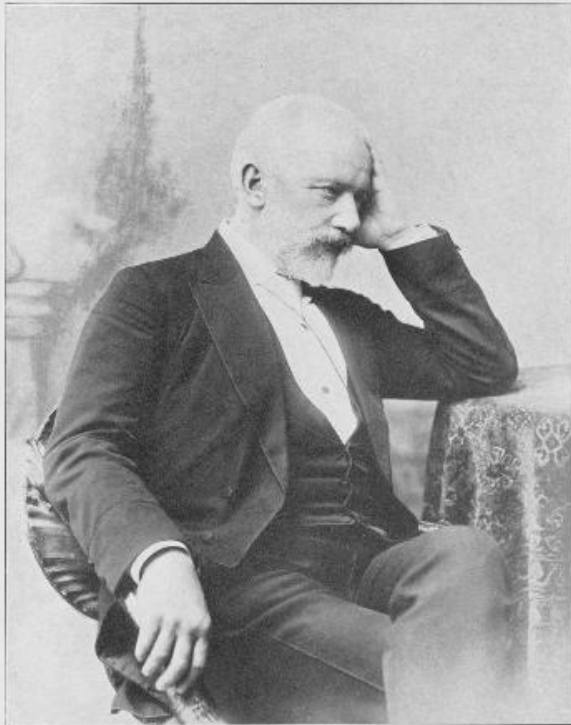


Max Liebermann.

Sitzaufnahme von N. Peschke, Hochzeitphot. Leipzig.

H.p.f.540-5, Abb_0566

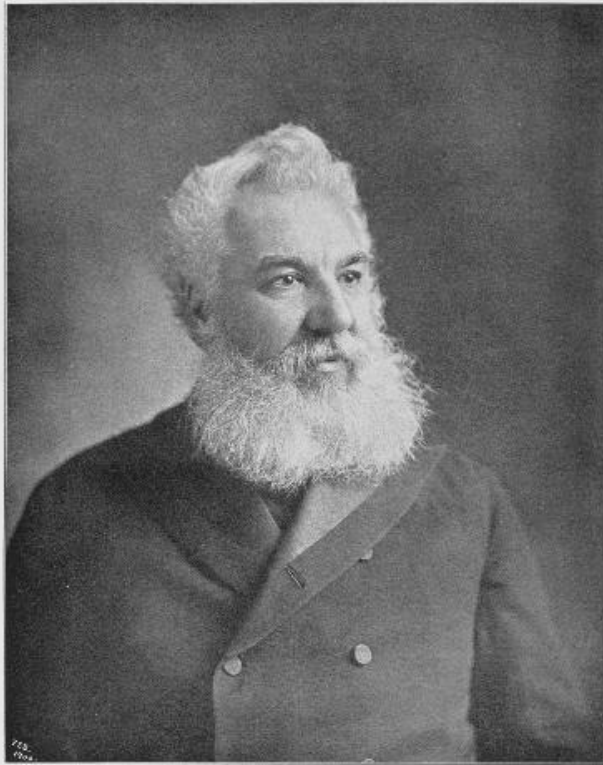
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Peter Iljitsch Tschaikowsky.
(Nach einer Nizzaaufnahme.)

H.p.f.540-5, Abb_0567

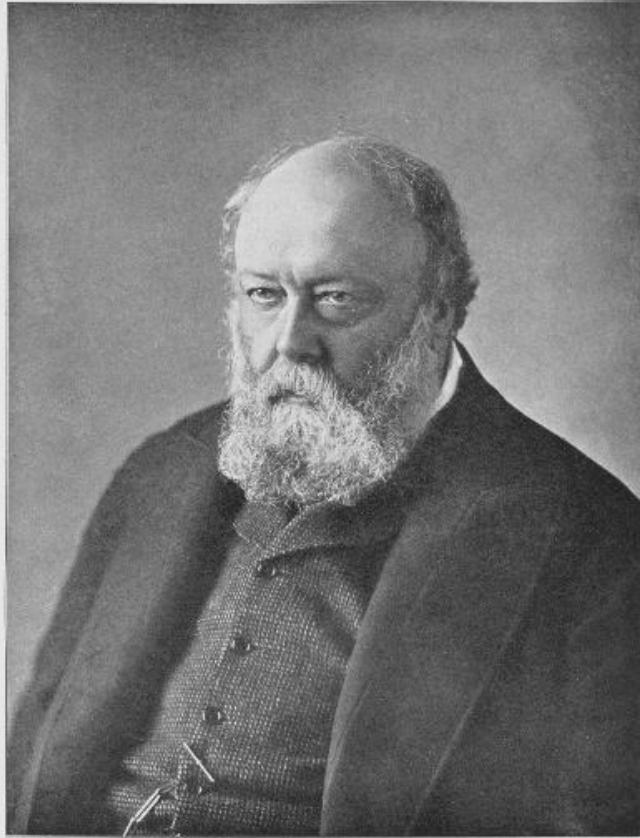
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Alexander Graham Bell.
(Nach einer Naturstudie.)

H.p.f.540-5, Abb_0568

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

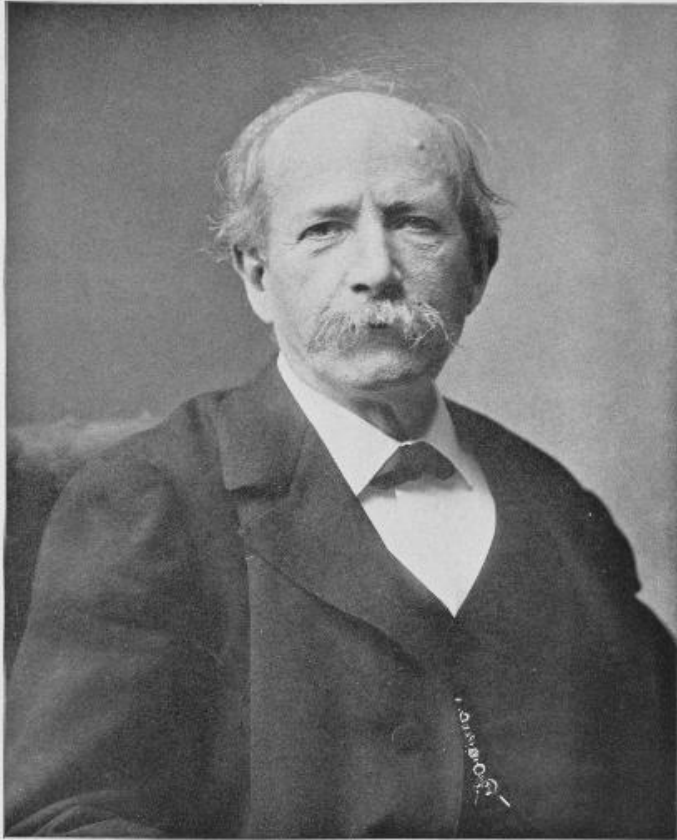


Robert Arthur Talbot Gascoigne Cecil Marquis of Salisbury.

(Angezeichnet von Elliot & Fry, London.)

H.p.f.540-5, Abb_0569

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Pierre Eugène Marcelin Berthelot.

(Nach einer Naturzeichnung von Pierre Petit, Paris.)

H.p.f.540-5, Abb_0570

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Christian Diez.

(Nach einer Naturstudie.)

H.p.f.540-5, Abb_0571

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Paul Gottfried Linde.

Nach einer Aufnahme von Friedr. Müller, Heliograph. München.

H.p.f.540-5, Abb_0572

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

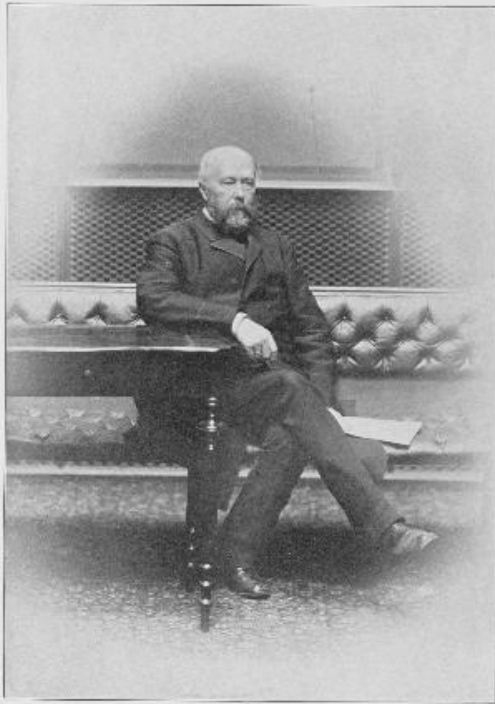


Eugen Richter.

(Nachaufnahme von Joh. Braun, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0573

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolf von Bennigsen.

(Nach einer Naturaufnahme von Jul. Kraatz, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0574

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

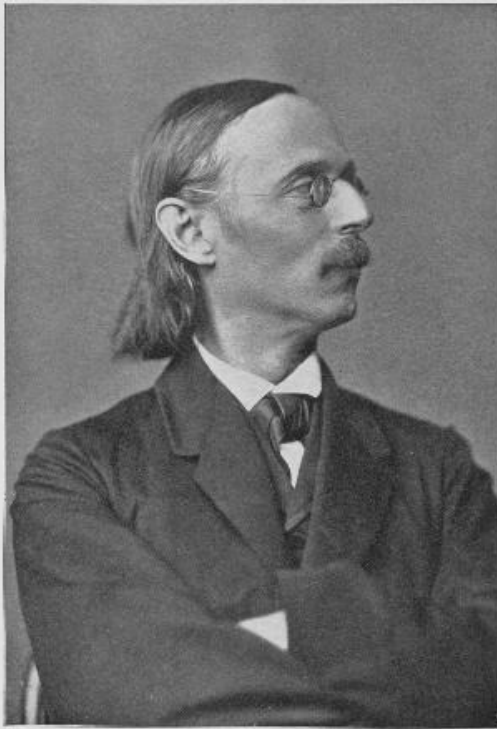


Anton von Werner.

(Minutenstudie von W. Fechner, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0575

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

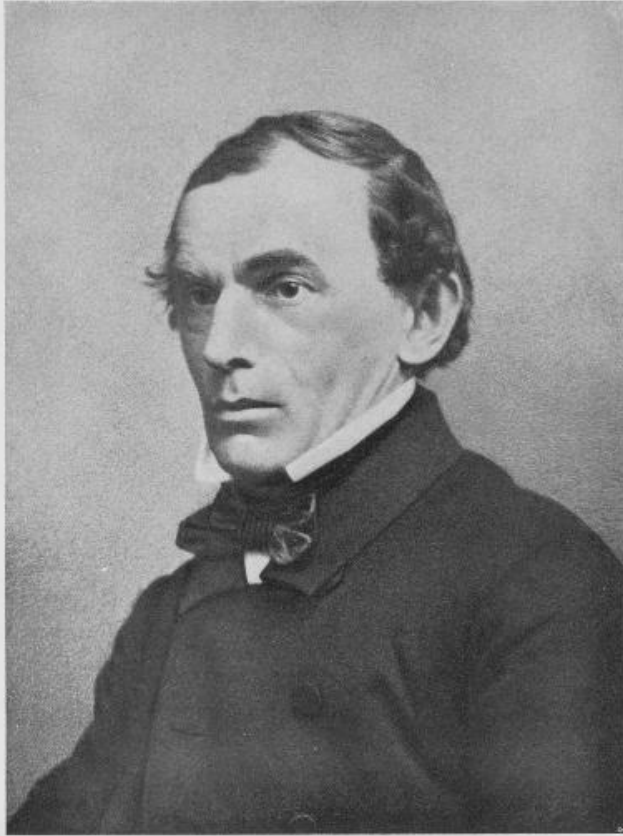


Peter Cornelius.

(Nach einer Photographie der Vereinigten Kunstverleger A.G., München.)

H.p.f.540-5, Abb_0576

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolf Hermann Lotze.

(Nach einer Photographie von Deuland-Perri, Göttingen 1870.)

H.p.f.540-5, Abb_0577

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Bruun.
(Nicht ganz Naturgemäss.)

H.p.f.540-5, Abb_0578

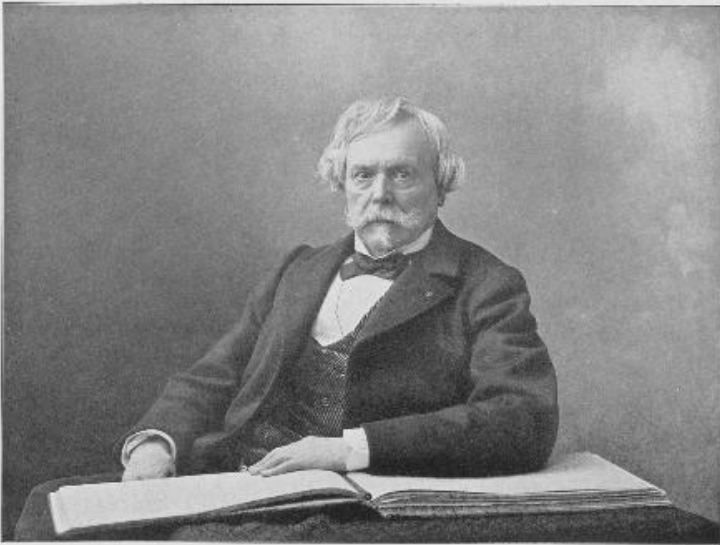
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Victor Hehn.
(Sitzl. Bild: N. H. Hehn.)

H.p.f.540-5, Abb_0579

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Edmond de Goncourt.
(Naturzeichnunc v. d. Nadar, Paris.)

H.p.f.540-5, Abb_0580

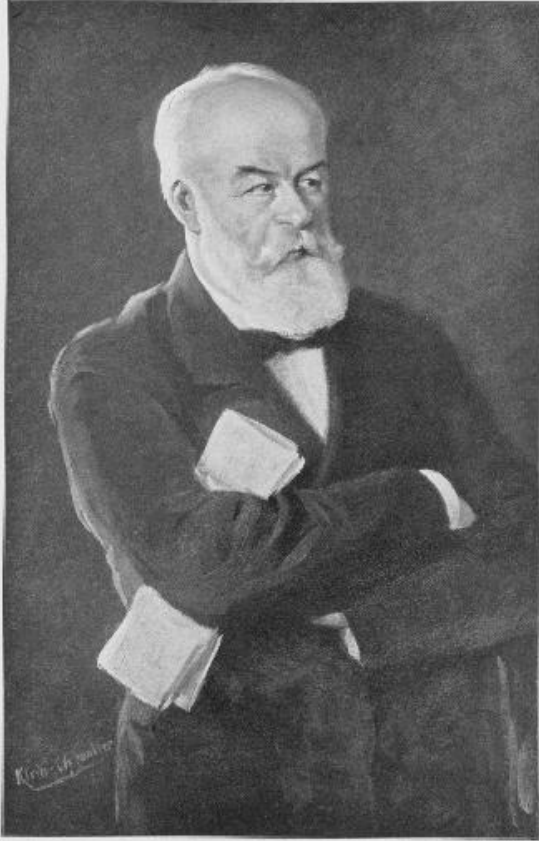
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Augustin Louis Cauchy.
(Gemalt von J. Keller, lith. von Schrandt.)

H.p.f.540-5, Abb_0581

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gustav Schmoller.
(Gemalt von Klein-Chewitzer)

H.p.f.540-5, Abb_0582

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Max von Forckenbeck.

(Nach einer Naturaufnahme von L. Seitz & Fricke, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0583

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Max Klinger.

(Kunstakademie von X. Perle, Holzschnitt, Leipzig.)

H.p.f.540-5, Abb_0584

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Nietzsche.
Nach einer Photographie.

H.p.f.540-5, Abb_0585

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Paul Bourget

(Nach einer Aufnahme von Perrier, Paris.)

H.p.f.540-5, Abb_0586

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Francis Bret Hart.

(Nitzschzeichnung von W. & D. Downey, London.)

H.p.f.540-5, Abb_0587

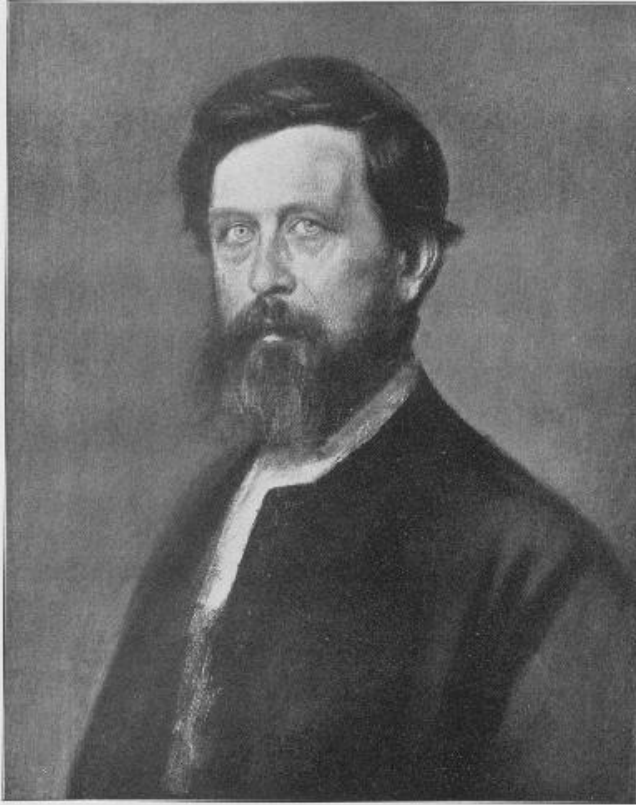
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jens Peter Jacobsen.
(Nicht seiner Facar Aufnahme.)

H.p.f.540-5, Abb_0588

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Arnold Böcklin.
(Gemalt von Lenbach.)

H.p.f.540-5, Abb_0589

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Arnold Böcklin.
(Gemalt von Laskodi.)

H.p.f.540-5, Abb_0590

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

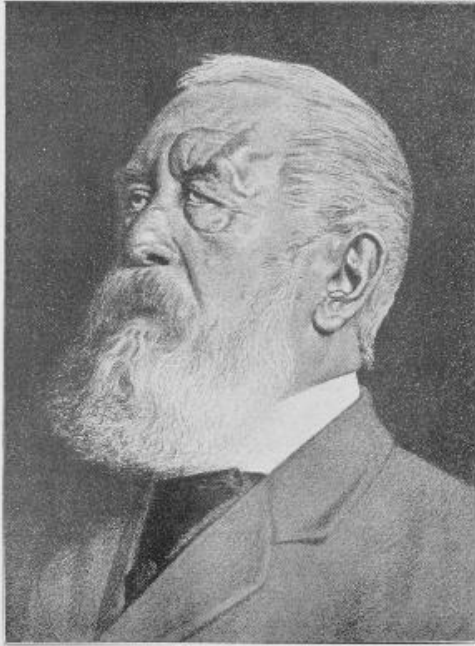


Arnold Böcklin.

(Kopierabnahme von Looscher & Pöschel, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0591

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Arnold Böcklin.

(Nach der Original-Lithographie von S. Leubner, Zürich.)

H.p.f.540-5, Abb_0592

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.

(Naturmalerei von Joh. Schiller, v. Z. als Pinakotage in Frankfurt a. M.)

H.p.f.540-5, Abb_0593

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.

(Kleinbildnisse von Lisack & Pesch, Hofphotograph, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0594

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.

(Sitzbildnis von L. Roscher & Petzsch, Hofphotograph, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0595

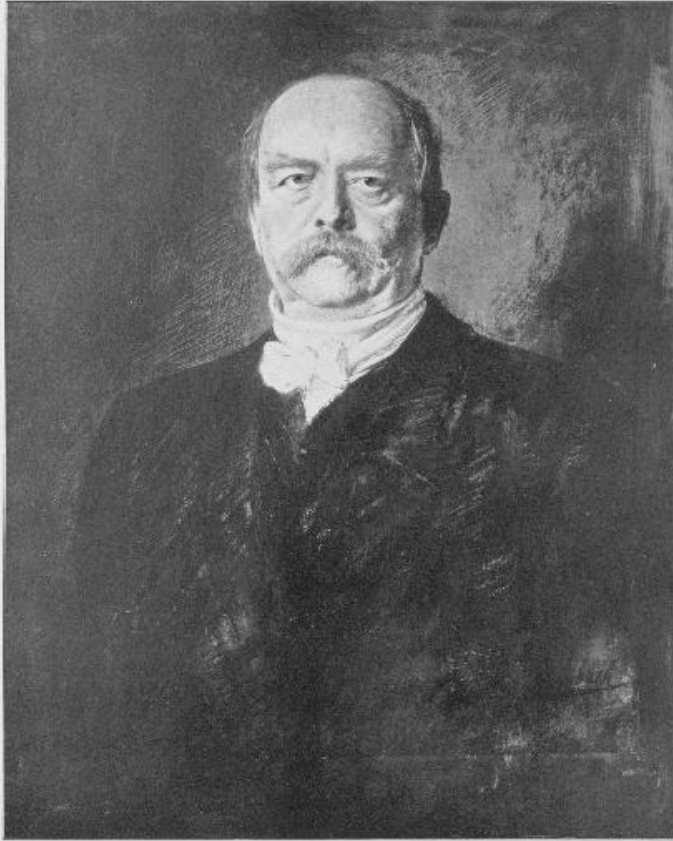
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck,
(Nahaufnahme von Loebler & Posch, Hofphotograph, 1871)

H.p.f.540-5, Abb_0596

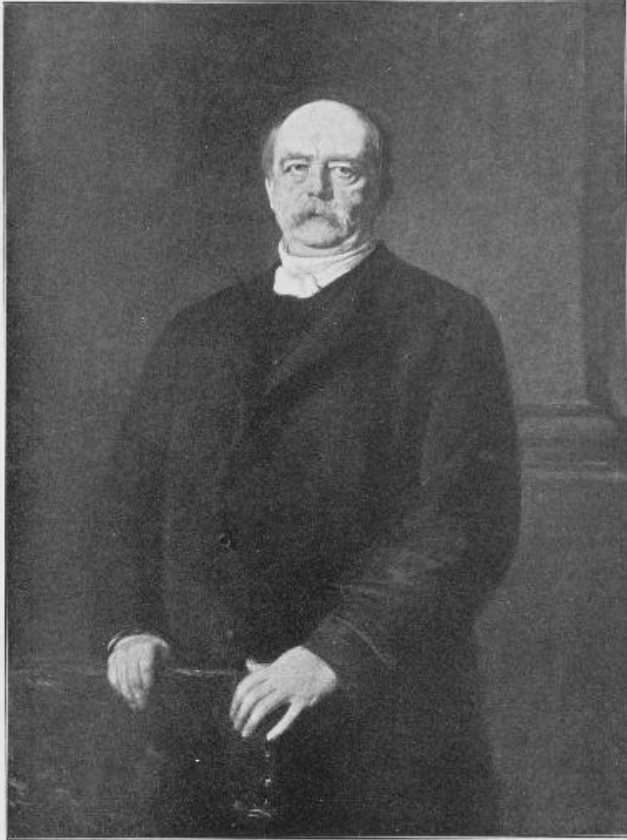
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.
[Gemalt von Lenboda.]

H.p.f.540-5, Abb_0597

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.

(Goull. von Leitzner.)

H.p.f.540-5, Abb_0598

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.

(Narzissbucher 1859, von Fr. Braun, Berlin.)

H.p.f.540-5, Abb_0599

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto von Bismarck.

(Gemalt von Lessing.)

H.p.f.540-5, Abb_0600

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg